

67717/5

# Festschrift

zum 70. Geburtstag von

# Hans Seger

Breslau

Selbstverlag des Schlesischen Altertumsvereins

1934

1962x



*Hans Seger*

# Hans Seger

zu seinem 70. Geburtstage am 28. August 1934

gewidmet vom

Schlesischen Altertumsverein

Breslau



# 4211 d 1

491/58

4044. Band 5. 1934  
II

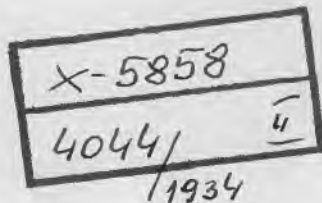
Gedruckt mit Unterstützung

des Preussischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung,  
der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft,  
der Provinzialverwaltung Niederschlesien  
und der Stadtverwaltung Breslau

Dar anonym

22. 9. 58

[10 - J 21]



# Inhaltsverzeichnis

Vgl. unten die in Buchstabenfolge geordnete Liste der Mitarbeiter

Einleitung		Seite
1. Hans Seger zum siebenzigsten Geburtstage. Mit einer Bildtafel Von Martin Jahn-Breslau . . . . .	1	1
2. Hans Seger als Museumsmann. Mit Tafel I—IV Von Heinrich Rohlfhaufen-Breslau . . . . .	5	5
 <b>Steinzeit</b>  		
Vgl. auch Nr. 15 unter: Bronzezeit und Nr. 52 unter: Geistige Kultur der Vorzeit		
3. Eine Hirschgeweihart aus der Mittelsteinzeit Schottlands. Mit Tafel V und einer Abbildung Von B. Gordon Child-Eдинburgh . . . . .	13	13
4. Zwei neolithische Knochenpfeilspitzen aus West-Norwegen. Mit 2 Abbild. Von J. Bøe-Bergen . . . . .	16	16
5. Nordböhmische Steinzeitfunde. Mit Tafel VI und 4 Abbildungen Von Leonhard Franz-Prag . . . . .	19	19
6. Kulturbeziehungen zwischen Schlesiens und Ungarn während der jüngeren Steinzeit. Mit 4 Abbildungen Von F. von Lompa-Budapest . . . . .	29	29
7. Zwei Funde sächsisch-thüringischer Amphoren in Schlesiens. Mit 4 Abbild. Von Werner Boege-Breslau . . . . .	33	33
8. Ein wichtiger Schnurkeramischer Grabfund aus Mitteldeutschland. Mit Tafel VII—VIII und 3 Abbildungen Von Walther Schulz-Halle a. d. S. . . . .	37	37
9. Ein Versuch zur Wiederherstellung jungsteinzeitlicher Wandbehänge. Mit Tafel IX Von Walter Matthes-Hamburg . . . . .	43	43
10. Der Einfluß der jütländischen Einzelgrabkultur auf die jüngere Steinzeit Schlesiens. Mit Tafel X—XII und 10 Abbildungen Von Ernst Petersen-Breslau . . . . .	46	46
11. Ein jungsteinzeitliches Dorf der Schnurkeramiker in Succassee Kr. Elbing. Mit Tafel XIII—XVI und 4 Abbildungen Von Bruno Ehrlich-Elbing . . . . .	60	60
12. Steinzeitliche Verwahr Funde in Ostpreußen. Mit einer Abbildung Von Wilhelm Gaerte-Königsberg i. Pr. . . . .	65	65
13. Die Irdenware des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit in Schlesiens. Mit Tafel XVII und 12 Abbildungen Von Volko Frhr. von Richthofen-Königsberg i. Pr. . . . .	67	67

## Bronzezeit

Vgl. auch Nr. 32 unter: Vorchristliche Eisenzeit  
und Nr. 53—54 unter: Geistige Kultur der Vorzeit

- |   |     |
|---|-----|
| 14. Das frühbronzezeitliche Grab aus Neudorf Kr. Thorn. Mit 3 Abbildungen<br>Von Wolfgang La Baume=Danzig . . . . .   | 94  |
| 15. Der Übergang von der Stein- zur Bronzezeitkultur in der Schweiz,<br>gestützt auf die Grabervorkommnisse. Mit Taf. XVIII—XXIII und 2 Abb.<br>Von Otto Tschumi=Bern . . . . . | 96  |
| 16. Die Bronzezeit auf der Iberischen Halbinsel<br>Von P. Bosch Gimpera=Barcelona . . . . .   | 109 |
| 17. Die Hochergräber von Lamsfeld Kr. Breslau. Mit Tafel XXIV—XXV<br>und 4 Abbildungen<br>Von Fritz Geschwendt=Breslau . . . . .  | 118 |
| 18. Goldfunde aus der ältesten Bronzezeit in Sachsen. Mit 5 Abbildungen<br>Von Georg Bierbaum=Dresden . . . . .   | 124 |
| 19. Einige älterbronzezeitliche Funde aus dem Silinggau in Schlesien. Mit<br>4 Abbildungen<br>Von Otto Kleemann=Dresden . . . . .   | 132 |
| 20. Die Verbreitung der Lausitzer Kultur in der preußischen Oberlausitz.<br>Mit 5 Karten<br>Von Otto Friedrich Wandert=Börlitz . . . . .  | 139 |
| 21. Ein Schatzfund der mittleren Bronzezeit aus Westpreußen.<br>Mit 5 Abbildungen<br>Von Kurt Langenheim=Danzig . . . . .   | 151 |
| 22. Zwei Bronzeverwahrfunde aus Westpolen. Mit Tafel XXVI—XXVIII<br>und 4 Abbildungen<br>Von Wladimir Antoniewicz=Warschau . . . . .  | 157 |
| 23. Der Verwahrfund von Paulsdorf Kr. Namslau. Mit Tafel XXIX und<br>5 Abbildungen<br>Von Lothar F. Joz=Breslau . . . . .   | 164 |
| 24. Schicksale eines Bronzefundes. Mit Tafel XXX—XXXI u. 2 Abbildungen<br>Von Alfred Böhe=Berlin . . . . .  | 170 |
| 25. Ursprung und Entwicklung der germanischen Goldgefäße des Bronze-<br>zeitalters. Mit Tafel XXXII und 2 Abbildungen<br>Von Oswald Menghin=Wien . . . . .                      | 179 |

## Vorchristliche Eisenzeit

- |  |     |
|--|-----|
| 26. Ein hallstattzeitliches Fürstengrab bei Oß in Holland. Mit Tafel XXXIII<br>Von J. H. Holwerda=Leiden . . . . .   | 194 |
| 27. Die mehrköpfigen Basentopfnadeln aus Schlesien.<br>Mit Tafel XXXIV—XXXV<br>Von Wilhelm Hoffmann=Breslau . . . . .  | 198 |
| 28. Ein germanisch-vorkeltischer Friedhof bei Burghefeler Kr. Eckartsberga.<br>Mit Tafel XXXVI—XXXVII und 2 Abbildungen<br>Von Paul Grimm=Halle a. d. S. . . . . | 201 |

	Seite
29. Ein Schmuckstück der frühen Latenezeit. Mit einer Abbildung Von Peter Goepfler=Stuttgart . . . . .	205
30. Der Verwandtenkreis des Parierstangendolches von Klein Neundorf Kr. Görlitz. Mit Tafel XXXVIII und 4 Abbildungen Von L. von Márton=Budapest . . . . .	209
31. Der Stythischeneinfall in Ostdeutschland und die stythischen Funde aus Böhmen. Mit Tafel XXXIX Von Helmut Preidel=Saaz (Nordböhmen) . . . . .	215
32. Funde aus Schlesien und der ehemaligen Provinz Posen im Museum der Stadt Osnabrück. Mit Tafel XL—XLII und einer Abbildung Von Hans Gummel=Osnabrück . . . . .	220
33. Ein neuer Grabfund auf dem Spätlatene-Friedhof von Gurschen Kr. Frau- stadt. Mit Tafel XLIII und 2 Abbildungen Von Franz Pfützenreiter=Fraustadt . . . . .	227

### Nachchristliche Zeit

Vgl. auch Nr. 32 unter: Vorchristliche Zeit und Nr. 55—58 unter: Geistige Kultur der Vorzeit

34. Neue burgundische Funde aus dem Lande Lebus. Mit Tafel XLIV— XLVI und 4 Abbildungen Von Martin Michael Lienau=Frankfurt a. d. Oder, mit einem Beitrag von Dr. Hutloff . . . . .	232
35. Ein Gesamtfund sogenannter Aduatucker=Münzen aus Köln. Mit 15 Abbildungen Von Fritz Fremersdorf=Köln. . . . .	242
36. Die Einfuhr von Bronzeschüsseln der römischen und frühmerowingischen Zeit nach Skandinavien. Ein Beitrag zur Geschichte des römisch=ger- manischen Handels. Mit Tafel XLVII—LI und 3 Abbildungen Von Gunnar Ekholm=Uppsala . . . . .	247
37. Messing=Seiher mit Halbedel aus rheinischen Werkstätten. Mit 6 Abbildungen Von Paul Steiner=Trier . . . . .	255
38. Stythisierende Darstellungen in der römischen Kunstindustrie. Mit Tafel L—LI und einer Abbildung Von Andreas Alföldi=Budapest. . . . .	267
39. Die Gewebereife aus den Fürstengräbern von Sacrau unter besonderer Berücksichtigung der Brettchenweberei. Mit Taf. LII—LV u. 4 Abbildungen Von Gertrud Sage=Breslau. . . . .	272
40. Ein kaiserzeitlicher Goldfingerring aus der Mark Brandenburg? Mit Tafel LVI und einer Abbildung Von Wilhelm A. von Jenny=Berlin . . . . .	285
41. Nordgermanische Funde der Völkerwanderungszeit von Friedrichstal bei Schwedt a. d. Oder. Mit Tafel LVII—LVIII und 2 Abbildungen Von Hans Zeiß=München . . . . .	291
42. Die Chronologie der Merowingerzeit im Lichte einiger neuer Funde. Mit Tafel LIX und einer Abbildung Von Nils Åberg=Stockholm . . . . .	297

	Seite
43. Neue Grabung im Alamannenfriedhof von Oberflacht Oberamt Tuttlingen. Mit Tafel LX—LXIV und 3 Abbildungen Von Walthar Beed = Stuttgart . . . . .	302
44. Der Wikingerfund aus Libau in der Provinz Posen. Mit Tafel LXV— LXVII und 5 Abbildungen Von Herbert Januhn = Kiel. . . . .	309
45. Zur Entstehung der wikingerzeitlichen Wellenverzierung. Mit Tafel LXVIII—LXIX Von Birger Nerman = Stockholm . . . . .	318
46. Das altpreußische Gräberfeld von Conradswalde Kr. Elbing. Mit Taf. LXX Von Werner Neugebauer = Elbing. . . . .	321
47. Ein spätslawisches Haus am Fuße des Burgwalles von Gützow in Vor- pommern (Aus der vorpommerschen Denkmalpflege). Mit Tafel LXXI— LXXIII und 2 Abbildungen Von Wilhelm Pätzsch = Greifswald . . . . .	326
48. Zum Hack Silberfund von Łącz-Mühle Kr. Posen-Ost. Mit Tafel LXXIV—LXXV und einer Abbildung Von Kurt Tadenberg = Leipzig . . . . .	332
49. Ein mittelalterlicher pommerischer Münzschatzfund als landesgeschichtliches Denkmal. Mit einer Karte Von Otto Kunkel = Stettin . . . . .	336
50. Hans Seger und die schlesischen Wehranlagen Von Max Hellmich = Breslau. . . . .	340
51. Alte Wege am Siling. Mit einer Karte und einer Abbildung Von Georg Luftig = Breslau . . . . .	344

### Geistige Kultur der Vorzeit

52. Schalensteine als Kultsymbole des Donnergottes. Versuch zur Lösung eines sehr alten Rätsels. Mit Tafel LXXVI—LXXIX Von Gustav Schwantes = Kiel . . . . .	351
53. Eine bronzezeitliche Kanne mit Sonnenwagendarstellung. Mit Tafel LXXX—LXXXI und 7 Abbildungen Von Ernst Sprockhoff = Mainz . . . . .	356
54. Verzierte Bronzerasiermesser aus Niedersachsen und ihre kultische Be- deutung. Mit 9 Abbildungen Von Karl Heinrich Jacob = Friesen (Hannover) . . . . .	364
55. Ein Runentopf in dem wandalischen Männergrabe von Sedschütz Kr. Neu- stadt OS. Mit Tafel LXXXII—LXXXIII und 2 Abbildungen Von Georg Raschke = Ratibor OS. . . . .	376
56. Die Runeninschrift von Sedschütz. Mit einer Abbildung Von Wolfgang Krause = Königsberg i. Pr. . . . .	382
57. Aurvandils tá Von Rudolf Much = Wien . . . . .	387
58. Wandalismus, eine Ehrenrettung Von Paul Habel = Breslau . . . . .	389

# Liste der Mitarbeiter in Buchstabenordnung

	Seite
Dr. N. Åberg, Dozent an der Kgl. Hochschule, Stockholm . . . . .	297
Dr. A. Alföldi, Universitätsprofessor, Budapest . . . . .	267
Dr. Wl. Antoniewicz, Universitätsprofessor, Direktor des Majewski- Museums, Warschau . . . . .	157
Dr. G. Bierbaum, Landespfleger für Bodenaltertümer in Sachsen, Kustos am Staatl. Museum für Geologie, Mineralogie und Vorgeschichte, Dresden	124
Dr. J. Bøe, Konservator am Museum in Bergen (Norwegen) . . . . .	16
Dr. W. Boege, Assistent am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau . . . . .	33
Dr. P. Bosch-Gimpera, Universitätsprofessor, Barcelona . . . . .	109
B. G. Child, Universitätsprofessor, Edinburgh . . . . .	13
Dr. B. Ehrlich, Professor, Direktor des Städtischen Museums, Elbing . . . . .	60
Dr. G. Ekholm, Dozent, Bibliothekar an der Universitätsbibliothek, Uppsala	247
Dr. L. Franz, Universitätsprofessor, Prag . . . . .	19
Dr. F. Fremersdorf, Leiter der Römischen Abteilung des Wallraf-Richartz- Museums, Köln . . . . .	242
Dr. W. Gaerte, Direktor des Prussia-Museums, Königsberg i. Pr. . . . .	65
Dr. O. F. Gandert, Direktor der Städtischen Kunst- und Altertumsammlungen, Börlitz . . . . .	139
Dr. F. Geschwendt, Kustos am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmal- pflege, Breslau . . . . .	118
Dr. P. Goehler, Professor, Direktor der Staatlichen Altertümersammlung i. R., Stuttgart . . . . .	205
Dr. A. Göke, Professor, Kustos am Berliner Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte i. R., Direktor des Steinsburg-Museums in Römhild	170
Dr. P. Grimm, Assistent an der Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle a. d. S.	201
Dr. H. Gummel, Direktor des Städtischen Museums, Osnabrück . . . . .	220
Dr. P. Habel, Professor, Oberstudienrat i. R., Breslau . . . . .	389
M. Hellmich, Vermessungsrat i. R., Breslau . . . . .	340
W. Hoffmann, Technischer Hilfsarbeiter am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau . . . . .	198
Dr. J. H. Holwerda, Direktor des Rijksmuseum van Oudheden, Leiden . . . . .	194
Dr. K. H. Jacob=Friesen, Universitätsprofessor, Erster Direktor des Landes- museums, Hannover . . . . .	364
Dr. M. Jahn, Direktor des Landesamts für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau . . . . .	1
Dr. H. Jankuhn, Assistent am Schleswig-holsteinischen Museum vorgeschicht- licher Altertümer, Kiel . . . . .	309
Dr. W. A. von Jenny, Kustos am Staatlichen Museum für Vor- und Früh- geschichte, Berlin . . . . .	285

	Seite
Dr. D. Kleemann, Assistent des Landespflegers für Bodenaltertümer in Sachsen, Dresden .....	132
Dr. H. Kohlhaußen, Direktor der Städtischen Kunstsammlungen, Breslau ..	5
Dr. W. Krause, Universitätsprofessor, Königsberg i. Pr. ....	382
Dr. D. Kunkel, Direktor des Provinzialmuseums pommerischer Altertümer, Stettin .....	336
Dr. W. La Baume, Universitätsprofessor, Direktor des Staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte, Danzig .....	94
Dr. K. Langenheim, früher Danzig, jetzt Kustos am Landesamt für vor- geschichtliche Denkmalpflege, Breslau .....	151
M. M. Lienau, Bezirkspfleger für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer, Frankfurt a. d. O. ....	232
Dr. G. Lustig, Sanitätsrat, Breslau .....	344
Dr. L. von Márton, Direktor am Ungarischen Nationalmuseum, Budapest ..	209
Dr. W. Matthes, Universitätsprofessor, Hamburg .....	43
Dr. D. Menghin, Universitätsprofessor, Direktor am Naturhistorischen Staats- museum, Wien .....	179
Dr. R. Much, Universitätsprofessor, Wien .....	387
Dr. B. Nerman, Professor, Dozent an der Kgl. Hochschule, Stockholm .....	318
Dr. W. Neugebauer, Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Städtischen Museum, Elbing .....	321
Dr. E. Petersen, Kustos am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau .....	46
Dr. W. Peksch, Studienrat, Privatdozent an der Universität, Greifswald ...	326
Dr. F. Pfügenreiter, Konrektor und Museumsleiter, Fraustadt .....	227
Dr. H. Preidel, Professor, Saaz (Nordböhmen) .....	215
Dr. G. Raschke, Leiter des Landesamts für Vorgeschichte, Ratibor OS. ....	376
Dr. B. Trhr. von Richthofen, Universitätsprofessor, Königsberg i. Pr. ....	67
G. Sage, Technische Hilfsarbeiterin am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau .....	272
Dr. W. Schulz, Kustos an der Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle a. d. S.	37
Dr. G. Schwantes, Universitätsprofessor, Direktor des Schleswig-holsteinischen Museums vorgeschichtlicher Altertümer, Kiel ....	351
Dr. E. Sprockhoff, Direktor am Römisch-Germanischen Zentralmuseum, Mainz	356
Dr. P. Steiner, Abteilungsdirektor am Landesmuseum, Trier .....	255
Dr. K. Tackenberg, Universitätsprofessor, Leipzig .....	332
Dr. F. von Tompa, Kustos am Ungarischen Nationalmuseum, Budapest ....	29
Dr. D. Tschumi, Universitätsprofessor, Bern .....	96
Dr. W. Veck, stellv. Direktor der Staatlichen Altertümersammlung, Stuttgart	302
Dr. H. Zeiß, Universitätsprofessor, München .....	291
Dr. L. F. Zoh, Kustos am Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege, Breslau .....	164

# Alt Schlesien

Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins  
Festschrift zum 70. Geburtstag von Hans Seger

1934 / Band 5

---

## Hans Seger zum siebenzigsten Geburtstage

Von Martin Jahn-Breslau

Es gibt nur wenige Gauen unseres Vaterlandes, die wie Schlesien das Glück gehabt haben, daß ein Sproß der heimatischen Scholle von Anfang an in klarer Zielstrebigkeit sein Lebenswerk auf die Erforschung der Vergangenheit seiner Heimatprovinz eingestellt und diese Aufgabe in so umfassendem Ausmaße und mit so großem Erfolge gelöst hat. Seger — in Neurode geboren, in Reife, Liegnitz und Breslau aufgewachsen — ist als Mensch, Forscher und Lehrer, in seinem ganzen Schaffen vor allem ein treuer Sohn Schlesiens. Seine unererschöpfliche Heimatliebe befähigt ihn über alle Hindernisse hinweg, durch viereinhalb Jahrzehnte hindurch unermüdet und unbeirrt der Kulturgeschichte des Schlesiergaues vom ersten Auftreten des Menschen an bis zur Jetztzeit nachzugehen und die Früchte seiner Arbeit der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Nur die erstaunliche Vielseitigkeit seiner Interessen und seines Wissens, sein nimmermüder Schaffensdrang und die klare Linie seiner auf weiteste Sicht angelegten Tätigkeit konnte es verhindern, daß der Einzelne an dieser Riesenaufgabe zerbrach. Seger ist nach Beendigung seiner Studien im Jahre 1889 von dem Augenblick an, an dem er im Breslauer Altertumsmuseum seinen Dienst antrat, diesem Dienst ohne jede Unterbrechung in beispielhafter Selbstlosigkeit bis zum heutigen Tage treu geblieben.

Diese nur der Sache dienende, die eigene Person stets zurückstellende Art Segers ist einer der Hauptgründe seiner großen Erfolge. Von allen Seiten scharten sich gleichermaßen begeisterte Schlesier als selbstlose Mitarbeiter um ihn. So entstand unter Segers Führung aus den wertvollen, aber fachmännischer Betreuung und wirtschaftlicher Sicherstellung entbehrenden Sammlungen des Schlesischen Altertumsvereins allmählich der stolze, festgefügte Bau des Schlesischen Altertumsmuseums.

Neben dem Aufbau des Museums widmete sich Seger von Anfang an der wissenschaftlichen Bearbeitung der stark anwachsenden Museumsbestände. Seit 1893 ist er der Herausgeber der angesehenen Hauptzeitschrift des Schlesischen Altertumsvereins „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“. Nicht weniger als dreizehn Bände sind in dieser Zeit entstanden. Als die Not der Nachkriegszeit eine Fortsetzung dieser kostbaren Schriftenreihe immer feltener ermöglichte, schuf Seger 1922 eine zweite Vereinszeitschrift „Altschlesien“ in einfacherem Gewande. Er verhinderte dadurch nicht nur ein Verkümmern der Veröffentlichungstätigkeit des Vereins, sondern steigerte diese trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten in immer größerem Maße. Vier stattliche Bände „Altschlesien“ hat Seger bisher herausgegeben. Im Jahre 1926 gelang es ihm, die Begründung einer dritten Vereinszeitschrift „Altschlesische Blätter“ durchzusetzen, die von seinem Schüler, Dr. Geschwendt, herausgegeben wird. Endlich schuf Seger 1931 eine Schriftenreihe des Altertumsvereins „Quellenschriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte“, in der größere Materialveröffentlichungen Platz finden sollen. Damit ist der Schlesische Altertumsverein eine der fruchtbarsten wissenschaftlichen Körperschaften Deutschlands geworden, deren Schriften wegen ihres gediegenen und zuverlässigen Inhaltes weiten Ruf besitzen. Hervorgehoben sei hier auch, daß die meisten Zeichnungsvorlagen für die Abbildungen der Vereinszeitschriften der bewährten Hand von Frau Lucie Seger entstammen. Nicht weniger als 25 Jahre ist die Künstlerin für den Verein als wissenschaftliche Zeichnerin tätig. Sie kann daher auch an dem Ehrentage Segers den Platz neben ihrem Gemahl als Jubilarin einnehmen. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß Seger in allen drei Zeitschriften eine Unzahl von eigenen wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht hat, die das Gesamtgebiet der schlesischen Altertumskunde umfassen.

Es ist klar, daß ein Mann von den geistigen und charakterlichen Eigenschaften Segers bald auch im Schlesischen Altertumsverein eine führende Rolle zugeteilt erhielt. Als der große organisatorische Leiter des Vereins, Wilhelm Grempler, die Augen schloß, wählte 1907 der Verein Gremplers langjährigen wissenschaftlichen Berater zum Vorsitzenden. Was Seger in den bisherigen 27 Jahren seiner Führung für den Verein geleistet, welchen wichtigen Kulturfaktor im deutschen Osten er aus ihm gemacht hat, ist bei der 75-Jahrfeier des Vereins im vorigen Jahre von den Vertretern der Behörden und Körperschaften in so ehrender Form anerkannt worden und in den Herzen der Mitglieder des Altertumsvereins so fest verankert, daß wir hier nicht mehr darauf einzugehen brauchen.

Wenn sich Seger auch in dem ständig wachsenden Mitgliederkreis des Altertumsvereins einen großen Resonanzboden für seine aufklärende, werbende und lehrende Wirksamkeit zu verschaffen gewußt hatte, so trieb es ihn weiter zu rein wissenschaftlicher Mitarbeit an der Breslauer Hochschule. Er habilitierte sich 1907 an der Universität in seinem Lieblingsfache, der Vorgeschichte. Seine

Lehrfähigkeit, die er 27 Jahre lang ununterbrochen neben seinem Hauptberuf ausgeübt hat und noch weiter ausübt, hat vielseitige Früchte getragen. Ihr ist es zu verdanken, daß die Vorgeschichte in den Kreisen der Breslauer Hochschul-Lehrer schon frühzeitig als selbständige Wissenschaft geachtet wurde. Welche Anerkennung seine Schule im Dritten Reich findet, geht daraus hervor, daß die beiden ersten Lehrstühle für Vorgeschichte, die im neuen Deutschland errichtet wurden, mit Seger-Schülern besetzt worden sind. Hatte Seger schon 1908 vom Preussischen Ministerium in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen den Titel Professor erhalten, so wurde er 1921 auf Grund seiner Dozententätigkeit zum Honorarprofessor der Universität Breslau ernannt. Entsprechend seinem selbstlosen Charakter erstrebte er in seiner ganzen langen Lehrfähigkeit keine persönlichen Vorteile, setzte sich aber in den letzten Jahren mit großer Umsicht und Zähigkeit zugunsten eines seiner Mitarbeiter für die Schaffung eines Lehrstuhles und eines Universitätsinstitutes für Vorgeschichte in Breslau ein.

Bei der Vorbereitung des preussischen Ausgrabungsgesetzes, das den vorgeschichtlichen Altertümern den notwendigen staatlichen Schutz bringen sollte, stand Seger unter den deutschen Fachleuten an erster Stelle. Als Staatlicher Vertrauensmann für die Bodentalertertümer Schlesiens schuf er eine Organisation der Bodendenkmalpflege, die allgemein als vorbildlich anerkannt wird. Seinen langjährigen Bemühungen ist es vor allem zu danken, daß für die Bodendenkmalpflege von der Provinz Niederschlesien ein eigenes „Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege“ in Breslau errichtet worden ist, das in immer steigendem Maße die unzähligen, gefährdeten Bodenukunden der Vorzeit Schlesiens rettet, fachgemäß ausgräbt, konserviert und wissenschaftlich bearbeitet.

Liegt auch das Hauptgewicht des Schaffens Segers in seiner Tätigkeit in Schlesien, so wußte er sich als Forscher bald einen angesehenen Namen in ganz Deutschland und darüber hinaus in in- und außereuropäischen Fachkreisen zu schaffen. Neben der Münzkunde ist es vor allem die Vorgeschichtswissenschaft, in der er Weltruf errang. Sein ruhig abwägendes, vorsichtiges Forschen, seine ständige Hilfsbereitschaft gegenüber anderen Fachgenossen, insbesondere sein uneigennütziges und unverdrossenes Eintreten für die Gesamtbelange des Faches schaffte ihm bald das größte Ansehen. Keine Aufgabe war ihm zu undankbar, keine Gegensätze unüberbrückbar, wenn es das Wohl des Ganzen galt. So wurde er seit Jahren von den deutschen Vorgeschichtsforschern gerufen, wenn es hieß, schwierige organisatorische Aufgaben zu lösen. Sein Ansehen, seine unbeirrbar Sachlichkeit und sein völliges Ausschalten persönlicher Wünsche und Ansprüche wußten schließlich jeden zu bestimmen und zu überzeugen. Schon seine Mitherausgeber-Tätigkeit am Zentralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in den Jahren 1904 bis 1912 und bei der Prähistorischen Zeitschrift von 1909 bis 1926 zeigte seine Anteilnahme an den allgemeinen Aufgaben der Vorgeschichtswissenschaft. In der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie,

Ethnologie und Urgeschichte war er 1910/12 und 1928/33 Vorsitzender, 1921/23 Generalsekretär. Im Jahre 1922 gelang ihm die lang ersehnte, aber bei der damaligen Verschiedenartigkeit der Interessen der Fachvertreter fast unmöglich erscheinende Vereinigung aller Berufsgenossen durch die Gründung der „Berufsvereinigung Deutscher Vorgeschichtsforscher“, der er bis 1926 vorstand.

An Ehrungen durch wissenschaftliche Gesellschaften hat es trotz des in solchen Dingen sehr zurückhaltenden Wesens Segers nicht gefehlt. Es seien hier die wichtigsten Ernennungen aufgezählt:

- 1897: Korrespond. Mitglied des Museums des Königreiches Böhmen.
2. 2.1904: Korrespondierendes Mitglied der Kgl. Akademie der Geschichts- und Altertumswissenschaft Stockholm.
19. 11. 1904: Korrespond. Mitglied der Altertumsgesellschaft Prussia Königsberg.
3. 4. 1906: Ordentliches Mitglied d. Kgl. Nordiske Oldskriftselskab Kopenhagen.
6. 1. 1912: Korrespond. Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft Danzig.
14. 3. 1912: Korrespond. Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft Wien.
5. 10. 1913: Ehrenmitglied der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz in Görlitz.
2. 12. 1913: Auswärtiges Mitglied der Finnischen Altertumsgesellschaft in Helsingfors.
15. 11. 1919: Verleihung der Rudolf-Birchow-Plakette durch die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
16. 12. 1922: Ehrenmitglied der Altertumsgesellschaft Prussia Königsberg i. Pr.
21. 4. 1928: Ordentliches Mitglied des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches.
24. 11. 1929: Ehrenmitglied der Ungarischen Altertumsgesellschaft in Budapest.
24. 3. 1932: Korrespondierendes Mitglied der Numismatischen Gesellschaft der Tschechoslowakei in Prag.
22. 2. 1933: Ehrenmitglied der Society of Antiquaries of London.

Mehr als äußere Ehrungen wiegt jedoch die innere Zuneigung aller, die Seger näher kennen, zu seinem lauterem, bescheidenen und uneigennütigen Wesen, die große Verehrung und Liebe, mit der seine vielen Schüler und Mitarbeiter an ihm hängen. Mit welcher Begeisterung wurde allenthalben der Plan des Schlesischen Altertumsvereins aufgenommen, Hans Seger durch eine Festschrift Dank abzustatten für all das, was er für uns getan hat! Dem Herausgeber der Festschrift ist seine ehrenvolle und schöne Ausgabe nur dadurch recht schwer geworden, daß er aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen war, die Zahl der Mitarbeiter zu beschränken. So konnte leider mancher Beweis der Anhänglichkeit in dieser Schrift nicht aufgenommen werden.

Möge es die Vorsehung Hans Seger ermöglichen, die großen Aufgaben, die er sich noch gestellt hat, zu vollenden

für Schlesien und für die Wissenschaft.

# Hans Seger als Museumsmann

Von Heinrich Rohlfaußen-Breslau

Mit Tafel I—IV

Man muß den Zauber eines Museumsorganismus beschwören, der in langer, oft langsamer, mehrfach bedrohter Entwicklung heranreifte, um die oberflächliche Meinung zu zerstören, daß der Jubilar dieser Festschrift, der Nestor schlesischer Vorgeschichtsforschung nur Prähistoriker gewesen sei. Ja, er selbst hat Gelegenheit gehabt, sich dagegen zu verwahren, und er selbst stand im Banne dieses Zaubers; das zeigen verschiedene Aufsätze von ihm über die Geschichte und Vorgeschichte des Schlesiens Museums für Kunstgewerbe und Altertümer. Deutlicher aber als das Wort zeugen eine 44-jährige Arbeitsbindung an dieses Institut und Segers persönlicher musealer Anteil innerhalb dieser arbeitsreichen Spanne. Wer weiß, ob ohne Segers Mithilfe im letzten Jahrzehnt des verfloßenen Jahrhunderts das Museum aus der Enge und Unsicherheit einer im fremden Hause geduldeten Vereinsammlung den rechten Weg zur Betreuung und Entlastung durch die Stadt in einem eigenen, bestgelegenen Hause gemacht hätte?

Doch lassen wir uns durch seine Lebens- und Arbeitsdaten führen. Seger, von Hause aus Archäologe und Kunsthistoriker, studierte in Breslau bei August Kosbach, Robert Vischer und August Schmarsow, in München bei Heinrich von Brunn, Richard Muther und Berthold Rühl. 1888/89 war er mit Schmarsow in Florenz. Im folgenden Jahre trat er als Assistent in das Museum schlesischer Altertümer in Breslau ein und rückte im Dezember 1892 bei der Berufung von Czihak nach Königsberg als Kustos und Museumsleiter 28-jährig an dessen Stelle. Die nächsten sechs Jahre, die Jahre seiner verantwortlichen Museumspolitik, seiner Anlage der durchschnittlich 7000 *M* betragenden Ankaufsgelder gestatten besten Einblick in seine Auffassung vom Museum und seinen Arbeitsanteil an demselben.

In jenen Jahren erregte sich die Breslauer Öffentlichkeit für die Gründung eines Kunstgewerbemuseums nach dem Vorbilde solcher in Berlin, Hamburg, Frankfurt, Köln und an anderen Orten schon längst bestehenden Anstalten, just in demselben Augenblick, in dem man dort die vorhandene Form des Kunstgewerbemuseums gleich technologische Mustersammlung zu überwinden suchte aus der gewonnenen Einsicht notwendiger kulturgeschichtlicher Bindung allen Kunstgutes. In einer Denkschrift über die Zukunft des Museums schlesischer Altertümer setzte sich Seger mit den schwebenden Fragen auseinander (1894/95), und den Gedanken des Kunstgewerbemuseums aufgreifend, konnte er vor einer unsinnigen Neugründung warnen und den weiteren planmäßigen Ausbau der mit kostbaren und reichen kunstgewerblichen Gruppen bestellten Altertumsammlung als den rechten Weg empfehlen. Er durfte sich dabei auf grundsätzliche Erkenntnisse des Hamburger Museumsdirektors Justus Brinckmann in

seinem berühmt gewordenen Museumsführer berufen, die gerade heute wieder zeitgemäß wirken. In jener Denkschrift forderte Seger im Hinblick auf die unsichere Lage der wertvollen Sammlungen unter der Obhut eines privaten Vereins deren Übernahme durch die Provinz. Nachdem sich die erste Aufregung der interessierten Kreise etwas gelegt hatte, kam es zu mündlichen Verhandlungen mit Heinrich von Korn, dem Kuratoriumsvorsitzenden des Museums der bildenden Künste und — zur Übernahme der Verwaltung des Museums schlesischer Altertümer auf den Provinzhaushalt. Das kam zuerst in erwünschter Weise dem Ankaufsfonds zugute, und die Erwerbungen Segers, von denen wir einige kennzeichnende Proben erwähnen, lassen das in vollem Umfang erkennen. 1893 wurden die kunstgewerblichen Bestände des Museums der bildenden Künste überwiesen, deren Möbel, Tapissereien, Fayencen eine Bereicherung brachten, dabei das Meißener Porzellan-Service von 1734 mit schlesischen Städteansichten und das schön emaillierte Töpferinnungs-Glas von 1642. Die Kleinodien der Schießwerderschützen kamen als Dauerleihgabe ein und brachten einen Stoß prächtiger Silbergefäße der Renaissance. Unter den Ankäufen der spätgotische Bronzemörser mit figürlichen Reliefs, aus der Reihe keramischer Erwerbungen die Böttger-Statuette Augusts des Starken, die reich behilderte Enderlein-Zinnkanne mit Becken. Der nächste größere Kauf rundete die schon bedeutende Zinnsammlung mächtig ab. Gelang es doch 1895 Seger, nach einem schwierigen Kampfe die letzte der drei monumentalen Zinnschleiffannen des Museums, die Zinnungskanne der Löwenberger Tuchknappen von 1523, zu erwerben, nachdem er seine Überredungskünste über die Herren des Löwenberger Magistrats auf sämtliche Mitglieder der dortigen Tuchmacherzunft und einflußreiche Angehörige derselben ausgedehnt hatte (Saf. I).

Im gleichen Jahre wurden der große Goldschmiede-Altar von 1476 und der Kürschner-Altar von 1495, beide aus der Breslauer Magdalenen-Kirche, als Leihgabe eingeholt. Mittlerweile hatte der Kunstgewerbemuseum-Gedanke Wurzeln gefaßt, auch war man sich darüber einig, daß eine Betreuung des in Aussicht genommenen Kunstgewerbemuseums nur durch die Stadt Breslau erfolgen könne. 1895 beantragte und erhielt Seger das Vermögen des Schlesischen Zentralgewerbevereins von 100 000 *M* für das neue Museum. Bei der Suche nach einem günstig gelegenen Museumsgebäude bot sich das frei werdende Provinzialverbandsgebäude, das alte Ständehaus dar, das die Provinz für 500 000 *M* abzugeben bereit war. Aber es bedurfte doch der großzügigen Schenkung dieser Summe durch den Stadtältesten Heinrich von Korn, um solch einzigartige Gelegenheit zu nutzen. Wir hörten schon, daß Herr von Korn Kuratoriumsvorsitzender des Museums der bildenden Künste war. Als solcher hatte er ein Interesse daran, die unheimliche Einquartierung der schnell wachsenden Altertumsammlungen wieder aus dem Gebäude des Museums der bildenden Künste zu entfernen. Dieser reinlichen Scheidung zuliebe gab er

schon jetzt die eigentlich in seinem Testament vorgefehene halbe Million mit der ausdrücklichen Bestimmung für den Ankauf des Ständehauses durch die Stadt, die dann die Alttertums- und Kunstgewerbefammlungen zu übernehmen habe. In einem 1897 in Gnadenfrei über die Einrichtung kunstgewerblicher Museen gehaltenen Vortrage hat Seger bei aller Werbung für den Gedanken des Kunstgewerbemuseums im überlandtschaftlichen Sinne auf die vordringliche Bedeutung der lokalen Eigenart hingewiesen. Er betonte dabei den kulturgeschichtlichen Reiz übernommener älterer Sammlungen, denen gegenüber „die Museumsverwaltung die Pflicht habe, ihr Programm nach der angedeuteten Richtung hin zu erweitern und das einmal Begonnene in demselben Sinne liebevoll weiter zu pflegen“. Mit dieser Auffassung bejahte Seger den kulturellen Gehalt der ältesten Sammlungsbestände als des eigentlichen richtunggebenden Kernes. Und in der Tat haben in den Hinterlassenschaften der mittelalterlichen Breslauer Ratskapelle, der Renaissance-Sammlung des Thomas Rehdtger (1540—76) als Mittelpunkt der Kirchenbibliotheken mit Kunst- und Wunderkammerstücken, der Barocksammlung an Bildern und kleinen Plastiken des Ratsherrn von Sebisch (1685—1748), der Romantikergründung eines Landesmuseums durch Professor Büsching (1810—29) unsere Sammlungen einen unvergleichlichen Vorsprung vor den traditionslos entstandenen Kunstgewerbemuseen der Gründerzeit. In bester Übereinstimmung mit solchen Gedanken waren 1896 die Zwingerschützen-Kleinodien den drei Jahre vorher übergebenen Schießwerderschützen-Kleinodien gefolgt und aus der unverstiegligen Quelle des Rathauses weitere Überweisungen eingereicht. Unter den Ankäufen sei vermerkt eine chinesische Porzellan-Fontaine mit europäischer vergoldeter Spätrenaissance-Bronzefassung, eines der seltenen Beispiele für die frühe Wertschätzung des damals in Europa unbekanntes Porzellans, dessen Jahrhunderte anhaltende Geltung die Bestellungen Friedrichs des Großen im fernen Osten bestätigen (Taf. III 1). Aus Süddeutschland erworbene Renaissance-Bronzeklopfer, mehrere auf Jahre verteilte umfassende Käufe von Seidengeweben und Stickereien europäischer und ostasiatischer Herkunft, die zeitlich vom Mittelalter bis in die Neuzeit reichen, seien noch hervorgehoben. In der Reihe der Ankäufe der nächsten Jahre, 1897 und 1898, wurde die Bauernkunst durch solche hübschen Beiträge wie die Glaser Hochzeitsbitter-Gruppe mit dem Schmaus und den glückbringenden Budlingen (Taf. II 3) und das aus der gleichen Zeit und Landschaft stammende Frachtfuhrwerk, an außerschlesischen Beiträgen durch die schleswigschen kerbgeschnitzten Mangelbretter bedacht, das Münzkabinett durch so schöne Renaissance-Medailen wie die des Heinrich Ribisch und Crato von Krafftheim bereichert. Erwähnenswert ist auch der romanische Brettstein mit der Darstellung des hl. Markus, eine Kölner Arbeit des späten 12. Jahrhunderts, die in Glogau gefunden wurde. Hauptereignis des Jahres 1898 war der Ankauf der Sammlung des Freiherrn von Falkenhausen. Für die Ankauflsumme von

50 000 *M* gelang es, die über 300 Gegenstände umfassende Sammlung für Schlesiens zu sichern, die zu einem gewichtigen Teile wertvolles schlesisches Kunstgut enthält, so für die Gruppen der Gläser, des Zinn und der Emailarbeiten. Von einzigartigen vor- und frühgeschichtlichen Stücken seien nur die prächtigen Grabsunde von Georgendorf mit der goldtauschierten Lanzenspitze und von Wichulla, der Bronzefessel von Sulau, das Jägerndorfer Bronzeschwert und der Halbendorfer Goldfund hervorgehoben.

Aber auch kostbare außerschlesische und außerdeutsche Stücke, wie der Kölner Buchdeckel des späten 12. Jahrhunderts mit Narwalzahnreliefs, der gleichzeitige Drachenbrettstein, die gotischen Elfenbein-Klappaltärchen, die entzückende Renaissance-Elfenbein-Gruppe eines Dudelsack spielenden Narren auf einem Ziegenbock (Taf. IV 3), die Meißener Porzellanstatuette eines bunt staffierten Türken aus der besten Zeit um 1745 und vieles andre. Im Frühjahr dieses Jahres sehen wir Seger als Mitglied einer Kommission zum Studium von Einrichtungen und technischen Behelfen in den damals vorbildlichen deutschen Kunstgewerbemuseen. Die Frucht dieser Reise war der im weiteren Verlaufe des Jahres gelungene Umbau des Ständehauses und der Beginn seiner Einrichtung. Im Herbst wurde Professor Masner von Wien als 1. Direktor berufen und Seger zum 2. Direktor ernannt.

Von nun an befaßte sich Seger in steigendem Maße mit der wissenschaftlichen Erschließung der Vorgeschichte, deren Zuwachs schon in der vorhergehenden Zeit tüchtig Schritt gehalten hatte, und die Seger mit außerordentlicher Fähigkeit und Folgerichtigkeit volkstümlich zu machen wußte. Seine andere Liebe galt dem Münzkabinett. In beiden Abteilungen erstrebte er in erster Linie die Abrundung des heimatlichen Materials. 1901 erschien „Schlesiens Münzen und Medaillen der neueren Zeit“ in Arbeitsgemeinschaft mit Ferdinand Friedensburg, der sieben Jahre später seine große Sammlung schlesischer Mittelaltermünzen dem Museum vermachte. Im gleichen Jahre mit dieser Schenkung trat die Stiftung Wilhelm Gremplers in Kraft, des langjährigen Mitarbeiters auf vorgeschichtlichem Gebiete, derzufolge bis zur Inflation jährlich rund 10 000 *M* dem Ankaufsetat, vornehmlich der Vorgeschichte zuströmen. Zu den kulturgebundenen Abteilungen, die Seger fortan betreute, gehört auch die Waffensammlung, die er 1905 bei der Versteigerung Gimbel mit bisher fehlenden frühen Schwertern erfreulich abrundete.

Für einen Mann von den wissenschaftlichen Qualitäten Segers verstand es sich von selber, daß er die ihn berufsmäßig und persönlich beschäftigenden Gebiete und Themen auch literarisch anpackte, und die Durchsicht der Aufsätze in der Alten und Neuen Folge von „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“ zeigt uns, daß er außer auf dem Gebiete der Vorgeschichte auch auf denen der Numismatik, der Waffenkunde, der verschiedensten kunstgewerblichen Zweige wie der Schützenkleinodien, der Volkskunde und Kulturgeschichte seinen Mann gestanden hat.

Mit dem Ausscheiden Masners im Frühjahr 1926 wurde Seger für die 3½ Jahre bis zur Erreichung der Altersgrenze 1. Direktor der Städtischen Kunstsammlungen. Noch einmal können wir aus der Reihe der Erwerbungen einzelne Proben herausgreifen. Das eine dieser Ankaufsjahre beginnt mit einer silbernen Breslauer Tauffschüssel von 1699 (2:27), das nächste mit der schwierigen Erwerbung des Gobelins aus Trebnitz (1:28). Unter den außerdeutschen Käufen ist der Bereicherung der Antiken-Abteilung durch die Dypylon-Vase (101:27) zu gedenken, die unsere Vorstellung griechischer Töpferkunst in die Frühzeit hinein vertieft. Darauf kam der aufwendig getriebene Silberschild (Saf. IV 1) der Frankensteiner Töpfer ein, mit der hochreliefierten Gestalt eines an der Töpferscheibe werkenden Hafners (105:27). Der Ankauf der Waffensammlung Engel mit nahezu 150 Gegenständen brachte das Libauer Grab mit der silbertauschierten Wikingerlanze, allein acht frühe Schwerter des 6. bis 12. Jahrhunderts und unter den spätmittelalterlichen einige, die in Schlessien gefunden waren, dann Dolche und Streithämmer des Mittelalters und der Renaissance und eine stattliche Reihe von Steigbügeln, die von der Karolingerzeit bis in das 15. Jahrhundert reichen, außerdem die beiden Kettenhemden. Vieles davon stammt aus jener Sammlung Gimbel, bei deren Auktion Seger schon wichtige Arbeiten 1905 gekauft hatte (Saf. III 2). Unter den vielen kleineren Gegenständen des Jahres 1927 ist auch eine Menge bäuerlicher Altertümer, Hauben, Haubenköpfe, Spenzer und bäuerliches Gerät zu nennen.

Im letzten Ankaufsjahre ragt an kulturgeschichtlicher Bedeutung der große Preußler-Humpen von 1727 hervor. Seine emaillierten Darstellungen, in der Oberzone der Freispruch eines Glasers unter dem Vorsitz des Obermeisters und Inhabers der Schreiberhauer Hütte, des Johann Christoph Preußler, im Beisein von fünf weiteren Namensträgern, in der Unterzone eine Glashütte in vollem Betriebe, sind durch die naive zeichnerische Kraft und Farbigkeit von einer Haltung, die die Glasmalerei in dieser Zeit des Abstiegs selten besitzt, und die gut zum Bilde jener Familie der Preußler paßt; haben sie doch über 200 Jahre ihre Hütte durch Krieg und wirtschaftliche Not auf achtbarer Höhe gehalten. Ihr Name ist aus der künstlerischen Vergangenheit Schlesiens nicht wegzudenken. Wir nehmen Abschied von Segers Ankäufen mit der 1928 in Braunau Kr. Guhrau erworbenen Pietà, einem an Ausdruckskraft hervorragenden Schnitzwerke seiner Zeit (Saf. IV 2).

Trotz mannigfacher Andeutungen ist das bisher Gesagte nicht erschöpfend für die Leistungen des hier Gewürdigten. Wichtig ist die Wirkung des von ihm nach guter alter Vereinsüberlieferung geleiteten Altertumsvereins. Seger spürte früh, daß dessen Sinn und Leistungsfähigkeit nur durch die Heranziehung der Laien und die Freimachung ihrer Arbeitswilligkeit gewährleistet werden. In Anwendung und Ausbau dieses Grundgedankens hat Seger die schlesische vorgegeschichtliche Denkmalpflege und -forschung aufgebaut. In seiner Gedent-

rede beim 75jährigen Jubiläum des Schlesiſchen Altertumsvereins im Jahre 1933 hat er die Leitgedanken ſeiner Erkenntnis und geradezu das Programm ſeiner Lebensarbeit mit zwei knappen Sätzen umriſſen: „Die Altertumskunde kann nur gedeihen, wenn ſie im Volke Wurzeln geſchlagen hat, ſo volkstümlich wie wiſſenſchaftlich, das iſt der Wahlſpruch, dem ſie folgen muß.“ Wieviel Lebenskraft und Energie iſt dieſem Vorhaben geopfert worden. Wieviel Überwindung der eigenen Natur hat der von Haus aus zurückhaltende Gelehrte niederkämpfen müſſen, um in ungezählten Verſuchen und Vorſtößen innerhalb von 40 Jahren zahlloſe Menſchen und Menſchengruppen aus verſchiedenſten Lagern zu gewinnen, ſie und die heranwachſende Jugend aufzumuntern, anzulernen, anzuhalten, um die Breſche zu ſchlagen für dieſes eine Ziel. Hat er es erreicht? — Es genügt, dieſe Frage zu ſtellen. So volkstümlich wie wiſſenſchaftlich! Nehmen wir Jüngeren das als Mahnruf eines charaktervollen Mannes, deſſen Lebensarbeit ſich in einem klaren Bogen aus der Vergangenheit wegweiſend in die Zukunft ſpannt.

---

Die oben als wichtige Erwerbung Segers erwähnte Zinnkanne der Löwenberger Tuchknappen von 1523 iſt ſeit ihrer Erſtveröffentlichung im Jahre 1876 mehrfach in der Fachliteratur behandelt (Zaf. I). Da ſich trotzdem einige ihrer gravierten Darſtellungen bisher einer befriedigenden Erklärung widerſetzt haben und in der zeitlichen Abfolge der ganzen Gruppe Fehler eingegliedert ſind, ſei ein kurzes Verweilen an dieſer Stelle geſtattet. Dieſe zimmernen Schleifkannen, deren mächtigſte und künſtleriſch eindrucksvollſte vom letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts bis um 1530 entſtanden, verteilen ſich hinſichtlich ihres Entſtandungsortes auf ein halbes Duzend der damals rühriſten ſchleſiſchen Städte, an ihrer Spitze Breslau, das ſeiner Bedeutung gemäß die ſchönſten und meiſten dieſer Kannen in ſeinen Mauern entſtehen laß. Wir beſchränken uns auf das Duzend Kannen, deren mächtige facettierte Rumpfe mit graviertem Bildwerk überſponnen ſind, deſſen Hauptinhalt Chriſtus, die Madonna und die beliebteſten Heiligen hergaben. Profane Themen bergen ſich — wenn ſie überhaupt vorkommen — im Schatten des Henkels und der ihm benachbarten Oberzone. Die chriſtlichen Figuren ſind in ihrem knitterigen Faltenwerk keine Erfindung der ehrſamen Meiſter, die ſie auf die Kannen aufgeriſſen haben, ſondern mehr oder weniger freie Kopien der Kupferſtecher, vor allem des berühmten Meiſters E S, deſſen Vorlageblätter damals von einer zur anderen Handwerksſtube gereicht wurden. Will man nach dem Verhältnis von kirchlichen zu weltlichen Szenen eine geſchloſſene Reihe aufſtellen, ſo wird man enttäuſcht ſein. Denn die mit nur kirchlichen Bildern ſtehen nicht etwa am

Anfang, sondern es folgen in dauerndem Wechsel Kannen mit kirchlichen Figuren und solche, die daneben weltliche Szenen aufweisen. Noch läßt sich ein größerer Grad von Weltlichkeit örtlich umreißen, auch nicht eine bestimmte Zunft weltlicherer Gesinnung bezichtigen. Denn unter den vier für Tuchmacher hergestellten Kannen enthält gerade die späteste nur kirchliche Bilder. Ein Nebeneinander von heiligen und profanen Dingen war dem Mittelalter durchaus geläufig. Und selbst damals noch, schon diesseits der Gotik, war das Weltbild der Handwerkerkörperschaft einer schlesischen Provinzstadt, so lehrt uns die Verzierung der Löwenberger Kanne, von unbekümmerter Geschlossenheit. Luther-Porträt und Heilige in freundnachbarlicher Gemeinschaft, die Grenzen zwischen Kirchlichem und Profanem fließend, das Erotische allegorischer Deutung fähig und das Heilige *naïv* vertraut. Wir suchen das nachzuweisen, indem wir von den beiden bisher ungedeuteten Szenen der oberen Zone ausgehen, die ein nacktes Liebespaar und ein nacktes Paar im Kampf mit einem Bären darstellen. Auch bei diesen so ganz roh eingerissenen Szenen ist der schlesische Zinngravierer nicht seiner Phantasie gefolgt. Denn die gleichen Darstellungen erscheinen in den Relieffschnitzereien eines rheinischen Minnekästchens um 1500, im Kunsthistorischen Museum in Wien, dessen die ganze Schaufläche überziehendes Muster das Leben der Wildleute in paradiesischen Idyllen wie in gefährlichen Abenteuern mit Raub- und Fabeltieren zum Vorwurf hat<sup>1</sup> (Taf. II 1, 2). Auch die Originalität dieses Schnitzers wird, trotz der ungewöhnlich sicheren und charaktervollen Schnitzerei der Tiere und Menschen in weich und großblättrig schwingendem Rankenwerk, bestritten. Gibt es doch einige frühere, wenngleich zeichnerisch ungeschickte Kupferstiche von einem namenlosen Stecher, dem sogenannten Meister der Nürnberger Passion, und eine Kopie des sogenannten Bandrollenmeisters, die gleichfalls einzelne Darstellungen dieses Kästchen-Idylls zum Gegenstande haben. Unser Zinngravierer hat vermutlich einem solchen Vorlage-Blatte die ihm brauchbaren Figuren entnommen unter Weglassung des Rankenbeiwerts. Die Frage ist nun die, ob er bei dieser Entnahme fremder Vorwürfe wahllos voringing, lediglich darauf bedacht, die vielen Felder seiner Kanne mit verschiedenartigen Bildchen zu schmücken, oder ob nicht doch eine gewisse Absicht vorgelegen hat. Wenn wir kurz den Gesamtinhalt der Kannenverzierung aufzählen, so haben wir in der großen Mittelzone die Darstellung der Madonna und sechs weiblicher schlesischer Hauptheiliger, in der Unterzone zwei Porträtbüsten, deren eine auf Luther gedeutet wird, rechts davon die vier Evangelisten-Symbole und links drei Szenen auf das Gewerbe der Auftraggeber, der Tuchknappen, hindeutend, zu der eine vierte mit Handwerksgerät in der Oberzone gehört. An diese schließen sich einerseits allegorische Tiere und Tierfabeln, andererseits unsere besprochenen Wildleut-Szenen, ein Kampf zwischen Bär und Löwe, Jäger mit

<sup>1</sup>) Rohlfhausen, Minnekästchen im Mittelalter, Berlin 1928, B. f. Kunstwissenschaft S. 30, 45 Taf. 62, 63.

Hunden an. In der Auffassung von damals gibt die Gesamtbebilderung der Kanne das ehrsame Gewerke im Schutze der Heiligen und der Bibel, aber auch neben der gefährlichen Sinnlichkeit, die seit alters durch die Wildleute ausgedrückt wurde. Sind sie doch letzten Endes die Verkörperung des wilden, abenteuerreichen Waldes, den sich der mittelalterliche Mensch mit sagenhaften tierischen und menschlichen Ungeheuern bevölkert dachte. Auf uralte heimische Überlieferung zurückreichend, lassen sie selbst in dieser nachmittelalterlichen, formelhaften Erstarrung etwas von dem Geheimnis des Wilden, Unheimlichen und in seiner Triebhaftigkeit Verbotenen ahnen, gegen das sich der Mensch immer wieder in Zucht nehmen mußte. Was die Wildheit des Waldes im besonderen angeht, so können wir heute kaum ahnen, wie sehr sie auch einem Handwerksgefelln des Städtchens Löwenberg bedrohlich werden konnte, wenn er aus der mauerumsfriedeten Sicherheit waldauswärts durch das Gebirge auf die Wanderschaft ging. Es muß aber doch eine alte Vorstellung zwingend dafür gewesen sein, das Ungebundene, Triebhafte am Henkelansatz der Oberzone sich austoben zu lassen, befinden sich doch — wenn überhaupt — auch bei den anderen Kannen an dieser Stelle artverwandte weltliche Themen. So sehen wir es bei der Breslauer Bäckerkanne von 1497 mit Dirne und Jüngling, so bei der Breslauer Zimmergesellenkanne in Nürnberg — nicht, wie man wegen der verkehrt aufgerissenen Zahl datiert, von 1483, sondern aus dem frühen 16. Jahrhundert, worauf auch der Stil ihrer Liebespaare, Landsknechte, Orientalen, Engel mit Löwen, Kind mit Hand im Drachenmaul hinweist —, so auch bei der Breslauer Seilerkanne von 1511 mit pfeisenden, trommelnden, würfelnden Landsknechten und spielenden Kindern. Und doch ist ein Unterschied vornehmlich zwischen der letztgenannten Kanne von 1511, der die derbe Sicherheit ausgelassener Landsknechte das Gepräge gibt, und jener zwölf Jahre später entstandenen Kanne aus Löwenberg, die auf ältere Wurzeln zurückgreifen muß. Denn hier ist doch der Niederschlag eines Weltbildes spürbar, hier beruht das Ungebändigte noch auf einem Geheimnis, einem Unerklärlichen, das weit in die heidnische Vorzeit weist, und das sich gleich einem Zauber neben dem Heiligen behauptet. Breslau — Löwenberg; es ist der Unterschied zwischen der von alten Bindungen leichter sich lösenden Großstadt und einer noch unbekümmert mit allen Fasern in der Landschaft verwurzelten Gemeinde.

# Eine Hirschgeweihart aus der Mittelsteinzeit Schottlands

Von B. Gordon Child-Edinburgh

Mit Tafel V und 1 Abbildung

Unter den zahlreichen geistvollen Schriften, durch die Professor Hans Seger so viel zur Erforschung der Vorgeschichte Europas beigetragen hat, ist die knappe, aber sehr wertvolle Abhandlung über die steinzeitlichen Arzte aus Hirschgeweih<sup>1)</sup> in dem Schrifttum kaum genügend beachtet worden. Als ein kleines Zeichen meiner Hochachtung und tiefen Verpflichtung möchte ich hier auf das wertvollste Stück dieser Artart hinweisen.

Die Art (Taf. V 1—2), die jetzt im Anatomischen Museum der Universität Edinburgh aufbewahrt wird, wurde 1877 bei Landarbeiten auf dem Gute Meiklewood, 6 km westlich von Stirling aufgedeckt<sup>2)</sup>. Sie lag in dem sogenannten „Carse“, etwa 2 m tief unter der heutigen Erdoberfläche auf dem Schädel eines Walfisches (*Balaenoptera musculus*).

Um die Bedeutung der Fundumstände zu verstehen, muß man sich an die nacheiszeitlichen Land- und Klimabewegungen Schottlands erinnern. Zu einer Zeit, die, wie Erdmann<sup>3)</sup> durch Pollenanalyse festgestellt hat, ungefähr der Titorinasekung des Baltikums entspricht, hat eine Senkung auch der nördlichen Teile Groß-Britanniens stattgefunden. Diese Senkung ist gekennzeichnet durch den sogenannten „25-foot beach“, eine 8 bis 10 m über dem heutigen Meeresspiegel erhobene Strandlinie, die rings um die Küste Schottlands klar sichtbar ist. Damals erstreckten sich die Mündungsbuchten des Forth und des Tay viel weiter landeinwärts als jetzt. Der Carse ist eigentlich nur der in den erweiterten Flußmündungen abgelagerte Schwemmstoff. Gerade in diesem Carse ist unsere Art gefunden worden. Der Walfisch, bei dessen Schädel die Waffe lag, ist wohl stromaufwärts geschwommen und an der Fundstelle gestrandet. Der Fundplatz ist jetzt über 20 km von der obersten schiffbaren Strecke des Forthflusses entfernt. Möglicherweise hatte die Art Fischern gehört, die den Walfisch stromaufwärts gejagt haben. Jedenfalls steht es wohl fest, daß die Art in der Titorinazeit, also im Mesolithikum, dort verloren gegangen ist.

In England sind einfache undurchbohrte Hacken aus Hirschgeweih in steinzeitlichen Befestigungen<sup>4)</sup> und Feuersteingruben<sup>5)</sup> mehrmals gefunden worden. Auch durchlöcherne Keulenköpfe oder Hämmer des gleichen Stoffes sind aus

<sup>1)</sup> Altshleien I S. 199.

<sup>2)</sup> Munro, Prehistoric Scotland S. 58; British Association, Report 1889, S. 790.

<sup>3)</sup> Geologiska Föreningens Forhandlingar 50, 1928, S. 181.

<sup>4)</sup> Windmill Hill, Antiquity 1930, S. 27; Bericht XXI der Römisch-Germanischen Kommission S. 41.

<sup>5)</sup> Grimes Graves, Cissbury usw., vgl. Sussex Arch. Collections, LXVII, S. 15.

Gräbern unter bronzezeitlichen Rundhügeln (Round Barrows<sup>6)</sup>), einmal sogar unter einem gewöhnlich als steinzeitlichen betrachteten Langhügel (Long Barrow<sup>7)</sup>) bekannt. Doch fehlen in den gut datierten Schichten der Steinzeit und der frühen Bronzezeit Schafstochärte aus Hirschgeweih völlig. Die zahlreichen derartigen Werkzeuge, die aus dem Themsebett bei London ausgebagert worden sind<sup>8)</sup>, können ebensogut der späten Bronzezeit oder der Hallstattzeit zugehören<sup>9)</sup>. Unsere Lochart aus der alten Forthmündung steht also in der britischen Mittelsteinzeit einzig da.

Dagegen ist die Geweihart nach Seger eine „Leitform des älteren nordischen Steinalters“. In Dänemark kann man sie bis in die Uncyluszeit zurück verfolgen. Nun ist jetzt allgemein anerkannt worden, daß eine der Mulleruper verwandte Kultur sich schon in der Uncyluszeit, in der noch Landbrücken zwischen Groß-Britannien und dem Festland bestanden, nach Ostengland verbreitet hat; sie ist nicht nur durch Harpunen der Mullerup- oder Rundatypen vertreten, sondern auch durch beilartige, den nordischen Kernbeilen und Spaltern nahe-stehende Feuersteingeräte<sup>10)</sup>. Dagegen ist die Kenntnis der Schafstochart noch nicht in diesem frühen Abschnitt der mittleren Steinzeit zu uns gelangt. Das hier behandelte schottische Stück muß also auf spätere, unmittelbare Verbindungen zwischen Schottland und den gegenüberliegenden Küsten der Nordsee während der Muschelhaufen- (Ertebölle-) Stufe, die eigentlich die erste Blütezeit der Geweihärte war, hindeuten. Vielleicht haben wagemutige Fischer den gestrandeten Walfisch von jenseits des Meeres bis hierher verfolgt!

Der so vereinzelt eingeführte Gerättypus fand damals jedoch keine Nachahmung und Verbreitung in Schottland. Erst später wurde er durch die Einwanderung der ebenfalls von jenseits der Nordsee kommenden Becherleute hierher verpflanzt und zwar in Form der steinernen Streitart, wie sie sich im nordischen Kulturgebiet entwickelt hat.

Bei dieser Entwicklung haben, wie ich, einer Andeutung Segers folgend, noch einmal betonen möchte, gerade die Geweihärte eine bedeutende Rolle gespielt, was merkwürdigerweise bei den neuesten Betrachtungen der Frage<sup>11)</sup> ganz außer acht gelassen ist. Diese Rolle tritt am deutlichsten bei den Bootägten

<sup>6)</sup> z. B. Abercromby, *Bronze Age Pottery* II S. 27; *Devizes Museum Catalogue* I, Nr. 166, 224a; *Greenwell, British Barrows* S. 37, 217, 390.

<sup>7)</sup> East Aynon bei Scarborough, Yorkshire, im Britischen Museum.

<sup>8)</sup> *Archaeological Journal* LXXXVI S. 96.

<sup>9)</sup> Kaum älter als spätkbronzezeitlich kann das einzige von den Orkneyinseln bekannte Stück sein, das aus einem zweiförmigen Kistengrab bei Crantit neben Kirkwall stammt; *Proceedings Society of Antiquaries of Scotland* XLV S. 215.

<sup>10)</sup> Clarf, *The Mesolithic Age in Britain*; Bericht XXI der Römisch-Germanischen Kommission S. 34; für die pollenanalytische Zeitbestimmung vgl. *Antiquity* 1933, S. 36.

<sup>11)</sup> Forssander, *Die schwedische Bootartkultur*, Lund 1933; *Europäus (Ayräpää)*, *Eurasia Septentrionalis Antiqua* VIII.

und den Knauffhammer-Arten hervor. Bei der Herstellung der Geweihärzte — so auch bei unserem Stück — wurden nämlich aus technischen Gründen die Geweihstangen gewöhnlich gerade, dort durchgebohrt, wo eine Seiten sprosse von der Hauptstange abzweigt (vgl. Abb. 1). Der Stumpf der Sprosse blieb öfters stehen und wurde nach Seger „zu einer tüllenartigen Verlängerung des Schaftloches benutzt“. Bietet nicht diese, ganz natürlich durch die Beschaffenheit des Materials bedingte Tülle eine viel einfachere Erklärung für die Tüllen der Bootärzte, als die von Forssander und anderen Forschern angenommenen Metallvorbilder? Ebenso kann man den Rosenstock, der bei den Geweihärzten von Segers Typus A den Nacken bildet, als ein ganz natürliches Vorbild für den Knauf der vielkantigen und anderer steinerner Streitärzte ansehen.

Mit anderen Worten, darf man nicht mehrere Abarten der nord-europäischen Streitärzte — insbesondere die mit rundlichem Körper — als Übertragungen der Geweihärzte in Stein betrachten? Daß die Geweihärzte auch als Streitärzte dienten, kann man wohl aus dem Vorkommen einer Geweihart in dem schnurkeramischen Grab von Klein Krebbel<sup>12)</sup> schließen. Ein glänzendes Beispiel der Einwirkung von für Hirschgeweih ausgebildeter Technik auf Steingeräte liefern die bekannten facettierten Keulenköpfe aus Großbritannien (Taf. V 4). Die eigenartige Verzierung dieser Steinhämmer ist offensichtlich, wie Reginald Smith<sup>13)</sup> bewiesen hat, von den ähnlich geformten Hämmern aus Hirschgeweih (Taf. V 3) übernommen. Eine Übertragung in der entgegengesetzten Richtung veranschaulicht dagegen eine polierte Geweihart aus Cucuteni<sup>14)</sup>, die eine steinerne Streitart nachahmt.

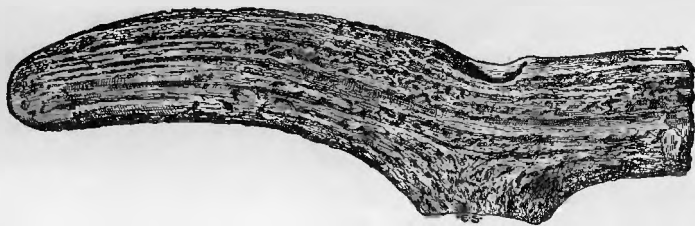


Abb. 1. Jordansmühl Kr. Nimptsch.  $\frac{1}{8}$  nach Seger, Mittheilungen I S. 201

<sup>12)</sup> Museum für Völkerkunde, Berlin, Nr. 1388.

<sup>13)</sup> Archaeologia LXIX S. 6.

<sup>14)</sup> Hubert Schmidt, Cucuteni Abb. 13.

## Zwei neolithische Knochenpfeilspitzen aus West-Norwegen

Von J. Bøe-Bergen (Norwegen)

Mit 2 Abbildungen

Bekanntlich sind Pfeilspitzen aus Feuerstein, Schiefer oder anderen Steinarten in Norwegen wie in dem übrigen Skandinavien außerordentlich all-  
gemein, sowohl auf den steinzeitlichen Wohnplätzen wie als Streufunde. Da-  
gegen kommen solche Geräte aus Knochen oder Horn äußerst selten vor. In  
gewissem Grade könnte dies vielleicht eine Frage der Erhaltung sein, indem  
Gegenstände von organischem Stoff auf den unter offenem Himmel gelegenen  
Wohnplätzen längst vergangen sind. Aber auch in dem reichen Knocheninventar  
von Wohnplätzen, die durch ihre Lage in Höhlen oder unter Vorsprüngen gegen  
Regen geschützt sind, kommen Knochenpfeile äußerst selten vor, und wenn sie  
ausnahmsweise auftreten, sind sie augenscheinlich unmittelbar den Schieferpfeil-  
spitzen nachgebildet<sup>1)</sup>.

Ziemlich einzigartig sind deshalb in Skandinavien die beiden Spitzen, die  
hier abgebildet werden. Wie aus den Abbildungen 1—2 hervorgeht, sind es schlanke,  
schöne Waffen mit schmalem, zweischneidigem Blatt ohne Widerhaken. Das  
Blatt hat einen Mittelgrat, der bis auf den Stiel hinunterläuft. Der Quer-  
schnitt des letzteren ist kreisförmig. Ganz unten ist er von der einen Seite  
schräg zugeschnitten. Die Pfeilspitzen, die nach der Bestimmung des Zoologen  
Prof. Dr. Aug. Brinkmann wahrscheinlich aus Horn gearbeitet sind, sind sorg-  
fältig zugeschnitten und abgeschliffen, so daß nur leichte Striche als Spuren des  
Glätte-Werkzeuges zu sehen sind.

Diese Pfeilspitzen wurden während meiner Untersuchung des Wohnplatzes  
von Skipsheieren gefunden, welcher nördlich von Bergen in Westnorwegen,  
kurz oberhalb der Ausmündung des Vosselvs in die See, liegt. Der Ort hat  
den Charakter eines typischen Fangplatzes, an dem sich die Leute zum Fischefang  
und zur Jagd von Zeit zu Zeit niedergelassen haben. Ihren Aufenthalt haben  
sie unter einer hervorspringenden Felswand gewählt, die gegen Regen und  
Wind Schutz bot. Dies hat auch dazu beigetragen, daß Geräte aus Knochen und  
Horn in dem bis zu 1,70 m mächtigen Abfallhaufen, den die alten Jäger am  
Orte hinterlassen hatten, sehr gut erhalten sind. Die Lagerungsverhältnisse  
boten viel Interessantes. Zu unten war ein Muschelhaufen von wechselnder  
Mächtigkeit, durch seine helle Farbe leicht erkennbar. In diesem wurden eine  
Reihe Harpunen, ungefähr 100 Angelhaken u. a. gefunden. Oberhalb dieses  
Haufens, der in die frühe Ritorinazeit zu setzen sein dürfte, und von demselben

<sup>1)</sup> Beispielsweise nennen wir Helge Gjeffing, Rogalands Stenalder Abb. 160, 163  
aus Norwegen. O. Montelius, Minnen från vår forntid Abb. 528 aus Schweden.

durch eine sandige, halb sterile Schicht getrennt, war ein anderer Muschelhaufen von ähnlichem Charakter. Dieser letztere wird durch geschliffene Steinärzte mit ovalem oder rechtwinkligem Querschnitt<sup>2)</sup>, durch kleine Stielspitzen von Feuerstein und Quarz, schlanke Pfeilspitzen von Schiefer, Schiefermesser, Angelhaken usw. in die spätere und späteste norwegische Steinzeit datiert. Dann folgt Schicht auf Schicht; die oberste wurde in der Völkerwanderungszeit gebildet.

Unsere Pfeilspitzen gehören der Periode des obersten Muschelhaufens an, und zwar wahrscheinlich einem älteren Abschnitt desselben. Diese Datierung in die späte Megalithzeit wird durch einen anderen Fund gestützt, den einzigen in Skandinavien, welcher einen Pfeil von demselben Typus geliefert hat. Dieser stammt von einem Wohnplatz an der Küste nördlich von Trondheim<sup>3)</sup> und ist mit späten Steingeräten und Knochensachen zusammen gefunden. Die Pfeilspitze selbst ist wenig dicker als die unseren, aber stimmt sonst völlig mit ihnen in Form und Größe überein.

Bis auf weiteres wirken diese Pfeilspitzen als eine westnordische Lokalforn, weil entsprechende Formen in dem übrigen Skandinavien nicht bekannt sind. Auch ist es nicht möglich, Vorformen nachzuweisen, weder auf der skandinavischen Halbinsel noch in Dänemark, wo doch z. B. die bekannten anzyluszeitlichen Funde von Sverdborg, Holmegaard, Maglemose u. a. eine Unmenge von Knochengewerten geliefert haben. Dagegen kommen ähnlich schlanke, lange Knochen spitzen in ostbaltischen Funden ziemlich häufig vor, vor allem in den bekannten sehr reichen Knochenfunden, die aus dem Bernafluß in Estland gehoben worden sind. Sie sind zeitlich nicht genau zu bestimmen, dürften aber meistens jünger als die Vitorinazeit sein. Die dort gefundenen Knochen spitzen sind den unseren ganz gleich, nur ist der Querschnitt des Blattes bei ihnen spitzoval, nicht rhombisch, und das untere Ende ist wenigstens bei den Stücken,

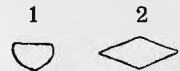


Abb. 1–2.  
Knochen spitzen  
von Skipsbelleren,  
Museum Bergen. <sup>2</sup>/<sub>3</sub>

<sup>2)</sup> Sogenannte Vestpestad- und Vestlandstypen. D. Rygh, Norske Oldsager Abb. 14.

<sup>3)</sup> A. Nummedal, Bopladsfund paa Halmøy og Dønna. Det kgl. norske Videnskabernes Selskabs Skrifter 1919 Nr. 5 S. 19 und Abb. 15. Vgl. Zuwachs des Museums Trondheim in Oldtiden V, 1915. S. 32.



# Nordböhmisches Steinzeitfunde

Von Leonhard Franz-Prag

Mit Tafel VI und 4 Abbildungen

Auf dem Boden seiner Domänenpachtung Drum südwestlich der Bezirksstadt Böhmisches-Leipa in Nordböhmen hatte Herr K. Stellwag bereits vor längerer Zeit Steingeräte gefunden, was uns zu einer Probegrabung im Jahre 1930 veranlaßt hat<sup>1)</sup>. Da diese den Beweis für das Vorhandensein von jungsteinzeitlichen Wohngruben erbrachte, habe ich der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag vorgeschlagen, dort eine größere Grabung vorzunehmen. Die Gesellschaft ist auf den Vorschlag eingegangen und hat mich mit der Durchführung der Untersuchung beauftragt, die ich 1931 bis 1933 vorgenommen habe.

Grabungsplatz war der Acker Parzelle 1161 (Kat.-Gem. Drum). Auf diesem Felde, das sanft gegen den Basaltkegel des Konberges ansteigt, sind nach dem Tiefpflügen dunkle Flecken sichtbar gewesen. Das war Material aus Wohngruben, das durch den Pflug nach oben geschafft worden ist. Grub man an solchen Stellen tiefer, so stieß man 0,20 bis 0,30 m unter der Ackerkrume auf gelben Lößlehm. In diesem hoben sich die Wohngruben und Pfostenlöcher tiefschwarz ab (vgl. Taf. VI 2). Ähnliche Feststellungen haben wir auch auf den Feldern knapp westlich der Ortschaft Littniz gemacht. Die schwarze Färbung der Wohngruben rührt von starker Durchsetzung des Erdbodens mit Holzkohle und Asche, wohl auch von vermoderten organischen Abfällen anderer Art her. Die Gruben waren durchschnittlich 2 m breit, manchmal rund, manchmal länglich, 0,20 m bis 1 m tief und lagen unregelmäßig verteilt (vgl. Plan Abb. 1). Auf ihrem Grunde fanden wir ein paar Klaubsteine, höher lagen Stückchen gebrannten Lehmes, Gefäßscherben (Taf. VI 1) und Silices, in einer eine kleine handkeramische Flachhaxe, in etlichen Gruben auch Bruchstücke von Wahlstein-Biegern. Einige Feuerstellen hatten Bänke, die in den Lehm eingeschnitten waren (vgl. Taf. VI 2 u. Abb. 1). Da sich in den Gruben Stückchen gebrannten Lehmes fanden, der zwecks Erhöhung seines Abdichtungsvermögens mit Häcksel durchsetzt war, also wohl von Wandbewurf herrührt, darf man annehmen, daß die Herdstellen unter Dach gelegen sind, vielleicht in ganz einfachen jurtenähnlichen Behausungen. Allerdings konnten wir trotz sorgfältigem Suchen um die Gruben keine Pfostenlöcher sehen. Es ist daher auch möglich, daß die Lehmbrocken von einem Kochherde stammen (vgl. Germania 1934, S. 134).

Unser Suchen nach Pfostenlöchern wurde aber in anderer Weise belohnt. Wir fanden senkrechte Pfostenlöcher, die den Grundriß eines rechteckigen Gebäudes ergaben (Abb. 1). Die Löcher waren durchschnittlich 0,50 m tief; Abb. 1 gibt in der Ecke unten rechts das Profil des auf dem Plan mit P bezeichneten

<sup>1)</sup> K. Stellwag, Funde aus Drum, Sudeta VI, 1930, S. 156.

Loches<sup>2)</sup>. Der Durchmesser der Löcher war etwa 0,30 m. Sie waren rund, nur in der südlichen Schmalseite staken zwei viereckige Löcher. Auffallend ist, daß an beiden Schmalseiten die Pfostenlöcher wechselständig angeordnet waren, nicht in gerader Linie; die Wand muß also abwechselnd außen und innen Anlehnung an die Pfosten gehabt haben.

Die Löcher ergaben ein fast 15 m langes, 7,80 m breites Bauwerk, in dessen Längsachse zwei Pfostenreihen verliefen. Der Abstand der äußeren Pfostenreihen von den zugehörigen inneren ist auf beiden Seiten nicht der gleiche, so daß man glauben könnte, die eigentliche Westwand liege außerhalb der Gruben 10 und 11, und die auf dem Plane der Westwand zugeschriebene Pfostenreihe sei eine innere. Da aber außerhalb der Gruben 10 und 11 keine Pfostenlöcher festgestellt werden konnten, muß die auf dem Plane gegebene Westwand als gesichert angenommen werden. Die östliche der inneren Pfostenreihen teilt das Gebäude in zwei gleiche Hälften und war wohl für die Dachträger bestimmt. Knapp außerhalb des Hauses lagen mehrere Herdgruben, die zahlreicheren an der Ostseite, im Schutze gegen die heutige Hauptwindrichtung und in voller Sonnenbestrahlung, der vielleicht mit Absicht auch eine Breitfront der langen Hütte zugekehrt war. Im Hause selbst fand sich weder eine Herdanlage noch ein Kleinfund.

Da bisher in der Tschechoslowakei kein stichbandkeramisches Haus ausgegraben worden ist<sup>3)</sup>, war das Suchen nach einem Vergleiche im Lande selbst, der eine Klärung hätte bieten können, aussichtslos. Die Erklärung kam aus — Köln. Dort wurde eine große, stichbandkeramische Ansiedelung ausgegraben<sup>4)</sup>. Sie war mit einem Graben umgeben (was sich in Drum bisher nicht hat feststellen lassen) und bestand aus einer großen Menge von Wohngruben. Daneben stieß man auch in Köln auf Pfostenlöcher, die große Rechteckbauten ergaben, ohne Herdstelle und ohne Kleinfunde; im Inneren lagen wie in Drum weit mehr Pfostenlöcher als zum Tragen des Daches erforderlich waren. Die reichsdeutschen

<sup>2)</sup> Aus diesem Loche stammt auch eine Probe verkohlten Holzes, das Fr. Dr. Elise Hofmann (Wien) freundlichst untersucht hat; das Holz ist Stieleiche (*Quercus pedunculata*). Die Pfostenenden waren angebrannt, was aber nicht auf einen Brand der Hütte zurückzuführen, sondern eine auf größere Widerstandsfähigkeit der Pfostenenden gegen Bodenfeuchtigkeit abzielende Maßregel der steinzeitlichen Zimmerleute ist. Eiche kommt in der Drummer Gegend auch heute noch vor, meist in den Niederungen um die Teiche.

<sup>3)</sup> Škráníl, Vorgeschichte Böhmens und Mährens, S. 49: „Spuren von Pfählen sind bisher nicht festgestellt worden“. Ein stichbandkeramischer Grubenkomplex mit Bänken und Stufen wurde bei Černý Běl unweit Prag untersucht, vgl. A. Stočý, La Bohême préhistorique I, Abb. 35.

<sup>4)</sup> F. Fremersdorf, Ausgrabung eines neolithischen Dorfes bei Köln, Germania XV, 1931, S. 49; W. Buttler, Ausgrabung eines handkeramischen Dorfes bei Köln, ebenda S. 65; Buttler, Das handkeramische Dorf bei Köln-Lindenthal, ebenda S. 244; Buttler, Zur neolithischen Keramik von Köln-Lindenthal, ebenda XVI, 1932, S. 97; Buttler, Ein steinzeitliches Dorf bei Köln, Forschungen und Fortschritte VIII, 1932, S. 65; W. Haberen, Das handkeramische Dorf bei Köln-Lindenthal, Germania XVII, 1933, S. 1.

Forscher erklären diese fundlosen Holzbauten großen Ausmaßes als Getreidespeicher und denken bei den Pfostenlöchern im Inneren an Pfosten, die den Fußboden in einiger Höhe über dem Erdboden tragen sollten. Das ist verständlich, wenn Getreide vor der Bodenfeuchtigkeit geschützt werden soll und wird auch heute noch bei vielen außereuropäischen Speicheranlagen so gemacht; aber selbst in Europa trifft man noch auf hölzerne Speicher, deren Boden in Art eines Pfahlbaues hochgelegt ist<sup>5)</sup>.

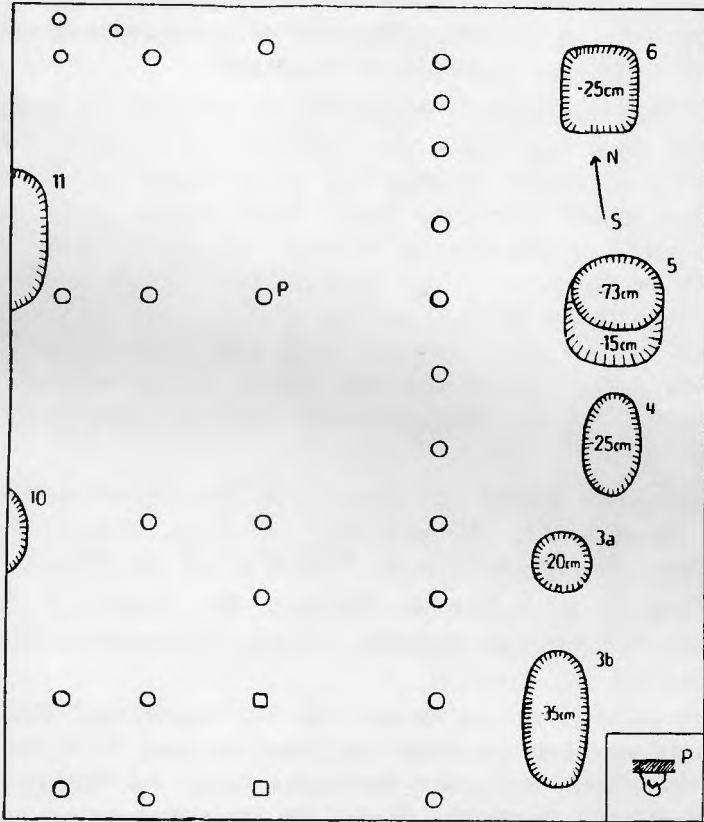


Abb. 1. Ausschnitt aus dem Plan der Siedlung bei Drum. 1:150

Wenn die großen Gebäude tatsächlich Getreidespeicher gewesen sind, dann ist damit auch das Fehlen einer Herdstelle und von Kleinfunden im Inneren erklärt, denn derartige ist in einem Speicher eben nicht am Platze. Aber auch die Größe der Anlagen ist verständlich, wenn man bedenkt, daß Getreide am vorteilhaftesten auf eine weite Fläche ausgeschüttet aufbewahrt wird.

<sup>5)</sup> Alpen, Skandinavien, Rußland, vgl. Sudeta 1929, Abb. 8 S. 147. Auch die zahlreichen „Hausurnen“ auf Füßchen führen vielleicht diese Art vor.

Die Übereinstimmung im Grabungsbefunde in Köln und Drum erlaubt es, dieselbe Deutung wie für Köln auch für Drum anzunehmen. Beide Dörfer gehören der Stichbandkeramischen Zeit an. Für Böhmen ist Drum der erste Beleg solcher Speicher. Daß jene steinzeitlichen Drumer tatsächlich Getreidebauer gewesen sind, lehren mittelbar die in den Gruben gefundenen Mahlsteine, aber auch noch auf andere Weise konnte der Nachweis geführt werden. Fr. Dr. Elise Hofmann (Wien) hatte die Freundlichkeit, über meine Bitte Hüttenlehmbröckchen zu untersuchen. Sie hat festgestellt, daß dem Lehm Spelzen von Gerste beigemischt sind, was auch in anderen Gegenden bei neolithischem Wandbewurf der Fall ist; auch die Drumer haben also Gerste gekannt.

So wie schon während der Ausgrabung in Drum das im Boden sich darbietende Bild durch das Fehlen von Störungen der Gruben auf Besiedelung nur während einer Periode schließen ließ, deuten darauf auch die Kleinfunde. Sie umfassen zunächst keramische Reste. Diese bestehen leider zumeist aus kleineren Scherben, da das Material im Boden arg zermürbt war. Wir stießen beispielsweise in Grube 12 in der schwarzen Erde auf die deutliche Negativausfüllung eines kleinen Gefäßes, von dem aber nur mehr wenige Scherben zu retten waren, der Rest zerfiel. Nur das Gefäß Taf. VII aus Grube 9 war halbwegs zusammensetzbar. Es genügen aber auch die wenigen Scherben zur Datierung: es handelt sich um Stichbandkeramik und zwar anscheinend um deren ältere Stufe.

Die Steingeräte bestehen aus einer 5,5 cm langen handkeramischen Flachhaxe, aus Silegmesserchen, Klingenschabern aus Silex, einem kleinen Nucleus und Abpliffen. Aus Quarzit sind ein Messerchen und eine Klinge.

Auffallend ist das Fehlen von Knochen. Wir fanden nur ein einziges kleines Stück und dieses stark zermürbt. Offenbar ist der Boden der Erhaltung der Knochen abträglich.

Bemerkt verdient auch zu werden, daß wir nirgends auf Spuren älterer Bewaldung gestoßen sind; der Acker war sichtlich seit dem Neolithikum baumlos. Heute ist die Gegend von Drum beträchtlich feucht, die Wohngruben reichen bereits in starke Grundfeuchtigkeit hinab. Als sie in Verwendung standen, muß also die Gegend weniger feucht gewesen sein oder aber sie wurden nur in der trockensten Jahreszeit benützt. Der Nachweis neolithischer Gerste ist ebenfalls ein Hinweis auf ein gegenüber dem heutigen anderes Klima. Heute wird in dieser Gegend Gerste kaum mehr gebaut, weil das Klima zu rauh ist, erst in der Gegend von Leitmeritz gedeiht sie besser. Auch in Köln läßt übrigens manches auf trockeneres Klima schließen (Germania 1933, S. 3).

Da wir Gruben auch auf den Feldern knapp vor Littniz festgestellt haben, erstreckt sich die Ansiedelung nach der einen Richtung auf fast 1 km, die Breitenausdehnung ist noch nicht bekannt.

Die Äcker der Stichbandkeramiker werden doch wohl in nächster Nähe der Gruben gelegen sein. Wo stand aber das Dörfchen mit den eigentlichen Behausungen? Die „Wohngruben“ waren klein, ihre Überdachung kann nach dem Fehlen von Pfostenlöchern und nach der Winzigkeit der Hüttenlehmbrocken nur ganz leicht gewesen sein, ihr spärlicher archäologischer Inhalt deutet darauf, daß sie nicht lange in Gebrauch waren. Also muß es irgendwo in der Nähe die Dauerwohnsstätten der Bauern gegeben haben. Die Gruben waren vielleicht nur im Sommer benützte behelfsmäßige Unterkünfte der Äckerknechte. Auch der auffällige Gegensatz zwischen dem umfangreichen, hölzernen Speicher und den elenden Gruben deutet einerseits auf eine größere Siedlung in der Nähe, andererseits läßt er vermuten, daß man doch wohl auch Wohnhütten dauerhafter und bequemer herzustellen verstanden haben wird.

Eine weitere Frage ist die nach der Art des stichbandkeramischen Landwirtschaftsbetriebes. Gerstenbau ist mit Sicherheit nachgewiesen, trieben jene Bauern aber auch Viehwirtschaft<sup>6)</sup>? Wenn ja, war er eine ganzjährige Weidewirtschaft oder Viehhaltung mit Winterfütterung? Und wie ging die Feldbestellung vor sich? Ich bin geneigt, nicht nur die Schuhleistenkeile der Bandkeramik, sondern auch die großen, steinernen Lochkeile für Hacken zum Aufbrechen der Äckererde und Zerklüppern der Erdklumpen zu halten, nicht für Pflugscharen. Solcher Hackbau kann dann, verhältnismäßig geringe Bevölkerung vorausgesetzt, keine beträchtlichen Äckerflächen bearbeitet haben, war aber trotzdem imstande, Kornfrucht hoher Güte zu erzielen. Selbst wenn die eben erwähnten Steingeräte Pflugscharen waren, konnte der Äcker nicht sehr lang sein; denn derartige Flachpflüge vermochten den Boden nur oberflächlich zu wenden, es war daher notwendig, nicht nur der Länge, sondern auch der Quere nach zu pflügen, so wie es noch in altrömischer Zeit geschehen ist<sup>7)</sup>.

Sollten die erwähnten großen Holzbauten von Köln und Drum wirklich Getreidespeicher gewesen sein und nicht etwa ähnliches wie Männerhäuser, dann fragt man sich auch, für welche Menge eingelagerten Getreides sie bestimmt waren. Der Drumer Speicher hatte eine Grundfläche von rund 120 qm. Wir kennen seine Höhe nicht und wissen auch nicht, ob man das Getreide im Stroh einlegte und ob das Stroh hoch gewesen ist. Nimmt man eine Nutzhöhe des Speichers von 3 bis 4 m an, so konnte man soviel Getreide einlegen, um ungefähr 100 bis 120 Doppelzentner ausdreschen zu können, wie mich Herr Stellwag belehrt. Heute rechnet man 120 bis 200 kg Getreide auf eine Person. Der Drumer Speicher konnte also mindestens 100 Leute versorgen.

Durch die Drumer Grabung ist nicht nur zum ersten Male in unserem Lande ein stichbandkeramischer Baugrundriß zutage gefördert worden, sondern

6) In der mährischen Stichbandkeramik-Kultur sind Rind, Schaf und Ziege belegt.

7) Ich entnehme diesen Hinweis der ungemein interessanten Studie von A. W. Brögger, Sigd, lja och snidill, in dem Sammelwerke: Bidrag till bondesamfundets historie I, Oslo 1933.

wir sind damit auch in ein Gebiet vorgestoßen, das bis vor kurzem als fundleer gegolten hat. Aus der Umgebung von Drum waren nur aus Bleiswedel und Quitkau Einzelfunde bekannt. Im Elbetal ist Stichtbandkeramik ja seit langem nichts Neues<sup>9)</sup>, nordöstlich von Leitmeritz, in der Richtung auf Böhmisches-Leipa zu, ist sie bis Aufcha vertreten. Durch unsere Grabung ist nun stichtbandkeramischer Siedlungsbereich ein Stück über Aufcha hinaus in nordöstlicher Richtung nachgewiesen<sup>10)</sup>. An Einzelfunden, die Herr Stellwag zuwegegebracht hat, liegen vor: ein oberflächlich gefundenes Flachbeilchen bei der Ruine „Altes Haus“ in Bleiswedel, ein Flachbeil auf dem Mühlweg in Drum, bandkeramische Flachhacken, gewöhnliche Flachbeile und ein kleiner Schuhleistenkeil auf der Flur „Kreuzstück“ beim Meierhof Stran östlich von Bleiswedel.

Die Gegend hat aber auch noch andere Funde geliefert. Unweit von Drum grub ich 1932 und 1933 auf einer Anhöhe etwa 300 m nordöstlich von der Einmündung des Bieberbaches in den Töllenteich (Parzelle Nr. 1047, Kat. Gem. Drum). Der Hügel besteht aus gelbem, darunter aus grauem Sande, der sich in die Klumpen des oberturonen Sandsteines hineinlegt. Der Hügel ist heute mit einer angepflanzten Nadelwaldung bestanden, die Humusschicht ist ungefähr 0,15 m stark. Auf dem Hügel hatte schon Herr Stellwag oberflächlich bearbeitete Silices gefunden, was mich zur Grabung veranlaßt hat.

Auf der Südwestseite des Hügels fand ich in weiter Ausdehnung, im Humus und noch etwa 0,15 m in den gelben Sand hinein, zahlreiche unpatinierte Silexgeräte. Knochen und Keramik fehlten, nur an einer Stelle kamen Tonscherben zutage, die germanisch sind; ich habe sie in *Sudeta IX*, 1933, S. 73 veröffentlicht. Die meisten Fundstücke wurden sicherlich nicht mehr in ursprünglicher Lagerung angetroffen, denn bei der Waldanpflanzung muß der Boden umgewühlt worden sein.

Die Silices sind alle Kleinformen. Das Material ist Silex, brauner Jaspis und grauer Quarzit<sup>11)</sup>. Es würde zu weit führen, wenn ich alle Formen

<sup>9)</sup> Vgl. Karte II bei Stočý, *La Bohême préhistorique I*.

<sup>9)</sup> Im Gebiete zwischen Elbe-, Polzen- und Neißetal sind Funde bisher spärlich gewesen, was aber wohl nur auf mangelnde Bodendurchforschung, nicht auf Besiedelungsleere zurückgeht. Abgesehen von zweifelhaften Funden aus Leipa, Niemes, Barzdorf, Reichstadt und Altschiedel meldet F. Hantschel, *Prähistorische Fundchronik* (Mitteilungen des nordböhmisches Excursions-Clubs XX, 1897) eine bronzene Pfeilspitze aus Krombach und ein Steinbeil aus Schludena. An neolithischen Einzelfunden sind mir bekannt geworden: eine Lochart vom Felde des Bauern Nase in Wolfstal bei Niemes, gefunden 1930, eine Lochart vom Fuße des Kollbergs bei Rabendorf, gefunden 1924, eine Flachart, gefunden 1901 beim Bahnbau hinter dem Kalvarienberg bei Niemes. Die beiden erstgenannten Stücke verwahrt Herr E. Friedrich in Niemes, das letztere ist im Museum Niemes.

<sup>11)</sup> Natürlichen Silex gibt es in kleinen Knollen im ganzen Polzengebiete, vgl. R. Zimmermann, *Eiszeitliche Spuren im Polzengelände*, Mitteilungen des nordböhmisches Vereins für Heimatforschung 41, 1918, S. 159; derselbe, *Der Ursprung der Feuersteingeräte im nördlichen Böhmen*, ebenda 43, 1920, S. 68; B. Müller, *Neue Feuersteinfunde im böhmischen Mittelgebirge*, ebenda 43, S. 111. Brauer Quarzit findet sich verarbeitet auch in der Leitmeritzer Gegend.

genau beschreiben wollte, ich muß mich hier mit einer kurz zusammengefaßten Behandlung begnügen.

Sämtliche Geräte sind aus Klingen hergestellt (Abb. 2). Es gibt da Stichel (Abb. 2,<sub>3</sub>), Klingenschaber (Abb. 2,<sub>6</sub>), Rundschaber (Abb. 2,<sub>7</sub>); Regelkraker, Hobelkraker; Bohrer (Abb. 2,<sub>2</sub>), Messer mit geradem und gekrümmtem Rücken (Abb. 2,<sub>1</sub>); dreieckige Klingchen mit Rückenretusche (Abb. 2,<sub>8-10</sub>); dreieckige unretuschierte, scharfe Abspilse (Abb. 2,<sub>5</sub>), die so oft auftreten, daß man nicht gerne an Abfall, sondern an Pfeilspitzen denkt; merkwürdige niedrig-doppelkegelförmige, runde Stücke mit scharfen Kanten, die weder Nuclei noch Kraker sein können, eher Schleudersteine<sup>11)</sup>; ein unretuschiertes Silexstückchen (Abb. 2,<sub>11</sub>) sieht vollkommen einer querschnittigen Pfeilspitze ähnlich, könnte aber auch zufälliges Abfallerzeugnis sein. Dazu kommen viele Nuclei, Klingen, Klopssteine und Abfallstücke.

Meine erste Grabung auf dem Silex-Fundplatz hatte zufällig nur solche Geräte zutage gebracht, die an Tardenoisien erinnern<sup>12)</sup>. Die Fortsetzung der Grabung im Jahre 1933 hat mir aber gezeigt, daß von Tardenoisien keine Rede sein kann. Zwar fehlt jeder Rest von einem geschliffenen Steingerät oder von Keramik, aber an reines Tardenoisien ist nicht zu denken.

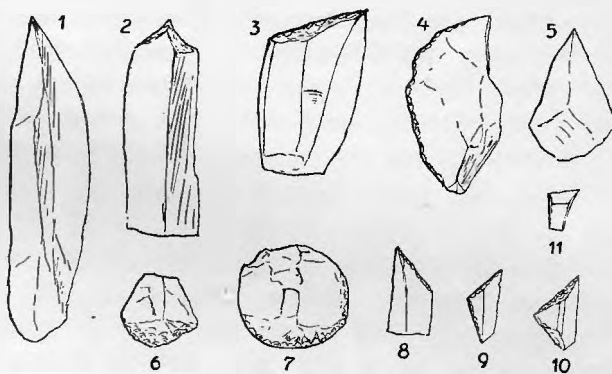


Abb. 2. Feuersteingeräte aus Drum.  $\frac{2}{3}$

Unleugbar liegen Geräte vor, die epipaläolithisch aussehen, aber daneben noch mehr andere, die sich in der Mittelsteinzeit nicht unterbringen lassen. Wir haben es hier vielleicht mit Erscheinungen zu tun, in denen Tardenoisien-Elemente noch fortleben. Die Tatsache, daß sich auch in der unweiten stichbandkeramischen Niederlassung etliche solcher Silices fanden, daß sie auch sonst in neolithischer Umgebung auftreten, z. B. bei Leitmeritz in stichbandkeramischer, läßt vermuten, daß alle Drummer Silices neolithisch sind, am ehesten stichbandkeramisch. Meist werden solche Kleingeräte von den Ausgräbern wenig beachtet und auch in Veröffentlichungen stiefmütterlich behandelt. Ich kenne Stücke, die den Drumern zum Verwechseln ähnlich sind, vom Vitusberg bei Eggenburg in Niederösterreich, der reiche neolithische Funde geliefert hat. In Niederösterreich gibt es noch weitere derartige

<sup>11)</sup> Genau die gleiche Form kenne ich aus afrikanischen Fundgruppen.

<sup>12)</sup> Das hat mich dazu verführt, sie in einem kurzen Berichte in den Mitteilungen des nordböhmischen Vereins für Heimatforschung 56, S. 33 als mittelsteinzeitlich auszugeben. Diese Datierung halte ich nicht mehr aufrecht.

Silexfundplätze<sup>13)</sup>, aber auch in anderen Gegenden ist Fortdauer von Tardenoisienformen bis ins Neolithikum festgestellt, z. B. in Polen und Frankreich. Derartige Silices fehlen auch in Böhmen nicht. So liegen im Museum Saaz Geräte aus Seltſch, die zwar im allgemeinen etwas größer als die Drumer sind, auch fehlen etliche Drumer Typen, aber eine gewisse Übereinstimmung besteht doch. In den Museen Brüx und Auffsig gibt es Silices dieser Gattung aus dem Gebiete des ehemaligen Kommerner Sees. Die Silices aus den Dünen von Kozly bei Neratowitz hält auch Schránil in seiner neuesten Darstellung der Urzeit Böhmens für vollneolithisch<sup>14)</sup>.

So wird es sich auch für die Drumer Funde empfehlen, da echte Tardenoisientypen unter ihnen nur wenige vorhanden sind, an Datierung ins Neolithikum festzuhalten<sup>15)</sup>. Das Fortleben von Tardenoisienformen noch in so später Zeit erklärt sich vielleicht zum Teile aus Fortleben einer alten Bevölkerungsschicht, zum Teile daraus, daß man eben noch im Neolithikum Steingeräte für bestimmte Zwecke benötigte, zu denen die schon vom Tardenoisien-Menschen und seinen Vorfahren erfundenen Typen sich als die geeignetsten erwiesen; erst das Spätneolithikum brach mit diesem archaischen Kleinfram und brachte z. B. die beiderseitig und über die ganze Oberfläche bearbeitete Pfeilspitze.

Wenn die Drumer Silices neolithisch sind, dann fragt man sich mit Hinblick auf das Fehlen größerer Werkzeuge, wozu alle diese Stücke gedient haben. Für kräftigere Arbeit können sie schwerlich verwendet worden sein, sie sind insgesamt nur zum Schneiden, Bohren, Schaben tauglich, aber auch nur an kleineren Gegenständen<sup>16)</sup>. Am ehesten wird man an Waffen und Geräte von Jägern denken dürfen, die in erster Linie vielleicht Federwild nachstellten. An solchem ist die Gegend von Drum heute noch reich. Aber auch vor Anlage der Teiche wird sie für Wasserwild günstig gewesen sein, weil der aus Tonmergel bestehende, wasserundurchlässige Bodengrund Sumpfbildung befördert. Dies und der gute Ausblick, den der Hügel gewährt, hat noch viel später germanische Jäger angelockt (vgl. Sudeta 1933, S. 73).

Wenn die Silices der stichbandkeramischen Zeit entstammen, dann stehen sie doch wohl mit der etwas über 1 km Luftlinie entfernten Niederlassung in Zusammenhang. Auf den Feldern am Ronberg haben wir Zeugen für Ackerwirtschaft, auf dem Hügel am Töllenteich Jägergeräte, zwei Seiten des Alltags-

<sup>13)</sup> Vgl. z. B. A. Hrod eg h, Beitrag zur Kenntnis der Silexartefakte im niederösterreichischen Manhartsgebiete, Wiener Prähistorische Zeitschrift X, 1923, S. 10.

<sup>14)</sup> Československo v pravěku, in Československá vlastivěda II, Prag 1933.

<sup>15)</sup> Das gilt auch für die von J. Kern in Sudeta IX, 1933, S. 1 als Tardenoisien veröffentlichten Funde aus der Gegend von Leitmeritz, zumal als ihre Fundumstände keineswegs zwingend an Tardenoisien denken lassen. Das a. a. D. Taf. II abgebildete Stück, das Kern ins Campignien datiert, halte ich jetzt, nachdem ich es gesehen habe, für einen groben Nucleus aus späterer Zeit.

<sup>16)</sup> Vgl. die interessantesten „Technologischen Untersuchungen am Magdalenien des Petersfels“ von F. Herig, Archiv für Anthropologie, N. F. XXII S. 179.

Lebens, deren jede ihre eigene Ausdrucksform im archäologischen Material hat. Der Silexhügel ist in großer Ausdehnung und anscheinend erschöpfend untersucht worden. Nirgends hat er eine Spur ergeben, die auf eine Behausung deuten könnte, es hat sich also offenbar um einen Saison-Jagdplatz gehandelt. Damit lernen wir in Böhmen etwas kennen, das in dieser Form für das Land neu, aber anderwärts, hauptsächlich in Norwegen, schon vielfach nachgewiesen ist.

Die Frage, ob der Gegensatz in der Ergologie der stichbandkeramischen Siedlung und des Silexhügels auf verschiedene, aber gleichzeitig lebende Bevölkerungen zurückgeht oder ob sie der Ausdruck verschiedener Wirtschaftsformen innerhalb ein und derselben Bevölkerung ist, läßt sich vorläufig noch nicht beantworten<sup>17)</sup>. Daß solches Silex-Kleingerät letzten Endes auf jungpaläolithische Ahnen zurückgeht, ist wohl schwer zu bestreiten. Aber hat es sich bis ins Neolithikum gehalten, weil sich eine Bevölkerung jungpaläolithischer Ahnenschaft so lange erhielt, oder hat es Bevölkerungs- und Rassenmischung überdauert, weil es sich nach wie vor für bestimmte Zwecke als besonders geeignet erwiesen hat? Ohne es heute schon beweisen zu können, halte ich doch dafür, daß die Drumer Silices kein echtes Dpsitardenoisien sind, noch weniger Reversion einer neolithischen Kultur in eine genetisch ältere Stufe, sondern eine Zweckform innerhalb des Vollneolithikums. Das ist ein Problem, das in die Tiefe der Kulturbilogie hinabführt, heute aber auch noch nicht annähernd gelöst werden kann, teils weil unser Material noch zu dürftig ist, teils weil unsere Methoden nicht genügend verfeinert sind.

In der Umgebung des Bezirkes Böhmisches Leipa sind verschiedentlich eiszeitliche Tierreste gefunden worden<sup>18)</sup>. Wo es Eiszeitfauna gab, hat gewöhnlich auch der Mensch nicht gefehlt. Diese Erfahrung bewahrheitet sich auch für Leipa. Denn dort hat 1933 Herr Stellwag Oberflächenfunde aufgelesen, die jungpaläolithisch (Aurignacien) sind. Es sind folgende Stücke, die alle aus Silex und weiß patiniert sind: ein Doppeltischel (Abb. 3<sub>3</sub>), gefunden im Lehm beim Kriegerdenkmal in Drum; eine kurze Klinge, gefunden auf dem „Lerchenhübel“ (Parzelle 1090) bei Drum; eine Klinge, deren eine Längskante mit feiner, steiler Randretusche versehen ist, gefunden auf den Nowak-Feldern bei Drum (Abb. 3<sub>11</sub>), eine Klinge mit kleiner Daumennagelretusche (Abb. 3<sub>12</sub>), gefunden

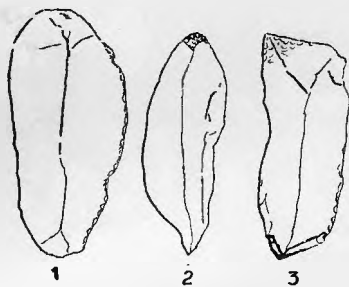


Abb. 3. Altsteinzeitliche Feuersteingeräte aus Drum. <sup>2</sup>/<sub>3</sub>

<sup>17)</sup> Vgl. zu solchen Fragen G. Schwantes, Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum, Festschrift 1928 des Hamburgischen Museums für Völkerkunde.

<sup>18)</sup> Mammut in Luscha (Museum Luscha) und angeblich auch in Ronoged bei Luscha, ferner in Reichenberg (Ziegelei Hirschmann, Rosental I, Naturhist. Mus. Reichenberg), wollhaariges Nashorn bei Tetschendorf unweit Luscha (B. Müller, Der geologische Aufbau des Luschaer Rotlandes, Zeitmeritz 1924, S. 29), verschiedene Funde bei Tetschen (Tetschener Heimatkunde II, 1923, S. 20).

in einem Hopfengarten in Littniß. In die Gegend von Leipa mag der Eiszeitjäger vom Elbetal hergekommen sein. Einen weißpatinierten Silexträger aus Dauba (südlich von Leipa), den ich auch für jungpaläolithisch halte, besitzt Herr J. Laufka in Welshütta bei Dauba, einen schönen Aurignacien-Silex aus Lobositz an der Elbe Herr Fachlehrer Jos. Kern in Leitmeritz. Es gilt also, nunmehr auch diesen Eiszeitspuren nachzugehen; so wie seit vorigem Jahre das Auftreten des diluvialen Jägers im südlichsten Böhmen feststeht (Sudeta IX, 1933, S. 101), gilt das jetzt auch für das nördliche. Der hier behandelte Teil des Landes weist also schon so viele und bedeutsame Funde, von denen hier bloß die steinzeitlichen herangezogen worden sind, auf, daß er sich würdig anderen Gebieten Böhmens anreihet und von künftiger Forschung nicht mehr übersehen werden darf.

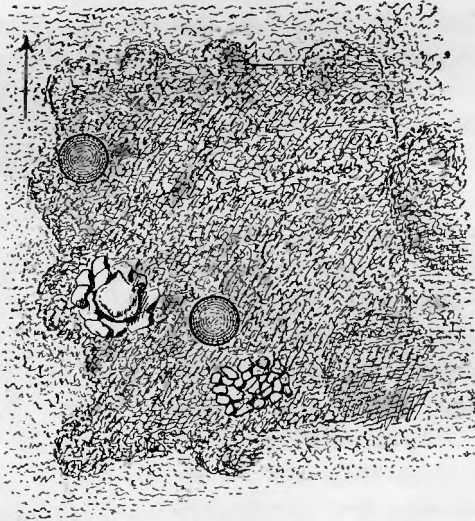


Abb. 4. Hausgrundriß der handkeramischen Kultur aus Neowitz bei Glogau in Schlesiens. 1:75  
Nach H. Seger, Schlesiens Vorzeit N. F. VII S. 13

# Kulturbeziehungen zwischen Schlesien und Ungarn während der jüngeren Steinzeit

Von F. von Tompa-Budapest

Mit 4 Abbildungen

Im Jahre 1926 behandelte ich kurz die Kulturgüter, die für ziemlich enge Beziehungen zwischen Schlesien und Ungarn während der Bronzezeit sprechen<sup>1)</sup>. Für das Karpathenland, welches in dieser Zeit sogar mit dem baltischen Gebiet in lebhafter Verbindung stand, führte der natürlichste Weg nach Norden über Schlesien, entlang der Oder. Dieser Weg ist durch zahlreiche Funde belegt, deren Abstammung aus Ungarn unzweifelhaft ist.

Es ist daher die Annahme berechtigt, daß die Entstehung dieser Verbindung schon in frühere Zeiten zurückgeht und daß die Völkerbewegungen der jüngeren Steinzeit die Urgeschichte der beiden Gebiete eng verbunden haben.

In der ersten Hälfte des Neolithikums gelangen die Wellen der sich ausbreitenden Spiralnänderkeramik gleicherweise in beide Länder, mit dem Unterschied, daß sie in Schlesien gegen die Mitte der Epoche noch durch die Stichenkeramik überlagert wurde, während in Ungarn nur Beeinflussungen durch diese Kulturstufe bemerkbar sind. In dieser Zeit zeigt die Hinterlassenschaft der verwandten Kulturen das Bild eines friedlichen Nebeneinanderlebens. Die Völkerwanderung des jüngeren Neolithikums verändert aber dieses Bild durchaus. In Ungarn kommt die Theißkultur immer mehr zur Geltung und nimmt allmählich nicht nur die Theißgegend und das Tiefland, sondern auch den Landteil westlich von der Donau in Besitz. Von dort breitet sie sich weiter in Niederösterreich und in den Sudetenländern aus und gelangt schließlich nach Oberschlesien. Das ist die Kultur, die in der Fachliteratur früher, wie ab und zu auch heute noch „Lengyelkultur“ benannt wird. Ich möchte aber auch an dieser Stelle wiederholt betonen, daß diese Benennung nur solange ihre Berechtigung hatte, als Lengyel die am besten erforschte und auch im Ausland bekannte Fundstelle dieser jungneolithischen Kultur war. Mir ist aber das Glück zuteil geworden, nachweisen zu können<sup>2)</sup>, daß die Fundstelle Lengyel selbst mit ihrer einfarbig bemalten Keramik, mit den langen Feuersteinklingen und sazettierten Steinbeilen, ferner mit dem schon vereinzelt vorkommenden Ritzmusterware und dem Auftreten von Kupferperlen nicht die ganze Epoche vertreten kann, sondern allein deren letzte Stufe, die sich als eine schon aeneolithische Erscheinung unmittelbar der Bodrogkereszturer Kultur anschließt.

<sup>1)</sup> F. von Tompa, Kulturbeziehungen zwischen Ungarn und Schlesien während der älteren Bronzezeit. *Archaeologiai Ertesítő* Bd. XL, 1926, S. 70—84 und 291—293.

<sup>2)</sup> F. von Tompa, Die Bandkeramik in Ungarn, *Archaeologia Hungarica* Band V—VI. Budapest 1929.

Die Theißkultur gelangte schon früher nach Westen und Norden und trat in Niederösterreich an die Stelle der Spiralmäanderkeramik, in den Sudetenländern überlagerte sie aber die Sticheihenkeramik und „entwickelte sich sogar eine bestimmte Zeitlang neben derselben“<sup>3)</sup>. Es ist selbstverständlich, daß, je mehr die Theißkultur sich von der Urheimat entfernte, desto stärker ihr ursprünglicher Charakter von anderen Kulturen gefärbt wurde.

In Mähren erscheint sie noch so rein, daß ihr Wesen als Niederschlag einer neuen Bevölkerung unverkennbar ist. Dagegen ist sie in Böhmen nur noch als Mischkultur, als Jordansmühler Kultur nachweisbar. Prag-Sarka, Levý Hradec, Kolín, Nebovidy, Prag-Střešovice sind unter anderen die Stätten, wo wir nicht nur einige entlehnte Ziermotive, sondern sogar echte Gefäßformen der Theißkultur auffinden<sup>4)</sup>.

In Schlesien zeigt sich die Theißkultur in derselben Mischung, und obschon nur vereinzelt, bringt sie selbst die Maltechnik mit (Troppau). Ich vermute aber, daß eine Welle der kulturellen Beeinflussung aus Ungarn schon früher hierher gelangte und zwar noch in der Zeit der Sticheihenkeramik. Die Form des Gefäßes von Břchanz erinnert uns stark an das menschenförmige Gefäß von Kenézlő<sup>5)</sup>. Auch das Schachbrettmuster und schraffierte Dreiecke sind wohl Bükker-Elemente.

Den Einfluß der Theißkultur zeigt ganz klar die Verwendung des Schrägmäandermusters<sup>6)</sup>.

Die fremden Elemente in der Jordansmühler Kultur zählt schon S. Seger auf, wobei er die Fußschale, die doppelkonische Vase (mit oder ohne Walzenhals), die flachrunden Knöpfe, die Gefäßmalerei, Obsidian- und Jadeitgeräte aus Südwestungarn stammen läßt<sup>7)</sup>.

Seger, der hervorragendste Forscher der schlesischen jüngeren Steinzeit, bringt in seinen Arbeiten<sup>8)</sup> eine Reihe von Funden, die aus der durch den Schrägmäander charakterisierten Theiß I-Kultur und aus der viel einfacher verzierten Theiß II-Kultur stammen. Diese letztere legte mehr Gewicht auf die Form (doppelkonische Gefäße, schüsselförmige Fußschalen usw.) und verwendete als einziges Ziermuster die runden Warzen. Aus dem Fundinventar von Jordansmühl (a. a. D. Taf. VII 12, VIII 8, 10, IX 1—8, XI 6), ferner aus Woischwitz (a. a. D. Taf. XIII 6—10) und aus Ottitz (a. a. D. Taf. XIII 15) stellen

<sup>3)</sup> J. Šchráníl, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Berlin—Leipzig 1928, Seite 50.

<sup>4)</sup> A. Štoř, La Bohême Préhistorique I. L'âge de pierre. Prag 1929. Taf. LIII—LXI.

<sup>5)</sup> S. Seger, Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens. Schles. Vorzeit Bd. VII, 1916, Abb. 79. — F. von Lompa, Die Wandkeramik, Taf. XLI, Abb. 1a-b.

<sup>6)</sup> Seger a. a. D., Abb. 58, ein Bruchstück aus Gleinitz.

<sup>7)</sup> S. Seger, Eberts Reallexikon, Bd. VI, S. 169 und Bd. XI, S. 271. Siehe dazu die Fußschalen aus Ottitz in Taf. 78a und die Taf. 52 in Bd. VI.

<sup>8)</sup> S. Seger, Die Steinzeit in Schlesien. Archiv für Anthropologie N. F. Bd. V, 1906.

die Gefäße uns sozusagen unverändert die Formen und Ornamentik der Theißkultur dar. Seger erwähnt in diesem älteren Aufsatz die südöstlichen Beziehungen nur in einer Anmerkung<sup>9)</sup>, wo er geneigt ist, die Meinung Hubert Schmidts anzunehmen, der schon in dieser Zeit einen Kulturstrom von den Donauländern auch nach Süden für wahrscheinlich hält. In seiner späteren Abhandlung über die keramischen Stilarten benennt Seger schon das Land und den Kulturkreis (Lengyel), aus dem diese neuen Elemente stammen und schließlich behandelt er in den einzelnen einschlägigen Abschnitten des Ebertschen Reallexikons diese Beziehungen so ausführlich, daß wir eigentlich schon nichts mehr hinzuzufügen



Abb. 1. Bodrogkeresztúr.  $\frac{1}{3}$



Abb. 2. Bodrogkeresztúr.  $\frac{1}{3}$

hätten. Eben diese Beziehungen sprechen auch dafür, daß die Blütezeit und volle Einwirkungskraft der Theißkultur in die Zeit fällt, als wir dem Einfluß der Bükker-Kultur schon nicht mehr begegnen, d. h. in den Ausgang der jüngeren Steinzeit.

Unsere Arbeit wäre aber einseitig, wenn wir nicht gleichzeitig auf diejenigen Elemente hinweisen würden, die das ungarische Gebiet aus Schlesien entlehnt hat. Die sogenannte „Nordische Kultur“, die in den Sudetenländern aus verschiedenen Bestandteilen zusammengeschweißt wurde, gelangte auch nach Ungarn, und zwar gegen das Ende des Neolithikums in der Form der Badener Kultur. Sie ist durch handhenkliche und kannelierte Krüge, Schüsseln mit Scheidewand und in der Ornamentik durch linsenförmige Punktreihen und Tannenzweigmuster gekennzeichnet. Bisher entdeckten wir schon zahlreiche Fundstellen dieser Kultur, und ihre Zeitstellung wird dadurch festgelegt, daß sie sich an vielen Stellen mit der Bodrogkeresztúr Kultur berührt.



Abb. 3. Pusztaióvárháza.  $\frac{1}{3}$

Aber unabhängig davon muß ich zwei Gefäßformen hervorheben, die bei uns durchaus fremdartig wirken und entschieden aus Schlesien stammen. Die eine ist der doppelhenkliche Krug oder die doppelhenkliche Schale, die

<sup>9)</sup> a. a. D. S. 126, Anm. 6.

Jenő Hillebrand ebenso in Bodrogkeresztúr (Abb. 1 und 2), wie auch im kupferzeitlichen Gräberfeld von Pusztaivárháza (Abb. 3) gefunden hat<sup>10)</sup>. Sie sind ebenso wie die schlesischen Vorbilder durch die den Hals überbrückenden Henkel und die den unteren Teil verzierenden eingerichteten Linien gekennzeichnet.

Das Gefäß von Pusztaivárháza (Abb. 3) besitzt vollkommen die Jordansmühler Form, ein zweites dagegen zeigt in den schraffierten Dreiecken und den darübergestellten kleinen Fahnen Ziermotive, denen wir in Schussenried begegnen. Übrigens ist die fremdartige Verzierung der flachen Schüssel von Pusztaivárháza (a. a. O. Taf. II 7) mit dem gezähnten Kreuzmuster wieder auf einen anderen, und zwar aus der Pfahlbaukultur stammenden Einfluß zurückzuführen.

Die andere Gefäßform, bei der aber Schlesien nur eine Vermittlerrolle gespielt hat, ist der Trichterrandbecher aus Pusztaivárháza (Abb. 4). Er ist auch in beiden Gräberfeldern vertreten und erscheint in einer verkümmerten Form, bei der die scharfe Trennung des trichterförmigen Halses vom Bauch schon nicht mehr so deutlich erscheint (Hillebrand Taf. I 3).

Beide Beispiele beweisen also, daß die ausgewanderte Bevölkerung sich von der Urheimat nicht vollkommen losgelöst hat, sondern sogar mit den in neuen Gegenden angetroffenen Stilformen die Heimat noch bereichern konnte.

In der jüngeren Steinzeit wurden also zwischen den beiden Ländern Schlesien und Ungarn die Beziehungen schon vorbereitet, die dann später während der Bronzezeit immer mehr zur Geltung kommen sollten.



Abb. 4. Pusztaivárháza.  $\frac{1}{6}$

<sup>10)</sup> Jenő Hillebrand, Das frühkupferzeitliche Gräberfeld von Pusztaivárháza. *Archaeologia Hungarica* Bd. IV, Taf. I 9 und Taf. II 1.

# Zwei Funde sächsisch-thüringischer Amphoren in Schlefien

Von Werner Boege = Breslau

Mit 4 Abbildungen

Die letzten Jahre haben in Mittel- und Niederschlesien zwei neue Funde ans Licht gebracht, die unsere Kenntnis über die sächsisch-thüringischen Einflüsse nach Ostdeutschland in willkommener Weise ergänzen.

## Wiltzschau Kr. Breslau

Fundstelle 1 (Gräberfeld der Marschwizer und Lunjetizer Kultur), Grab 18. Bei einer amtlichen Grabung zeigte sich nach Abdeckung der 0,50 m mächtigen Ackerkrume im Kies eine schwarz-erdige Verfärbung von Fischblasenform: Abb. 1—2, deren größeres Oval eine Ausdehnung von etwa  $2 \times 3$  m zeigte und namentlich an der Westseite bis in eine Tiefe von 2 m reichte. Das andere Oval erwies sich entsprechend seiner Kleinheit nur als flache, fundleere Mulde. Die Hauptgrube war angefüllt mit kiesvermengter Erde, in der sich atypische Scherben und Feuersteinsplitter fanden. An der Westwand lagen dagegen sehr feste, geglähte, herdartige Schichten, mit Holzkohlereften und weißer Asche vermischt. Der angrenzende Kies war rot gegläht. Am Boden der Grube lag in angehobener Stellung, den Schädel im N, den Blick nach O, das Skelett eines sehr großen Mannes von ungewöhnlich derbem Gepräge. Der Schädel war trotz seiner dicken Knochen vom Erddruck völlig vernichtet. Die rechte Hüfte ragte mit dem Darmbeinstachel in die Brandschichten und scheint durch die Einwirkung des Feuers geschwärzt zu sein. In geringer Entfernung von der rechten Schulter fand sich völlig zerdrückt ein Gefäß.

Kugelige Flasche von grauer Farbe mit eingezogenem Hals und ausladendem Rand. Auf der Schulter gleichmäßig verteilt drei halbkugelige Schnurösen. Dazwischen bilden senkrecht und waagerecht eingeschnittene Linien ein unregelmäßiges Schachbrettmuster, in dem Einsätze reihenmäßig verteilt sind. Der Rand ist mit flachen Eindrücken eng besetzt. Abb. 4.

## Sieglitz Kr. Glogau

Im Heimatmuseum Glogau befindet sich unter obiger Fundortangabe ein Gefäß, über dessen Fundumstände nichts bekannt ist<sup>1)</sup>.

Braunes, schwach kugeliges Gefäß mit zwei annähernd halbkugeligen Schnurösen. Von der Schulter steigt der Hals sich stetig verjüngend bis zum Mündungsrand, der leicht verdickt und mit Eindrücken eng besetzt ist. Auf dem Körper finden sich zwei umlaufende Linien eingerigt, darunter ein Franzenmuster in derselben Technik: Abb. 3.

Beide Gefäße (Abb. 3—4) stimmen überein in der kugeligen Form, in der Eigenart des Tones, den halbkugeligen Schnurösen, der Anordnung und technischen Ausführung der eingeschnittenen Verzierungen und den Eindrücken am Rande. Sie bilden durch diese Eigenschaften eine Besonderheit in dem sonst ganz anders gearteten schlesischen Material und müssen bei ihrer Ähnlichkeit trotz der weit

<sup>1)</sup> Nicht weit von der Sieglitzer Gemarkungsgrenze wurde der schöne schnurverzierte Krug von Schrepau (Mtschlesien I, 263 Abb. 1) gefunden; f. S. 42 Abb. 3.

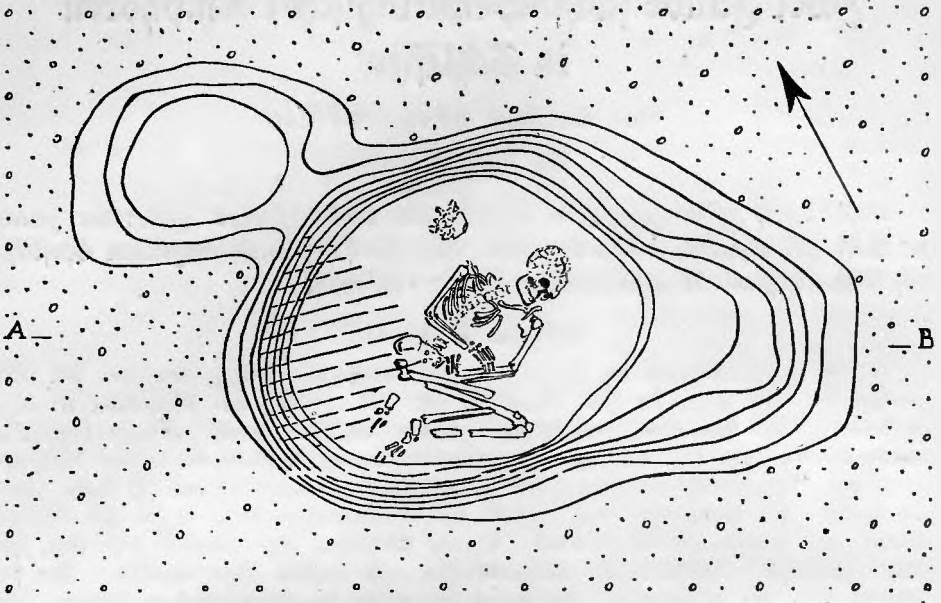


Abb. 1. Grundriß des Grabes 18 von Wiltschau Kr. Breslau. 1 : 40

von einander entfernten Fundorte gemeinsam behandelt werden. Da sich Ähnliches in Schlesien selbst nicht findet, müssen wir die Vergleichsstücke außerhalb suchen. Wir finden sie vornehmlich im Gebiet der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik. Als treffendste Gegenstücke seien aus dem reichen Stoff, den uns das Schrifttum bietet, herausgegriffen die Amphoren von Langenbogen, Mansfelder Seekreis<sup>2)</sup>, vom Pohlberg bei Latdorf<sup>3)</sup>, von Hohlstedt Kr. Sangerhausen<sup>4)</sup> und Forst Habel bei Quedlinburg<sup>5)</sup>. An gemeinsamen Eigenschaften fallen bei der Latdorfer Amphore vor allem die Eigenart des leichtgerauchten Tones, die starke Bauchung, die Einziehung des kurzen Halses und die Ausladung des Randes auf. Ähnlich ist weiterhin das Gepräge des ebenfalls eingeritzten Musters. Die Formlosigkeit der gegenständigen Henkel nähert sich stark der Bildung unserer halbkugeligen Schnuröfen. Wenn das Latdorfer Gefäß nur zwei Henkel besitzt gegenüber den drei Henkeln der Wiltshauer Amphore, so spielt dies m. E. keine Rolle, da wir an unserem Sieglizer Topfe auch nur zwei Henkel finden. Andererseits kommt Dreizahl der Henkel auch bei verwandten Gefäßen vor, wie den aus dem Forst Habel (a. a. O. Abb. 1 u. 5) und dem vom Pohlberge. Unserem Sieglizer Gefäß ähneln am meisten die doppelhenkligen Amphoren vom

<sup>2)</sup> G ö t t e - S ö f e r - S c h i e s c h e, Vorgeschichtliche Altertümer Thüringens Taf. II 19.

<sup>3)</sup> Jahreschrift Halle IV, 1906, Taf. VIII 12.

<sup>4)</sup> Ebenda XVIII, 1930, Taf. X 2.

<sup>5)</sup> Ebenda XIX, 1931, Taf. III 1, 3 u. 5.

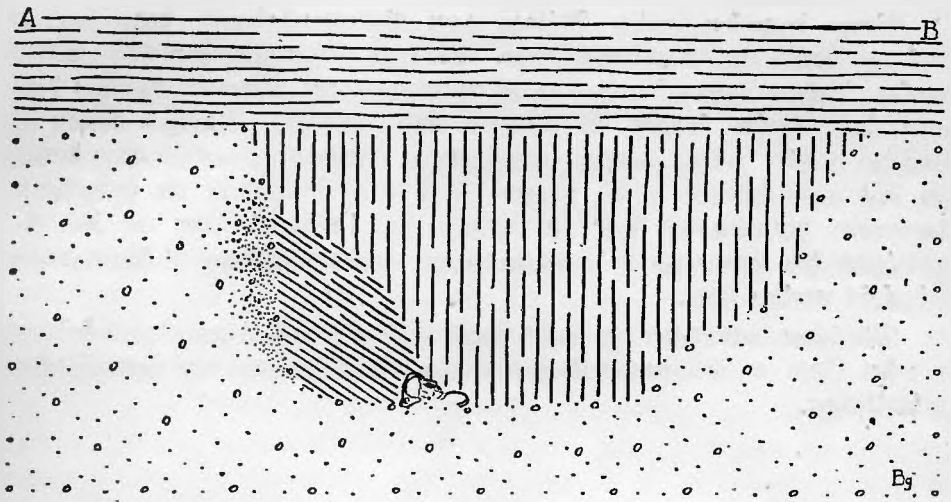


Abb. 2. Profil des Grabes 18 von Wiltschau Kr. Breslau. 1:40

Forst Habel (a. a. O. Abb. 3) und von Hohlstedt, bei denen der Mündungsrand schon fast ganz seine Ausladung verloren hat. Wie Åberg<sup>6)</sup> nachweist, steht der Typus von Langenbogen und damit unser Wiltshauer Gefäß am Ende einer Entwicklungsreihe, die von Amphoren mit wohl ausgebildetem Hals teil und scharfer Grenze zwischen Hals und Bauch ausgeht. Es kann demnach nicht zweifelhaft sein, daß auch unsere schlesischen Funde in den Kreis dieser sächsisch-thüringischen Keramik einzuweisen sind. Die große Entfernung ihrer Fundorte untereinander sowohl, wie vom Kerngebiet dieser Kultur ist hierbei kein Widerspruch. Ist es doch geradezu kennzeichnend für die Schnuramphorengruppe, daß sie außerhalb ihres Kerngebietes außerordentlich zerstreut auftritt und nicht etwa als ein mehr oder weniger geschlossenes Ganze in eine andere Kultur hineinreicht. Die Art ihrer Verbreitung kann vielmehr mit einer Ausstrahlung verglichen werden, bei der auch die äußersten Punkte stets in Verbindung mit dem Ursprungsland bleiben. So stellen unsere schlesischen Funde in diesem Sinne ein Zwischenglied dar zwischen dem eigentlichen Kerngebiet und seinen östlichsten Ausläufern in der Totakultur in Polen.

Über die Datierung unseres Typus ins jüngste Neolithikum hat zuletzt Grimm<sup>7)</sup> gehandelt. Unsere Funde bestätigen seine Auffassung insofern, weil sie z. T. einem Gräberfelde entstammen, das vom Jung-Neolithikum bis zur frühen Bronzezeit belegt worden ist.

<sup>6)</sup> Åberg, Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit, S. 176 f.

<sup>7)</sup> Jahreschrift Halle XVIII, 1930, S. 22 f.

Einen bemerkenswerten Beitrag zum Bestattungsbrauch der jüngeren Steinzeit liefert das Wiltzchauer Grab. Die tiefe Einsenkung ist nicht zu Wohnzwecken, sondern eigens für den zu bestattenden Toten geschaffen worden; denn unter dem Skelett fanden sich keinerlei Kulturschichten. Dagegen weisen die über der rechten Hüfte ungestört abgelagerten reichlichen Brandschichten darauf hin, daß wahrscheinlich in der ungewöhnlich tiefen Grabgrube ein fortgesetztes Totenopfer stattgefunden hat; ein Brauch, der in Verbindung mit der Geräumigkeit der Grube als Erinnerung an die Herdbestattungen in Wohngruben aufgefaßt werden kann.

Wie schon so mancher wertvolle Fund, verdankt auch dieser seine Erhaltung in erster Linie der Aufmerksamkeit und treuen Heimatpflege von Herrn Jochem in Wiltzchau.



Abb. 3. Sieglitz Kr. Glogau.  $\frac{1}{3}$



Abb. 4. Wiltzchau Kr. Breslau.  $\frac{1}{3}$

# Ein wichtiger Schnurkeramischer Grabfund aus Mitteldeutschland

Von Walther Schulz-Halle a. G.

Mit Tafel VII u. VIII und 3 Abbildungen

Auf dem Galgenberg südlich von Schraplau im Mansfelder Seekreis, der als Begräbnisplatz der Bevölkerung der Schnurkeramik bekannt ist, wurde in einer Sandgrube im Dezember 1932 ein Grab dieser Kultur aufgedeckt, das wegen seiner Gefäßausstattung besonders bemerkenswert ist<sup>1)</sup>.

Das Grab (Abb. 1 und Taf. VII 3) war eine Steinkiste aus Kalksteinplatten von einer lichten Weite von  $0,65 \times 0,95$  m, die fast genau von Ost nach West gerichtet war. Die Grabsohle ohne erhaltenen Belag lag etwa 0,50 m unter der Oberkante der Wandplatten; ob ein Hügel ursprünglich vorhanden gewesen ist, war nicht zu erkennen. Das Grab enthielt das sehr schlecht erhaltene Skelett eines kleinen Kindes in Hocklage, dabei Schmuck aus durchbohrten Tier-Eckzähnen (wahrscheinlich Hund) (Taf. VIII 1), einige kleine durchlochte Muschelplättchen und eine mit Bohornament verzierte, zweifach durchlochte Muschelschale (wohl *Unio*) (Taf. VIII 2<sup>2)</sup>); in der Nordostecke drei Feuersteinabschläge (Taf. VIII 1). Die Gefäßbeigaben waren eine Schnuramphore in der Südwestecke (Taf. VII 1) und eine Tasse der ersten Stufe des Bernburger Stiles (Taf. VII 2<sup>3)</sup>) zwischen dem Schädel und der Feuersteingruppe.

Die sauber gearbeitete Amphore (Taf. VII 1) erweist sich schon wegen ihrer Kleinheit als die Beigabe eines Kindergrabes. Sie ist vielleicht für den Grabgebrauch gearbeitet, wie überhaupt die übliche gleichmäßige Gefäßausstattung der Schnurkeramischen Gräber. Sie gehört zu den kurzhalbigen Amphoren; ihre Färbung ist hellrötlich. Zwischen den Schnurgürteln des Halses und der Bauchweite laufen vier Schnurbänder senkrecht herab, eine für diese Amphorenform geläufige Verzierung; unter dem Bauchgürtel stehen kurze, senkrechte Doppeldrücke.

Die Bernburger Tasse (Taf. VII 2) ist gleichfalls hellrötlich; auch ihre Tonmasse scheint mit der der Amphore übereinzustimmen. Ihr bandförmiger Henkel ist bei 1,5 cm Breite

<sup>1)</sup> Kurzer Bericht über das Grab und über weitere Funde: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit IX, 1933, S. 93 ff. — Die Funde, Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle, Katalog-Nr. 32 : 86a—c.

<sup>2)</sup> Ob *Unio* (Malermuschel) oder *Margeritana* (Flußperlmuschel), wie die entsprechenden böhmischen Stücke nach Schánil: Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens S. 78, ist nicht sicher zu bestimmen. Das besser erhaltene Stück (Taf. VIII 3) unbekanntes Fundortes, aber wahrscheinlich gleichfalls aus dem Mansfelder Seekreis, ist sicher *Unio*. Es ist sehr zweifelhaft, ob die heute in Gebirgsflüssen noch heimische *Margeritana* in der Steinzeit in der Weida vorkam (wenn wir annehmen, daß das Muschelstück von Schraplau von hier kam). — Feststellungen mit freundlicher Hilfe des Herrn Privatdozenten Dr. Ludwig-Halle.

<sup>3)</sup> Vgl. N. Nilasson, Jahreschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder XIII, 1925. Zeitschrift in den folgenden Anmerkungen kurz als Jahreschrift bezeichnet.

verhältnismäßig schmal. Nahe steht ihr in der Gesamtform eine Tasse, die Nillasson aus Schraplau, aber unbekannter Fundstelle, abbildet<sup>4)</sup>.

Die Einheitlichkeit der Bestattung ist gesichert, so daß wir hier einen zweifelsfreien Beleg für das zeitliche Verhältnis zweier der wichtigsten mittel-deutschen Kulturen besitzen, den ersten in dieser Eindeutigkeit. Das zeitliche Verhältnis der beiden Kulturen hat außer anderen zuletzt Nillasson erörtert<sup>5)</sup>; seine Auffassung findet hier eine Bestätigung. Doch für die Schnurkeramik ergeben sich noch einige weitere Folgerungen.

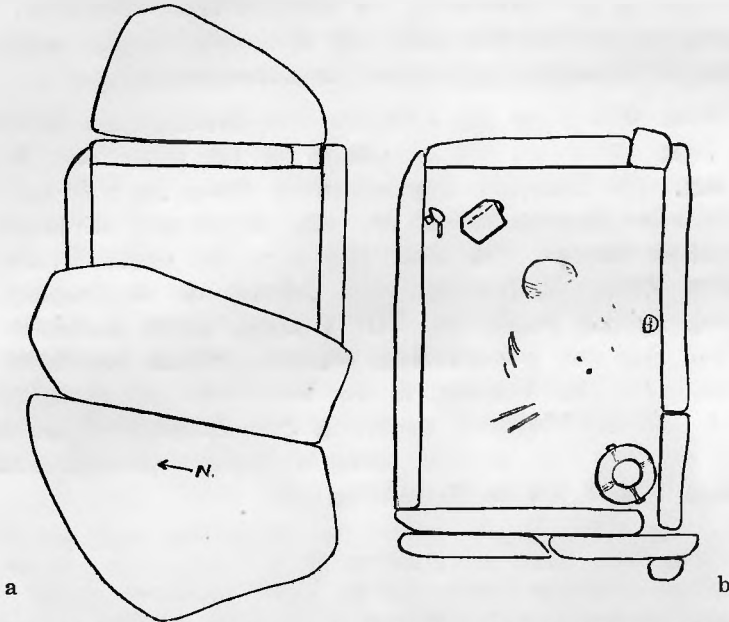


Abb. 1. Die Steinkiste von Schraplau. a) mit Deckplatten b) nach Entleerung des Füllbodens  
1:20

Wir befinden uns in Schraplau in einem Gebiete, in dem die Schnurkeramik sehr reich vertreten ist (Karte Abb. 2). Auf den Höhen westlich des Weidatales liegen Fundgruppen in den Gemarkungen Schraplau, Obereesperstedt, Ruckenburg und Obhausen; östlich der Weida in den Gemarkungen Stedten und Untereesperstedt der Silberhügel und der Wachhügel, von dem z. B. das bekannte Grab mit den Holzgefäßen stammt. Am Oberlauf sind bei Querfurt und bei dem Gut Weidenbach Funde gemacht. Weiter entfernt von dem Weidatale treten Fundstellen zunächst nur vereinzelter auf, nach Süden vermitteln sie zu dem Fundgebiete am Rande längs der Unstrutniederung und nach Westen zu

<sup>4)</sup> Nillasson a. a. O., Abb. 75b. Die Gefäße sind aber durch die stärkere Glättung der Oberfläche und die dunklere Färbung, die Tassen auch durch den regelrechten breiteren bandförmigen Henkel von unserer Tasse unterschieden. — Das Töpfereiverfahren dieser Tasse könnte danach doch wohl „Schnurkeramisch“ sein.

<sup>5)</sup> Nillasson a. a. O. S. 167 ff. u. Tabelle S. 183.

dem reichen Siedlungsgebiete, das Paul Grimm folgendermaßen beschreibt<sup>6)</sup>: „Ein Mittelpunkt dieser Kultur muß der Ziegelrodaer Forst gewesen sein. Frühere Forscher berichten von Hunderten von Grabhügeln im Gebiete von Allstedt, Winkel und Ziegelroda, Urtern und Riethordhausen.“

Unser Grab läßt nun eine enge Berührung mit der aus dem Norden gekommenen Walternienburg-Bernburger Kultur erkennen. Nahe der Weida sind bisher Funde dieser Kultur nur von dem schon genannten Silberhügel bei Stedten, und zwar hier ein Gefäß des Stiles Walternienburg II, und aus der Gegend von Schraplau bekannt<sup>7)</sup>. Eine Siedelung wurde westlich von dem Orte etwa 1 km von unserer Galgenbergfundstelle entfernt aufgefunden. Von mehreren Gefäßen steht die nähere Fundstelle innerhalb der Gemarkung Schraplau nicht fest. Diese Funde in der Umgebung von Schraplau gehören den Stufen Bern-

burg I bis III an. Ein weiteres Gefäß stammt aus der Umgegend von Quersfurt<sup>8)</sup>. — Was folgt nun aus dieser Fundverteilung der beiden Kulturen nahe der Weida? Ich glaube aus ihr entnehmen zu können, daß die Träger der Walternienburg-Bernburger Kultur bei ihrem Einrücken die Schnurkeramik-Leute bereits vorfanden und sich daher mit der Festfegung auf einigen wenigen Plätzen in Randlage begnügten. Der Fund vom Silberhügel bei Stedten aber erweist, daß die Einwanderer zunächst noch die Walternienburger Keramik führten. Also mindestens schon damals müßten die Schnurkeramiker hier ge-



Abb. 2. Funde der Schnurkeramik-Kultur und der Walternienburg-Bernburger Kultur an der Weida

//// = Schnurkeramische Gräber. + = Grab von Schraplau  
○ = Fundplatz der Walternienburg-Bernburger Kultur

Der Typus unserer Schraplauer Amphore pflegt nun als jünger angesehen zu werden gegenüber hochhaltigen Formen, die G. Kossinna von der älteren Elb-Megalithkeramik, d. h. dem Stile Walternienburg I nach Nillasson, herleitet und als mindestens gleichzeitig mit der jüngeren Elb-Megalithkeramik, d. h. dem Stile Walternienburg II, anspricht<sup>9)</sup>. Diese „Vorstufe“ der Schnurkeramik trägt zunächst eine Verzierung, die in Stichreihen wie bei der Walternienburg-

<sup>6)</sup> Jahreschrift XVIII, 1930, S. 23.

<sup>7)</sup> Nach Nillasson a. a. D. S. 77 ff.

<sup>8)</sup> G ö h e - H ö f e r - B i s c h o f s c h e, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens S. 79.

<sup>9)</sup> G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine nationale Wissenschaft S. 29 ff.

Bernburger Keramik ausgeführt ist, und die dann durch Schnurverzierung ersetzt wird. Mit den Stichreihen sind langgezogene Dreiecke oder Winkel ausgefüllt, die gern ein ungemustertes Zickzackband freilassen, ein Muster, das auch in dem Bernburger Stil wiederkehrt. Nillasson hat weiter darauf hingewiesen, daß die hochhalsigen Amphoren in ihrer Form von der unverzierten Amphore vom Baalberger Typus beeinflusst sind<sup>10)</sup>. Die Keramik vom Baalberger Typus tritt in Mitteldeutschland relativ früh auf<sup>11)</sup>. Doch nicht die Frage des Alters der „Vorstufe“ der Schnurkeramik kann uns hier beschäftigen, sondern es sei nur darauf hingewiesen, daß es noch gar nicht ausgemacht ist, in ihr wirklich die Vorstufe der Keramik sehen zu müssen, von der unsere Schraplauer Amphore ein Vertreter ist. Etwaige Zwischenglieder zwischen beiden Formen brauchen nicht eine zeitliche Reihenfolge zu bedeuten, sondern könnten durch gegenseitige Beeinflussung zu erklären sein, da beiden Keramikgruppen das gemeinsam ist, daß sie der schnurkeramischen Kultur angehören; so wurde z. B. auf dem Begräbnisplaz auf dem Galgenberge bei Schraplau auch eine Dose mit dem Muster und in der Stichreihentechnik der „Vorstufe“ gefunden. Leider ist über ihre Befunde nichts bekannt. Ich halte diese Vorstufe nur für eine zum Teil feinere Sondergruppe innerhalb des mitteldeutschen schnurkeramischen Kreises, die längs des Saalegebietes zwischen Bernburg und Merseburg zu Hause ist, aber auch bis zur Unstrut und nach Norden bis in das Bodegebiet sich ausgewirkt hat. In reicher ausgestatteten Gräbern ist mitunter gerade diese Keramik vertreten.

Wie nun die Verzierung unserer Schraplauer Amphore entstanden ist, ist ebenso ungewiß wie die Entstehung der Ornamente im Grunde sämtlicher steinzeitlicher Keramikgruppen. Wer Verzierungen gern technisch herleitet, der mag um den Hals gelegte und durch die Henkel gezogene Schnurbänder und ihre Verbindungen hier erkennen<sup>12)</sup>, zumal da diese Mustergruppe auch mitunter als erhabene Leisten erscheint. Die rundbauchige, kurzhalbige Amphore steht als selbständige Erscheinung unter den verschieden geformten Amphoren, die den jungsteinzeitlichen Kulturen eigen sind. Zu dieser „gemeinen Schnuramphore“ gehört der „gemeine Schnurbecher“, der um seinen Hals waagerechte, z. T. gruppenweis zusammengefaßte Schnurlinien trägt. Er geht auf ältere Becher unmittelbar zurück, die Schnüre nur unter dem Rande tragen, während die Verzierung der Becher der „Vorstufe“ mit ihrer Zickzackmusterung dagegen weniger ursprünglich erscheint.

Wenig Grund liegt vor, nun gerade die Schnurkeramik-Kultur aus der Fremde herleiten zu müssen. Schon Vicker hat von einer anderen Seite, von der Erforschung der mittleren Steinzeit des Elbgebietes her, das Problem der

<sup>10)</sup> Nillasson a. a. O. S. 168.

<sup>11)</sup> Nillasson, *Mannus* XVI, 1924, S. 46 ff.

<sup>12)</sup> Vgl. auch die „Verzürungen“ der einen Amphore von Dorndorf a. d. Unstrut, *Jahreschrift* I, 1902, Taf. XII D.

Herkunft der mitteldeutschen Schnurkeramik-Kultur angegriffen, deren Ursprung er in der mittelsteinzeitlichen Elbdünenbesiedelung sieht<sup>13)</sup>). Rowothnig führt dazu das kennzeichnende Steingerät der Schnurkeramik, die mehrflächige Streitart, auf die gleichfalls in Mitteldeutschland seit der frühen Jungsteinzeit heimische „Spitzhaue“ zurück<sup>14)</sup>). Wenn behauptet wurde, daß die mehrflächige Art erst in den jüngeren Gräbern der Schnurkeramik aufträte<sup>15)</sup>, so ist eben der jüngere Charakter dieser Gräber gegenüber der „Vorstufe“ noch nicht erwiesen. Weiter sei auf den in Schnurkeramik-Gräbern öfters vorkommenden Muschelschmuck hingewiesen (Taf. VIII 2—3), der gewiß von ganz gleichartig verzierten Bernstein scheiben des Samlandes<sup>16)</sup> in seiner Bedeutung nicht zu trennen ist, der aber auch im Binnendeutschland auf einen Vorgänger von höherem Alter zurückgehen kann, nämlich auf die gleichfalls in Bohrtechnik verzierte Knochen scheibe, wie sie aus der mittleren Steinzeit des Havellandes vorliegt<sup>17)</sup>). Gegen eine durchweg späte Ansetzung der Schnurkeramik spricht schließlich, daß die — typologisch wenigstens — alte Art vom „Bierwitzer Typus“ mit der Schnurkeramik, auch dem Amphorentypus von Schraplau, vereint vorkommt<sup>18)</sup>). Jedenfalls ist die neuerdings besonders verfochtene Behauptung hinfällig, daß die Schnurkeramiker erst gegen Ende der jüngeren Steinzeit als Nomaden aus Südrußland eingebrochen wären<sup>19)</sup> und sich dann als Herrschaft über die einheimische Bauernbevölkerung gelagert hätten<sup>20)</sup>). Die Siedelungsverhältnisse sprechen im Gegenteil dafür, daß zunächst die kulturell unterschiedenen Siedlergruppen sich getrennt voneinander niederließen, seitdem das zum Bodenbau geeignete Land bevorzugt wurde, ohne daß eine sie gemeinsam beherrschende und zusammenreißende Macht zunächst wenigstens über ihnen stand. Bei Ausbreitung und Kolonistenzügen der Gruppen stand Land immer noch genügend zur Verfügung, man kam sich daher gegenseitig noch nicht in das Gehege<sup>21)</sup>).

<sup>13)</sup> Mannus XXV, 1933, S. 249 ff.

<sup>14)</sup> Mannus XXV, 1933, S. 270 ff.

<sup>15)</sup> J. E. Forssander, Die schwedische Bootsartkultur, 1933, S. 146.

<sup>16)</sup> Vgl. die Funde von Schwarzort: Eberts Reallexikon XI Taf. 119h und R. Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit . . . 1882, Taf. III 1, 21; Taf. XI 6 u. 7.

<sup>17)</sup> Stimming, Archiv für Anthropologie N. F. XXI, 1928, S. 113, Abb. 165a.

<sup>18)</sup> J. B. unter den Funden von Stedten am Weidatal, Jahresschrift I, 1902, Taf. XXIII, Stedten II.

<sup>19)</sup> Die Behauptung des Jäger- und Nomadentums der Schnurkeramiker stützt sich auf den Mangel an Siedlungsfunden gegenüber den massenhaft auftretenden Gräbern. Inzwischen schreiten auch hier unsere Kenntnisse vorwärts. In den letzten Jahren sind zweifelsfreie Siedelungen bei Bottendorf Kr. Querfurt und bei Großlehna Kr. Merseburg gefunden; dazu tritt die in Jahresschrift XIV, 1926, S. 27 ff. veröffentlichte von Hofitz Kr. Altenburg. Die Siedelungsweise der Schnurkeramiker unterscheidet sich nach den Befunden nicht von der anderer jungsteinzeitlicher Kulturen.

<sup>20)</sup> E. Wähle, Deutsche Vorzeit 1933, S. 66 ff. — L. Sulimirski, Die schnurkeramischen Kulturen und das indogermanische Problem. Bericht über den 7. internationalen Historikerkongreß Warschau 1933.

<sup>21)</sup> Vgl. auch die Ausführungen des Verfassers im Mannus Erg.-Bd. V, 1927, S. 19 ff.

Wenn auf unserem Kartenbild Abb. 2 am unteren Weidalauf zwischen Schraplau und dem ehemaligen Salzigen See eine auffallende Lücke in der Besiedelung der beiden dort eingezeichneten Kulturen liegt, so mag das damit zusammenhängen, daß südlich von Oberröblingen eine größere handkeramische Siedelung stand<sup>22)</sup>.

Da also die Träger der Schnurkeramik-Kultur nicht erst am Ende der jüngeren Steinzeit in Mitteleuropa eingewandert sind, so entfallen auch die Folgerungen, die daraus für die Indogermanen, ihre Herkunft und ihre Kultur gezogen worden sind<sup>23)</sup>.

Zweifelsfrei und unbestritten hat die mitteldeutsche Schnurkeramische Bevölkerung am Schlusse der Steinzeit eine kräftige Kolonisationstätigkeit entwickelt, doch wird man andererseits das Auftreten verwandter Kulturgruppen besonders im Osten und Norden nicht durchweg und ausschließlich durch eine Auswanderung aus Mitteldeutschland erklären können; sondern, wie ich vermute, ist die Schnurkeramik-Kultur im weiteren Sinne aus einer gemeinsamen Kulturgrundlage erwachsen, die in der mittleren und vielleicht auch schon in der älteren Steinzeit in einem weiten binnenländischen Raume vom mittleren Deutschland bis nach Südrußland ausgebreitet war. Die Herkunftsfrage der Träger der Schnurkeramik-Gruppen als eines gewiß wesentlichen Teiles der Indogermanen ist daher nicht aus den Verhältnissen der jüngeren Steinzeit zu lösen, sondern aus den der vorhergehenden Zeiten.



Abb. 3. Schlesiſcher Becher der ſächſiſch-thüringiſchen Schnurkeramik aus Schrapau Kr. Błogau (nach Miſchleſien I 263).  $\frac{1}{4}$

<sup>22)</sup> Einblick in die volksgeschichtlichen Verhältnisse des reich besiedelten Mitteldeutschland kann man nur durch derartige bis in das einzelne gehende Fundstellenbetrachtung, d. h. vermittlels einer Landesaufnahme, erhalten.

<sup>23)</sup> Sułimirski glaubt mit seiner Darstellung „das indoeuropäische Problem endgültig zugunsten der asiatischen Herkunft“ entschieden zu haben! Schon beruft sich auch der Sprachforscher Hermann Güntert, Der Ursprung der Germanen, Heidelberg 1934, auf Wahle, wenn er die Indogermanen als asiatische Nomaden nach Europa eindringen läßt.

# Ein Versuch zur Wiederherstellung jungsteinzeitlicher Wandbehänge

Von Walter Matthes = Hamburg

Mit Tafel IX

Bei dem Bestreben, das vorgeschichtliche Kulturgut in seiner Gesamtheit vor unsern Augen wieder erstehen zu lassen, stößt die Vorgeschichtsforschung auf scheinbar unüberwindbare Schwierigkeiten. Die große Zahl der vorhandenen Altertümer darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß nur eine kleine Auswahl aus dem alten Kulturschatz auf uns gekommen ist, und daß die Fälle, in denen sich Gegenstände aus organischen Bestandteilen (z. B. aus Holz, Leder, Geweben usw.) einigermaßen vollständig erhalten haben, trotz aller Aufmerksamkeit und Verfeinerung der Grabungsweise angesichts der Fülle sonstiger Altertümer leider immer doch noch zu den Seltenheiten gehören.

Um so willkommener ist es, daß ein seit fast 200 Jahren bekannter Fund die Möglichkeit gibt, uns eine Vorstellung von reich bestickten Wandbehängen zu machen, die im Innern eines jungsteinzeitlichen Hauses die Wände geschmückt haben. Es handelt sich um die berühmte Steinkiste von Göhlisch im Kreise Merseburg, die in dem Grabhügel eines Kriegers aus dem schnurkeramischen Volke der jüngeren Steinzeit im Jahre 1750 zum Vorschein kam und im Provinzialmuseum zu Halle Ausstellung gefunden hat. Die reichen Verzierungen an der Innenseite der die Wände bildenden Steinplatten haben von jeher die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen<sup>1)</sup>. Nach ursprünglichen Fehldeutungen wurde erkannt, daß die Zeichnungen an den Innenwänden der Steinkiste eine Wiedergabe der Wandbehänge waren, die das Innere in dem Hause des Verstorbenen geschmückt hatten. Diese Deutung der Zeichnungen in der Steinkiste von Göhlisch wurde von Klopffleisch in der grundlegenden Veröffentlichung dieses wichtigen Fundes bereits ausgesprochen und des näheren begründet und ist von der Forschung wohl durchgehend anerkannt worden.

Damit bekommen wir einen wertvollen Ansatzpunkt für die Wiederherstellung von verzierten jungsteinzeitlichen Wandteppichen. Bei dem Versuch, eine solche Wiederherstellung in die Tat umzusetzen, drängte sich zunächst die Frage auf, wie die Verzierung herzustellen ist: War sie bei dem steinzeitlichen Vorbilde eingewebt oder aufgestickt? Offensichtlich müssen wir uns für das letztere entscheiden. Wenn wir uns die Muster des großen Steines von der

<sup>1)</sup> Klopffleisch, Vorgeschichtliche Altertümer Heft 1/2, S. 47 ff.; Kossinna, Korrespondenzblatt des Gesamt-Vereins 1908, S. 343 f.; Göhe-Höfer-Bschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens (1909), S. 11 f.; S. Jacob, Zur Prähistorie Nordwestsachsens, S. 50 f.; Lechler, Mitteilungen des Heimat- und Museumsvereins in Heiligengrabe IX, S. 7 f.; Schumacher, 8. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, S. 54.; Ebert, Reallexikon II Taf. 16 und IV 2. Hälfte, S. 373 f. (Premer).

Nordseite in ihrer Unordnung daraufhin einmal näher betrachten (Taf. IX 1), gewinnen wir deutlich den Eindruck, daß die Verzierung nicht eingewebt sein konnte. Dazu sind die Zickzacklinien zu dünn und treten in viel zu großer Zahl auf. Weiterhin spricht der Wechsel der Zickzacklinien dagegen. Können wir doch im unteren Teil des Behanges links zunächst waagerecht verlaufende Zickzackbänder feststellen, daran rechts anschließend eine Gruppe von senkrecht verlaufenden, dann wieder waagerecht verlaufende und schließlich wieder eine Gruppe von senkrecht verlaufenden. Ein derartig reich gegliedertes Muster ist aus der Webetechnik heraus nicht verständlich, zumal die Linien zu spitz verlaufen, als daß man annehmen könnte, sie wären etwa in der Art der Verzierungen in den koptischen Geweben hergestellt worden. Dagegen bereitet es keinerlei Schwierigkeiten, die in Göhlitzsch dargestellten Muster aufzusticken. Wenn man eine derartige Verzierung aufsticken will, so ist das Gegebene, daß man sie in Stielfstich herstellt. Dabei arbeitet man in der Art und Weise, daß man das Gewebe von hinten nach vorn durchsticht. Nachdem dann der Faden  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  cm über die Oberfläche geführt ist, wird er wieder von vorn nach hinten eingestochen und bis zur halben Länge des oben sichtbaren Spannstickes zurückgeführt, wo er dann rechts neben dem fertigen Spannstick erscheint und von da aus einen neuen und immer wieder einen neuen Stich — neben den anderen legend — entstehen läßt. Bei dieser Technik wirkt also die Sticerei dann wie eine aufgelegte Schnur und ähnelt somit auch der Schnurverzierung an den Tongefäßen der gleichen Zeit, mit denen auch der Formenschlag und die Zierweise im allgemeinen bestens übereinstimmt.

Zweifellos hob sich die Verzierung durch die Farbe von ihrem Untergrund ab. Es steht nichts der Annahme entgegen, daß das Gewebe, das den Grund gebildet hat, naturfarbig gewesen ist, und daß die Sticereien mit einem roten Faden hergestellt worden sind. Auch die Zeichnungen in der Steinkiste hoben sich durch eine rote Farbeinlage in den eingeritzten Linien von ihrem Grunde ab.

Wenn man die Verzierungen auf den Steinen in den Einzelheiten verfolgt, so kann man sich nicht dem Eindruck entziehen, daß der Zeichner auch auf die Wiedergabe von Kleinigkeiten peinlich bedacht war. So sind wir in der Lage, einen bestimmten Stich an mehreren Steinen festzustellen, der uns sogar für das Zusammenfügen der einzelnen Gewebestücke nähere Anhaltspunkte bietet. Dies ist der fogenannte Languetten- oder Schlingstich, der uns als eine gerade Linie mit kurzen, senkrecht in gleichen Abständen darauffstehenden Stricheln in der Zeichnung entgegentritt. Diesen Schlingstich verwendet man heut auch noch allgemein, wenn man zwei Gewebe mit einer Ziernaht miteinander verbinden oder auch, wenn man einem Gewebe am Rand einen Abschluß geben will. Da an den Göhlitzscher Zeichnungen der Schlingstich immer nur im Innern des Gewebes auftritt, ist er als Verbindungsnaht zu deuten. Somit kommen wir

zu dem Schluß, daß die dargestellten Teppiche aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt worden sind und können sogar noch genau feststellen, an welchen Stellen dies erfolgt ist. Auf dem kleinen Stein von der Nordseite ist der Schlingstich zweimal zu beobachten und verläuft jedesmal in waagerechter Richtung (vgl. den wiederhergestellten Teppich auf Taf. IX 3). Auf dem großen Stein von der Nordseite sehen wir durch senkrecht verlaufende Schlingstiche den unteren Teil des Gewebes in vier herabfallende Teile zerlegt, von denen jeder mit einem besonderen Zickzackmuster verziert ist (Taf. IX 1). Darüber ist ein längliches schmales Stück in der ganzen Breite des Teppichs befestigt; freilich sehen wir hier den verbindenden Schlingstich nicht wiedergegeben, da an der betreffenden Stelle die Zeichnung eines Bogens angebracht worden ist. Wie die Verbindung des oberen mit den unteren Teilen ausgesehen hat, ergibt ein Vergleich mit der entsprechenden Stelle an dem Teppich, der auf dem kleinen Stein der Nordseite dargestellt ist (vgl. Taf. IX 1—3). Der Vergleich zeigt, daß an beiden Steinen die oberen Friese in ihrem Muster fast genau übereinstimmen, so daß wir ohne Bedenken bei dem großen Stein an der Stelle des Bogens einen Schlingstich ergänzen können.

Nachdem so die Zusammensetzung der Teppiche aus einzelnen Teilen erkannt ist, stößt eine Wiederherstellung nicht mehr auf Schwierigkeiten. Wenn man für die Höhe des Teppichs ungefähr 1 m annimmt, so ergeben sich für die einzelnen Streifen Breiten von 25 bis höchstens 50 cm. Derartige Gewebestücke lassen sich ohne besondere Schwierigkeiten auf einfachen kleinen Flachwebrahmen oder gewöhnlichen Webstühlen herstellen, deren Vorkommen in der jüngeren Steinzeit mit Sicherheit angenommen werden kann. Als Webart dürfte eine gewöhnliche Leinenbindung in Frage kommen mit etwa  $4 \times 4$  oder  $4 \times 6$  Fäden auf dem Quadratcentimeter. Kettfäden und Schußfäden des nachgewebten Wandbehanges (Taf. IX 2—3) bestehen aus handgesponnener Wolle und sind in gleicher Stärke gesponnen. Ebenso wurde für die Stielschiffverzierung ein gleichstarker Wollfaden verwandt, der vorher rot gefärbt worden war.

Bei der Anbringung der Verzierungen wurde darauf geachtet, daß nach Möglichkeit auch die Unregelmäßigkeiten der Zeichnungen auf den Steinen wiedergegeben wurden, so z. B. in der verschiedenen Zahl der ineinander geschobenen Winkel im oberen Fries. Die Fäden, aus denen das Gewebe hergestellt worden ist, sind aus roher Schafwolle mit der Handspindel gesponnen worden. Gezwirnte Fäden wurden nicht verwandt. Es läßt sich beim Spinnen mit der Handspindel nicht ganz vermeiden, daß die Fäden verschieden stark ausfallen. Dies dürfte jedoch kein Schade sein, weil dadurch gewisse Verschiedenheiten im Stoff auftreten, die der Belebung des ganzen Stückes nur zuträglich sind.

Die Herstellung der Fäden und die Anfertigung des Gewebes mit den Verzierungen wurden von meiner Frau ausgeführt.

# Der Einfluß der jütländischen Einzelgrabkultur auf die jüngere Steinzeit Schlesiens

Von Ernst Petersen = Breslau

Mit Tafel X—XII und 10 Abbildungen

In seiner grundlegenden Arbeit über die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit in Schlesiens<sup>1)</sup> hat Hans Seger mehrfach darauf hingewiesen, daß eine ganze Reihe von Übereinstimmungen zwischen schlesischem und dänisch-nordwestdeutschem Fundstoff Kulturverbindungen zwischen beiden Gebieten andeuten. In dieser Erkenntnis lag auch seine Bezeichnung „nordische Kultur“ für die am besten durch den Fundplatz Roschwitz Kr. Glogau gekennzeichnete

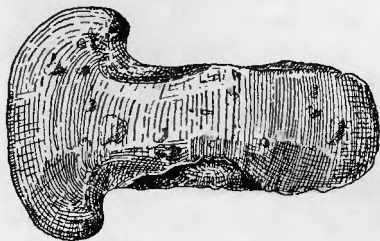


Abb. 1. Carolather Oberwald  
(nach Altshlesien IV 302 Abb. 1).  $\frac{1}{2}$

Kulturentwicklung begründet. Inzwischen ist der Formenvorrat nordischen Gepräges in der Jungsteinzeit Schlesiens beträchtlich angewachsen und z. T. auch von Seger in neueren Arbeiten<sup>2)</sup> bekanntgegeben worden. Wir kennen heute neben der von unserem verehrten Jubilar bereits klar umschriebenen Kultur von Roschwitz, die inzwischen an zahllosen Fundplätzen zu beiden Seiten der Oder zutage getreten ist, Vertreter der mitteldeutschen Kugelamphorengruppe<sup>3)</sup>, ja sogar neuerdings auch aus dem eigentlichen Schlesien — in der preußischen Oberlausitz sind sie seit langem bekannt — Grabfunde der Schnurkeramik ausgesprochen sächsisch-thüringischen Gepräges<sup>4)</sup>. Überwiegend nordisch gestimmt ist schließlich die endsteinzeitliche Kultur von Marschwitz, die Seger seinerzeit auch als „jüngere Schnurkeramik“ bezeichnet hat. Auch sie wird heute durch eine außerordentlich große Zahl von Funden — namentlich aus dem mittelschlesischen Lößgebiet — vertreten. Es ist nicht zu bestreiten, daß alle diese Kulturgruppen in Schlesien mit vollem Recht unter der Bezeichnung „nordisch“ (im weitesten Sinne genommen) zusammengefaßt werden dürfen. Jedoch erhebt sich die Frage, ob man für bestimmte Gruppen enge und unmittelbare Beziehungen zum Norden nachweisen kann, außer den im Formenvorrat Schlesiens nur zu klar zum Ausdruck kommenden kulturellen Beeinflussungen.

<sup>1)</sup> Schlef. Vorzeit N. F. VII 1 ff.

<sup>2)</sup> Altshlesien I 65 ff. u. 199 ff., III 1 ff., IV 83 ff.

<sup>3)</sup> Altshlesien II 181 ff. (von Riehthofen).

<sup>4)</sup> Vgl. diese Festschrift S. 33 ff. (Boege).

Eine Reihe von neueren Funden aus Schlesien scheint heute eine Klärung in dieser Richtung zu ermöglichen. Ihnen sei die vorliegende Arbeit als kleiner Beitrag zur weiteren Erforschung der schlesischen Steinzeit gewidmet.

Die Frage, ob schon vor dem Endabschnitt der schlesischen Jungsteinzeit (Marfchwizer Stufe) Verbindungen von Schlesien zum Norden nachzuweisen wären, ist bisher übereinstimmend dahin beantwortet worden, daß die Noswitzer Kultur Anklänge an die dänische Ganggräberkeramik (d. h. die nordische Megalithkultur) enthalte. Die zweite wichtige Fundgruppe der dänischen Jungsteinzeit dagegen, die Einzelgrabkultur, mußte bisher leer ausgehen. Für die erstgenannten Beziehungen liegt heute ein schönes Beweisstück in Gestalt einer doppelschneidigen Streitart nordischen Gepräges vor, mit der wir die Untersuchung beginnen wollen.

Carolather Oberwald  
Kr. Freystadt

Literatur: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit VI (1930) S. 195; Grünberger Hauskalender 1932, S. 35f. Abb. 1 (Petersen); Mittschlesien IV 302 Abb. 1.

Im Jahre 1929 fand der Gutsbesitzer Puzke aus Schönau auf seinem Acker eine Steinart, die er durch Vermittlung von Kaufmann Dehmel in Neusalz dem Breslauer Museum überwies. Die Art besteht aus Felsitporphyr mit eingeschlossenen säulenförmigen Orthoklaskristallen und ist recht flüchtig zugeschliffen, vielleicht

aus einem ursprünglich größeren, an einer Seite beschädigten Stück zugerichtet worden. Die ziemlich flache Ober- und Unterseite laufen in eine fast gar nicht verbreiterte, schwach gebogene Schneide aus; der verdickte Nacken ist nach oben und unten verbreitert und halbkreisförmig gewölbt. L. 9,8, Br. 3,6, Dm. 3, Schneidenbr. 6 cm. Inv. Nr. 2383 : 30. Abb. 1.

Die Einordnung unserer Art in die nordische Megalithkultur stößt auf keine Schwierigkeiten. Nach den formenkundlichen Untersuchungen von Åberg<sup>9)</sup> gehört sie zu dem schon ziemlich weit abgewandelten Typus C der doppelschneidigen Streitärte, der zeitlich mit der jüngeren Ganggräberstufe einherläuft. In Schlesien steht unsere Art bisher völlig allein, doch kennt man aus Neuhoß Kr. Löbau (frühere Provinz Westpreußen<sup>10)</sup>) und aus Roden

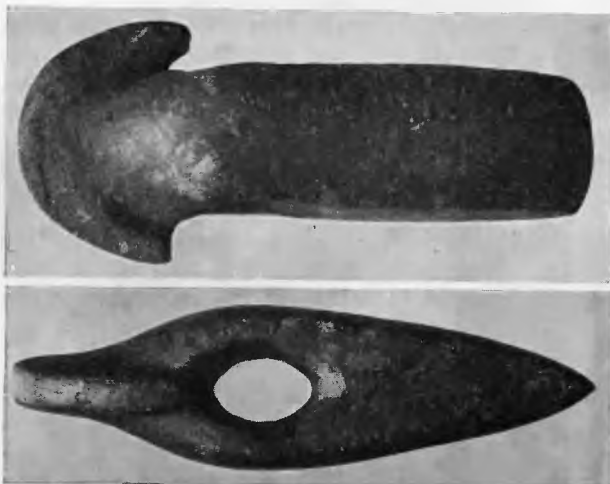


Abb. 2. Pansdorf bei Lübeck  
(Mus. für Völkerkunde, Hamburg).  $\frac{1}{2}$

<sup>9)</sup> Die Typologie der nordischen Streitärte S. 12 ff.

<sup>10)</sup> Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X (1933) Taf. XVc (Sa Baume u. Langenheim).

Kr. Wlodawa in Polen<sup>7)</sup> ganz entsprechende Stücke, die alle auf unmittelbare Beziehungen zwischen Dänemark und Ostdeutschland-Polen während der jüngeren Ganggräberzeit schließen lassen. Zum Vergleich mit unserer Art diene aus der großen Zahl der dänisch-nordwestdeutschen Stücke eine Art von Pansdorf bei Lübeck (Mus. Hamburg 1896: 27): Abb. 2<sup>7a)</sup>. Die Streitart vom Carolather Oberwald ist also in die gleiche Zeit wie die Roskwißer Kultur zu setzen und zeigt an, woher deren starke megalithkeramische Elemente nach Schlesien gekommen sein werden.

Aber auch die Kultur der jütländischen Einzelgräber hat offenbar schon früh auf Schlesien eingewirkt. Das veranschaulicht eine schon seit Jahrzehnten bekannte, aber nie eingehender behandelte „jütländische Streitart“ aus Alt Wansau Kr. Ohlau.

Die fragliche Art wurde schon 1898 von einem Händler angekauft und in Schles. Vorzeit VII (1899) S. 533 f. mit einer Abbildung kurz bekanntgegeben. Sie ist gut erhalten und besteht aus Gabbro. Mit völlig flachem Rücken und gerade abschneidender Unterseite läuft sie in eine bogig nach unten ausgezogene Schneide und ein gleichartig gestaltetes, wulstig verdicktes und scharf abgesetztes Hammerende aus und verbreitert sich bei gewölbten Seitenflächen zum Schaftloch, das fast in der Mitte der Art angebracht ist. L. 23, Br. 5, Schneiden- und Hammerbr. 7,5 cm. Inv. Nr. 140: 98. Taf. X 2.

Gegenstücke zu dieser Art lassen sich unter dem nordischen Fundstoff in Menge nachweisen; stellen sie doch nach den Untersuchungen von Sophus Müller (Narböger 1898 S. 174) in Dänemark den Arttyp dar, der in den mit der jüngeren Ganggräberstufe gleichzeitigen älteren Einzelgräbern (den sogenannten „Untergräbern“) häufig vorkommt. Zum Vergleich stellen wir in Taf. X 1 neben unsere Art von Alt Wansau eine Streitart aus Kirchspiel Bertoft, Amt Hadersleben in Nordschleswig, die Müller in Narböger 1913 S. 311 als Übergangstypus von den Arten der Untergräber zu etwas jüngeren Formen bezeichnet hat. Gleichzeitig sei auch auf Arte wie Müller, Ordnung I Abb. 75 und Montelius, Minnen 352—355 verwiesen, die unserer Art sehr nahekommen. Wenn angesichts dieser auffallenden Übereinstimmungen aus dem Vorkommen einer jütländischen Streitart der jüngeren Ganggräberstufe in Schlesien bisher keine Folgerungen gezogen worden sind, so liegt das an den unsicheren Fundumständen der Alt Wansauer Art, die eine falsche Fundortsangabe nicht unmöglich erscheinen ließen. Außerdem war unsere Art bisher das einzige Zeugnis für ein so frühes Übergreifen der dänischen Einzelgrabkultur auf Ostdeutschland. Inzwischen ist aber ebenfalls aus Mittelschlesien, nicht allzuweit von Alt Wansau entfernt, ein Fund bekanntgeworden, der eine völlig veränderte Lage geschaffen hat.

<sup>7)</sup> Ebert, Reallexikon X Taf. 58 f. (Rostzewski).

<sup>7a)</sup> Nach Mitteilung von Prof. Matthes-Hamburg, der freundlichst die Vorlage zu Abb. 2 zur Verfügung gestellt hat, ist der von Kossinna, Ursprung und Ausbreitung der Germanen Abb. 325 angegebene Fundort unserer Art unzutreffend.

In Wirrwitz Kr. Breslau<sup>9)</sup> sind in der am Wege nach Gnichwitz gelegenen Sandgrube des Gutsbesitzers Böhm Funde zutage gekommen, die in den vergangenen Jahren mehrfach untersucht wurden. Aufgedeckt wurden eine größere Anzahl von Höckergräbern der Münztitzer Kultur und zwischen diesen Wohnplatzgruben der jüngeren Steinzeit im Charakter der Roschitzer Kultur. Im Sommer 1933 fand nun anlässlich einer amtlichen Grabung der Arbeiter Malz aus Wirrwitz an einem abgestürzten Erdblock in der Sandgrube steinzeitliche Scherben; eine Untersuchung des Erdblockes förderte noch weitere Scherben und einige wenige Menschenknochen, darunter das Stück einer Rippe zutage, so daß zweifelsfrei feststeht, daß sich hier ein Körpergrab befunden hat.

Die Reste der mit dunklerem Boden gefüllten Grabgrube waren noch deutlich sichtbar. Aus den Scherben konnte ein hinlänglich großes Bruchstück eines feintonigen grauen Bechers zusammengesetzt werden. Der Becher besitzt einen steilen, umgekehrt konischen Hals, der von dem bauchigen Körper scharf abgesetzt ist. Der Hals ist bis auf die Schulter herunter mit tannenzweigartig angeordneten Schräg-einschnitten verziert, deren unteren Abschluß eine waagerechte Furche bildet. H. noch 12,6 cm. Abb. 3.

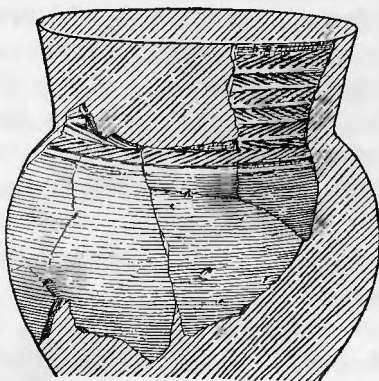


Abb. 3. Wirrwitz.  $\frac{1}{8}$

Der Becher von Wirrwitz gehört ersichtlich zu der Gruppe der Schnurbecher und gibt sich auf den ersten Blick als kennzeichnender Vertreter der jütländischen Einzelgrabkeramik zu erkennen. Unter seinen ostdeutschen Gegenständen wird man kaum eins finden, das eine derart schlagende Übereinstimmung mit dem älteren jütländischen Fundstoff aufzuweisen hätte. Denn neben der Tannenzweigverzierung, die in ihrer klaren Anordnung und sorgfältigen Ausführung an Becher wie Müller, Oldtidens Kunst I Abb. 182—83 gemahnt, ist ihm auch die straffe Gliederung in Hals und Körper eigen, die ein Kennzeichen der ältesten jütländischen Becherformen bildet<sup>9)</sup>. Gewiß lassen sich ähnlich straff gegliederte Becherformen auch in der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik<sup>10)</sup> nachweisen, auf die nach geltenden Anschauungen zahlreiche Grundelemente der schlesischen Schnurkeramik zurückgehen sollen. Eine Entlehnung von dort scheidet jedoch für den Wirrwitzer Becher angesichts seiner erstaunlichen Übereinstimmung mit den jütländischen Bechern aus. Ostdeutsche Schnur-



Abb. 4. Orhöft Kr. Putzig  
(nach La Baume,  
Vorgeschichte v. Westpreußen  
Abb. 16).  $\frac{1}{8}$

<sup>9)</sup> Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit IX (1933) S. 40 f. (Peterßen).

<sup>9)</sup> S. Müller, a. a. O. Abb. 178—180; Kossinna, Ursprung und Ausbreitung der Germanen, 2. Aufl. S. 170 Abb. 283.

<sup>10)</sup> Stedten, Mansfelder Seekreis, Wulsen b. Rötzen, Wiederau b. Pegau (Kossinna, Deutsche Vorgeschichte Abb. 17—19).

becher mit ähnlich straffer Gliederung wie Ober Gläfersdorf Kr. Lüben (Abb. 5.<sup>12</sup>) und andere<sup>11</sup>) kommen hierfür dagegen schon deshalb nicht in Betracht, weil sie ersichtlich jünger, in einzelnen Fällen höchstens gleichaltrig mit unserem Becher sind. Denn später als in die jüngere Ganggräberstufe, in die die bereits nicht mehr so straff gegliederten jütländischen Becher mit Tannenzweigornament gehören, wird man den Becher von Wirrwitz nicht ansehen können.

Damit haben wir für den Wirrwitzer Becher die gleiche Zeitstellung ermittelt, die auch der Streitart von Alt Wansfen zukommt. Es ergibt sich daraus, daß für die Zeit, in der Seger<sup>12</sup>) in einleuchtender Beweisführung — übrigens neuerdings gestützt durch die wichtige Wohnplatzgrube mit Bestattung aus Guhrau<sup>13</sup>) — das Nebeneinanderleben der Jordansmühler Kultur, der jüngeren Sticherihenkeramik und der Noswitzer Kultur deutlich gemacht hat, auch noch mit Einschlägen der jütländischen Einzelgrabkultur in Schlesiens zu rechnen ist.

Darf man wohl erwarten, daß diese älteren Beziehungen der schlesischen Jungsteinzeit zur Einzelgrabkultur verhältnismäßig spärlich bleiben werden, so hat auf der anderen Seite die endsteinzeitliche Kulturentwicklung unseres Landes beträchtlich mehr davon aufzuweisen. Seit 1902 vertrat Kossinna<sup>14</sup>) immer wieder den Standpunkt, daß die Mörser- oder Blumentopfbecher Ostdeutschlands der sichtbare Ausdruck einer Wanderung von Angehörigen des jütländischen Einzelgrabvolkes nach Schlesiens seien; die Wanderung ließ er über Westpreußen und Posen gehen. Gewiß hatte Segers<sup>15</sup>) Einwand, die große Entfernung Schlesiens von Jütland lasse eine solche Wanderung unwahrscheinlich erscheinen, manches für sich. Wenn wir aber jetzt für wesentlich frühere Zeiten unmittelbare Einwirkungen der Einzelgrabkultur auf Schlesiens nachweisen können, verdient Kossinnas Ansicht erneut eine Nachprüfung.

Die Fundgruppe, die uns über diese Fragen Auskunft zu geben vermag, ist als „*Marschwitzer Kultur*“ bekannt und von Seger<sup>16</sup>) in ihrem Formenvorrat mehrfach umschrieben worden. Auch als „*jüngere Schnurkeramik*“ bezeichnet, vereinigt sie in sich, wie Seger in Schlef. Vorzeit N. F. VII 65 kurz andeutete, verschiedenartige Formelemente. So läßt sich diese Kultur folgendermaßen aufgliedern:

1. Die eigentliche Keramik vom Marschwitzer Typus, nämlich: Schlauchkrüge, Henkelnäpfe, Schüsseln und Näpfe mit Randlappen sowie Töpfchen mit

<sup>11</sup>) Z. B. Marschwitz Kr. Ohlau (Schlef. Vorzeit N. F. III 33 Abb. 15); Schmiedeberg und Sudow/Udermark (Mannus VII Taf. XI 47 und Taf. XII 51 f.); Alt Siebel Kr. Rothenburg (Jahreshefte Görlich III S. 318 f. Abb. 46) und allenfalls Rugau Kr. Püzig (Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X Taf. XXIV h).

<sup>12</sup>) Schlef. Vorzeit N. F. VII 82 f.

<sup>13</sup>) Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit V (1929) S. 120 (Peterfen).

<sup>14</sup>) Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 173 f.; Mannus II S. 73; ähnlich in späteren Arbeiten.

<sup>15</sup>) Schlef. Vorzeit N. F. VII 71.

<sup>16</sup>) Schlef. Vorzeit N. F. III 27 ff. und VII 65 ff., *C h e r t*, Reallegikon VIII 48.

zwei und mehr Henkelösen. Vorformen zu ihnen sieht Seger einmal im Noßwiger Stil, vor allem feinen schnurkeramischen Einschlügen unter gleichzeitiger Beeinflussung durch späte Kugelamphoren, ferner in älteren einheimischen Formen, vor allem Typen der Jordansmühler Kultur<sup>17)</sup>.

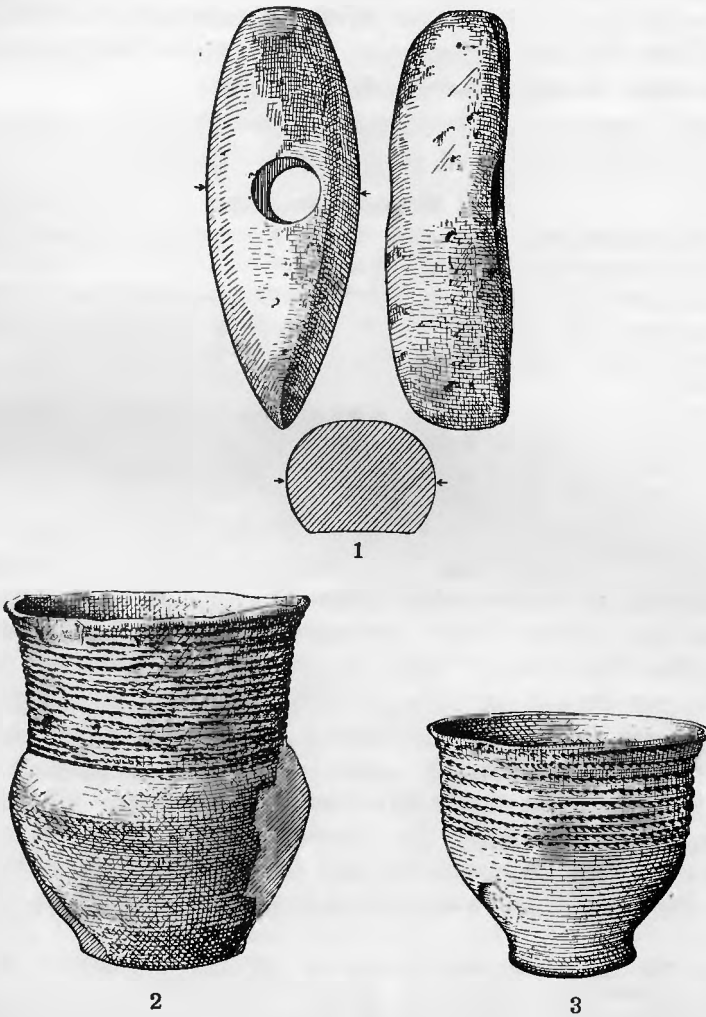


Abb. 5. Grabfund von Ober Gläfersdorf (nach Brandenburgia XXXIX, 1930, S. 91 Abb. 30 u. 32).  $\frac{1}{2}$

2. Kennzeichnende Formen der Oderschnurkeramik, die durch gedrückte Schnurbecher (mit oder ohne Henkel) meist mit Sparrenornament, sowie durch Zapfenbecher vertreten wird.

<sup>17)</sup> Ebert, Reallexikon VII 48.

3. Anflänge an die Glockenbecherkultur, unter denen Schüsseln mit Füßchen, gewisse Ziermuster und Armschutzplatten, besonders auffschlußreich sind<sup>18)</sup>.

4. Die Gruppe der Becher mit waagerechtem (Schnur- oder Lannzweig-) Ornament mit Einschluß der Blumentopf- oder Mörserbecher, die im Verein mit Feuersteindolchen und — freilich eine schlesische Sondergruppe darstellenden oder in verwachsenen Formen vorliegenden — Streitärzten Beziehungen zu den jüngsten dänischen Einzelgräbern widerspiegeln.

Diese letzte Gruppe soll im Rahmen unserer Untersuchung besondere Beachtung finden und zunächst durch neuere Funde ergänzt werden.

#### Ober Gläfersdorf Kr. Lüben

Literatur: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit V (1929) S. 120 (Peterfen), Brandenburgia XXXIX (1930) S. 90 ff. (Tackenberg).

Im Jahre 1929 wurde von dem Besitzer Stielke auf seinem Acker ein jungsteinzeitliches Skelettgrab geborgen, dessen Inhalt (im Mus. Breslau) sich folgendermaßen zusammensetzt: Serpentinart verwachsener Form. L. 11,4, Br. 4, Dm. 3,4 cm. (Inv. Nr. 140:29.) Abb. 5,<sub>1</sub>.

Nur teilweise erhaltener, hellgelber Schnurbecher mit leicht ausladendem, von dem bauchigen Körper abgesetztem Hals. H. 10, M. 8,2 cm. (Inv. Nr. 138:29.) Abb. 5,<sub>2</sub>.  
Kleinerer Schnurbecher gleicher Farbe, mit stark eingezogenem Fußteil. H. 6,5, M. 7,8 cm. (Inv. Nr. 139:29.) Abb. 5,<sub>3</sub>.

Hälfte des Schädels und einige weitere Knochen des Skeletts (Inv. Nr. 137:29).

In seiner Veröffentlichung dieses wichtigen Fundes hat sich Tackenberg darauf beschränkt, ihn in den großen Rahmen der Schnurkeramik hineinzustellen. Wenn er zu dem größeren Becher vorwiegend Gegenstücke im sächsisch-thüringischen Kreis der Schnurkeramik suchte, so erkannte er doch bereits, daß Becher mit eingezogenem Fußteil vor allem im Norden heimisch sind. In der Tat läßt sich das an älteren Becherformen Jütlands<sup>19)</sup> wie auch Norddeutschlands<sup>20)</sup> nachweisen. Der kleinere Becher besitzt zudem in der Form Anflänge an einen unverzierten Becher, der in Gesellschaft eines Schnurverzierten Mörserbeckers in einer Steinkiste von Sonderup, Rsp. Sonderup (Jütland)<sup>21)</sup> gefunden wurde, und bildet ein genaues Gegenstück zu zwei Schnurbechern mit Griffzapfen von Dghöft Kr. Pügig: Abb. 4 und Wiek-Luisenthal Kr. Elbing<sup>22)</sup>. Daß Tackenbergs

<sup>18)</sup> In dieser Richtung ist vor allem das in letzter Zeit stark beachtete Grab 28 von Opperau Kr. Breslau von Bedeutung; vgl. Mittelslesien IV 89 ff. (Seger); Åberg, Bronze- und früheisenzeitliche Chronologie, III. Kupfer- und Frühbronzezeit (1932) S. 68 ff.; Forssander, Die schwedische Bootarkkultur und ihre kontinentaleuropäischen Voraussetzungen (1933) S. 196.

<sup>19)</sup> Sophus Müller, Altdens Kunst I Abb. 178—180, 182—183; Rosfina Ursprung und Ausbreitung der Germanen Abb. 283—285.

<sup>20)</sup> Mannus VII (1915) Taf. X 44; XII 51 f. (von der Hagen).

<sup>21)</sup> Ebert, Reallexikon IX Taf. 86a (Esholm).

<sup>22)</sup> La D a u m e, Vorgeschichte von Westpreußen S. 13 Abb. 16; Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens Abb. 25 c.

Datierung des Grabes von Ober Gläsersdorf in den Endabschnitt der schlesischen Steinzeit zutrifft, beweist sowohl die verwaschene Form der Steinart, als auch die Verwandtschaft des kleineren Schnurbechers mit den beiden westpreussischen; gehören doch diese in die endsteinzeitliche Rugauer Kultur<sup>23</sup>). Somit entspricht zwar das Alter unseres Grabfundes durchaus dem der Marschwiger Kultur, es fragt sich jedoch, ob er kulturell nicht etwas Besonderes darstellt. Zur Beantwortung dieser Frage sei zunächst ein weiterer Grabfund vorgelegt.

#### Opperau Kr. Breslau (Grab 71)

Während der amtlichen Ausgrabung auf dem Gelände des heutigen Opperauer Sportparks in den Jahren 1927 bis 1928 stieß man auf ein steinzeitliches Höckergrab. Der Schädel, vom Schachtbetrieb herausgerissen, hatte auf der Seite gelegen; Scheitel nach Süden, Blick nach Westen. Im übrigen waren von dem auf dem Rücken liegenden Skelett Brustkorb, Becken und rechter Arm erhalten. Die Beine waren nach links rückwärts angehockt. Taf. XI. Links vom Schädel lag schräg in der Erde ein Mörserbecher, dicht dabei eine Steinart. Seitlich vom Becken fanden sich zahlreiche Feuersteingeräte und -abschläge, zwei kleine Becher, ein Eberzahn und ein haselnußgroßes Stück Braunkohle. Tiefe 1,20 m.

Stark verwitterter Mörserbecher aus graubraunem, grußigem Ton; unter dem Rande sind Reste einer umlaufenden Schnurverzierung erkennbar. H. 11,5, W. 12,5 cm. (Inv. Nr. 406 : 29.) Abb. 6<sub>12</sub>.

Kleine Serpentinart von ziemlich verwaschener Form, Schachtloch nach dem Anlaufende zu verschoben. L. 9, Br. 4, Schneidenbr. 4,3 cm. (Inv. Nr. 409 : 29.) Abb. 6<sub>11</sub>.

Zwei kleine braune Becher mit ausgeprägtem, hohlem Fuß, ähnlich einem Eierbecher. H. 3, W. 4 und 3,5 cm. (Inv. Nr. 407 : 29.) Abb. 6<sub>9-10</sub>.

Zwei dreieckige Feuersteinpfeilspitzen mit Oberflächenretusche. L. 3 und 1,5 cm. (Inv. Nr. 415 : 29.) Abb. 6<sub>4-5</sub>.

Bohrerartiges, beiderseits retuschiertes Feuersteingerät. L. 3 cm. (Inv. Nr. 414 : 29.) Abb. 6<sub>2</sub>.

Vier Feuersteinflingen, z. T. zugespitzt, davon eine unvollständig erhalten. L. 6,3, 4,5, 3,2, 2,5 cm. (Inv. Nr. 412, 416 : 29.) Abb. 6<sub>1, 3, 7, 8</sub>.

Drei kleine Feuersteinschaber. L. 3,2 und 2,5 cm. (Inv. Nr. 413 : 29.) Abb. 6<sub>6</sub>.

Mehrere kleine Feuersteinabschläge, z. T. bearbeitet. (Inv. Nr. 417 : 29.)

Ein Eberzahn, in viele Stücke zerfallen. (Inv. Nr. 410 : 29.)

Ein Stücker Braunkohle. (Inv. Nr. 411 : 29.)

Skelettreste. (Inv. Nr. 405 : 29.)

Der beschriebene Fund ist ein kennzeichnendes Einzelgrab jüngsten Typs. Das beweist nicht nur die ausdruckslose Form der Steinart, sondern ebenso der Mörserbecher, der nach Seger eine Leitform der endsteinzeitlichen Kultur Schlesiens darstellt. Die kleinen Eierbecher stehen völlig vereinzelt da, während die Feuersteinpfeilspitzen in gleicher Gestalt in einem noch unveröffentlichten Marschwiger Grabfund von Krollwitz Kr. Breslau, ebenso aber auch in dem Grabfund der Glockenbecherkultur von Würben Kr. Ohlau<sup>24</sup>) vorliegen. Die Zeitstellung des Opperauer Grabes ist damit gesichert; der Mörserbecher würde außerdem nach geltender Ansicht für die Zugehörigkeit zur Marschwiger Kultur

<sup>23</sup>) Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X (1933) S. 45 ff. (La Baume u. Langenheim).

<sup>24</sup>) Mittelschlesien IV 89 Abb. 16 (Seger).

sprechen. Hier tauchen jedoch bei Durchsicht des Bestandes an Mörserbechern in Schlesien und anderwärts Zweifel auf, die es zu klären gilt. Wir geben deshalb im folgenden ein

### Verzeichnis bisher bekannt gewordener Mörserbecher<sup>25)</sup>

#### Nieder- und Oberschlesien

1. Breitenau Kr. Neumarkt. Schlef. Vorzeit N. F. VII 73 (Seger). Mörserbecher mit Lannenzweigmuster (Mus. Breslau, Inv. Nr. 1094 : 01). Bei einem vergangenen Skelett, ohne weitere Beigaben; in der Nähe ein zweites Grab, darin Henkelnapf mit Schnurverzierung und Feuersteinhade (Seger a. a. D. Abb. 248). Taf. XII 8.
2. Dzielniß Kr. Cosel OS. Aus Oberschlesiens Urzeit VIII (1931) S. 27 Abb. 23 (Raschke); Heimattalender des Kreises Falkenberg 1933, S. 41 ff. Abb. 10<sub>1</sub> (Raschke). Mörserbecher mit leicht ausgebauchter Wandung und Schnurverzierung; Einzelfund. Taf. XII 9.
3. Groß Eschansch Kr. Breslau. Seger, Urgeschichte Schlesiens Abb. 3<sub>0</sub>; Schlef. Vorzeit N. F. VII 74 Abb. 282 (Seger). Gehenkeller Mörserbecher mit Schnurverzierung (Mus. Breslau, Inv. Nr. 1052 : 03). Bei einem Skelett ohne weitere Beigaben; in der Nähe Grab 2 mit Zapfenbecher, Grab 3 mit unverziertem Henkelkrüglein. Taf. XII 2.
4. Jordansmühl Kr. Nimptsch, Grab 75. Mittelschlesien I, 204 f. Abb. 5—7 (Seger). Mörserbecher mit Lannenzweigmuster (Mus. Breslau, Inv. Nr. 603 : 24). Skelettgrab, dabei noch Rest einer Schüssel mit flachem Schrägrand und Steinart ohne ausgeprägte Form. Taf. XII 3.
5. Jordansmühl Kr. Nimptsch. Literatur wie unter 4, Abb. 8. Mörserbecher mit ausgebauchter Wandung, waagerechten Linien und Lannenzweigmuster (Mus. Breslau, Inv. Nr. 548 : 24). Aus zerstörtem Grabe. Taf. XII 1.
6. Lerchenberg Kr. Glogau („Glogau-Schießplatz“). Mannus II S. 102 (Kosfinna). „Schnurbecher“, vielleicht Mörserbecher, im Mus. Posen. Ist wohl verschollen, da bei Kofstrzewki, Nieopisane zabytki ze Śląska (Rocznik Śląskiego oddziału Polskiego Tow. Przyrodników im. Kopernika II, 1929) nicht erwähnt.
7. Marschwiß Kr. Ohlau. Schlef. Vorzeit N. F. III 33 Abb. 16 (Seger); ebendort VII 67 Abb. 252 (Seger); Ebert, Reallexikon VIII Taf. VI b (Seger). Mörserbecher mit Lannenzweigmuster (Mus. Breslau, Inv. Nr. 611 : 03). In Grab 8 (Kindergrab) gefunden, ohne weitere Beigaben. Taf. XII 5.
8. Dberglogau Kr. Neustadt OS. Aus Oberschlesiens Urzeit II (1929) S. 28 Taf. III 2 (Maruschke); ebendort VIII (1931) S. 27 Abb. 24 (Raschke); Heimattalender des Kreises Falkenberg 1933, S. 41 ff. Abb. 10<sub>2</sub> (Raschke). Mörserbecher mit Lannenzweigmuster (Mus. Ratibor, Inv. Nr. 8 : 1927); Einzelfund. Taf. XII 11.
9. Dpperau Kr. Breslau, siehe oben.
10. Peterwiß Kr. Breslau. Schlef. Vorzeit VII (1899) S. 239. Zeitschrift für Ethnologie 1902, S. 174 Abb. 20 (Kosfinna); Schlef. Vorzeit N. F. VII 75 (Seger). Mörserbecher mit Schnurverzierung (Mus. Breslau, Inv. Nr. 265 : 95). Aus zerstörten Gräbern. Taf. XII 10.
11. Peterwiß Kr. Breslau. Literatur wie unter 10 und Mertins, Wegweiser Abb. 66; Schlef. Vorzeit N. F. VII 69 Abb. 276 (Seger). Mörserbecher mit Lannenzweigmuster (Mus. Breslau, Inv. Nr. 264 : 95). Aus zerstörten Gräbern. Taf. XII 7.
12. Puschiß Kr. Neumarkt. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, 1899, S. 81 m. Abb.; Mertins, Wegweiser Abb. 68; Mannus II S. 73 Abb. 46 (Kosfinna); Schlef. Vorzeit

<sup>25)</sup> Das Verzeichnis macht für die Gebiete außerhalb Schlesiens keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

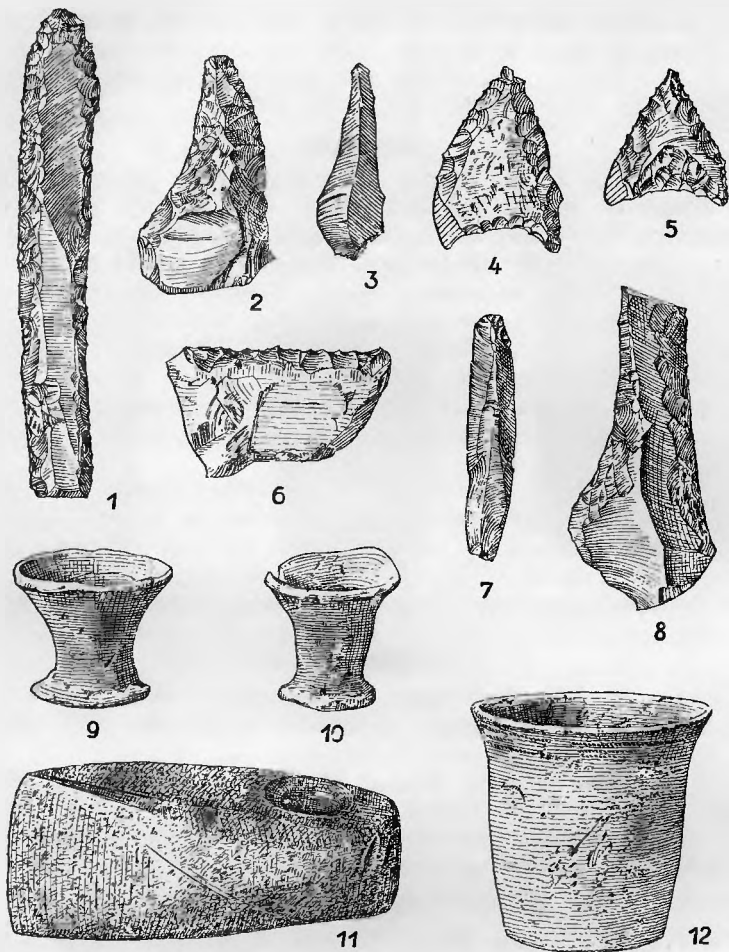


Abb. 6. Opperau, Grab 71. 1–8 in  $\frac{1}{4}$ ; 9–11 in  $\frac{1}{2}$ ; 12 in  $\frac{1}{4}$

N. J. VII 73 Abb. 280 (Segez); Kossinna, Deutsche Vorgeschichte Abb. 59; Kossinna, Ursprung und Ausbreitung der Germanen Abb. 340. Mörserbecher mit Schnurverzierung (Mus. Berlin, Ie, 134a). Bei einem Skelett gefunden, ohne weitere Beigaben. Taf. XII 6.

#### Brandenburg

Königsberg/Neumark. Mannus II S. 96 mit älterer Literatur (Kossinna); Sprockhoff, Die jüngere Steinzeit in der Mark Brandenburg, S. 63, 162 Nr. 14 Taf. XXXe. Mörserbecher mit Schnurverzierung (Staatsmus. Berlin). Bei einem Skelett gefunden, zusammen mit undurchlochtem Steinagt.

#### Posen

1. Kaiserswalde (Grabionna) Nr. Wirfz. Blume, Katalog der Ausstellung Posen Nr. 620/21, Taf. II; Mannus II S. 73 Abb. 45 (Kossinna); Waga, Kultura nadodrz ańskiej ceramiki sznurowej w Wielkopolsce S. 10 Taf. X 4. Mörserbecher mit Schnurverzierung (schräg schraffierte Dreieckel). Mit Steinagt zusammen gefunden, wohl Skelettgrab.

2. **Weißenhöhe** (Białoskowie) Kr. Birżb. Zeitschrift für Ethnologie 1902, S. 173 (Koffinna); Blume, Katalog d. Musf. Posen S. 22; Kofstrzewski, Wielkopolska<sup>2</sup> S. 23 Abb. 42; Waga a. a. D. S. 7 Taf. X 1. Mörserbecher mit Griffzapfen und Schnurverzierung (schraffierte Dreieckel) (Musf. Berlin, I, 5464); Einzelfund. Abb. 7.

### Westpreußen

1. **Birglau** Kr. Thorn. Thorer Ratsarchiv XIII 60; Mannus II S. 99 Abb. 69 (Koffinna); Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X, 1933, S. 42 (La Baume und Langenheim). Gehentelter Mörserbecher mit Lannenzweigmuster (verschollen); Einzelfund.

2. **Braunsvalde** Kr. Stuhm (heute Marienburg). Prussia-Berichte XXVI (1922 bis 1925) S. 309 f. Abb. 2 (Boigtmann); Gaerte, Steinzeitl. Keramik Ostpreußens S. 64 Abb. 181 d; Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens Abb. 25 e; Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X, 1933, S. 42 Taf. XVIII c (La Baume u. Langenheim). Mörserbecher mit Griffzapfen und Schnurverzierung (Musf. Marienburg); Siedlungsfund.

3. **Groß Paglau** Kr. Konik. Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X, 1933, S. 42 Taf. XVIII d (La Baume und Langenheim). Mörserbecher mit Henkelöse, unverziert (Musf. Danzig); Einzelfund.

4. **Neuhof** Kr. Flatow. Amtliche Berichte des Westpreußischen Provinzial-Museums 1896, S. 33; Conwenk, Das Westpreußische Provinzial-Museum Taf. 43, 1; Mannus II S. 98 (Koffinna); La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen Taf. III 8; Blätter für deutsche Vorgeschichte IX/X, 1933, S. 42 Taf. XVIII a (La Baume u. Langenheim). Mörserbecher mit Griffzapfen und Schnurverzierung (Musf. Danzig). Bei einem Skelett gefunden, keine weiteren Beigaben. Abb. 9.

### Pommern

1. **Dobberphul** Kr. Greifenhagen. Lemde-Festschrift (1898) S. 8 Abb. 26 (Walter); Mannus XXIV (1932) S. 274 (Kunfel). Unverzierter Mörserbecher (Musf. Stettin). Nicht bei einem Schnurbecher gefunden, wohl Skelettgrab.

2. **Eichberg** Kr. Raugarb. Mannus XXIV (1932) S. 273 ff. Abb. 5 (Kunfel); Baltische Studien XXXV (1933), Sonderabdruck S. 8 Abb. 5 (Kunfel). Mörserbecher mit schräg schraffierten in Zahnstochertechnik eingestochenen Bändern in drei Zonen (Musf. Stettin). In der Nähe Schnurbecher gefunden, wohl Grabfund. Abb. 8.

### Ostpreußen

1. **Kurische Nehrung**. Gaerte, Steinzeitl. Keramik Ostpreußens S. 65 Abb. 182; Ebert, Reallexikon IX Taf. 212 c. Kleiner Mörserbecher, schlecht erhalten, mit Schnurverzierung (Musf. Königsberg); Wohnplatzfund.

2. **Kurische Nehrung**. Gaerte a. a. D. Abb. 184; Ebert, Reallexikon IX Taf. 212 d. Mörserbecher, schlecht erhalten, mit Schnurverzierung in vier Zonen (Musf. Königsberg); Wohnplatzfund.

Unsere Zusammenstellung weist — unter Abrechnung des unsicheren Bechers von Verchenberg — insgesamt 22 Mörserbecher aus Ostdeutschland nach. 11 von ihnen, d. h. genau die Hälfte, stammen aus Schlesien. Hier werden die Mörserbecher seit langem<sup>26)</sup> unter die kennzeichnenden Gefäßformen der Marschwitzer Kultur gezählt. Außerhalb Schlesiens gliedert man sie meist in die Oderschnurkeramik ein<sup>27)</sup>, deren Verschwisterung mit der Marschwitzer Kultur in Schlesien

<sup>26)</sup> Schlef. Vorzeit N. F. III 36 (Seger).

<sup>27)</sup> Zulegt: Blätter f. dtfch. Vorgeschichte IX/X, 1923, S. 42 (La Baume u. Langenheim); Waga, Kultura nadodrzańskieje ceramiki; Mannus XXIV (1932) S. 273 ff. (Kunfel).

deutlich zum Ausdruck kommt. Nun ergibt jedoch die Durchsicht des schlesischen Fundstoffs ein recht merkwürdiges Bild. So wenig wohl bisher ein Zweifel daran bestehen kann, daß Marschwitzer Keramik im engeren Sinne und Oderschnurkeramik einerseits und die Gruppe der Mörserbecher andererseits gleichzeitig sind und, wie z. B. in Opperau, Groß Tschansch, Marschwitz und Peterwitz, auf denselben Friedhöfen erscheinen, ebensowenig liegt bisher aus Schlesien auch



Abb. 7–9. Außererschlesische Mörserbecher. 7. Weissenhöhe Kr. Wirfitz (nach Zeitschr. f. Ethnol. XV, 1883, Taf. VIII 1)  $\frac{1}{4}$ ; 8. Eichberg Kr. Naugard.  $\frac{1}{4}$ ; 9. Neuhoß Kr. Flatow (nach Conwenz, Das Westpr. Prov.-Mus. Taf. XLIII 1).  $\frac{1}{2}$

nur ein Grabsfund vor, der einen Mörserbecher in Gesellschaft eines — im engeren Sinne — Marschwitzer Gefäßes oder eines typischen Vertreters der Oderschnurkeramik enthielt. Das gilt auch für Grab 75 von Jordansmühl, wo die Zugehörigkeit einer kleinen Schüssel mit breitem Rande zu dem Grab auf Zweifel stößt. Sie lag 0,50 m über der eigentlichen Bestattung im Mutterboden, außerdem ist sie aber auch keineswegs kennzeichnend für die Marschwitzer oder Oderschnurkeramik; das gilt ebenso für Grab 2 von Marschwitz, dem das kleine, mit flüchtigen Tannenzweigstrichen verzierte Becherchen: Taf. XII 4, entstammt, dessen Verwandtschaft mit den Mörserbechern augenfällig wird. Anders liegen die Verhältnisse in Brandenburg, Posen und Westpreußen. Zwar sind auch dort die durch Fundberichte gesicherten Becher durchweg einzeln gefunden; allein sie zeigen Beziehungen zu anderen steinzeitlichen Gruppen an. So weist der Becher von Königsberg/Neumark nach Sprockhoff<sup>28)</sup> Anklänge an die sächsisch-thüringische Schnurkeramik auf, ebenso wie auch die beiden Posener Becher, z. B. Abb. 7, mit ihren schraffierten Dreiecken solche verraten. Aus Westpreußen endlich liegen echte Mörserbecher bisher überhaupt nicht vor. Denn die dort üblichen Henkelchen, Henkelösen oder Griffzapfen: Abb. 9, geben ihre enge Verwandtschaft mit der Oderschnurkeramik kund. Echte Mörserbecher sind dagegen wieder die beiden pommerischen und die beiden ostpreußischen Stücke. Von diesen vier

<sup>28)</sup> Jüngere Steinzeit in der Mark Brandenburg S. 63.

Bechern besitzen die von Eichberg Kr. Naugard: Abb. 8, und der größere von der Kurischen Nehrung in der zonenartigen Anordnung der Verzierung eine gewisse Verwandtschaft. Ob dies Zonenmuster nun nordischer oder ostischer Herkunft ist<sup>29)</sup>, kann unentschieden bleiben. Die ostpreussischen Becher stammen aus Wohnplätzen der Hauffkistenkultur und bilden somit einen der vielen Bestandteile, aus denen diese Kultur zusammengesetzt ist. Die beiden pommerschen Stücke dagegen dürften zu den Grabfunden zu rechnen sein. In der Nähe stand in beiden Fällen ein Schnurbecher vom Einzelgrabtypus. Es hat nach alledem den Anschein, als ob sowohl in Pommern, als auch in verstärktem Maße in Schlesiens die Mörserbecher eine selbständige Kulturgruppe darstellen, die sich in Pommern von anderen Einflüssen ganz freigehalten hat, während sie in Schlesiens vereinzelt in örtliche Berührung zur gleichzeitigen Kultur von Marschwitz getreten ist. Damit gewinnt Kossinnas alte, viel angezweifelte Meinung, in den Mörserbechern spiegele sich eine Wanderbewegung wieder, erneut an Gewicht. Freilich ist sie heute lediglich entlang des Oberlaufes, jener in allen Abschnitten der ostdeutschen Vorgeschichte so bedeutsamen Wanderstraße, zu erkennen, nicht aber über Posen und Westpreußen zu leiten, wo — wie ausgeführt — andere Kulturinflüsse auf die dortigen Becher abfärbten. Es bleibt schließlich nur noch zu entscheiden, in welcher Richtung diese Wanderung erfolgt sein dürfte. Da in Schlesiens innerhalb der Noswitzer Kultur ebensowenig wie in der Gruppe der Kugelamphoren oder der Schnurkeramik sächsisch-thüringischen Gepräges Vorformen nachzuweisen sind, aus denen der Mörserbecher entstanden sein könnte, ist man geneigt, eine Wanderung von Norden nach Süden zu bevorzugen, die auch für die übrigen nordisch gestimmten jungsteinzeitlichen Kulturgruppen Schlesiens nahe liegt und ganz am Ende der Steinzeit erneut in dem Auftreten von Griffdolchen<sup>30)</sup> und weidenblattförmigen Dolchflingen<sup>31)</sup> dänischer Art: vgl. Abb. 10, ihren Ausdruck findet. Eine Wanderung in gleicher Richtung hat auch Kossinna in mehreren Arbeiten angenommen. Zudem läßt sich nicht bestreiten, daß die sowohl in der jüngsten Megalithkultur, als auch sogar in den älteren Einzelgräbern

<sup>29)</sup> Mannus XXIV (1932) S. 276 (Kuntel).

<sup>30)</sup> Bisher bekannte Griffdolche: 1. Jacobine Kr. Ohlau (Abb. 10<sub>a</sub>, Schles. Vorzeit N. F. III 7 Abb. 26). — 2. Mühlbock Kr. Bunzlau (Jahreshefte Görlitz III S. 257 f. Abb. 5).

<sup>31)</sup> Weidenblattförmige Dolchflingen: 1. Althofnaß Kr. Breslau (Mtschlesien I 37 Abb. 2). — 2. Grögersdorf Kr. Nimptsch (Nachbildung im Mus. Breslau 19: 16). — 3. Heidane Kr. Wohlau (Mtschlesien III 92 Abb. 3). — 4. Kunzendorf Kr. Neustadt OS. (Aus Oberschlesiens Urzeit VIII, 1931, S. 29 Abb. 28). — 5. Lobedau Kr. Grottkau (Mus. Breslau, Inv. Nr. 135: 98). — 6. Wittsch Kr. Nimptsch (Mus. Breslau, Inv. Nr. 578: 03). — 7. Ober Weisritz Kr. Schweidnitz (Abb. 10<sub>b</sub>, Schles. Vorzeit N. F. III 7 Abb. 25). — 8. Ochelherrnsdorf Kr. Grünberg (Mus. Breslau). — 9. Saulwitz Kr. Ohlau (Mus. Breslau, Inv. Nr. 541: 26). — 10. Tschirndorf Kr. Sagan (Mus. Breslau). — 11. Uhytt Kr. Hoyerswerda (Jahreshefte Görlitz III 295 f. Abb. 23).

Rhombische Dolchflingen: 1. Friedersdorf Kr. Neustadt OS. (Aus Oberschlesiens Urzeit VIII, 1931, S. 29 Abb. 29). — 2. Marschwitz Kr. Ohlau (Abb. 10<sub>c</sub>, Schles. Vorzeit N. F. VII 65 Abb. 247). — 3. Peterwitz Kr. Breslau (Schles. Vorzeit N. F. VII 65 Abb. 249).

Dänemarks<sup>32)</sup> auftretenden Mörserbecher den ostdeutschen zeitlich voraufgehen und sie an Zahl bei weitem übersteigen. Für den Endabschnitt der jüngeren Steinzeit Schlesiens ist das so gewonnene Ergebnis nicht ohne Wert. Wird doch erneut offenbar, daß bis an das Ende der Steinzeit immer neue Wellen nordischer Einwanderer in das Land an der oberen Oder drangen und sich trotz der Einflüsse des Südens und der mitteldeutschen Steinzeitkulturen eine gewisse kulturelle und wohl auch politische Selbständigkeit zu bewahren vermochten, die erst mit dem Beginn der Bronzezeit erlosch. Erst dann scheint der Verschmelzungsvorgang verschiedener Kulturgruppen zu einer einheitlichen, der Aunehjeger Kultur, abgeschlossen zu sein.



Abb. 10, 1–3. Feuersteindolch und -dolchflingen. 1. Jacobine; 2. Ober Weistritz; 3. Marschwitz (nach Schlef. Vorzeit N. F. III). 1–2 in  $\frac{1}{2}$ , 3 in  $\frac{2}{3}$

<sup>32)</sup> Sophus Müller, *Altidens Kunst* I S. 61 ff. Abb. 188–191, 195–218 usw.; vgl. zu diesen allgemeinen Fragen auch den wichtigen Aufsatz von Pějšč in *Mannus* XXIV (1932) S. 263 ff.

# Ein jungsteinzeitliches Dorf der Schnurkeramiker in Succase Kr. Elbing

Von Bruno Ehrlich-Elbing

Mit Tafel XIII—XVI und 4 Abbildungen

Endlich mit der noch im März und April erforderlich gewordenen Notgrabung in Succase fertig, will ich den Ihnen, sehr verehrter Herr Berufsgenosse, zgedachten Beitrag für Ihre Festschrift niederschreiben. Ich hoffe, Ihnen gerade mit diesem Beitrag eine besondere Geburtstagsfreude machen zu können. Haben Sie doch gerade der jüngeren Steinzeit in Schlesien und den Nachbargebieten stets Ihr lebhaftes Interesse zugewendet und unsere Kenntniss dieser vorgeschichtlichen Periode unseres deutschen Ostens durch Ihre sorgfältigen eigenen Forschungen wesentlich gefördert, ja, ich kann wohl sagen, erst die sichere Grundlage für dieselbe geschaffen.

In Schlesien sind die ersten jungsteinzeitlichen Häuser des deutschen Ostens entdeckt und untersucht worden. Wir verdanken Ihnen die ersten maßgebenden Untersuchungen über die Hütten vom Jordansmühler Typus, über die bandkeramischen Hütten und Wohngruben, über die viereckigen Pfostenhäuser von Nositz und viele andere wertvolle Ergebnisse Ihrer Siedlungsforschung.

Aber eine große Lücke klaste noch in unserer Erforschung des jungsteinzeitlichen Hausbaus — es fehlte noch jede Spur eines regelrechten Hauses der Schnurkeramiker. Werner Radig<sup>1)</sup> bildet zwar ein schnurkeramisches Pfostenhaus mit eingesenkter Wohnfläche aus Jordansmühl Kr. Nimptsch nach den Ortsakten des Schlesischen Altertumsvereins ab, erwähnt es aber im Text nicht weiter, auch ist ein Grundriß kaum zu erkennen. Aber nicht nur im deutschen Osten fehlte es an Nachweisen von Grundrissen schnurkeramischer Häuser, sondern in ganz Deutschland und den übrigen Siedlungsgebieten der Schnurkeramiker sind richtige Häuser der Schnurkeramiker bisher kaum bekannt oder nicht im Schrifttum veröffentlicht worden. In Eberts Reallexikon heißt es Bd. V, Artikel Haus, § 8 unter Stufe der Schnurkeramik: „Ein gesichertes Haus dieser Stufe ist bisher nirgends gefunden; doch treten Gräber ergänzend ein“. So erwähnt auch W. Radig<sup>2)</sup> für den schnurkeramischen Kulturkreis nur eine rechteckige Steinsetzung auf dem Schulzenberge bei Fulda, Reg.-Bez. Kassel, als ebenerdiges Hausfundament mit einer offenen nach Norden gewandten Seite und ferner eine viereckige Hausanlage mit wohlausgebildeten Anten in Haldorf Kr. Melsungen, weist aber sonst nur auf die von Reinerth veröffentlichten schnurkeramischen Totenhäuser von Sarmenstorf, Ranton Uargau, hin, durch die das viereckige

<sup>1)</sup> W. Radig, Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland. Mannus-Bibliothek 43, 1930, S. 123.

<sup>2)</sup> W. Radig, Nordischer und donauländischer Hausbau im jungsteinzeitlichen Mitteleuropa. Mannus, VII. Ergänzungsband S. 91 ff.

Postenhaus für diesen Kulturkreis bezeugt ist, und auf eine an der Nordseite von sechs Posten umsäumte ovale Wohngrube der Schnurkeramiker in Schelditz bei Rositz Kr. Altenburg. Auf diese letztere Fundstelle machte mich auch unser hochverehrter Berufsgenosse E. Amende aufmerksam, der sie im Jahre 1926 veröffentlicht hat<sup>3)</sup>.

In Ost- und Westpreußen sind Siedlungsplätze der Schnurkeramiker schon seit vielen Jahrzehnten bekannt.

Sie treten aber in ältester Zeit im Schrifttum nur als Abfallhausen, Scherbenplätze oder Herdstellen in Erscheinung. Erst meine z. T. noch mit Max Ebert zusammen ausgeführten Grabungen in Wiel-Luisental Kr. Elbing führten in den Jahren 1921 bis 1924 zur Aufdeckung eines richtigen jungsteinzeitlichen Dorfes der Schnurkeramiker an der Steilküste des Frischen Haffs<sup>4)</sup>. Freilich war es hier nicht möglich, Spuren irgend eines Oberbaues über den in Form von ellip-



Abb. 1. Mahl- und Reibsteine.  $\frac{1}{10}$



Abb. 2. Posten und Pfahlreihen im Fundament der Siedlungsgrube bei Haus IX

tischen oder hufeisenförmigen Steinkränzen erscheinenden Herden zu ermitteln. J. Kostzewski hat bei seinen Ausgrabungen in Rużau, ehemals Kr. Pużig, Westpreußen, jetzt im abgetretenen Gebiet, zwar eine große Menge von Posten gefunden, aber keine Grundrisse feststellen können. Immerhin ist durch seine Untersuchungen der Postenbau für die schnurkeramischen Siedlungen in der ehemaligen Provinz Westpreußen gesichert<sup>5)</sup>.

<sup>3)</sup> E. Amende, Jahreschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, XIV, 1926, S. 27—35.

<sup>4)</sup> B. Ehrlich, Sitzungsberichte der Preussia, XXIV, 1923, S. 115 ff. und Elbinger Jahrbuch IV, 1924, S. 113 ff.

<sup>5)</sup> J. Kostzewski, Über die jungsteinzeitliche Besiedlung der polnischen Ostseeküste, Congressus secundus Archaeologorum Balticorum, Riga 1931, S. 55 ff. — Vgl. auch Kostzewski, Bulletin de l'Academie Polonaise des Sciences et des Lettres. Krakau 1930.

Die Ausgrabungen in Succase, die im Oktober und November 1933 und im März und April 1934 mit Beihilfen der Notgemeinschaft und des Landkreises Elbing durchgeführt wurden, haben nun endlich zur Aufdeckung einer größeren Dorfsiedlung der Schnurkeramischen Bevölkerung mit bisher zehn, z. T. sehr gut erhaltenen Pfostenhäusern und einigen großen Siedlungsgruben geführt. Die Stelle liegt unmittelbar südöstlich vom Bahnhofe Hassschlößchen der Haffuferbahn, etwa 600 m westlich von Succase II (Mestischblatt 467 Cadinen), auf dem Grundstück des Bauern und Gastwirts August Ruck, dessen sofortiger Fundmeldung auch die Entdeckung und Rettung dieser schnurkeramischen Siedlung zu danken ist. Bei der Abtragung des dort etwa 20 m hohen Steilküstenrandes zur Aufschüttung der Haffwiesen waren 1 bis 1,5 m unter dem Höhenrande bis zu 2 m starke Kulturschichten zutage getreten. Diese wurden nun auf einer Strecke von etwa 200 m in großen Flächen von 4 bis 5 m Breite freigelegt und untersucht. Bei den Ausgrabungen halfen mir zeitweise und abwechselnd Prof. Dr. Traugott Müller in Elbing, Herr Voigtmann, Dr. Rowothnig, Student Hans Urbanek, Dr. Werner Neugebauer und als Zeichnerin die Museumsgehilfin Fräulein Kristel Ehlers. Die photographischen Aufnahmen habe ich selbst gemacht. Die Lagerungsverhältnisse waren so günstig, daß es bei einigen der bisher untersuchten Häuser auch gelungen ist, klare Grundrisse zu erhalten und Aufschlüsse über die Bauart dieser schnurkeramischen Häuser zu erlangen. Leider freilich glückte es nicht immer, noch die ganzen Häuser zu erfassen. Da die Siedlung hart am Abhange der Steilküste liegt, so sind Teile der Häuser schon abgestürzt gewesen, ehe die Abtragung des Sandberges begann, andere Häuser wieder ziehen sich noch weiter in den Berg hinein und konnten zunächst noch nicht zu Ende untersucht werden, da es sich bei den Notgrabungen darum handelte, möglichst schnell die gerade gefährdeten Abschnitte zu untersuchen.

Über die Ergebnisse der Herbstgrabung habe ich kürzlich einen vorläufigen Bericht veröffentlicht<sup>o)</sup>. Zu den dort erwähnten sechs Pfostenhäusern sind durch die neuen Ausgrabungen im März und April dieses Jahres vier weitere gekommen, darunter zwei mit Vorhalle. Die im Nachrichtenblatt kurz angeführten Ergebnisse sind durch die neuen Ausgrabungen im wesentlichen bestätigt worden.

Unter Berücksichtigung der neuen Untersuchungen seien diese, so weit sie bis jetzt gesichert sind, hier kurz zusammengefaßt.

Die Häuser sind mit ihrer Wohnfläche in den gewachsenen Boden eingetieft. Sie liegen in Abständen von 1,5 bis 2 m nebeneinander. Ihre Breite schwankt zwischen 4 bis 6 m. Die Länge betrug bei dem Vorhallenhaus VIII 10 m, bei dem Hause X sogar 12 m, bei andern konnte sie nicht mehr festgestellt werden. Die Grundrisse sind viereckig, beinahe rechteckig. Die Herde liegen in der Richtung der Mittelachse der Häuser, meist von West nach Ost. Sie bestehen aus elliptischen oder fast rechteckigen Steinkränzen, die teils geschlossen, teils an einer Kurzseite offen

<sup>o)</sup> Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit IX, 1933, S. 200 f.



Abb. 3. Becher, Schalen und bootförmige Gefäße.  $\frac{1}{12}$

von Pfählen, die teils mit gespaltenen Stämmen und Erde ausgefüllt, teils durch Flechtwerk verbunden sind. Starke Pfosten in der Mittelachse des Hauses sind als Stützen des Steildaches zu deuten. In Haus II, in dem sich ein Doppelherd befand, konnte an der Nordseite die Tür festgestellt werden (Taf. XIII 2).

Das Vorhallenhaus VIII (Taf. XIII 1) war 10 m lang, 3,5 bis 4 m breit, die Vorhalle lag nach Osten, sie nahm die ganze Breite des Hauses ein, die Längswände des in drei Räume mit drei Herden geteilten Hauses begrenzten seitlich auch die Vorhalle. In Haus IX (Taf. XIV 1—2) befand sich die Vorhalle nur an der Nordostecke. Haus X scheint ein Vorratshaus gewesen zu sein. Es hatte eine Länge von etwa 12 und eine Breite von etwa 6 m. Der Eingang lag nach Südosten. An der Westseite befand sich eine tiefe Grube, wohl eine Kellergrube, sonst ließen sich im Innern zellenartige Einteilungen erkennen, die auf Vorratsbehälter schließen lassen. In einigen Fällen fanden sich außerhalb der Häuser große Mahlsteine mit kreisrunden Reibflächen (Abb. 1). Sie lagen stets umgekehrt mit der Reibfläche nach unten. Neben einigen Häusern befanden sich in den Boden eingestufte Siedlungsgruben von rundem Grundriß, deren eine ein durch einen starken Pfosten gestütztes Dach hatte und durch Pfahlreihen abgegrenzte Vorratskammern enthielt (Taf. XIV 2 u. Abb. 2). Sowie! zunächst über die Häuser selbst.

Das in den Häusern und in den Siedlungsgruben gefundene Material ist überaus reich. Erstaunlich groß ist die Menge der Gefäße (Taf. XV, XVI u. Abb. 3), die entweder ganz heil oder in solchem Zustande gefunden wurden, daß ihre Zusammensetzung möglich ist. Die Herstellungsarbeiten sind noch längst nicht abgeschlossen. Doch kann man wohl mit mindestens 35 ganzen Gefäßen rechnen. Außer-

sind. Sie sind solide aus großen Kopfsteinen aufgebaut, bei einigen Herden bestand die eine Kurzseite aus einem einzigen, mächtigen Stein. In dem Vorhallenhaus VIII befanden sich drei Herde, in dem Vorhallenhaus IX zwei Herde. Die Wände der Häuser bestehen aus 2 bis 3 Reihen



Abb. 4. Beile und Ätze aus Felsgestein. Etwa  $\frac{1}{7}$

dem sind noch viele große Bruchstücke erhalten, aus denen sich wenigstens die Gefäßprofile ergänzen lassen. Besonders zahlreich sind Schnurverzierte oder unverzierte Zapfenbecher von geschweifter Form, Schnurverzierte Schalen, wannen- oder bootförmige Gefäße, kleinere und größere Vorratsgefäße. Unter den letzteren ist das eine 37 cm, das andere 47 cm hoch (Taf. XVI 2 u. 3). Häufig haben diese Gefäße am Halse mächtige Ringwulstverzierungen mit Fingereindrücken. Dazu kommen noch mehrere reichverzierte große Amphoren, teils mit reiner Schnurverzierung, teils mit Verzierungen in Tieftich-, Schnitt- oder Ritztechnik. Sehr groß ist die Zahl tönerner Nestscher oder Webegewichte mit Durchbohrung am Rande. Aus Stein fanden sich etwa 25 Beile, meist dicknackig, einige mit hohlgeschliffener Schneide, auch mit vielkantigem Schliß (Abb. 4), dann Mahl-, Reib- und Schleifsteine, ferner in überaus großer Zahl kleine Feuersteingeräte, meistens nur Abschplisse, z. T. noch mit der Rinde, doch auch sorgfältiger gedengelte Geräte, Klingen, Pfeilspitzen und Schaber, unter letzteren einer mit polierter Gebrauchskante, wie solche auch in Rugau gefunden sind.

Knochengерäte sind sehr selten, doch ist ein Knochenschaber mit sorgfältig angeschliffener Schneide bemerkenswert. Von Schmucksachen sind einige Bernsteinperlen zu erwähnen. Rohbernstein wurde an vielen Stellen gefunden. An Speiseresten fanden sich sehr viele Knochen von Tieren, besonders vom Rind, Schwein, Hirsch und Reh; auch der Hund ist vertreten. Ferner ist die Grönlandrobbe festgestellt. Vogelnkochen sind seltener, Fischschuppen dagegen in großen Lagern gefunden. Diese letzteren stammen, soweit bisher festgestellt, nur von Süßwasserfischen, womit erwiesen ist, daß das Haff damals schon bestand. Getreidekörner sind nicht beobachtet, doch konnten große Mengen gerösteter Eicheln geborgen werden.

Die keramischen Funde, die von allergrößter Bedeutung sind, zumal da sehr viele neue Stilformen und Muster bekanntgeworden sind, zeigen die größte Verwandtschaft mit gleichartigen Funden aus dem Elb-Saalekreise, was auch aus der mir von Herrn Dr. Nowothnig aus seiner noch ungedruckten Doktor-dissertation freundlichst zur Verfügung gestellten Materialsammlung klar hervorgeht. Die Schnurkeramische Bevölkerung des Steinzeitdorfes Succase ist also jedenfalls aus diesem mitteldeutschen Gebiete hierher eingewandert.

Weitere Ausgrabungen in Succase sind in Anbetracht der vorhandenen Möglichkeiten, noch genauere Aufschlüsse über diese für die früheste vorgeschichtliche Besiedlung des deutschen Oststroms überaus wichtige Siedlungsstelle zu erhalten, unbedingt erforderlich. Doch werden sie, da bei der Fortsetzung der Grabungen nach Abschluß der Abtragungsarbeiten eine Wiederherstellung der untersuchten, sehr tief abzugrabenden Flächen erforderlich ist, erheblich größere Kosten verursachen, als es bei den bisherigen Untersuchungen der Fall war. Dafür werden aber diese Untersuchungen dann auch in größerer Ruhe stattfinden können.

# Steinzeitliche Verwahrfunde in Ostpreußen

Von Wilhelm Gaerte-Königsberg/Pr.

Mit 1 Abbildung

Verwahrfunde der jüngeren Steinzeit sind aus den meisten Gebieten Europas bekannt. Sowohl der Norden wie der Westen und Süden haben Sammellager aus dieser Zeit geliefert<sup>1)</sup>. Auch in Mitteleuropa und Deutschland sind sie nicht unbekannt. Für den Osten liegen aus den Gebieten Polens eine Anzahl gleicher Fundplätze vor<sup>2)</sup>. Daß auch Ostpreußen von diesem Verbreitungsgebiet nicht auszuschließen ist, dafür gibt es zwei bisher unbekannt gebliebene Belege. Sie deuten darauf hin, daß schon in der Steinzeit hier wie anderswo die Sitte herrschte, Werkzeuge geschlossen aus einem bestimmten Grunde irgendwo niederzulegen. F. S. Voß, Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreich Ost- und Westpreußen II 1783, S. 604 und 607 erwähnt zwei Fundstellen in Ostpreußen, wo Steinbeile in großer Menge beisammen zutage getreten sind. Die erste Mitteilung bezieht sich auf den Elbingischen Bezirk: „Im Elbingischen Gebiet wurden einst so viele zugehauene Steinhammer beisammen gefunden, daß man damit einen halben Scheffel hätte anfüllen können. Sie waren alle mit einem Loch zum Stiel versehen“<sup>3)</sup>. Der zweite Fundplatz, den Voß erwähnt, ist Sobiechen Kr. Angerburg: „Also hat man im Angerburgischen, im Dorfe Sobiechen am Goldapfluß, nahe bey der sogenannten lithauischen Wildnis, viele solche Steine, wie auch im Elbingischen, wie schon gemeldet, beisammen gefunden“<sup>4)</sup>. Aus der Fundbezeichnung „beisammen“, die bei Erwähnung beider Funde vorkommt, wird man m. E. wohl schließen dürfen, daß die Beile in einem geschlossenen Haufen vorgefunden wurden und nicht über einen, wenn auch kleinen Bezirk verstreut lagen. Auch die Bemerkung über den Umfang des Elbingischen Fundes, daß man „einen halben Scheffel hätte anfüllen können“, spricht m. E. für einen zu ein und derselben Zeit gemachten Verwahrfund.

Leider läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, ob es sich bei den besagten Sammellagern um Händler- oder Werkstättenfunde handelt. Allerdings könnte man zur Annahme der ersteren Art neigen, da augenscheinlich Fertigfabrikate vorlagen und Rohmaterial, Abfälle und halb hergestellte Stücke, wie sie für Werkstätten-Depots üblich sind<sup>5)</sup>, im Inhalte der Sammelfunde fehlten. Wenigstens werden solche nicht angegeben.

<sup>1)</sup> M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte unter „Depotfund“ mit Literaturangabe (W. Bremer).

<sup>2)</sup> J. Kostrzewski, Neolithische Depotfunde aus Polen und Litauen, Präh. Zeitschrift X 1918 S. 157 ff.

<sup>3)</sup> Voß a. a. D. S. 604.

<sup>4)</sup> Voß a. a. D. S. 607.

<sup>5)</sup> Reallexikon a. a. D. S. 364.

Die Bedeutung solcher Händlerdepots für die Erkenntnis der ältesten Handelsverbindungen eines Landes zu anderen Gebieten liegt auf der Hand<sup>6)</sup>.

Auch für den Nachweis der ältesten Handelsstraßen sind solche Funde von größter Wichtigkeit, da sie gewöhnlich in der Nähe der Wege liegen, die der Handel gegangen ist<sup>7)</sup>.

Mit dem Nachweis der zwei angeführten jungsteinzeitlichen Verwahrfunde schließt sich Ostpreußen an das große jungsteinzeitliche Depotgebiet Europas an, das schon früher bekannt war. Danach ist gewiß zu erwarten, daß einst noch weitere Funde derselben Art aus ostpreussischer Erde gehoben werden, die unsere noch lückenhafte Kenntnis von den Handelswegen und Beziehungen, die während der Steinzeit für dieses Land vorlagen, werden fördern helfen.

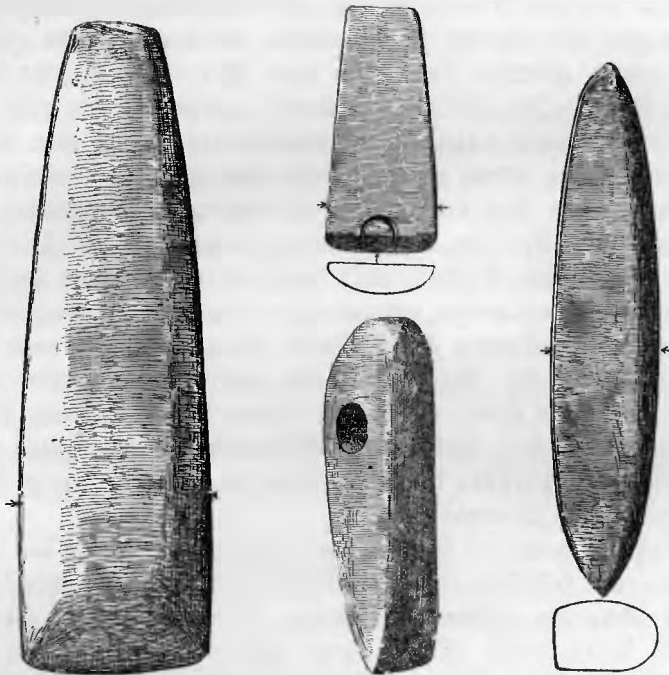


Abb. 1. Teil eines steinzeitlichen Verwahrfundes von Mahwitz Kr. Grottkau.  $\frac{1}{3}$   
Nach Seger, Alttschlesien I S. 66. Vgl. S. 93 Abb. 12

<sup>6)</sup> A. Göge, Über neolithischen Handel (Festschrift f. Bastian, 1896, S. 339 ff.);  
O. Montelius, Der Handel in der Vorzeit (Prähist. Zeitschrift II 1910, S. 249 ff.);  
M. Ebert, Reallexikon Bd. V S. 49 ff. (C. W a h l e).

<sup>7)</sup> Reallexikon a. a. O. S. 364.

# Die Irdenware des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit in Schlefien

Von Volko Frhr. von Richthofen-Königsberg i. Pr.

Mit Tafel XVII und 12 Abbildungen

Seit H. Segers grundlegenden Arbeiten über die jüngere Steinzeit Schlesiens und seinem inhaltsreichen Beitrag „Schlesien“ zu M. Eberts „Reallexikon der Vorgeschichte“ ist auf schlesischem Boden ein früher dort noch nicht festgestellter Kulturkreis nachgewiesen worden<sup>1)</sup>. Wir können ihn seiner Gesamtausdehnung nach den nordeurasischen nennen. Es handelt sich um verschiedene, einander nahestehende Sonderkulturgruppen der großen nordeurasischen Waldgebiete. Vom mitteleuropäischen Standpunkt aus und im Anschluß an die Bezeichnung anderer Kulturkreise der jüngeren Steinzeit als „nordisch“ und „westisch“ wäre auch der von mir früher verwandte Name „nordostisch“<sup>2)</sup> berechtigt. Gebräuchlich sind im Schrifttum bisher für einen wesentlichen Teil der hierher gehörigen Utensilien die wenig zweckmäßigen Bezeichnungen „arktisch“,

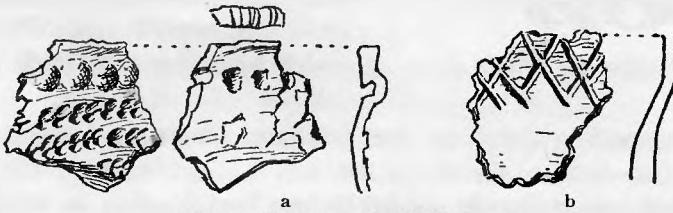


Abb. 1. Brustawe Kr. Militisch.  $\frac{2}{8}$

„arktisch-baltisch“, „ostbaltisch“ und „urfinnisch“. Auch der gelegentlich benutzte Begriff „Kammkeramischer Kreis“ empfiehlt sich nicht. Eigentliche Kammverzierungen sind, wie auch die schlesischen Funde zeigen, nicht bei allen Sondergruppen der Irdenware des großen nordeurasischen Kulturkreises kennzeichnend. Nach der Eigenart der Gefäße ließe sich dagegen auch der umfassendere Name „Kamm- und grüßchenkeramischer Kulturkreis“ verwerten.

Jungsteinzeitliche Gegenstände der nordeurasischen Art liegen u. a. aus den Provinzen Ober- und Niederschlesien sowie aus Ostoberschlesien vor. Es handelt

<sup>1)</sup> B. Frhr. von Richthofen, Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 4 (Steinzeitliche Kamm- und Grüßchenkeramik in Oberschlesien), Sonderdruck aus Tagungsber. d. Deutschen Ges. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Bericht über die 50. Vers. in Hamburg 1928, Hamburg 1929. Vgl. dazu auch: Derselbe, Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 1 (Oberschlesische Urgeschichtsforschung und nordische Altertumskunde), Oppeln 1929, sowie G. Raschke, Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 8 (Ergebnisse der ober-schlesischen Urgeschichtsforschung), Ratibor 1931 und W. Matthes, Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 12 (Grundzüge der ober-schlesischen Besiedlungsgeschichte in ur- und frühgeschichtlicher Zeit), Rattowitz 1931.

<sup>2)</sup> B. Frhr. von Richthofen, Zur Kunst des nordostischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit, in: Congressus Sec. Arch. Balticorum, Riga 1931, S. 67—74.

sich ganz überwiegend um Oberflächenfunde von Dünenwohnplätzen. Fast alle diese Utensilien wurden durch die erst in den letzten Jahren begonnene planmäßige Erforschung der ältesten Besiedlung der schlesischen Dünen gewonnen. Kennzeichnend sind bisher in erster Linie bestimmte Tongefäßscherben. Sie sollen im folgenden kurz zusammenfassend behandelt werden.

Über die Form der Töpfe befragen die bisher gefundenen schlesischen Scherben meist wegen ihrer Kleinheit sehr wenig. Im ganzen nordeurasischen Kulturkreis sind aber überall, wo seine Irdenware schon näher bekannt ist, die Töpfe ohne Standfläche mit abgerundetem Spitzboden und ohne weitere Gliederung besonders kennzeichnend. Nur selten treten in einzelnen Gebieten auch Töpfe mit sehr kleiner Standfläche auf, z. B. in Polen und Weißrußland<sup>3)</sup>. In Schlesien werden in der nordeurasischen Kultur gewiß die Gefäße der zuerst besprochenen Art mindestens durchaus vorherrschend gewesen sein. Die Form der bisher bekannten Randstücke paßt ebenfalls zu dieser Annahme.

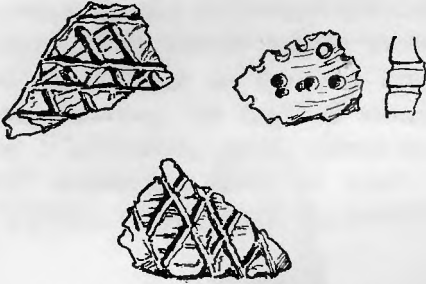


Abb. 2. Brustawe Kr. Mültzsch.  $\frac{2}{3}$

Bemerkenswert erscheint an den schlesischen Scherben ferner die geringe Wandstärke (0,2—0,8 cm, meistens 0,3, 0,4, 0,5 oder 0,6 cm). Dies ist offenbar kein Zufall und entspricht gleichfalls den Verhältnissen in anderen Teilen des Verbreitungsraumes von Funden derselben Art<sup>4)</sup>. Die Farbe der Scherben wechselt. Meist sind sie gelblich-bräunlich, manchmal auch bräunlich-rot, schwärzlich-braun oder grau. Der Ton ist oft bröcklig und nicht gut gebrannt sowie grusartig. Für den nordeurasischen Kulturkreis kennzeichnend wird bei mehreren Stücken weiter die Form der Randausbildung. Einige Beispiele hierfür geben unsere Abbildungen. Ein wesentliches Merkmal unseres Töpfereistiles ist ferner, daß die Topfränder öfters durch verschiedene Verzierungen, meistens Grübchen, gefeilt sind (Abb. 1—9). Mehrfach sehen wir an der Oberfläche der Gefäßreste innen oder außen schwache, sich wirr kreuzende Linien (z. B. Abb. 5<sub>2</sub>). Diese

<sup>3)</sup> Beispiele u. a. aus Pietrzyków Kr. Słupca, Nordwest-Kongreßpolen (Jazdzewski, in: Przegląd Arch. Bd. III 3, Posen 1928, S. 193 Abb. II) — Prochod bei Rains, Nordwolygien (Vorgesch. Abteil. des Museums für Völkerkunde der Hamburger Universität) und Höhe Kurgan, Pas. Proletariat, Kr. Homel, Gub. Mohilew, Weißrußland (Paličarpowitsch, in: Prázi katjedri archeol. Bd. I, Minß 1928, S. 199, Taf. XXVIII 5).

<sup>4)</sup> Vgl. dazu z. B. B. Schuľoff (= Зюков), Les modifications chronologiques et locales de la céramique de certaines cultures de la pierre et du metal en Europe du Nord-Est, in Eurasia Septentrionalis Antiqua IV, Helsingfors 1929, S. 61—81 und M. Wewobski, Les moyens méthodiques pour l'étude de la céramique, ebendort, Bd. IV S. 82—101.

sind nicht als Verzierung aufzufassen, sondern hängen mit der Art der Oberflächenbehandlung beim Herstellen der Töpfe durch Bestreichen mit einem Hölzchen zusammen. Sie finden sich gelegentlich ebenso z. B. in der Schnurkeramik<sup>5)</sup>.

Bei den Verzierungen haben wir Grübchen- und Linienmuster verschiedener Art. Eine Verbindung von beiden zeigt der bisher gegenüber anderen Gegenden mit nordeurasischen Funden in Oberschlesien besonders häufige Furchenstich (Abb. 1 und 3). Als Muster hervorzuheben ist auch der in einer Reihe unter der Gefäßmündung auftretende Lochbuckel (vgl. z. B. Abb. 1 und 4). Diese Verzierung wurde gewiß dadurch hergestellt, daß man mit einem Hölzchen Grübchenreihen in das Gefäß eindrückte, wodurch auf der gegenüberliegenden Seite der Topfwand kleine Buckelchen entstanden. Auch Reihen dreieckiger Eindrückte kommen vor (Militsch Taf. XVII 6, Jellowa, Fundstelle 4). An einem Scherben des Jellowaer Fundes, Fundstelle 4, ist der Lochbuckel ausnahmsweise nicht rund, sondern vierkantig. Die besonders wichtige Wickelschnur-Verzierung zeigen deutlich drei Scherben, die mit den eben genannten in Jellowa zusammen gefunden wurden (Taf. XVII 3 u. Abb. 5<sub>3</sub> u. 5<sub>5</sub>). Außerdem kommen auch Lochreihen vor (Abb. 6<sub>1-2</sub>, 8<sub>11</sub>, Taf. XVII 1, 2, 4, 5).

Durch mehrere Abbildungen veranschaulichen wir die weite Verbreitung dieser Merkmale innerhalb des großen nordeurasischen Kulturkreises. Diese Bildgruppen entstammen meiner umfangreicheren, noch nicht gedruckten Arbeit über Altertümer des nordeurasischen Kulturkreises. Die nähere Prüfung der schlesischen Scherben zeigt, daß sie mit einem Teil der entsprechenden Funde aus der einstigen Provinz Posen und aus Kongreßpolen, sowie dem derzeitigen Ostpolen und aus Weißrußland besonders eng zusammengehören. R. Jazdzewski hat versucht, die hierher gehörigen Gefäßreste aus Posen und Kongreßpolen in verschiedene Gruppen einzuteilen, doch scheint uns diese Gliederung noch nicht endgültig und zum Teil nicht voll befriedigend. Jazdzewski sagt dazu u. a. zusammenfassend folgendes<sup>6)</sup>:

„Auf Grund des oben beschriebenen Materials ist es möglich, unter der Keramik drei Grundtypen zu unterscheiden. Zum ersten Typ muß man die

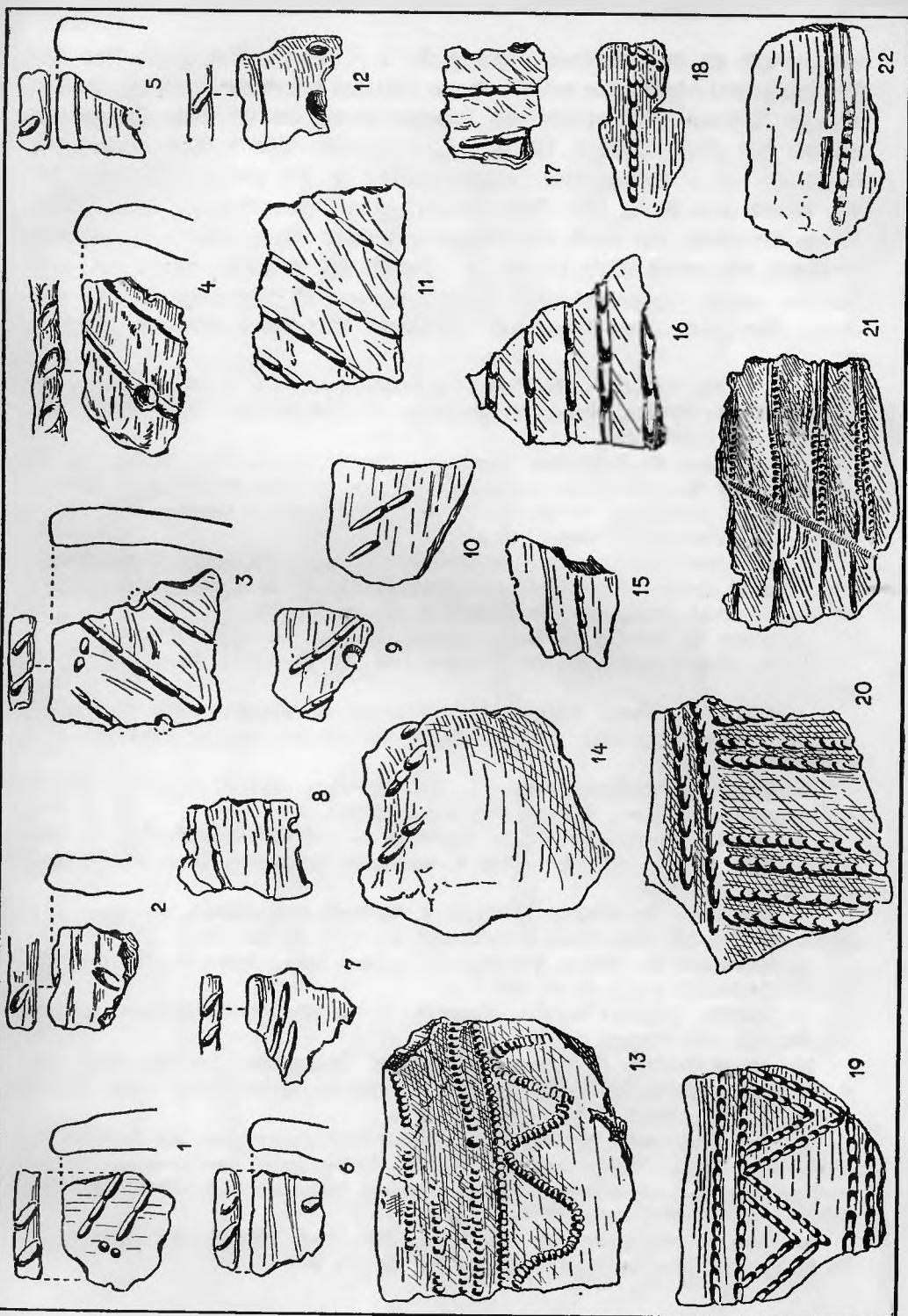
<sup>5)</sup> Beispiele: Peterwiz Kr. Breslau (Mus. Breslau Kat. Nr. 8:1902, Henkeltopf der Oberschnurkeramik), Heidewilgen Kr. Trebnitz (früher von mir für nordeurasisch gehalten, vgl. *Als Oberschlesiens Urzeit*, Heft 4, Hamburg 1929, S. 6 mit Abb. 6) und Langhermsdorf Kr. Freystadt (Mus. Breslau Kat. Nr. 142:1923). Auf die eben erwähnte zu berichtigende frühere Einordnung der Scherben von Heidewilgen ging wohl zum Teil eine Bemerkung von A. Europäus-Ayräpää zurück, daß in Ostdeutschland und Polen auch einige Schnurkeramische Scherben irrig mit in den von uns nordeurasisch genannten Kulturkreis gesetzt würden, vgl. derselbe, in: *Acta Archaeologica*, Bd. 13, Kopenhagen 1930, S. 216. — Zahlreiche Beispiele von Scherben mit den fraglichen Hölzchenstrichen der vorwiegend schnurkeramischen Stafflüttenkultur Ostpreußens im Prussia-Museum Königsberg.

<sup>6)</sup> *Przegląd Archeologiczny* III S. 198 ff.; der polnische Text ist oben ins Deutsche übertragen.

Bruchstücke mit durch Wickelschnur-Eindrücke geferbtem Rand, Löchern unter der Mündung, waagerechten Furchen oder waagerechten Schnureindrücken rechnen (Abb. 3 Nr. 1 und 26, Abb. 5 Nr. 5). Verwandte Formen vertreten die Bruchstücke mit durch Wickelschnur-Eindrücke geferbtem Rand und waagerechten Furchen in Begleitung von einer Wellenlinie oder senkrechten Stempeln, aber

Abb. 3. Nordeurasische Tongefäßscherben aus Oberschlesien, Ostpreußen, Kongreßpolen und Mittelrußland, meist mit Furchenstichmustern, die oberen mit Randraufkerbung.

1. Liebenau Kr. Oppeln, Oberschlesien,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Beuthen DC., Kat. Nr. B. 876 : 1927.
2. Saadenhoym Kr. Cosel, Oberschlesien,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 775 : 1928. Nach B. v. Richt-hofen, in: Tagungsberichte der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Bericht über die 50. Versammlung, Hamburg 1928, S. 113 Abb. 5f (= Aus Oberschlesiens Urzeit IV 5f).
3. Oberförsterei Zellowa Kr. Oppeln, Oberschlesien,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbestimmt.
4. Liebenau Kr. Oppeln,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Beuthen DC., Kat. Nr. B. 296 : 1927. Nach B. v. Richt-hofen a. a. D. Abb. 3f.
5. Saadenhoym Kr. Cosel,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 2124 : 1927.
6. Desgl., Kat. Nr. R. 2124 : 1927.
7. Liebenau Kr. Oppeln,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Beuthen DC., Kat. Nr. B. 272 : 1927.
8. Saadenhoym Kr. Cosel,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 444 : 1928.
9. Chojny Kr. Lomza, Nord-Kongreßpolen, knapp  $\frac{1}{5}$ . Nach L. Koźłowski, Młodsza epoka kamienna w Polsce Taf. XX 5.
10. Desgl. nach L. Koźłowski a. a. D. Taf. XX 6.
11. Oberförsterei Zellowa Kr. Oppeln,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbestimmt. Vom gleichen Gefäß wie Abb. 3.
12. Liebenau Kr. Oppeln,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Beuthen DC., Kat. Nr. 293 : 1927.
13. Tolkemit Kr. Elbing, Westpreußen (zurzeit Ostpreußen),  $\frac{1}{15}$ , Mus. Danzig. Nach W. Gaerte, Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens S. 29 Abb. 102. (Dieser Scherben ist schnurkeramisch. Er zeigt aber einen nordeurasischen Einfluß.)
14. Oberförsterei Zellowa Kr. Oppeln,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbestimmt.
15. Saadenhoym Kr. Cosel,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 444 : 1928.
16. Koſchentin, Kol. Pieltau (= Wilka Kolonja) Kr. Lubliniſ, Ostoberschlesien,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Posen, nach J. Kostrzewski, in: Przegląd Arch. Bd. IV Heft 4, Posen 1929, S. 83 Abb. 4, 5.
17. Saadenhoym Kr. Cosel,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbestimmt. Nach B. v. Richt-hofen a. a. D. S. 113 Abb. 5e.
18. Brzęziny — Głupsko Kr. Wielun, Fundstelle 2a, Südwest-Kongreßpolen,  $\frac{1}{15}$ , Mus. Posen. Kat. Nr. 373 : 1927. Nach K. Jazdzewski, in: Przegląd Arch. Bd. III, Posen 1928, S. 195 Abb. III 37.
19. Lubna Kr. Grojec, Nord-Kongreßpolen, knapp  $\frac{1}{5}$ , nach L. Koźłowski a. a. D. Taf. XX 20, 24.
20. Tolkemit Kr. Elbing, Westpreußen (zurzeit zu Ostpreußen),  $\frac{1}{26}$ , Mus. Danzig, nach W. Gaerte a. a. D. S. 29 Abb. 100.
21. Kontſchanſkoje, Ujeſd Borowitſchi Gub. Niſchni-Nowgorod, Mittelrußland, wohl etwa  $\frac{1}{15}$ , nach S. R. Kerich, in: Sapiski russ. arch. obſchestwa Bd. V, St. Petersburg 1903, Taf. III 17.
22. Liebenau Kr. Oppeln,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Beuthen DC., Kat. Nr. B. 876 : 1927.



ohne Löcher an der Mündung (Abb. 4 Nr. 1, 7 und 8). Der zweite Typ sind Bruchstücke mit schräg oder quer durch ein Hölzchen geferbtem Rand mit Buckeln auf der äußeren oder seltener der inneren Seite, die oft durch Furchenstich verziert sind (Abb. 5 Nr. 9, 12, 36, 37, 38 und 39; Abb. 6, Abb. 7 Nr. 1—4, 8—11, 13—15 u. 22, Przegład Archeologiczny Bd. III, Heft 2 S. 120, Abb. VII Nr. 16—20 und 24 S. 127; Abb. X Nr. 1). Eine diesem Typ verwandte Form ist das Bruchstück mit durch ein Hölzchen geferbtem Rand, das durch senkrechte Grübchen verziert ist (Abb. III Nr. 1). Obwohl sich diese zwei Typen nicht vollkommen genau abgrenzen lassen, so ist doch ziemlich kennzeichnend, daß man bisher überhaupt keine Bruchstücke mit durch Wickelschnur-Abdruck geferbtem

Abb. 4. Nordeurasische Tongefäßscherben mit Hochbuckelverzierung aus Oberschlesien, Posen, Kongreßpolen, Finnisch-Karelien, Weißrußland, Südvolhynien und Südsibirien.

1—1a. Sabine Kr. Falkenberg, Fundstelle 1, Oberschlesien,  $\frac{2}{10}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. 76 : 1927. Nach B. v. Richthofen, in Tagungsberichte der deutschen Gesellschaft für Anthrop., Ethnologie und Urgeschichte, Bericht über die 50. Versammlung in Hamburg 1928, S. 111 Abb. 1. (Aus Oberschlesiens Urzeit IV 1.)

2. Ustrawischken Kr. Darkehmen, Moorfundstelle Jedmar A, Ostpreußen,  $\frac{1}{6}$ , Mus. Königsberg. Nach W. Gaerte, Die steinz. Keramik Ostpreußens S. 87 Abb. 266 (nicht frühneolithisch, wie a. a. O. gesagt, sondern voll jungsteinzeitlich und nordeurasisch).

3. Earne Kr. Rawitsch in Posen (polnisch: Majątek Sarnowa), Fundstelle C,  $\frac{2}{10}$ , Mus. Posen. Nach K. Jazdzewski, in: Przegład Arch. Bd. III Heft 2, Posen 1927, S. 127 Abb. X 1.

4. Nidden Kr. Memel, Kurische Nehrung, zurzeit Memelgebiet, früher Provinz Ostpreußen,  $\frac{2}{6}$ , Mus. Königsberg. Nach W. Gaerte, Die steinzeitl. Keramik Ostpreußens S. 23 Abb. 76.

5. Glinki Kr. Warschau, Knapp  $\frac{2}{5}$ , Mus. Warschau. Nach L. Koźłowski, Młodsza epoka kamienna w Polsce, Lemberg 1924, Taf. 20 Abb. 11.

6. Brzeginy-Słupsko Kr. Wielun, Fundstelle 2a, Südwest-Kongreßpolen,  $\frac{2}{15}$ , Mus. Posen, Posten Kat. Nr. 373 : 1927. Nach K. Jazdzewski, in: Przegład Arch. Bd. III, Posen 1928, S. 195 Abb. III 36.

7. Pietrzykowo Kr. Słupca, Fundstelle 4, Nordwest-Kongreßpolen,  $\frac{2}{15}$ , Mus. Posen, Posten Kat. Nr. 145 : 1927. Nach K. Jazdzewski a. a. O. S. 195 Abb. III 12.

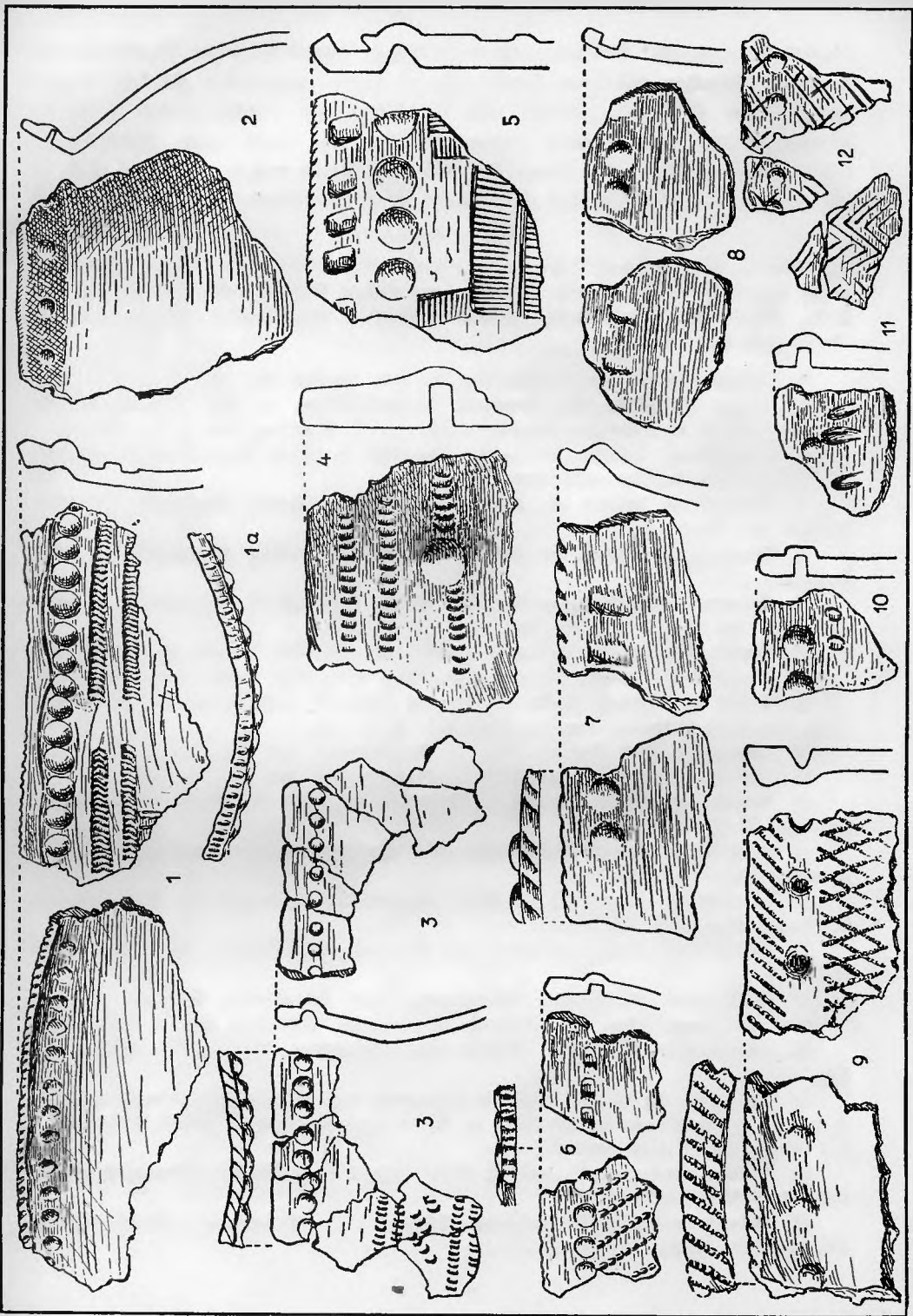
8. Pietrzykowo Kr. Słupca, Fundstelle 7,  $\frac{2}{15}$ , Mus. Posen, Posten Kat. Nr. 154 : 1927. Nach K. Jazdzewski a. a. O. S. 197 Abb. V 15.

9. Raisälä, Finnisch-Karelien, Fundstelle 1,  $\frac{2}{5}$ , Mus. für Völkerkunde, Hamburg, Kat.-Nr. noch nicht festgesetzt.

10. Urotych Garbacha Kr. Homel, Gub. Mohilew, Weißrußland,  $\frac{2}{15}$ , Mus. Minsk. Nach K. M. Palikarpowitsch, in Sapiski addselu gumanitarnich nawuk Bd. 5, Pratzki Katjedri archeologii Bd. I, Minsk 1928, Taf. L Abb. 27.

11. Gaje Iewiatynskie Kr. Krzemeniec, Südvolhynien, Sammlung des Prähistorischen Instituts der Universität Lemberg. Nach J. Brył, Kultury epoki kamiennej na wydmach zachodniej czesci poludniowego Wolynia, Lemberg 1928, Taf. IX 8. Nach Brył „Bugkultur“, in Wirklichkeit nordeurasisch.

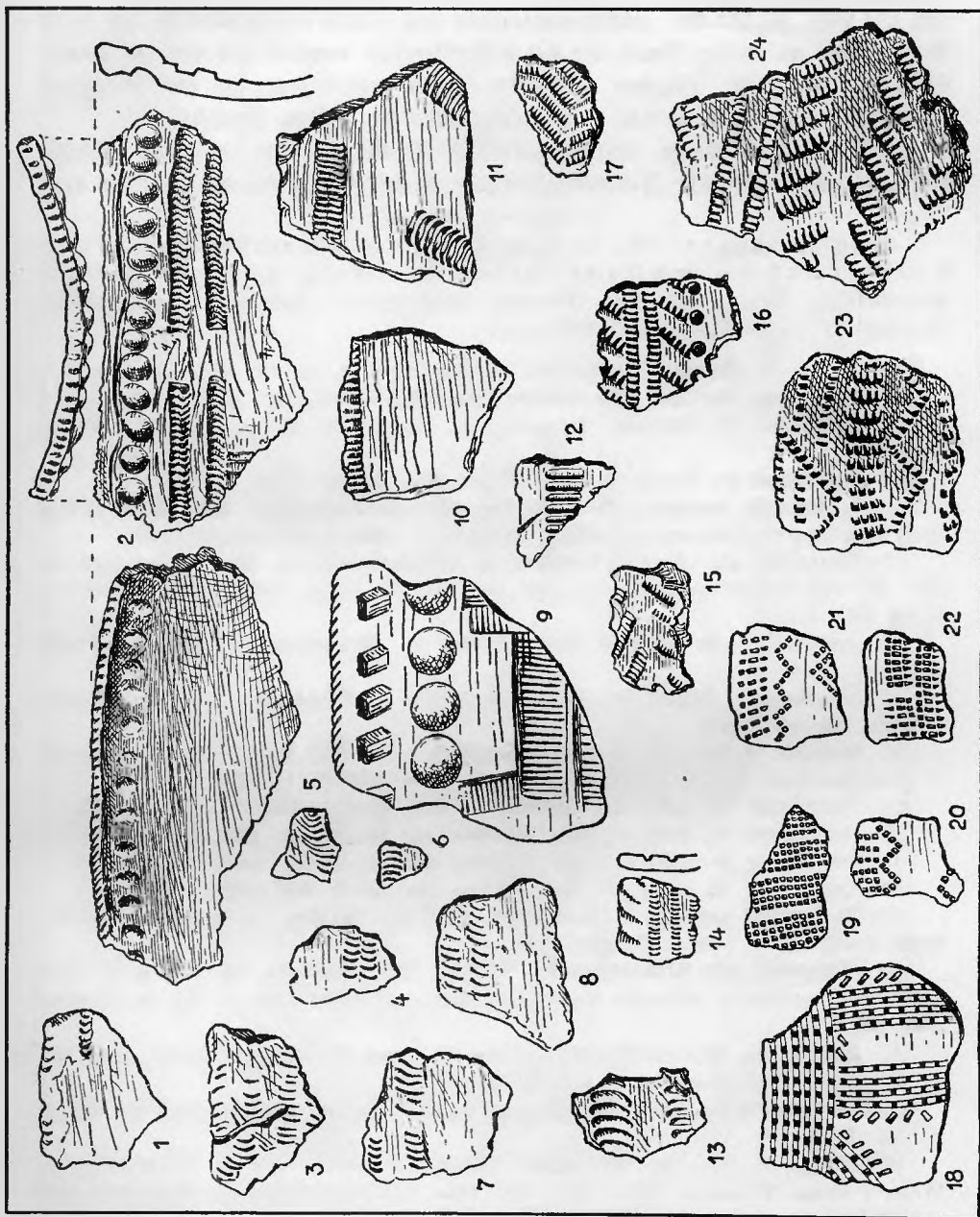
12. Bazaicha Kr. Krasnojarsk, Südsibirien, etwa  $\frac{2}{15}$ . Nach G. von Merhart, in: M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. XII Taf. VII Abb. b.



Rand zusammen mit Buckeln trifft und, daß es umgekehrt keine Bruchstücke mit durch ein Hölzchen geferbtem Rand gibt, die durch waagerechte Furchen verziert sind. Einen Mitteltyp zwischen dem ersten und dem zweiten bilden gewiß die Bruchstücke mit waagerechten Schnurabdrücken und durch solche Abdrücke geferbtem Rand (Abb. I Nr. 2 und 27; Abb. III Nr. 3a und b). Das auf Abb. III Nr. 3a dargestellte Stück hat sogar außer senkrechten Schnurabdrücken ein Loch

Abb. 5. Nordeurasische Tongefäßscherben mit Verzierungen durch Fingernageleindrücke, Furchenstich (18) und verschiedene Stempelmuster aus Oberschlesien, Posen, Westpreußen, Kongreßpolen, Finnland, Polesien, Weißrußland, Mittelrußland, der Ukraine und dem Uralgebiet.

1. Liebenau Kr. Oppeln, Oberschlesien,  $\frac{2}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. 876 : 27.
2. Sabine Kr. Falkenberg, Fundstelle 1, Oberschlesien,  $\frac{2}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. 76 : 1927, nach B. v. Richthofen, Tagungsbericht a. a. D., Hamburg 1928, S. 111 Abb. 1.
3. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 4, südlich Königshuld, Oberschlesien,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat.-Nr. unbestimmt.
4. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 4, südlich Königshuld,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. 825 : 28.
5. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 4, südlich Königshuld,  $\frac{1}{5}$ , Mus. Ratibor.
6. Granówiec Kr. Adelnau-Obolanów, Posen,  $\frac{2}{15}$ , nach R. Jazdzewski in Przegląd Arch. 1927, Bd. III Heft 3 S. 197 Abb. 10.
7. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 4,  $\frac{2}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. 878 : 27.
8. Oberförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 4,  $\frac{2}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. 879 : 27.
9. Glinki Kr. Warschau, Größe a. a. D. nicht angegeben, nach L. Kozłowski, in: Młodsza epoka kamienna w Polsce, Lemberg 1924, Taf. XX 11.
10. Sakrau Kr. Groß Strehlitz OS.,  $\frac{2}{5}$ , Mus. Beuthen, noch ohne Kat.-Nr.
11. Sakrau Kr. Groß Strehlitz OS.,  $\frac{2}{5}$ , Mus. Beuthen, noch ohne Kat.-Nr.
12. Gegend von Pinsk, Polesien,  $\frac{2}{5}$ , Vorgesch. Abt. Mus. für Völkerkunde, Hamburg, noch ohne Kat.-Nr.
13. Liebenau Kr. Oppeln, Mus. Beuthen, nach B. v. Richthofen, in: Tagungsbericht a. a. D., Hamburg 1928, S. 112 Abb. 3a.
14. Nadatscha b. Jurawitschi Kr. Mosyr, Weißrußland,  $\frac{2}{5}$ , nach R. M. Palikarpowitsch, in: Zapiski Muzeum 1928, Taf. XXXIX 16.
15. Lochan, Dnjepr-Insel, Ukraine, nach Antropologie (Zeitschrift), Kiew 1928, S. 163 Abb. 14, 5.
16. Säräisniemi, Nimijsjärwi, Sillankorwa, Prov. Oesterbotten, Finnland,  $\frac{2}{5}$ , nach J. Nilio, Die steinzeitlichen Wohnplatzfunde in Finnland, Helsingfors 1909, II, Taf. XIII 10.
17. Säräisniemi, Nimijsjärwi, Sillankorwa, Oesterbotten,  $\frac{2}{5}$ , nach J. Nilio a. a. D. Taf. XIV 15.
- 18—22. Rußau bei Gdingen (polnisch Ruczewo), nach J. Kostzewski: Nouvelles fouilles et découvertes en Poméranie polonaise, in: Revue Anthropologique 1929, S. 13 Abb. 3, 4, 5, 6, 7 (Größe a. a. D. nicht vermerkt).
23. Balino, Uralgebiet,  $\frac{2}{5}$ , nach J. Nilio, Fragen der russischen Steinzeit, Helsingfors 1922, S. 64 Abb. 20a.
24. Balachna a. d. Oka, Mittelrußland, Größe a. a. D. nicht genannt, nach Sapiski Arch. Bd. VII—VIII, St. Petersburg, Taf. VI 1.



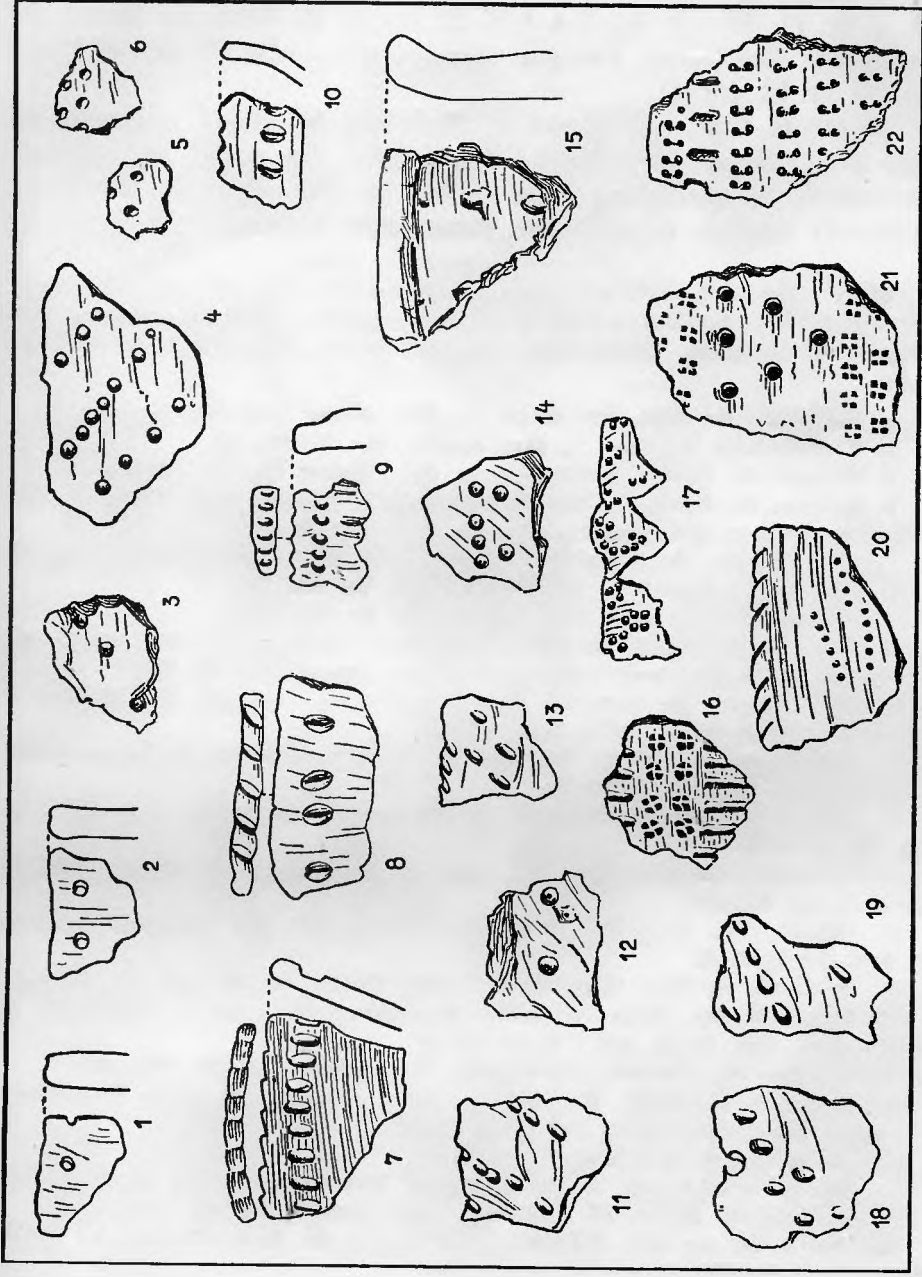
Tab. 5

am Rand. Näher stehen der zweiten Gruppe schon Bruchstücke mit waagerechten Schnurabdrücken aber durch ein Hölzchen geferbtem Rand (Abb. II Nr. 14 und 15; Abb. III Nr. 8). Übergangsformen sind ebenso die Bruchstücke mit durch Wickelschnur geferbtem Rand, die durch Furchenstich verziert sind und die Bruchstücke mit durch ein Hölzchen geferbtem Rand, mit Löchern an der Mündung (Abb. I Nr. 7 und die Stücke von Lasset-Lubon Nr. Posen, Fundstelle 5).“

„Die dritte Gruppe schließlich stellen Bruchstücke dar, die mit Reihen schräger Schnurabdrücke, Furchenstichen oder Einschnitten verziert sind, die quer

Abb. 6. Nordeurasische Tongefäßscherben mit verschiedenartigen Grübchenmustern und Lochreihenverzierung (1, 2, 18) aus Ober- und Niederschlesien, Posen, Pommern, Finnland, Kongreßpolen, Polenien, dem Wilnagebiet, Weißrußland, Mittelrußland und Südsibirien.

1. Sawisz Nr. Dppeln, Oberschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbekannt.
2. Sadenhoym Nr. Cosel, Oberschlesien, Mus. Ratibor, Kat.-Nr. R. 821 : 1928.
3. Mähringen Nr. Randow, Pommern,  $\frac{4}{5}$ , Prov.-Mus. Stettin, Kat.-Nr. noch unbestimmt.
4. Sadenhoym Nr. Cosel,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. 824 : 1928.
- 5—6. Kofemäki (Kajhitiö), Finnland,  $\frac{5}{25}$ , Museum Helsingfors. Nach A. Europäus, in: Finska forminnesföreningens tidskrift Bd. XXXVI, 1926, S. 69 Abb. 25 D—E.
7. Pietrzykow Nr. Słupca, Fundstelle 2, West-Kongreßpolen, Mus. Posen, Kat. Nr. 1923 : 48, nach K. Jazdzewski, in: Przegląd Arch. Bd. III (Jahrg. 1927) Heft 3, Posen 1928, S. 195 Abb. III 1.
8. Herrnkaschütz Nr. Militzsch, Niederschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Breslau, Kat.-Nr. noch nicht festgesetzt.
9. Oberförsterei Jellowa Nr. Dppeln, Fundstelle 3, Oberschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbestimmt.
10. Kawalki Nr. Rawitsch, in Posen, Fundstelle 1,  $\frac{5}{15}$ , Mus. Posen. Nach K. Jazdzewski in: Przegląd Arch. Bd. III Heft 2 (Jahrg. 1926), Posen 1927, S. 117 Abb. II 8.
11. Sadenhoym Nr. Cosel, Oberschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 825 : 1928.
12. Sadenhoym Nr. Cosel,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 824 : 1928.
13. Sadenhoym Nr. Cosel,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 822 : 1928.
14. Sadenhoym Nr. Cosel,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 822 : 1928.
15. Massewitschi (polnisch = Massewieszce) Nr. Pinz, Polenien,  $\frac{4}{5}$ , Museum für Völkerkunde, Hamburg, Kat.-Nr. noch unbestimmt.
16. Trojanowo oder Ekimowitschi Nr. Roslawl, Gub. Smolensk,  $\frac{4}{10}$ , nach A. N. Sjawdanskij, in Nautschnaja istwestija gos. smolenskogo universiteta Bd. IV Abt. 3, Smolensk 1927, Taf. XV 6.
17. Ladejki, Bez. Krasnojarsk, Sibirien, etwa  $\frac{4}{15}$ , nach G. v. Merhart, unter „Sibirien“, in: M. Ebert, Reallexikon Bd. XII Taf. VII Abb. d.
18. Sadenhoym Nr. Cosel, Oberschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch unbestimmt.
19. Desgl.
20. Morigi Nr. Lida im Wilnagebiet, Polnisch-Litauen. Nach B. Antoniewicz, in: Wilno i ziemia Wilenska, Wilna 1930, Abb. 134<sub>s</sub>. (Größenmaßstab bei Antoniewicz nicht vermerkt.)
- 21—22. Raifälä (Rapitangas), Finnisch Karelien,  $\frac{4}{10}$ , Mus. Helsingfors. Nach J. Nilio, Die steinzeitlichen Wohnplatzfunde in Finnland, Bd. II Taf. X 12 u. 16.



Pl. 6

zueinander stehen in verschiedenen (seltener denselben) Richtungen und ineinandergeschobene Winkel oder senkrechte Zickzacke bilden (Abb. I Nr. 31 und 32; Abb. II Nr. 11; Abb. III Nr. 2, 4, 6, 7, 10, 11 und 13; Stücke aus Glinno und Pietrzykowo, Fundstelle 8, Przegład Archeologiczny Bd. III, Heft 2 S. 120, Abb. VII Nr. 21 und 23).

Bruchstücke dieses Typs treten in Begleitung der beiden vorhergehenden Typen auf. Alle oben besprochenen Typen haben eine gewisse kennzeichnende Besonderheit und zwar zeigen sie oft Spuren des Bestreichens der Gefäße mit irgendeinem Hölzchen in annähernd waagerechter Richtung. Die Farbe der

Abb. 7. Nordeurasische Tongeschäßscherben mit verschiedenen Stempel- und Grübchenmustern aus Oberschlesien, Posen, Kongreßpolen, Südwolhynien, Weißrußland, Mittelrußland, Nordwestrußland, Finnisch-Karelien und Südsibirien.

1. Saßenhoym Kr. Cosel, Oberschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor (noch ohne Nr.).
- 2—4. Saßenhoym Kr. Cosel,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. 826 : 28.
5. Liebenau Kr. Dppeln, Oberschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. 1466 : 28.
6. Liebenau Kr. Dppeln,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Beuthen, nach B. v. Richthofen, in: Tagungsberichte der deutschen Anthrop. Ges., Hamburg 1928, a. a. O. S. 112 Abb. 3b.
7. Klein Deutschen Kr. Kreuzburg, Oberschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. 1696 : 28.
8. Liebenau Kr. Dppeln,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. 1467 : 28.
9. Liebenau Kr. Dppeln,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. 1467 : 28.
10. Starogród Kr. Mińsk-Mazowiecki, Kongreßpolen, Größe a. a. O. nicht genannt, nach E. Kozłowski, in: Młodsza epoka kamienna w Polsce, Lemberg 1924, Taf. XX 17.
11. Maj. Sosnowa Kr. Rawitsch, Posen, Fundstelle C,  $\frac{6}{15}$ , nach K. Jazdzewski in Przegład Arch. 1926, Bd. III Heft 2 S. 120 Abb. 17.
12. Saßenhoym Kr. Cosel,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, nach B. v. Richthofen, in: Tagungsberichte a. a. O., Hamburg 1928, S. 113 Abb. 5c.
13. Balachno a. d. Dña, Mittelrußland,  $\frac{6}{15}$ , nach Zapiski Arch. Bd. VII—VIII, St. Petersburg, Taf. VII S. 27.
14. Sjäskanal, Ladogaseegebiet,  $\frac{12}{25}$ , nach S. W. Brögger, Den arkaiske Stenalder i Norge, S. 146 Abb. 183.
15. Bazaicha, Bez. Krasnojarsk, Südsibirien, Größe a. a. O. nicht angegeben, Aufnahme von Prof. Petri, Irkutsk.
16. Dzietgowiß Kr. Cosel, Oberschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat.-Nr. noch nicht bestimmt.
17. Mługawies, Bez. Kalisz — Kalisch, Fundstelle 2,  $\frac{12}{25}$ , nach K. Jazdzewski, in: Przegład Arch. 1927, Bd. III Heft 3 S. 191 Abb. 32.
18. Petershof Kr. Guttentag, Oberschlesien, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 1634 : 28.
19. Säkijärvi, Meijermäki, Finnland,  $\frac{6}{25}$ , nach A. Europäus, in: Finska Fornminnesföreningens Tidskrift Bd. XXXVI Heft 1 S. 1 Fig. 1c.
20. Zapiski Arch. St. Petersburg V Taf. III 19.
21. Balachno a. d. Dña,  $\frac{6}{15}$ , nach Zapiski Arch. St. Petersburg VII—VIII Heft 1 Taf. VI 8.
22. Ladejskoje bei Krasnojarsk, Sibirien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Hamburg, Kat. Nr. 1053 : 10 ZI.
23. Uwal'e bei der Höhe Chilitawa,  $\frac{12}{25}$ , nach K. M. Palikarpowitsch, in: Zapiski Muzej 1928, S. 140 Abb. 11.
24. Oloneß, nahe Ladogasee, etwa  $\frac{4}{10}$ , nach J. Nilio, Fragen der russischen Steinzeit, Helsingfors 1922, S. 36 Abb. 11b.

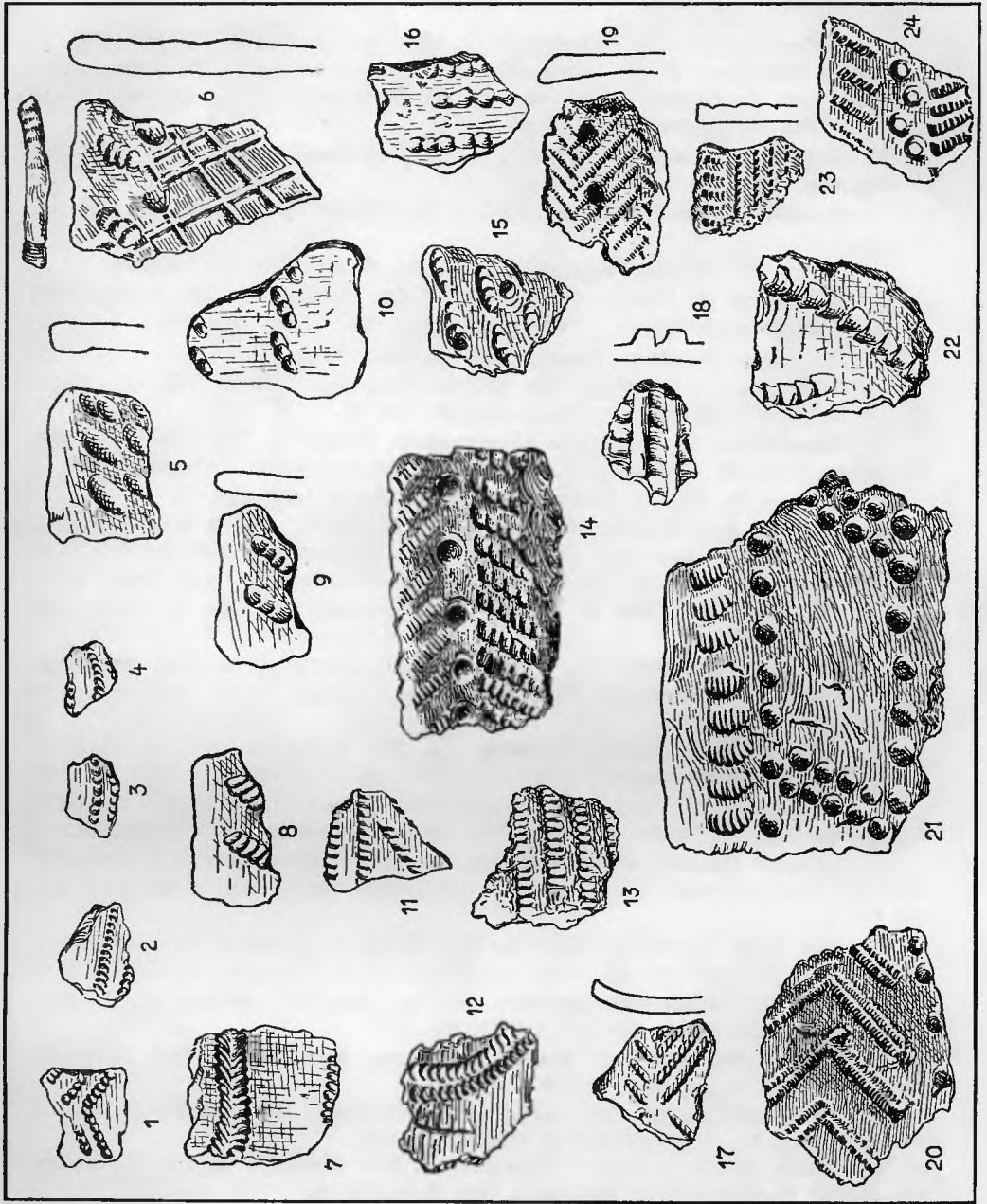


Abb. 8. Nordeurasische Tongefäßscherben, meist mit Rautenmustern, aus Ober- und Niederschlesien, Kongreßpolen, Ostpreußen, Lettland, Finnland, Ostschweden, West- und Mittelrußland und Südsibirien.

1. Sackenhoym Kr. Cosel, Oberschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 789:1928. — Nach B. v. Richthofen, in: Tagungsberichte der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Bericht über die 50. Versammlung, Hamburg 1929, S. 112 Abb. 4 (= Aus Oberschlesiens Urzeit IV 4).

2. Liebenau Kr. Duppeln, Oberschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Beuthen OS., Kat. Nr. B. 578:1927. — Nach B. v. Richthofen a. a. D. Abb. 3b.

3—6. Sabine Kr. Falkenberg, Fundstelle 4, Oberschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, noch ohne Kat.-Nr.

7. Militzsch Kr. Militzsch, Niederschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Breslau, noch ohne Kat.-Nr.

8—9. Liebenau Kr. Duppeln, Oberschlesien,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 1468:1928.

10. Sackenhoym Kr. Cosel,  $\frac{1}{1}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 821:1928.

11—12. Paulau Kr. Brieg, Niederschlesien,  $\frac{4}{10}$ , Mus. Brieg.

13. Rinnekalns (= Rinukalns) Kr. Wolmar (Balmiera), Lettland, etwa  $\frac{4}{5}$ , Staatl. Mus. f. Vor- und Frühgeschichte in Berlin, Kat. Nr. IIIa 75.

14. Ustrawischken Kr. Darkehmen, Moorfundstelle Sedmar D, Ostpreußen,  $\frac{12}{25}$ , Mus. Königsberg. Nach W. Gaerte, Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens S. 84 Abb. 256.

15. Liebenau Kr. Duppeln,  $\frac{4}{5}$ , Mus. Ratibor, Kat. Nr. R. 1457:1928.

16. Wolosowo Gub. Wladimir, Mittelrußland, wohl etwa  $\frac{9}{15}$ . Nach A. S. (= A. Spjgin), in Zapiski . . . imp. russkago arch. obtschestwa Bd. V, St. Petersburg 1903, Taf. XXXI 12.

17. Mługawies Kr. Kalisch, Fundstelle 2, West-Kongreßpolen,  $\frac{12}{25}$ , Mus. Posen, Posen Kat. Nr. 203—248:1924. Nach K. Jazdzewski, in: Przegląd Arch. Bd. III, Posen 1928, S. 191 Abb. 173.

18. Wirolahti (Wederlaks) Rsp. Heikilä, Finnisch Karelien,  $\frac{4}{10}$ , Mus. Helsingfors. Nach J. Wilio, Die steinzeitlichen Wohnplatzfunde in Finnland Bd. II, Helsingfors 1909, Taf. XVIII 11.

19. Esbo, Sperrings, unterer Wohnplatz,  $\frac{4}{10}$ , Mus. Helsingfors. Nach A. Europäus, in: Finska fornminnesföreningens tidskrift Bd. XXXVI Heft 1, Helsingfors 1926, Abb. 13m.

20. Ustrawischken Kr. Darkehmen, Moorfundstelle Sedmar D, Ostpreußen,  $\frac{12}{25}$ , Mus. Königsberg. Nach W. Gaerte, Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens S. 84 Abb. 255.

21. Ratin Kr. Smolensk, Westrußland, etwa  $\frac{1}{5}$ , Mus. Smolensk. Nach A. N. Sjawdansti, in: Nautschnaja Iswestija smolenskogo gos. universiteta Bd. IV Abt. 3, Smolensk 1927, Taf. VIII 1.

22. Man Chada am Baikalsee, etwa  $\frac{4}{10}$ , Mus. Leningrad (?), nach A. Petri, in: Sbornik museja antrop. i etnogr. pri imp. akad. nawuk Bd. III, St. Petersburg 1916, Taf. XIII 10.

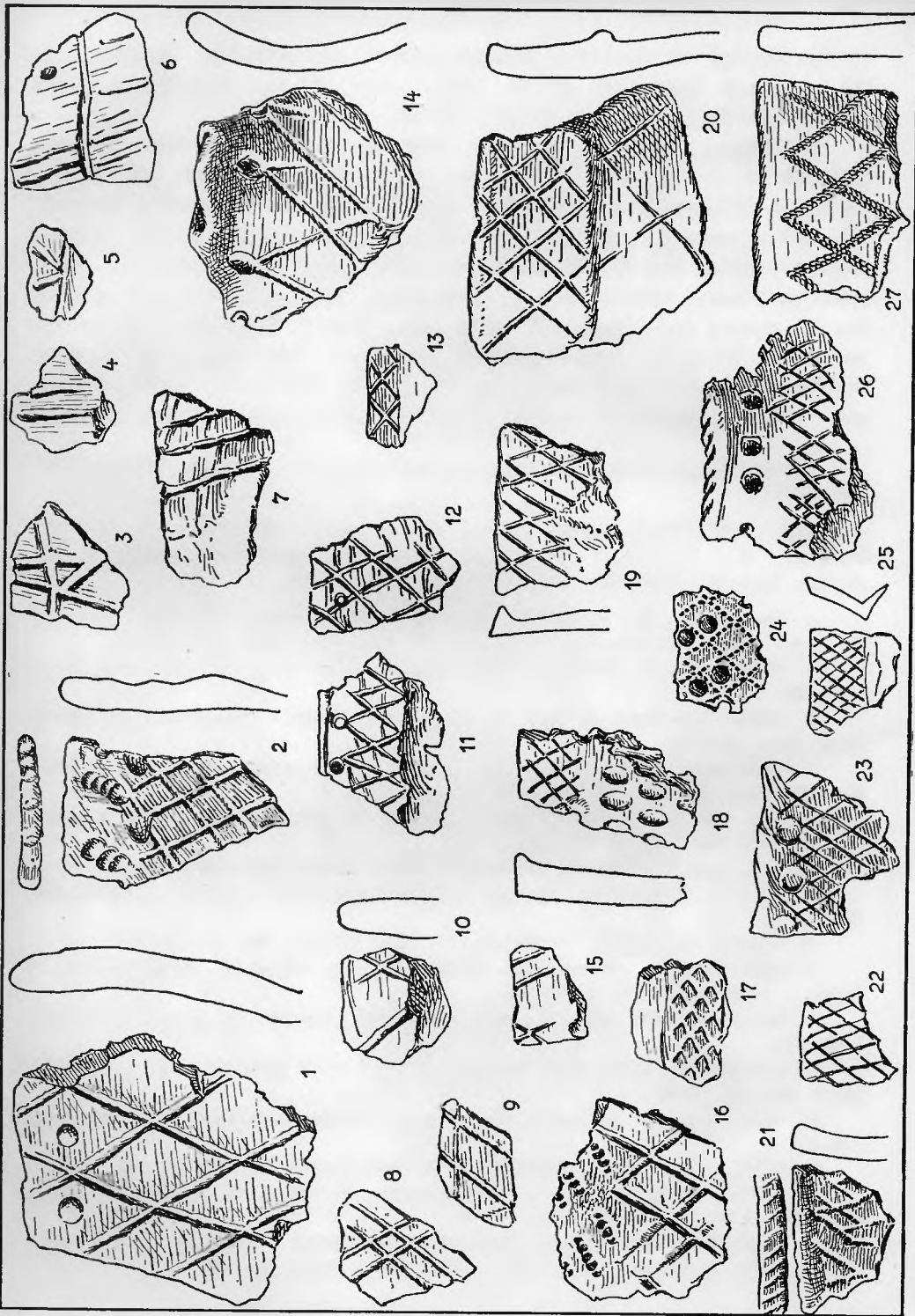
23. Tschadobeß, Ungara-Kreis, Sibirien, etwa  $\frac{4}{15}$ . Nach G. v. Merhart, in: M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. XII Taf. VII Abb. p.

24. Bihanti, Rsp. Pikkäsaari, Provinz Oesterbotten, Finnland,  $\frac{4}{10}$ , Mus. Helsingfors. Nach J. Wilio a. a. D. Taf. XVII Abb. 10.

25. Turowskoje, Galitsch Gub. Kostroma, Mittelrußland. Nach A. M. Tallgren, in: Finskt Museum Bd. XXXI, Helsingfors 1924, S. 4 Abb. 2,3.

26. Moppe, Provinz Uppland, Ostschweden,  $\frac{4}{10}$ , Mus. Stockholm. Nach A. W. Brögger, Den arktiske stenalder i Norge, Christiania 1909, S. 33 Abb. 58.

27. Gefunden zwischen Memel und Schwarzort, Kurische Nehrung, Memelgebiet (früher Provinz Ostpreußen),  $\frac{9}{15}$ , Mus. Königsberg. Nach W. Gaerte a. a. D. S. 27 Abb. 93.



Gefäße schwankt am häufigsten zwischen gelb, rot und bräunlich. Seltener zeigt sich graue und schwärzliche Farbe. Häufig tritt auch eine Beimischung großer weißer Sandkörner (im Ton) auf.“ — Soweit Jazdzewski.

Betrachten wir die schlesischen Scherben nach diesen drei Gruppen Jazdzewskis, so fehlt hier bisher die erste, während die zweite und noch häufiger die dritte vorhanden sind. Jazdzewski stellt u. a. fest, daß nach seinem Fundstoff keine mit waagerechten Furchen verzierten Scherben durch ein Hölzchen geferbte Ränder besäßen. Bei Stücken aus Liebenau Kr. Dppeln treffen aber diese Merkmale zusammen. Damit fällt ein wesentliches Unterscheidungs mittel zwischen den Gruppen 1 und 2 nach Jazdzewski fort. Auch in Westrußland ist der von Jazdzewski vermutete Unterschied nicht vorhanden. Dies zeigt z. B. ein durch Ljawdanskij abgebildeter Scherben aus Ratin Gub. Smolensk<sup>7)</sup>. Wenig befriedigend ist bei Jazdzewski auch die ganze Aufstellung seiner Gruppe 3. Dieser

7) Nautschnaja iswestija smolenskogo gos. universiteta, Bd. III 3, Smolensk 1927, Taf. XI 16.

Abb. 9. Nordeurasische Tongefäßscherben, meist mit Grübchen-  
mustern von seltener Form, aus Oberschlesien, Kongreßpolen, Pommern, Ost-  
preußen, Finnland, Weißrußland, Nordwest- und Mittelrußland.

1. Altrawischken Kr. Darlehmen, Fundstelle Jedmar-Moor, Ostpreußen, <sup>9</sup>/<sub>15</sub>, nach W. Gaerte, Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens, Königsberg 1927, S. 14 Abb. 37.

2. Altrawischken Kr. Darlehmen, Moorfundstelle Jedmar A, <sup>1</sup>/<sub>5</sub>, nach W. Gaerte a. a. O. S. 86 Abb. 259.

3. Königsberg-Stadt, <sup>2</sup>/<sub>5</sub>, nach W. Gaerte, Vorgeschichte Ostpreußens S. 43 Abb. 30 (obere Reihe Mitte).

4. Balachno a. d. Oka, Mittelrußland, Größe a. a. O. nicht angegeben, nach Zapiski Arch. St. Petersburg VII—VIII, Taf. XI 17.

5. Gub. Oloneh, Nordwestrußland, <sup>2</sup>/<sub>5</sub>, nach A. W. Brögger, Den arkaiske Stenalder i Norge, 1919, Nr. 1, S. 147 Abb. 107.

6. Mähringen Kr. Randow, Pommern, <sup>2</sup>/<sub>5</sub>, Mus. Stettin, noch ohne Kat.-Nr.

7. Balonjine, Weißrußland, <sup>2</sup>/<sub>10</sub>, nach R. M. Palikarpowitsch, in Zapiski . . ., Minst 1928, Taf. XV 13.

8. Liebenau Kr. Dppeln, Oberschlesien, <sup>2</sup>/<sub>5</sub>, Mus. Beuthen, Kat. Nr. 291 : 27.

9. Tschatschurk am unteren Cosch, Weißrußland, <sup>2</sup>/<sub>10</sub>, nach R. M. Palikarpowitsch, in Zapiski . . ., Minst 1928, Taf. XXXIII 24.

10. Kangasala, Sarja, Finnland, Größe a. a. O. nicht angegeben, Aufnahme Mus. Helsingfors.

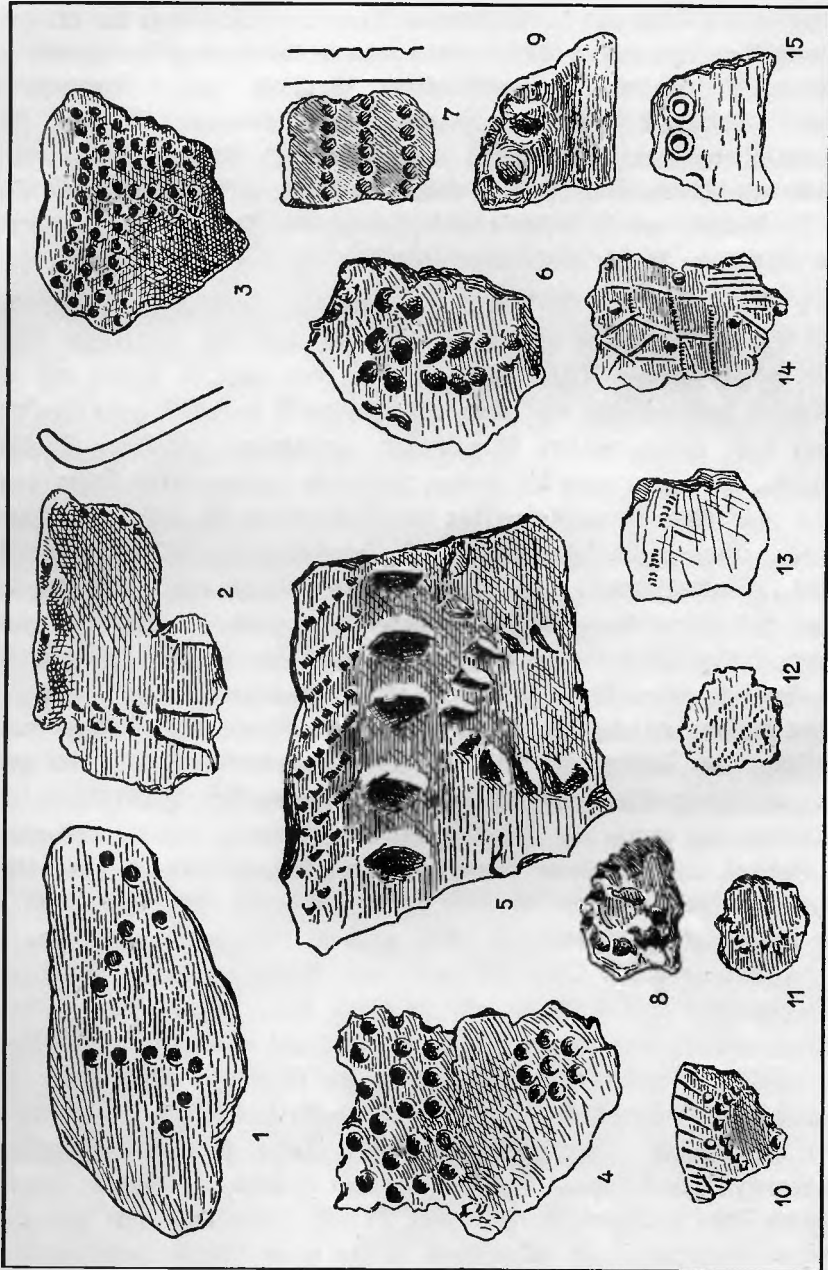
11. Garbacia Kr. Homel, Gub. Mohilew, <sup>12</sup>/<sub>25</sub>, nach R. M. Palikarpowitsch, in Zapiski . . ., Minst 1928, Taf. 46 Abb. 17.

12. Espoo, Finnland, <sup>2</sup>/<sub>10</sub>, nach A. Europäus, in Suomen Museo 1925, Bd. XXXII S. 26 Abb. 6d.

13. Sackenhoym Kr. Cosel, Oberschlesien, <sup>2</sup>/<sub>5</sub>, Mus. Ratibor, Kat. Nr. 447 : 28.

14. Rautola, Heikki, Finnland, <sup>2</sup>/<sub>10</sub>, nach Europäus, in Suomen Museo 1925, Bd. XXXII S. 37 Abb. 11.

15. Pietrzyków, Bez. Slupca, Nordwest-Kongreßpolen, Fundstelle 8, <sup>9</sup>/<sub>15</sub>, nach R. Jazdzewski, in: Przegląd Arch. 1927, Bd. III Heft 3 S. 193 Abb. 20.



Tab. 9

gehören z. B. nur sehr wenig von den besonders bemerkenswerten Randscherben an. Es läßt sich dadurch schwer übersehen, ob nicht die oberen Teile der Gefäße seiner Gruppe 3 in Wirklichkeit öfters auch Merkmale der Gruppen 2 und 1 aufweisen. In diesem Falle wäre die ganze Gliederung Jazdzewskis nicht empfehlenswert. Andererseits entstammen vielleicht solche Scherben wie Jazdzewski Abb. II 11 und III 11 (Fingernagelverzierungen, Modlica, Fundstelle 1 und Pietrzykowo, Fundstelle 4, beide Kr. Slupca, West-Kongreßpolen) und die Stücke mit Furchenstich im Stil seiner Abb. I 31 u. 32 (Mugawies, Fundstelle 2, Kr. Kalisch) und III 2 sowie III 4 (Pietrzykowo, Fundstelle 2) nach der Art ihrer verschiedenen Muster überhaupt nicht aus ein und derselben Gruppe.

Über das zeitliche Verhältnis der einzelnen Fundplätze nordeurasischer Tongefäßscherben Schlesiens zueinander läßt sich nach den bisherigen Funden noch kein abschließendes Urteil fällen. Außer den auch in Posen und West-Kongreßpolen vorhandenen und schon von Jazdzewski berücksichtigten Merkmalen verbinden noch einige weitere Einzelheiten verschiedene schlesische Fundplätze miteinander. Betrachtet man die beiden, zahlreiche nordeurasische Scherben aufweisenden schlesischen Dünenwohnplätze von Sackenhoym Kr. Cosel und Liebenau Kr. Oppeln, dann ergibt sich deutlich z. B. folgendes: An beiden Orten haben wir wirre „Hölzchenstriche“, gerade Linienmuster, teilweise mit der für den nordeurasischen Stil kennzeichnenden Bildung von Rauten (Abb. 8 u. Taf. XVII), ferner Lochreihen, Siebgefäßscherben (z. B. Abb. 2), durch ein Hölzchen geferbte Ränder, Furchenstichmuster, Grübchengruppen und Stempelverzierungen (Abb. 5—9). An beiden Stellen fehlt dagegen bisher auffallender Weise, aber vielleicht trotzdem rein zufällig, der Lochbuckel. Wir haben diesen nämlich u. a. an dem großen Scherben aus einem Moor von Sabine Kr. Falkenberg OS., Fundstelle 1, dessen Stempelverzierung genau der von Scherben aus Liebenau und Sackenhoym entspricht (Abb. 4, 1 u. 5). Weitere Übereinstimmungen von Stücken verschiedener schlesischer Fundstellen lassen sich auch sonst nachweisen (vgl. Abb. 1—9). Wo wir die nordeurasische Irdenware schon genauer kennen als in ihrem westlichen Verbreitungsgebiet Ostdeutschlands und Westpolens zeigt sich aber, daß alle die fraglichen Stilmerkmale sehr langlebig sind. Man braucht also aus diesen Gemeinsamkeiten nicht etwa ohne weiteres auf eine nur kurze Zeitspanne für die schlesischen nordeurasischen Scherben zu schließen. Andererseits fehlen freilich bisher auch sichere Belege für ein etwaiges Vorhandensein besonders großer zeitlicher Unterschiede. Auffallend gegenüber Posen und West-Kongreßpolen ist, daß Linien in Wickelschnur-Technik unter den schlesischen Scherben bisher nur für Jellowa sicher nachgewiesen sind (Taf. XVII 3). Jazdzewski hat gerade diese Wickelschnur-Verzierung als bedeutsame Stütze einer frühen Zeitansetzung der von ihm behandelten Funde (Stufe 2 und Stufe 3, Anfang nach der nordischen Einteilung der jüngeren Steinzeit) benutzt, wie uns scheint aber nicht mit

Recht<sup>8)</sup>). Schon aus Vilios' Arbeit: „Fragen der russischen Steinzeit“<sup>9)</sup>, auf die sich Jazdzewski hier beruft, geht hervor, daß die Wickelschnur-Verzierung in den als nordeurasisch anzusprechenden Stilen zum Teil noch recht spät auftritt. Das erweisen u. a. auch in Wickelschnur-Technik hergestellte Grübchen. In Schlesien erscheinen diese z. B. — wohl als ein Einfluß aus dem nordeurasischen Kreis — in der Schnurkeramik, wie Scherben aus Heidewilgen Kr. Trebnitz beweisen<sup>10)</sup>. Die Wickelschnur-Verzierung gibt also keinerlei sichere Grundlage für das seinerzeit von Jazdzewski bei den entsprechenden Funden aus dem Nachbargebiet angenommene Alter, zumal die dortigen wickelschnur-verzierten Scherben zum Teil auch andere nicht besonders frühe Merkmale zeigen.

Vergleichen wir die schlesischen nordeurasischen Scherben mit solchen desselben großen Kulturkreises aus Ost- und Westpreußen und den benachbarten baltischen Randstaaten<sup>11)</sup>, so sehen wir zwar wohl mancherlei Gemeinsamkeiten, aber doch im ganzen wesentlich mehr Unterschiede. Das gilt auch für die finnischen Vergleichsfunde. Diese sind sonst wegen der dort schon besonders gut herausgearbeiteten zeitlichen Gliederung der nordeurasischen Kultur von besonderem Belang. Betrachtet man die Zeitstellung einiger — in Schlesien gefundenen Stücke am stärksten entsprechender — Scherben aus Finnland nach den ausgezeichneten Arbeiten von U. Europäus<sup>12)</sup>, so sehen wir, daß diese aus den verschiedensten finnischen Stilen stammen und teils der Stufe 3, teils der Stufe 4 der jüngeren Steinzeit nach der Einteilung von Montelius angehören. Wenn wir die nord-eurasischen Scherben Ostdeutschlands und Westpolens — abgesehen von der hier in einigen Gegenden, z. B. in Ost- und Westpreußen auch vertretenen reinen Kammkeramik — als zeitlich einheitlich ansehen wollten, käme man also dazu, sie dem Alter nach der spät-steinzeitlichen, von den finnischen Fachleuten „effektischen Mischkeramik“ genannten Irdenware gleichzusetzen, doch dürfte ein solcher

<sup>8)</sup> K. Jazdzewski, Przcynki do znajom. kult. prafinskiej w Polsce zach. (= Beiträge zur Kenntnis der urfinnischen Kultur in Westpolen), in Przegląd Arch. Bd. III 3 S. 200. Vgl. hierzu unten Nachtrag S. 92—93.

<sup>9)</sup> Finska fornminnesföreningens tidskrift, Helsingfors, Bd. XXIX 1, 1922.

<sup>10)</sup> B. Frhr. von Richthofen, Aus Oberschlesiens Urzeit 4 (Steinzeitliche Kamm- und Grübchenkeramik in Oberschlesien) S. 6 Abb. 6b. Vgl. dazu unsere Ann. 5. K. Jazdzewski behandelte das Auftreten solcher in Wickelschnur-Technik gefertigter Grübchen an wirklich nordeurasischen Scherben im Anschluß an Fundstücke aus Untelin Kr. Bychom in Westrußland Przegląd Arch. Bd. III S. 200—202.

<sup>11)</sup> Vgl. z. B.: E. Sturm, in: M. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, unter „Südbaltikum“. — U. M. Tallgren, Zur Archäologie Estlis, Bd. I, Dorpat 1922. — S. Moora, Die Vorzeit Estlands, Tartu-Dorpat 1932. — C. Engel, Führer durch die vorgesch. Sammlung des Domnmuseums in Riga, Riga 1933. — E. d. Sturms, Ein steinzeitlicher Wohnplatz am Zebrussee im Kurzeme, in Congressus Sec. Arch. Balt., Riga 1931, S. 411 ff. und Katal. d. Ausstell. z. Konferenz balt. Archäologen, Riga 1930.

<sup>12)</sup> U. Europäus - Ayräpä, Die relative Chronologie der steinzeitlichen Keramik in Finnland im Acta Archaeologica Bd. I Heft 2—3, Kopenhagen 1930.

Schluß sicher zu weitgehend sein<sup>13</sup>). Die nordeurasische Irdenware Ostdeutschlands und Polens zeigt aber in verschiedenen Fällen in der Tat deutliche Berührungen mit der spät-steinzeitlichen Schnurkeramik, wie ich z. B. für die ostpreussische Haffküstenkultur bereits 1930 in meiner bisher ungedruckten Habilitationsschrift nachgewiesen habe. Vielleicht ist auch die Technik der in Wickelschnurart gefertigten Grübchen auf einem oberschlesischen Schnurkeramischen Topf von Oberglogau Kr. Neustadt (Mus. Ratibor) auf diese Weise zu erklären. An dem bekannten Fundort von Rużau (polnisch Ruzzewo) bei Gdingen traten nordeurasische Scherben des kamm- und grübchenverzierten Stiles in ein und derselben Schicht mit solchen der spät-steinzeitlichen Rużauer Kultur auf<sup>14</sup>). Alle diese Zusammenhänge zeigen folgendes: Am Beginn der Stufe 4 der jüngeren Steinzeit nach der Einteilung von Montelius lebten in Ostdeutschland noch von den Schnurkeramikern hier angetroffene Leute der nordeurasischen Kultur. Weiter erscheint aber gerade die Betrachtung der Schnurkeramischen Funde aus Schlesien und anderen Gebieten darauf hinzuweisen, daß die nordeurasischen Altsachen unserer Gruppe im großen ganzen doch älter sind und wohl hauptsächlich in die Ganggräberzeit gehören. Es würde sonst vermutlich eine stärkere Beeinflussung beider Kulturkreise durcheinander erfolgt sein. Ihre Träger haben ja dieselben Siedlungsgebiete bevorzugt. Für die jung-steinzeitlichen Menschen der nordeurasischen Kultur können wir nirgends Ackerbau und Viehzucht nachweisen; nur der Hund war sicher ihr Haustier und sie lebten vorwiegend von „Sammelwirtschaft“, Jagd und Fischfang<sup>15</sup>). Diese beiden Tätigkeiten spielten offenbar auch in der Wirtschaft der Schnurkeramischen Dünensiedler noch eine besondere Rolle. Jazdzewski sagte, wenn die nordeurasische Kultur im heutigen Westpolen und Ostdeutschland nicht einheitlich so alt sei, wie er seinerzeit glaubte<sup>16</sup>), dann müßten auch Beziehungen zu nordischen Kulturgruppen mit tiefstichverzierter Tonware in Ostdeutschland und Polen nachweisbar sein. Die nordischen Kulturgruppen mit tiefstichverzierten Tongefäßen waren aber gewiß ihrer ganzen Eigenart nach den nordeurasischen Kulturen besonders wesensfremd. Dies mag dazu beigetragen haben, daß sich Beeinflussungen hier schwerer einstellten, selbst wo Berührungen wirklich vorkamen<sup>17</sup>). Bei den oberschlesischen Funden könnte man übrigens, mit größtem Vorbehalt gesagt, für die senkrechte Gliederung des Musters an

<sup>13</sup>) S. zu diesen Fragen auch V. Europäus a. a. O.

<sup>14</sup>) J. K o t r z e w s k i, Nouvelles fouilles et découvertes en Poméranie polonaise, in Revue anthropologique Bd. XXXIX, Paris 1929.

<sup>15</sup>) Vgl. hierzu z. B. O. F. G a n d e r t, Forschungen zur Geschichte des Haushundes. Die Steinzeitrasen in Nordosteuropa, Leipzig 1930.

<sup>16</sup>) Einer freundlichen mündlichen Mitteilung von Herrn Dr. Jazdzewski verdanke ich die Auskunft, daß er die zu frühe Zeitansetzung der gesamten nordeurasischen Gefäßreste seines Arbeitsgebietes jetzt selbst nicht mehr aufrechterhält. Vgl. hierzu unseren Nachtrag auf S. 92—93.

<sup>17</sup>) Vgl. dazu K. J a z d z e w s k i, Zusammenfassender Überblick über die Trichterbecherkultur, in: Prähist. Zeitschr. Bd. XXIII, 1932, S. 77 ff.

dem großen Scherben von Sabine Kr. Falkenberg, Fundstelle 1, vielleicht einen nordischen Einfluß vermuten. Eine solche senkrechte Zerlegung der Verzierungsbestandteile, wie wir sie hier treffen, widerspricht nämlich im allgemeinen den Besonderheiten des nordeurasischen Stiles und erinnert an den nordischen

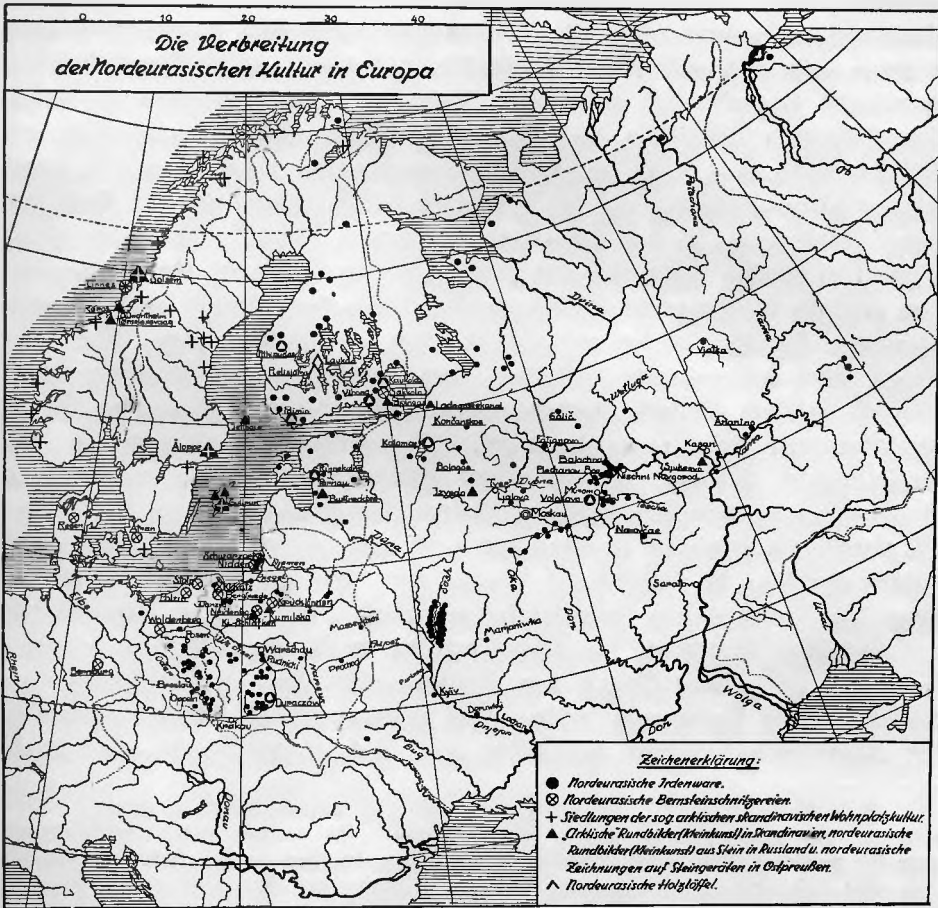


Abb. 10

Kulturkreis. Der nordeurasische Kulturkreis bevorzugt bei seinen Verzierungen in der Regel die Flächenfüllung und die waagerechte Reihung von Mustern, doch tritt eine senkrechte Anordnung z. B. auch in der frühen nordeurasischen Irdenware Finnlands im Gegensatz zu den dortigen jüngeren Stilen auf<sup>18)</sup>.

<sup>18)</sup> Vgl. hierzu A. W. Brøgger's Ausführungen über die nordeurasische Irdenware in seinem Buch „Den arktiske steinalder i Norge“, Christiania 1909, und A. Europäus a. a. O.

Betrachten wir die ostdeutsch-westpolnische Sondergruppe des nordeurasischen Kulturkreises mit grüßchenverzierter Irdenware im Vergleich zu russischen Funden, so zeigt sich sofort, daß trotz mancher verwandtschaftlichen Beziehungen ihre Herleitung aus Ostrußland sicher nicht in Frage kommt. Schon dadurch entfällt jeder Grund, mit Kostrzewski die nordeurasische Kultur Ostdeutschlands und Westpolens durch eine Einwanderung aus Ostrußland zu erklären<sup>19)</sup>. Weit stärker sind aber, wie im Gegensatz zu Kostrzewski auch schon Antoniewicz richtig erkannte, und noch mehr die neuen Veröffentlichungen von Palikarpowitsch und Ljambanski zeigen<sup>20)</sup>, die auch durch Jazdzewski wenigstens schon an einigen Einzelbeispielen gestreiften Beziehungen zu Westrußland einschließlich von Weißrußland. Von besonderen Verzierungsmerkmalen, die sich aber z. B. ebenso in Oberschlesien (Abb. 9<sub>8</sub>) wie in Ostrußland finden, nennen wir den „Grüßchenfranz“ (Abb. 9<sub>4, 5, 8, 10</sub>) und die geferbten Stempel (Abb. 7). Aus dem jetzigen Ostpolen wurden leider noch sehr wenig Funde veröffentlicht. Gerade solche sind aber auch für die Frage des siedlungsgeschichtlichen Verhältnisses westlicher nordeurasischer Altstufen zu den westrussischen von besonderem Belang. Die bisher zeitlich sicher bestimmbareren russischen Vergleichsstücke zu der schlesisch-posenisch-kongreßpolnischen Gruppe nordeurasischer Scherben gehören ebenso wie die finnischen meist teils der mittleren und teils der späten Jungsteinzeit an. Die vergleichbaren Scherben mit geferbten Stempeln, der z. B. aus Liebenau Kr. Döppeln bekannten Art (Abb. 7<sub>6</sub>) scheinen dort aber ebenso wie in Finnland alle ziemlich früh zu sein<sup>21)</sup>. Sie liegen z. B. auch von der durch Schukoff untersuchten Siedlung in Ljalowo bei Moskau vor. Für diese dachte Schukoff anfangs sogar noch an eine Zugehörigkeit zur Stufe 2 der jüngeren Steinzeit nach der nordischen Einteilung<sup>22)</sup>. Neuerdings setzt er sie mit Recht aber bereits in die Stufe 3<sup>23)</sup>. Auf Grund der altpflanzenkundlichen Untersuchungen von Kudrjakow und Doktorowski gehört dieser Wohnplatz in die Mitte der sogenannten atlantischen-baltischen Klimastufe, und nach deren Ansicht etwa in die

<sup>19)</sup> J. Kostrzewski, *Kultura przedhistoryczna województwa pomorskiego*, Thorn 1929 (= Die vorgeschichtliche Kultur Pommerellens). Im gleichen Jahre hat Kostrzewski aber die nordeurasischen Steinzeitsiedler Westpreußens in einer andern Arbeit dorthin aus Ost- oder Mittelrußland einwandern lassen, und zwar über Finnland und die baltischen Länder (*Revue anthropologique*, Paris 1929, Nr. 10—12 in dem oben schon genannten Bericht). Bei Westpreußen handelt es sich aber, abgesehen von dieser Unstimmigkeit, zum Teil auch um die in Schlesien nicht vertretene Gruppe mit reiner Kammerkeramik.

<sup>20)</sup> Vgl. W. Antoniewicz, *Archeologia Polski*, Warschau 1928, sowie R. M. Palikarpowitsch a. a. O. — Derselbe, *Pratzi arch. kamm. I. B. K.* Bd. 2, Minst 1930. U. R. Ljambanski, in *Nautschn. iswestija smolenskogo goss. unversiteta* Bd. IV 3, Smolensk 1927.

<sup>21)</sup> Vgl. auch A. Europäus a. a. O. und derselbe, *Stenalberns Keramik från kustbo-pladser i Finland*, *Finska fornminnesföreningens tidskrift* Bd. XXXVI.

<sup>22)</sup> B. S. Schukow, in: *Trudi antrop. nautsch. issl. instit. pri. I. mosk. goss. univers.*, Nr. I, Beilage zu *Russ. antrop. schurnal* Bd. XIV Heft 1—2, Moskau 1925.

<sup>23)</sup> B. S. Schukow, in: *Eurasia Sept. Antiqua* IV a. a. O.

Jahre 3000 bis 2500 v. Chr.<sup>24</sup>). Nach den neuesten Untersuchungen von Bertsch<sup>25</sup>) scheinen uns jetzt die pollenanalytischen Forschungsergebnisse in Djalowo und besonders die für die dortige Siedlung nachgewiesenen Klimaverhältnisse kein Grund zu sein, den Wohnplatz für älter als frühganggräberzeitlich zu halten. Will man also die schlesischen vergleichbaren Scherben versuchsweise mit Hilfe der Funde von Djalowo und entsprechenden anderen Siedlungen im Osten zeitlich näher einordnen, so kommt man auch dadurch wieder für die vermutlich ältesten Stücke unserer Gruppe auf die dem Zeitalter der Schnurkeramik vorausgehende Zeitstufe.

Recht bemerkenswert erscheint uns ferner ein Vergleich der nordeurasischen Scherben aus Schlesien, Posen und West-Kongresspolen mit sibirischen Altertümern<sup>26</sup>). Bereits Jazdzewski fielen bei Stücken aus Posen und Kongresspolen einige Übereinstimmungen zu Scherben aus Petris Ausgrabungen in Man Chada am Baikalsee auf<sup>27</sup>). Die gleichen Merkmale finden sich aber zum Teil noch viel weiter östlich und außerdem kommen noch verschiedene andere hinzu, z. B. durch die Anordnung mancher Grübchengruppen. Auch der Lochbuckel und die geferbten Ränder treten in West- und Mittel-Sibirien auf<sup>28</sup>). Die Scherben der grübchenverzierten nordeurasischen Irdenware aus West-Kongresspolen, Posen und Schlesien zeigen z. T. sogar mehr Übereinstimmungen zur sibirischen, wie zu den nordeurasischen Gefäßstilen Finnlands! Bei der ungeheuren Entfernung Sibiriens von unseren ostdeutsch-westpolnischen Fundplätzen lassen sich daraus aber z. B. keine näheren Folgerungen für die Zeitstellung der westlichen Fundgruppe ziehen. Die Ähnlichkeit unter den östlichen Funden des nordeurasischen Kreises mit einem Teil der westlichen geht jedoch so weit, daß Herr Dr. Europäus, wie er mir persönlich mitteilte, bei allem Vorbehalt hier sogar die Möglichkeit eines vorübergehenden Erscheinens sibirischer Leute in unseren Gegenden nicht für ausgeschlossen hielt. „Satten die Mongolen oder Hunnen in der Bronzezeit ihre Vorläufer?“, so schrieb mir z. B. Dr. Europäus gelegentlich in einem Brief über diese Frage. Wir möchten allerdings an-

<sup>24</sup>) B. E. Шулов, *Ruskii antropol. schurnal* Bd. XVI Heft 1—2. Moskau 1927. (Aufsatz über die Frage der Schichtenfolge und Kulturzugehörigkeit des jungsteinzeitlichen Fundortes Djalowo.)

<sup>25</sup>) Vgl. R. Bertsch, *Klima, Pflanzendecke und Besiedlung Mitteleuropas in vor- und frühgeschichtlicher Zeit nach den Ergebnissen der pollenanalytischen Forschung*, in: *Berichte der römisch-germanischen Kommission* Bd. XVIII, 1928, Frankfurt a. M. 1929.

<sup>26</sup>) G. v. Merhart, „Sibirien“, in M. Ebert, *Reallexikon der Vorgeschichte*. — B. E. Petri, *Sibirskii neolit*, Irkutsk 1927. — B. Frhr. von Nichthofen, *Zur Frage der archäologischen Beziehungen zwischen Nordamerika und Nordasien*, in: *Anthropos* Bd. XXVII, Wien 1932, S. 123—151.

<sup>27</sup>) B. E. Petri, in *Sbornik. mus. antrop. i etnogr. pri. imp. akad. nauk* Bd. III, St. Petersburg 1916.

<sup>28</sup>) G. von Merhart und B. Frhr. von Nichthofen a. a. O.

nehmen, daß die Verwandtschaft der fraglichen Kulturgruppen zur Begründung der starken Ähnlichkeit ihrer Tongefäßstile auch ohne unmittelbare Beziehung genügt. Die nordeurasischen Siedler Sibiriens stammen gewiß nicht aus dem Westen, obwohl dies gelegentlich von anderen Verfassern angenommen wurde, und ebensowenig kam ein Teil der europäischen Siedler des nordeurasischen Kreises aus Sibirien<sup>29)</sup>.

Abgesehen von den Tongefäßresten wissen wir über Altertümer des nordeurasischen Kulturkreises aus Schlesien bisher noch sehr wenig. Mehrfach traten mit nordeurasischen Scherben auf Dünen kleine Geräte aus Feuerstein auf, die zum Teil sicher mit ihnen zusammengehören. Dies zeigte u. a. besonders meine Probegrabung auf einer Düne in Sackenhoyrn Kr. Cosel. Die betreffenden Fundstücke ergaben bisher aber in Schlesien noch keine nur auf den nordeurasischen Kulturkreis beschränkte Sonderform.

Fast sämtliche zurzeit bekannten Siedlungsplätze der nordeurasischen Kultur aus Ober- und Niederschlesien liegen auf Dünen, alle in sandigem Gelände. Die meisten befinden sich am Ufer von Flüssen oder in deren Nähe (Oder, Bartsch, Birawka, Malapane), an kleinen Bächen (Lesnica, Lubliner Wasser, Promnegraben) oder am Rand eines einstigen Sees (schwarzer Teich von Sabine). Sie kennzeichnen sich auch durch diese Lage als Hinterlassenschaft einer ausgesprochenen Jäger- und Fischerkultur. Das stimmt mit allen Beobachtungen auch aus anderen Gegenden mit nordeurasischen Funden der jüngeren Steinzeit überein. Die Fundplätze sind rechts der Oder bereits jetzt über einen sehr erheblichen Teil von ganz Schlesien verstreut. Es darf wohl angenommen werden, daß sie sich gerade bei weiteren Forschungen mindestens hier, und vielleicht auch links der Oder, in den sandigen und dünenreichen Gebieten allenthalben finden können, auch wo sie jetzt noch fehlen. Die Verbreitung (vgl. Abb. 11) zeigt deutlich einen Zusammenhang mit den Posener und west-kongreßpolnischen Fundstücken, den wir außerdem auch aus der Eigenart der Utensilien selbst erschließen können.

Hoffentlich werden neue Funde und besonders auch planmäßige Grabungen an geeigneten Stellen uns bald die Irdenware des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit aus Schlesien noch genauer zeigen und in ihrer Entwicklung und Zeitstellung näher bestimmen lehren als bisher. Erst dann wird auch die Frage des Ursprungs dieser Kultur in Schlesien endgültig geklärt werden können. In meinem ersten Bericht über schlesische Scherben unserer Gruppe habe ich in „Aus Oberschlesiens Urzeit“, Heft 4, der Vermutung Raum gegeben, daß hier neben etwaigen Einwanderern von Osten vielleicht auch Nachkommen eines Teils der Bevölkerung mit Feuerstein-Kleinwerkzeugen der noch

<sup>29)</sup> S. dazu auch die einschlägigen Abschnitte von D. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, Wien 1931, sowie M. Hoernes und D. Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst, 3. Aufl., Wien 1925, Anhang von D. Menghin; beide Werke mit weiteren Schriftnachweisen.

tongesäßlosen Zeiten mit zu den Trägern der nordeurasischen Kultur gehörten. Dies ist aber nach wie vor nur eine bloße Möglichkeit ohne Beweis.

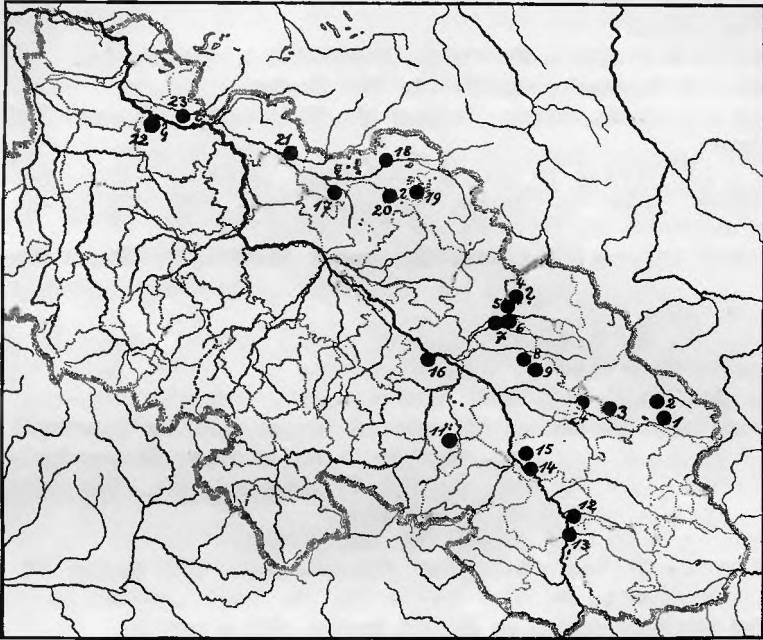


Abb. 11. Die Verbreitung der Fundorte nordeurasischer Tongesäßflinte der jüngeren Steinzeit in Schlesiens nach dem Stande vom 1. Juli 1934

Im einzelnen sind zurzeit die folgenden schlesischen Fundorte des nord-eurasischen Kulturkreises mit Tongesäßflinten zu nennen<sup>30)</sup>.

#### Provinz Oberschlesien.

1. Bruschieł (polnisch = Brusiel) Kr. Lublinitz. Mus. Posen. J. Kostrzewski, Posen. J. Kostrzewski, in: Przegląd Arch. Bd. IV S. 83. (Die Kulturzugehörigkeit des kennzeichnend nordeurasischen Scherbens von einem dortigen Dünenfundplatz wurde aber durch Kostrzewski, der das Stück abbildete, bei der Veröffentlichung nicht erwähnt.)

<sup>30)</sup> Vgl. unsere Karte, Abb. 11 mit der Eintragung der schlesischen Funde, sowie die hier erstmalig veröffentlichte Karte aus meiner noch ungedruckten Habilitationsschrift Abb. 10. Auf dieser zuletzt genannten Karte ist nur für Ostdeutschland, Westpolen und die baltischen Staaten mögliche Vollständigkeit erstrebt. Bei Rußland und einem Teil des Nachbargebietes ist eine solche ohne ausgedehnte und jetzt teilweise schwer durchführbare Museumsstudien nicht möglich. Benutzt sind für die große Karte auch Karten von A. W. Brögger, K. Jazdzewski und A. M. Tallgren. Dr. Jazdzewski verdanke ich zur Mitberücksichtigung auch die Kenntnis einer von ihm noch nicht veröffentlichten Karte polnischer Funde mit mehr Eintragungen als sie die von ihm bisher gedruckt bekanntgegebenen Karten aufweisen. Die auf unserer Karte erfolgte Berücksichtigung der Besiedlung am unteren Soßch ist ohne Rücksicht auf die genaue Lage der einzelnen Fundplätze eingetragen. Diese sind dort schon viel zu zahlreich nachgewiesen, als daß sie auf der Karte in größerer Menge Platz finden könnten. Die Vorlage unserer Abb. 10 zeichnete Fr. S. Wagner, Hamburg.

2. Roschentin (Kol. Pielkau, poln. = Pilka Kolonja) Kr. Lublinitz. Mus. Posen, in: Przeglad Arch. Bd. III S. 209; Dünenfundplatz.

3. P l u d e r (Petershof) Kr. Guttentag (früher Kr. Lublinitz). Mus. Ratibor. Dünenwohnplatz.

4. Siehe unten.

5. Klein Deutschen Kr. Kreuzburg, Fundstelle 1. Mus. Ratibor.

6. Sawiß Kr. Oppeln, Fundstelle 1. Mus. Ratibor.

7. Liebenau Kr. Oppeln, Fundstelle 1. Mus. Beuthen OS. und Mus. Ratibor. Dünenwohnplatz.

8. Obersförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 3, b—c. Mus. Ratibor. Dünenwohnplatz. Unter den Scherben eine ganze Anzahl Stücke von ein und demselben Gefäß (vgl. Taf. XVII).

9. Obersförsterei Jellowa Kr. Oppeln, Fundstelle 4. Mus. Ratibor. Dünenwohnplatz.

10. Siehe unten.

11. Sabine Kr. Falkenberg, Fundstelle 1. Mus. Ratibor. Moorfund. Von einem vollständigen im Moor entdeckten Gefäß ist leider nur ein Scherben erhalten. Die anderen gingen, ehe Fachleute von dem Fund erfuhren, verloren. Der vollständige Topf wäre ein bisher für die ganze Vorzeitkunde Ostdeutschlands einzigartiges Stück gewesen.

11a. Sabine Kr. Falkenberg, Fundstelle 3. Mus. Ratibor. Dünenwohnplatz.

12. S a d e n h o y m Kr. Cosel, Fundstelle 1. Dünenwohnplatz. Mus. Ratibor.

13. Dziergowiß Kr. Cosel. Mus. Ratibor.

14. Oberwig Kr. Groß Strehlig OS. Mus. Ratibor.

15. S a k r a u Kr. Groß Strehlig OS. Dünenwohnplatz. Mus. Beuthen OS.

24. C o l l o n o w s k a Kr. Groß Strehlig OS. Ein Scherben. Finder Dr. des. S. Kurh. Verbleib des Scherbens unsicher, im Museum Beuthen nicht zu ermitteln.

### Provinz Niederschlesien.

16. Paulau Kr. Brieg. Mus. Brieg.

17. Herrnkaschütz Kr. Militsch. Mus. Breslau.

18. Militsch Kr. Militsch. Mus. Breslau.

19. Brustawe Kr. Militsch. Dünenwohnplatz. Besitzer der Fundstücke zurzeit noch Graf Bernhardt zu Stolberg-Stolberg, Brustawe.

20. Siehe unten.

21. Herrnstadt Kr. Guhrau. Mus. Herrnstadt.

22. Samiß Kr. Ologau. Mus. Breslau. Die Kulturzugehörigkeit des einen fraglichen Scherbens, Rat. Nr. 1736:1914, dürfte nordeurasisch sein, ist aber wohl noch nicht völlig gesichert.

23. Siehe unten.

24. Siehe oben hinter Nr. 15.

In unserer Liste noch nicht berücksichtigt sind einige allenfalls nordeurasische, möglicherweise aber auch schnurkeramische und sicher schwer genau bestimmbar Scherben aus Deutsch Würbitz Kr. Kreuzburg (Mus. Ratibor, auf der Karte Nr. 4), Klein Lahse Kr. Militsch (Mus. Breslau, auf der Karte Nr. 20) und Klein Borwerk Kr. Ologau (Mus. Breslau, auf der Karte Nr. 23). Aus technischen Gründen ist Nr. 10 auf der Karte nicht verwendet worden.

Während des Druckes der vorliegenden Arbeit lese ich noch einige kurze gedruckte Bemerkungen Jazdzewskis über seine neue Stellungnahme zum Alter

der nordeurasischen Tongefäßreste der jüngeren Steinzeit aus Polen und Ostdeutschland. Sie stehen in einem Bericht Jazdzewskis über die Tätigkeit des Warschauer Staatlichen Archäologischen Museums im Jahre 1931 (Z otchłani wieków, Jahrg. 6, Heft 3, S. 39—40) und lauten übersetzt wie folgt: „Die vierte Sitzung fand am 20. Februar 1931 statt. Herr mag. Konrad Jazdzewski hielt auf ihr einen Vortrag über die Arbeit von A. Europäus mit dem Titel: Die relative Chronologie der steinzeitlichen Keramik in Finnland und ihre Bedeutung für die jüngere Steinzeit Polens. Nach der Berichterstattung über diese Arbeit ging der Vortragende zur Besprechung der Zeitstellung der urfinnischen Kultur über, die in Mittel- und Westpolen und in Ostdeutschland eine örtliche Abart der Kammkeramik bildet. Nach seiner Meinung muß man sie entgegen der früheren Bestimmung von Herrn Jazdzewski der 4. Stufe der jüngeren Steinzeit zurechnen. Zu diesem Schluß führten den Vortragenden die an der Irdenware dieser Kultur sichtbaren Einflüsse der Schnurkeramik und der Megalithkeramik, ihr Auftreten in Ansiedlungen der 4. Stufe in Rußau (= Rzuczewo), s-förmige Profile, flache Böden und die Wickelschnurverzierung bei der urfinnischen Keramik in Polen, Elemente, die in Finnland mit voller Sicherheit am Ende der jüngeren Steinzeit auftreten.“

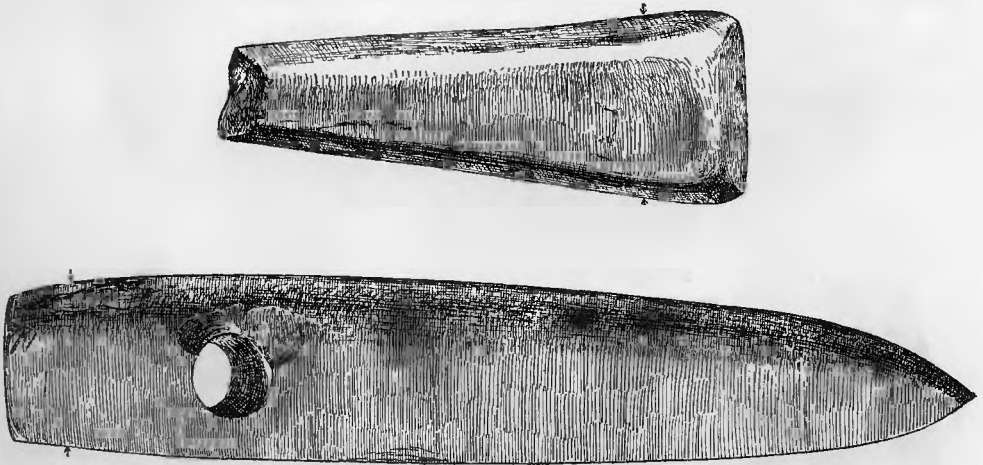


Abb. 12. Teil eines steinzeitlichen Verwahrfundes von Mażwiż Kr. Grottkau.  $\frac{1}{3}$   
Nach Seger, AltSchlesien I S. 66. Vgl. S. 66 Abb. 1

# Das frühbronzezeitliche Grab aus Neudorf Kr. Thorn

Von Wolfgang La Baume-Danzig

Mit 3 Abbildungen

Den verehrten Kollegen Seger, dem die ostdeutsche Vorgeschichtsforschung so viele Fortschritte, besonders für die älteren Abschnitte der vorgeschichtlichen Zeit verdankt, möge die Bekanntgabe eines Fundes erfreuen, der geeignet ist, unsere recht lückenhafte Kenntnis der ältesten Bronzezeit im Weichselgebiet einen Schritt weiterzubringen. Es ist ein Grabfund aus Neudorf Kr. Thorn, der im Heimatmuseum in Marienwerder aufbewahrt wird. Für die Erlaubnis, ihn zu veröffentlichen, bin ich dem Leiter dieses Museums, Herrn Studienrat Heym sehr zu Dank verpflichtet.

Vor vielen Jahren stießen Arbeiter beim Riesgraben unweit Neudorf (an der Drewenz gelegen) auf ein Skelett, von dem der wohlerhaltene Schädel und einige Beigaben geborgen wurden; die Funde gelangten in den Besitz des Rektors Heym und später durch dessen Sohn in das Heimatmuseum in Marienwerder. Näheres über die Fundumstände ist nicht bekannt. Der Schädel (Abb. 3) ist lang, hoch- und schmalgesichtig, gehört also der Nordischen Rasse an. Von den Beigaben sind erhalten ein Dolch (oder Lanzenspitze?) (Abb. 1) und ein Beil (Abb. 2), beide aus blaugrauem Feuerstein. Einen im Grabe gefundenen Ring aus Metall (Kupfer oder Bronze) von etwa 5 cm Durchmesser haben die Finder leider zerbrochen und weggeworfen, doch läßt eine grün gefärbte Stelle an der linken Schläfe erkennen, daß der Ring am Schädel gelegen hat.



Abb. 2.  $\frac{2}{5}$



Abb. 1.  $\frac{2}{5}$

Wir haben es hier also sicher mit einem jener seltenen Funde zu tun, in denen Gegenstände aus Stein von jungneolithischer Art zusammen mit Kupfer oder Bronze auftreten; wieder ein Beweis dafür, daß Steingeräte und -waffen, die nach Stoff, Form und Technik jungsteinzeitlich erscheinen, in der ältesten Metallzeit „weitergelebt“ haben und demnach zum Teil in die Bronzezeit zu setzen sind.

Die Dolch Klinge (Abb. 1) hat eine Schaftzunge, die gegen die Basis der fast dreieckigen Klinge auf der einen Seite fast rechtwinklig, auf der andern weniger scharf abgesetzt ist. Ähnliche Stücke sind aus Rondsden

Kr. Graudenz<sup>1)</sup> und aus dem Bug-Gebiet<sup>2)</sup> bekannt, kommen aber auch in Schweden<sup>3)</sup> vor.

Die Beilflinge aus Neudorf (Abb. 2) hat linsenförmigen Querschnitt; sie steht einigen aus Litauen<sup>4)</sup> bekannten Beilen sehr nahe. Es scheint demnach, als hätten wir es sowohl bei dem Dolch wie bei dem Beil mit (von Deutschland aus gesehen) östlichen Formen zu tun; jedoch bedarf die Verbreitung dieser Typen zunächst noch weiterer Untersuchungen an Hand des weit zerstreuten und ungenügend veröffentlichten Museumsmaterials.

Wenn auch aus dem Grabe von Neudorf Kr. Thorn keine Tongefäße oder Reste von solchen bekannt geworden sind (jedenfalls sind keine aufbewahrt worden), und wenn wir auch über den Grabbau nichts wissen, so ist es doch so gut wie sicher, daß hier ein Einzelgrab vorlag. Diese Tatsache und ebenso auch die Form des Schädels machen es wahrscheinlich, daß der bei Neudorf bestattete Mann der ältesten Bronzezeit einer Bevölkerung angehörte, die als unmittelbare Nachkommenschaft der „schnurkeramischen“ Bevölkerung der jüngsten Steinzeit anzusehen ist.



Abb. 3. Schädel von Neudorf Kr. Thorn

<sup>1)</sup> Städtisches Museum in Graudenz Nr. 4045; vergl. Przegląd. arch. III 2, 1926, S. 159 Abb. 19 (Legna).

<sup>2)</sup> Koźłowski, Młoda epoka kamienna (1924) Taf. XXIII Nr. 4–7; Antoniewicz, Arch. polska S. 54 Abb. 15 Nr. 14.

<sup>3)</sup> Montelius, Minnen . . . S. 34 Abb. 484 (Schonen); ähnlich Abb. 486 (Bohuslän).

<sup>4)</sup> Koźłowski a. a. O. Taf. XVII, Nr. 7–9.

# Der Übergang von der Stein- zur Bronzezeitkultur in der Schweiz, gestützt auf die Gräbervorkommnisse

Von Otto Tschumi-Bern

Mit Tafel XVIII—XXIII und 2 Abbildungen

Eine Anzahl neuester Funde meines Arbeitsgebietes scheinen mir das Problem des Übergangs von der Stein- zur Bronzezeitkultur auf schweizerischem Boden zu klären; an dieser Stelle muß ich mich auf Umriss beschränken. Zuerst lege ich das Material vor.

Die steinzeitlichen Gräber der Schweiz lassen sich in annähernd chronologischer Ordnung folgendermaßen gruppieren:

1. Höhlengräber mit Skeletten in gestreckter Lage: Hieher gehören die Vorkommnisse von Herblingen-Dachsenbühl 1874 (Doppelbestattung von Kleinwüchfigen), vom Schweizertsbild 1891—1893 und von Thayngen (in der Besetzung 1914, von Vorderer Eichen 1919). Allen drei Fundstellen sind die Beigaben von Serpula-Röhrchen gemeinsam, die aus dem Mittelmeergebiet stammen, und das Vorwiegen von kleinwüchfigen Menschen<sup>1)</sup>.

2. Höhlengräber mit Skelett in Hockerlage. Hier ist einzig der Fund von Birsfeld 1910, 1914 einzureihen, der mangels Beigaben nur ungefähr datiert werden kann; er lag nämlich in einer durch Topfscherben und Feuersteinwerkzeuge als neolithisch ausgewiesenen Schicht<sup>2)</sup>.

3. Kleine Steinkistengräber mit Hockerbestattung des Chamblandes-Glitypus. Ich verweise auf meine frühere Untersuchung<sup>3)</sup> und fasse hier zusammen: Steinkistengräber mit sitzenden und liegenden Hockern. Recht häufige Doppelbestattung von Mann und Frau ungleichen Alters, sogenannte Totenhochzeiten. Beigaben: Spitznackige, geschlagene Beile aus Feuerstein und Quarzit, Pfeilspitzen, durchbohrte Beilhämmer, Knöpfe mit V-Bohrung, Mittelmeermuscheln des Typus Tritonium, Buccinum, sowie Korallenperlen corallium rubrum Lam., Gagat- und Knochenperlen. Seltene Trepanationsscheibchen. Skelette nach A. Schenk kleinwüchsig; 1,58 m Durchschnitt für Männer und 1,48 m für Frauen. Die Schädelformen weisen auf folgende Rassen hin: 1. Cro-Magnon; 2. Chamblandes, verwandt mit Orimaldi und wie diese negroide Merkmale aufweisend; 3. „Nordische“ langschädelige Rasse.

<sup>1)</sup> Dachsenbühl: von Mandach, Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich; Schweizertsbild: Rüesch; Thayngen: 14. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte 1914, S. 30 ff.

<sup>2)</sup> F. Sarasin, Steinzeitliche Stationen Birstal 1918, 98 ff. Neue Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft Bd. 54, Abb. 2.

<sup>3)</sup> Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 1921.

Neu hinzugekommen sind: Hockergräber von Erlenbach (Kt. Zürich), Grab 1 mit Steinbeil. Grab 2 ohne Beigaben<sup>4</sup>).

Das Hockergrab von Léchelles-Broye (Kt. Freiburg), 1885. Bei der Ausbeutung einer Kiesgrube stieß man auf einen Hocker in der Stellung eines schlafenden Kindes, auf der Seite liegend und den Kopf auf die Hand gestützt. Beigaben: Ein Serpentinbeil und zwei rohe Gefäßscherben<sup>5</sup>).

4. Steinkistengräber mit Skeletten in gestreckter Lage. Das Steinkistengrab von Opfikon (Kt. Zürich), 1931. In einer Steinkiste Doppelbestattung von Mann und Frau, gleichzeitig bestattet, Skelette in Rückenlage, kleinwüchsig. Beigaben: Breitnackiges Steinbeil, Feuersteindolch annähernd lorbeerblattförmig, zwei Messer und fünf Pfeilspitzen aus Feuerstein; von den letztern sind zwei dreieckig, eine rautenförmig und eine gestielt (Taf. XIX 1—9). Der Ausgräber datiert sie ins Spätneolithikum. Das breitnackige Steinbeil nordischen Einflusses und die erwähnten Pfeilspitzen gehören mit dem durchbohrten Beilhammer und den Fassungen mit langem Fortsatz zum Neolithikum II (Néolithique moyen nach Bouga), die lorbeerblattähnliche Dolchspitze ins Neolithikum III = Vollneolithikum.

5. Grabhügel mit Totenverbrennung. Neben den bekannten Gräbersfeldern von Schöfflisdorf und Sarmenstorf führen wir auch noch weniger bekannte Vorkommnisse an, die von Burgdorf, Narwangen und Niederried bei Narberg stammen<sup>6</sup>). Von den zwei letztern geben wir die wichtigsten Funde im Bilde wieder (Taf. XX 1—8). Dem Ausgräber E. von Fellenberg war das steinzeitliche Inventar neben dem eisenzeitlichen schon aufgefallen. Offenbar wurden auf den steinzeitlichen Grabhügeln hallstattische neu errichtet, ohne daß dies bei der Ausgrabung unterschieden wurde.

Alle diese Grabhügel gehören nach Bestattungsbrauch und Beigaben zusammen. Vorherrschend sind Steinbeile, Feuersteingeräte und Gefäße mit Schnurverzierung. Der Grabhügel von Burgdorf ist in eine Fliehburg hineingebaut, der von Olten in der Nähe einer solchen errichtet.

Die spitznackigen Steinbeile (Niederried, Narwangen), die Pfeilspitzen mit eingezogener Grundlinie, dem Allheimertypus vergleichbar (Burgdorf, Narwangen) und die Schnurkeramik (Schöfflisdorf, Sarmenstorf) erlauben die

<sup>4</sup>) E. Vogt, Das Steinzeitgrab von Opfikon. 40. Jahresbericht des Schweizerischen Landesmuseums 1931, S. 43 ff.

<sup>5</sup>) R. Peissard, La Broye archéol. Annales fribourg. 1925, S. 28.

<sup>6</sup>) Burgdorf-Opfikonflühe. 1877—1878. J. Reiser, Antiquarische Notizen Burgdorf. — Schöfflisdorf-Egg. 1846, 1866, 1909. 2. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte 1909, S. 52 ff.; 1910, S. 49 ff. — Niederried bei Narberg 1881—1886. Antiquarisches Museum Bern 1881—86, S. 16. — Narwangen-Sopfenwald (Kt. Bern), 1899. Jahresbericht des Historischen Museums Bern 1899, S. 43 ff. — Olten-Dickenbänkli 1912. 5. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgesch., 1912, S. 108 ff. von E. Tatarinoff. — Sarmenstorf-Zigiholz, 1925—1928. Reinert und Bosch, Grabhügelfeld von Sarmenstorf, Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 1929.

Ansetzung in das Ende der Jungsteinzeit. Von besonderer Bedeutung ist im Grabhügelfeld von Sarmenstorf Hügel Nr. 5 mit einer bronzezeitlichen Nachbestattung.

6. Große Steinkisten mit Massenbestattung. Es mag auffallen, daß hier die übliche Bezeichnung „Dolmen“ weggelassen wird. Aber das Vorkommen von Auvernier ist kein Dolmen, sondern eine unterirdische Steinkiste und auch derjenige von Aesch gehört nicht zu den typischen Steinplattengräbern. Seine zeitliche Ansetzung ist nicht ganz gesichert.

Das „Dolmengrab“ von Auvernier 1876<sup>7)</sup>. Massengrab 1 mit Haupt- und Seitenkammern, 15—20 Skelette des Sittentypus bergend. Der Typus von Sitten gehört zur kurzschädlichen oder alpinen Rasse, die auch in Graubünden und im Mittelland verbreitet war, wie der vorliegende Dolmeninhalt beweist. Beigaben: Durchbohrte Schmuckgehänge aus Serpentin, durchbohrte Zähne von Eber, Wolf und Bär, Perlen aus Knochen, Kupfer und Bronze; für die Datierung in die Bronzezeitperiode II ist die Nadel mit geschwollenem und durchbohrtem Hals wichtig. — Kleines Steinkistengrab 2 in der Nähe mit bronzezeitlichem Inventar: Bronzespangen, Bernsteinperle und Scheibenkopf aus Bronze.

Aesch, Kt. Baselland 1909. Leichenbrandbehälter mit Resten von 30 Erwachsenen und 10 Kindern. Beigaben: Durchbohrte Bären- und Hundezähne, rohe Tonscherben, Messer und Spitzen aus Silex, darunter eine von Lorbeerblatt-ähnlicher Form. Von F. Sarasin wurde das Inventar als spätneolithisch bestimmt<sup>8)</sup>, doch hat E. Vogt nachträglich in der Nähe des Steinkistengrabes jüngere Sachen gefunden. (Briefliche Mitteilung Dr. E. Vogt.)

Für die Aufstellung einer Chronologie der Jungsteinzeit und den Übergang von der Stein- zur Bronzezeit sind bei dem Fehlen von Gräbern mit Stein- und Kupfergeräten die Funde der Chamblandes-Glis-Gruppe wichtig, wie hier gezeigt werden soll.

#### Die Leitfunde der Chamblandes-Glis-Kultur

Der durchbohrte Beilhammer. Sein Vorkommen beschränkt sich nicht auf die Gräber, er ist in den Pfahlbauten viel häufiger, wie aus folgender Aufzählung erhellt: Murtensee: Guévaux (2 mal); Neuenburgersee: Serrières, Auvernier; Genfersee: Genf, St. Prez; Zürchersee: Zimmat, Wollishofen, Meilen; Pfäffikersee: Robenhäusen; Bodensee: Hattmatt (2 mal).

Der durchbohrte Beilhammer wird von J. Déchelette<sup>9)</sup> in Frankreich nachgewiesen. D. Menghin nennt ihn dreieckiges Lochbeil<sup>10)</sup> und weist ihn in der

7) Pfahlbaubericht S. 36 ff.

8) F. Sarasin, Das steinzeitliche Dolmengrab bei Aesch unweit Basel. Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel XXI, S. 266 ff.

9) Manuel I, Fig. 185, Abb. 1—3<sub>a</sub>.

10) D. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit 1931, S. 69.

Seine-Dise-Marnekultur nach, woraus Beziehungen zwischen beiden Gebieten abzuleiten sind. Die Form setzt im mittlern Neolithikum (= Neolithikum II oder Néolithique moyen Vouga) ein und entwickelt sich im Neolithikum III, dem Vollneolithikum (Néolithique récent Vouga), zur Streitart nordischer Herkunft.

Die Lorbeerblattspitze. Eine entfernt ähnliche Spitze wurde in der großen Steinkiste von Aesch gefunden; typische Formen kamen in den Steinkisten von Opfikon und Glis zutage. In dem Grab 2 der Ausgrabung 1900 von Glis bestand das Inventar aus folgenden Typen: (Taf. XIX 10—14) spignackiges Steinbeil aus Feuerstein, schmalnackiges Steinbeil, Spitze mit gerade abgesetzter Grundlinie, Lorbeerblattspitze und Pfeilspitze mit eingezogener Grundlinie (Altheimertypus). Diese gehören dem Vollneolithikum an; Begleitfunde: Gegabelte Steinbeilfassungen, Keramik mit erhabenem Wellenband und nordische Streitart.

Spignackige Steinbeile aus Feuerstein und Quarzit (Taf. XVIII 1-2, XIX 12). Sind sie durch die Lorbeerblattspitze und die Pfeilspitze vom Altheimertypus annähernd datiert, so müssen sie doch noch kurz auf ihr Vorkommen hin besprochen werden. Andere Landvorkommnisse sind Buch bei Narau<sup>11)</sup> und Untersteckholz, Kt. Bern (Taf. XVIII 1), beide wahrscheinlich aus unbeachteten Gräbern stammend. Doch trifft man sie auch in Pfahlbauten wie Guévaux (Taf. XVIII 2) und Bauwil.

Durchbohrte Muscheln, Perlen und Knöpfe mit V-Bohrung (Taf. XVIII 4—5). Im Fundinventar der Chamblandes-Glis-Kultur kommen alle diese Schmucksachen in Menge vor. Die Muscheln stammen aus dem Mittelmeergebiet, von wo sie über die Alpenpässe in unser Land gelangten, entweder als Handelsware oder von italischen Einwanderern mitgebracht. Die Knöpfe mit V-Bohrung werden zwar von Much u. a. als aeneolithisch oder kupferzeitlich angesprochen. Doch dürften sie auch schon im jüngern Vollneolithikum vorkommen; deren Nachweis unter bemalter Keramik der Butmirkultur verdanken wir D. Menghin<sup>12)</sup>.

Alle diese vier Zeitformen gehören entweder dem mittlern oder dem Vollneolithikum an, in denen die Chamblandes-Glis-Kultur ihren Höhepunkt erreicht hat.

### Herkunft der Chamblandes-Glis-Kultur

1. Italischer Einschlag. Wir haben die Chamblandes-Glis-Kultur in unserer Untersuchung von 1921 als eine italische Kultur bezeichnet, die am meisten Verwandtschaft mit der Grimaldikultur aufweise und zwar auf Grund folgender Erwägungen (S. 35):

<sup>11)</sup> Geßner, Katalog Narau Taf. II 20.

<sup>12)</sup> Wiener Prähistorische Zeitschrift 1922, S. 77.

In Grimaldi tritt vereinzelt ein Vorläufer der schweizerischen Steintiste auf, bestehend aus aufrechten Steinen und quer gelegter Platte, die aber nur einen Teil des Körpers deckt.

In Grimaldi findet sich ausnahmsweise in dem Grabe mit Negroïden die sitzende und liegende Hockerstellung; beide werden in Chamblandes zur Regel.

Die Bestattung von zwei Toten verschiedenen Geschlechtes und Alters kommt in Grimaldi einmal, in Chamblandes häufig vor.

Die Übereinstimmung ist besonders bei den Beigaben auffällig. In Grimaldi: Durchbohrte Muscheln des Typus Trochus, Cypraea, Nassa Neritea, durchbohrte Hirschkähne, Knöchelchen und Ockerbeigaben. In Chamblandes: Durchbohrte Muscheln des Typus Tritonium, Buccinum, Eberzahn-lamellen, Korallenperlen der Gattung Corallium rubrum Lam. und Ocker-vorkomnisse.

In Chamblandes stellte U. Schenk eine Rasse fest, die mit der von Grimaldi verwandt ist und wie diese negroïde Züge trägt. Ebenso eine „nordische“ langschädliche Rasse.

Unter den italischen Rassen der Endsteinzeit erwähnt U. Rellini<sup>13)</sup> eine schwarzhaarige dolichocephale Mittelmeerrasse neben einer brachycephalen aus dem Orient, ferner eine ältere armenoïde und schließlich eine blondhaarige, dolichocephale Rasse hohen Wuchses, deren Herkunft umstritten ist. In der nachweislich ältesten neolithischen Schicht unserer Pfahlbauten, im Néolithique ancien der Station Port-Conty hat P. Bouga zwei langschädelige Skelette gefunden, die einer eingewanderten italischen Rasse angehören könnten<sup>14)</sup>.

Die spitznackigen Feuersteinbeile von Glis ähneln den schmalnackigen Beilen des Fundplatzes von Rivoli, Prov. Verona (Museo Preistorico Rom Nr. 68815—18), wo diese zusammen mit den auch in Glis nachgewiesenen Vorbeerblattspitzen (ebendort Nr. 68814) vorkommen. Zu allem Überfluß gesellen sich hinzu Mikrolithen, Pfeilspitzen mit quergestellter Schneide, Altheimer Pfeilspitzen, geflügelte Pfeilspitzen des Neolithikum IV — Typus Binels<sup>15)</sup>, Eberzahn-lamellen, durchbohrte Knochenplättchen und Keramik mit Buckelwarzen, Ösen und Zickzackverzierung. Ähnliche Funde stammen vom Bico del Gargano (Prov. Foggia), wo das spitznackige Feuersteinbeil in überraschender Ähnlichkeit mit dem Gliser Stück auftritt. Häufig sind Spalter der Campigny-kultur.

Damit sind die italischen Bestandteile der Chamblandes-Glis-Kultur annähernd umschrieben. Nicht dazu gehören der durchbohrte Beilhammer, und

<sup>13)</sup> U. Rellini, *Le Origini della Civiltà Italiana* 1929, S. 46.

<sup>14)</sup> P. Bouga, *La Néolithique lacustre ancien* 1934, S. 53.

<sup>15)</sup> E. J. Scher, *Chronologie der Pfahlbauten* 1920, Abb. 21, a.

auch die Lorbeerblattspitze ist wahrscheinlich aus der ostpyrenäischen Megalithkultur nach Oberitalien gewandert. D. Menghin<sup>16)</sup> spricht diese Kultur als eine italische an. Die Grimaldikultur ist nach ihm (a. a. O. S. 33f) eine schwer zu gliedernde Fundgruppe, die zwar mit den Kulturen von Aurignac, Solutré und La Madeleine des mittlern und westlichen Europa parallel laufe, aber jeden Einschlag von Solutré- und Madeleinetypen vermissen lasse. Erst ganz am Ende sei, besonders in Sizilien, ein Zustrom von Spätcapfienformen zu bemerken. In die gleiche Zeit sei möglicherweise das erste Auftreten der Campignykultur anzusehen; auf alle Fälle folge dann in gewissen Teilen der Halbinsel ein spätes Campignien, während in andern die Grimaldikultur langsam in das Frühneolithikum übergehe. Auf Taf. XVII gibt er die Typen dieser Grimaldikultur, die er als apenninische Gruppe der miolithischen Klingenkultur bezeichnet. Da erscheinen neben Klingen, Schaber, Hobel und Kraber, Stichel, Mikrolithen auch Formen wie die Doppelspitze aus Knochen.

Gestützt auf diese Formen, die z. T. nahe Verwandtschaft mit dem Néolithique ancien zeigen, nimmt nun auch P. Vouga in seiner neuesten Schrift (a. a. O., S. 68) Zusammenhänge zwischen der Grimaldikultur und den schweizerischen Pfahlbauten an.

2. Der pyrenäische Einschlag. Die Kenntnis dieser Kultur dankt man den Forschungen von P. Bosch-Gimpera und J. de C. Serra Rasols. Man unterscheidet eine west- und ostpyrenäische Megalithkultur. In der letztern treten, wohl unter dem Einfluß der gleichzeitigen katalanischen Gruppe, Glockenbecher mit Schnurverzierung, Feuersteinspitzen von Lorbeerblattform, Steinperlen und Knöpfe mit V-Bohrung auf. In einer jüngern Stufe, in der die Dolmen durch Steinkisten abgelöst sind, verschwinden die Glockenbecher, die Pfeilspitzen weisen gezähnte Seiten auf, das Kupfer erscheint in Perlenform. Hier scheint die Lorbeerblattspitze zu Hause zu sein<sup>17)</sup>. In der jüngsten Stufe tauchen Kalksteinperlen geflügelter Form auf, kleine dreieckige Bronzedolche, fleckblattförmige Nadeln, Ahlen mit Verbreiterung in der Mitte.

Als wichtige Leitfunde seien erwähnt:

Das Walzenbeil. Es stammt diese Form, die in unsern Pfahlbauten in unabsehbarer Menge vorhanden ist, aus der südfranzösischen Höhlen- oder Grottenkultur, die nach allgemeiner Auffassung von den iberischen Völkern von Spanien nach Südfrankreich verbreitet worden ist.

Reliefferamik (Taf. XVIII 7). Es sind oft große, mächtige Gefäße mit Tonwülsten am Halse und angebrachten Fingerabdrücken<sup>18)</sup>. Die genaue Datierung fällt schwer. In unsern Pfahlbauten sind solche Gefäße häufig.

<sup>16)</sup> Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit 1931, S. 388.

<sup>17)</sup> Vgl. Ebert, Reallexikon IV, Taf. XXII.

<sup>18)</sup> Abgebildet bei Ebert, Reallexikon IV, Taf. XV.

Die Lorbeerblattspitze (Taf. XVIII 3). Diese Form dürfte hier ihren Ursprung genommen und nach den Westalpen und Oberitalien verbreitet worden sein. Sie kommt auch im Pfahlbau Mörigen vor.

Der Glockenbecher mit Schnurverzierung (Taf. XVIII 8). In unsern Gräbern fehlt er, doch erscheint er in den Pfahlbauten von Suz und Binélz, daneben auch in einigen oben erwähnten Grabhügeln.

Die geflügelte Steinperle (Taf. XVIII 5). Sie tritt selten auf, vereinzelt im Pfahlbau Mörigen. Die südfranzösischen sind abgebildet bei Ebert<sup>19)</sup> in einer Perlenkette. Häufig sind die gewöhnlichen Knochen- und Steinperlen in Scheibchenform, die sich im Pfahlbau Mörigen als Verzierung an Bronze- ringen finden.

Die Nadel mit Kleeblattkopf. Im Dolmen von Liguiffe, Dep. Avenron, erscheint sie neben Silexgeräten. Sie gehört zu den wichtigsten Beigaben der Bronzezeit IC im Wallis und im Berner Oberland<sup>20)</sup>.

Die westpyrenäische Megalithkultur ist in manchen Zügen verwandt mit der östlichen, doch wahrt sie ihre Eigenart. Die Grabformen sind Galeries couvertes, aber mit seitlichen Eingängen, und Steinkisten. Unter den Gefäßen treten Becher mit Füßen auf (vases polypodes), die offenbar auch in die Pfahlbauten der Westschweiz gelangt sind<sup>21)</sup>. Diese Gefäßform findet sich in den Fundplätzen von Grog (2 mal) und Mörigen (2 mal) (Taf. XVIII 6).

Zusammenfassung. Die Chamblandes-Glis-Kultur ist nicht einheitlicher Natur. Sie setzt sich aus einer italischen und einer pyrenäischen Wurzel zusammen, zu der sich noch Einflüsse der Seine-Dise-Marnekultur gesellen. Als Träger der italischen Kultur kommen die Ligurer, als die der pyrenäischen Iberer, Ligurer und Kelten in Betracht; in diesem Grenzgebiet der Pyrenäen und der Rhone ist es zu Völkermischungen wie Keltiberer, Iberoligurer und Keltoligurer gekommen. Um deren linguistische und archäologische Erforschung haben sich Schulten, S. Schuchardt und Bosc-Gimpera verdient gemacht.

#### Die Bronzezeitstufen der Schweiz

Auf zwei neuere Arbeiten, die zwar vorwiegend die Gliederung der Jungsteinzeit betreffen, sei hier kurz hingewiesen.

Ischer<sup>22)</sup> unterscheidet in seinem Neolithikum IV, Typus Binélz = Bronzezeitstufe I nordische Streitäxte, Doppeläxte, Dolche, Ahlen, breitnackige Beile aus Kupfer und Schnurkeramik aus Gräbern von Schöfflisdorf.

Sein Neolithikum V, Typus les Roseaux bei Morges = Bronzezeitstufe II enthält Randbeile, langgestreckte Dolche, Armspangen (Gräber von Auvernier), geflügelte Pfeilspitzen und Henkelkrug mit kugeligem Boden.

<sup>19)</sup> Reallexikon IV, Taf. XXV 25 und Taf. XXVI.

<sup>20)</sup> Ebert a. a. D., Taf. XXVII.

<sup>21)</sup> Solche Typen sind abgebildet bei Ebert, Reallexikon IV, Taf. XXXI.

<sup>22)</sup> E. J. Ischer, Chronologie der Pfahlbauten 1920.

Bouga leitet in seinem Néolithique IV mit nordischen Streitärten, Äxten und Dolchen aus Kupfer und den Pressigny-Ringen zur Bronzezeit hinüber<sup>23)</sup>.

Wir kommen zu folgender Gliederung:

Bronzezeitstufe IA = Reinecke A1, Große Steinkisten mit Massenbestattung (Aesch? und Luvernier).

Diese Gruppe ist als Grundlage für eine Weiterentwicklung zu klein, in ihrer Datierung zudem schwankend. Denn Aesch ist vielleicht vollneolithisch, Luvernier dagegen gehört schon zur Bronzezeitstufe II. Sobald sich Steinkisten der Chamblandes-Elis-Gruppe mit Kupfer finden würden, müßte diese Gruppe an deren Stelle treten. Innerlich gehören sie wohl auch zusammen.

Bronzezeitstufe IB = Reinecke A2, Grabhügel mit Schnurkeramik (Schöfflisdorf und Sarmenstorf).

Diese reicher und einheitlicher vertretene Gruppe erscheint als Übergangsstufe gesichert (vgl. Sarmenstorf Grabhügel Nr. 5).

Bronzezeitstufe IC = Reinecke A3, Kleine Steinkisten und Flachgräber mit Einzel- und Doppelbestattung in häufiger Höckerlage. In der Südwest-Schweiz läßt sich eine Rhone- und eine voralpine Gruppe erkennen. Diese sollen unten eingehender besprochen werden.

Daran reihen sich:

Bronzezeitstufe II = Reinecke B, Hügelgräber, ältere Stufe. Hier werden sich auch noch Unterabteilungen unterscheiden lassen.

Bronzezeitstufe III = Reinecke C—D, Hügelgräber, jüngere Stufe.

Bronzezeitstufe IV = Reinecke Bronze D — Hallstatt A, Urnenfelder, ältere Stufe.

Hallstattzeitstufe I = Reinecke Hallstatt A—B, Urnenfelder, jüngere Stufe.

Diese zunächst schematisch erscheinende Einteilung hat den Vorteil der Klarheit für sich.

Gehen wir zur Behandlung der Bronzezeitstufe IC über. Die Fundorte dieser Stufe verteilen sich im wesentlichen auf das Wallis und den Genfersee und die voralpinen Gebiete der Kantone Freiburg und Bern. Wir unterscheiden demnach eine Rhone- und eine voralpine Gruppe.

Zur erstern gehören: Haron, Sitten, Drône, Conthey, Ollon-Verchies und -Charpigny, Montreux, Chardonne-Bevay und Lausanne (La Bourdonnette); zur letztern: Enney, Broc, Montagny-les-Monts, Allmendingen bei Thun, Renzenbühl-Strättligen und Spiez.

Die Rhonegruppe hat typische Steinkisten mit Höckerbestattung. Das älteste Vorkommen ist das von Verchies (zwischen Ollon und Nigle 1835). Mehrere hundert Steinkisten sollen aufgedeckt worden sein. Innenmaße 1,67 × 0,67 × 0,67 m. In den Gräbern lagen Knochenhausen, auf denen der

<sup>23)</sup> P. Bouga, Classification néolithique lacustre suisse 1929.

Schädel ruhte. Zwischen den Gräbern Kohlenester. Beigaben: Armspangen und eine Nadel mit Kleeblattkopf aus Bronze, ferner eine Bronzeplatte mit Wolfszahnornament, wohl als Brustschmuck dienend<sup>24</sup>). Die Form der Kleeblattkopfnadel mit vier seitlichen Flügeln hat sich aus der zweiflügeligen der ostpyrenäischen Kultur entwickelt. Der Brustschmuck aus Bronzeblech ist an Stelle der Eberzahnlamellen in Chamblandes getreten. Wir stellen fest: Fortdauer der Grabanlage und der wichtigsten Totengebräuche und Umwandlung der Beigaben nach dem Stande der Kulturentwicklung.

Die Gräber der voralpinen Gruppe sind:

**Enney.** Flachgräber mit Steinkranz. Schleifennadeln, Scheibennadel, spatelförmiges Randbeil, Bronzeröhrchen, kleiner, dreieckiger Dolch, Dolch mit hogenförmigem Griffansatz<sup>25</sup>).

**Broc-Montsalvens.** (Abb. 1—2.) Steinlisten aus Trockenmauerwerk und Steinplatten. Totenbestattung. Scheibennadel, Rollennadel, Dolch mit hogenförmigem Griffansatz, Schmuck in Form von Anhängern, Bronzeröhrchen und Bronzespinalen<sup>26</sup>).

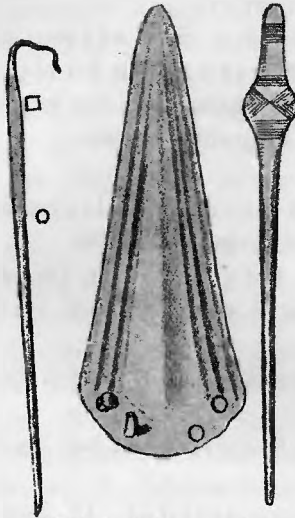


Abb. 1. Männergrab

Zwei Grabfunde von Broc-Montsalvens, Kanton Freiburg

Etwa  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.

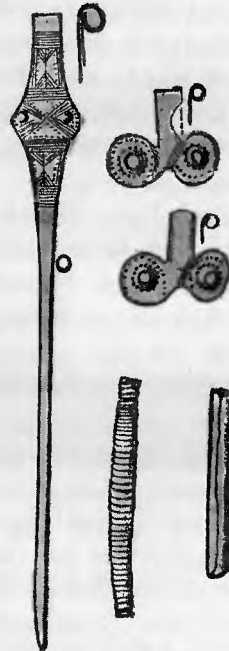


Abb. 2. Frauengrab

**Montagny-les-Monts,** 1926. Drei Gräber, Grab 2 mit Steinplattenboden und Trockenmauergewölbe, z. T. Hocker? Beigaben in Grab 1: Einfache Schleifennadel, in vielfachen Spiralen um den Schaft gewunden. In Grab 2: Italischer triangulärer Dolch<sup>27</sup>).

<sup>24</sup>) Die zwei letztern sind abgebildet in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 1843, Taf. I 1 u. 2.

<sup>25</sup>) Annales fribourg. 1916, S. 252.

<sup>26</sup>) 2. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte 1909, S. 68.

<sup>27</sup>) 18. Jahresbericht der Schweizer. Gesellschaft für Urgeschichte 1926, S. 58; 1927, S. 61; Peiffard, Annales fribourg. 1927, S. 31.

Ullmendingen bei Thun. 1920—33. Gräberfeld im Wylerhölzli. Bestattungen, auch Höckerstellung. Beigaben in Grab 1: Kleiner Dolch mit starker Mittelrippe und bogenförmigem Griffansatz, Halsring mit eingerollten Enden. (Taf. XXII 1—2.) Grab 2: Mehrere Gefäße in Scherben, die Kerbschnittverzierung aufwiesen (Taf. XXI 2), dazu ein Bronze-Knopf, undurchbohrt. (Taf. XXII 3a—b.) Grab 3: Halsring und Dolch mit Wolfszahnverzierung am vierfach gelochten Griffende. Grab 4: Zwei Halsringe mit eingerollten Enden, zwei Bronzeröhrchen, Bernsteinperle, vermutlich mit V-Bohrung. Grab 5: 800 Schnecken der Gattung *Columbella rustica*, sowie ein kegelförmiger Knopf mit V-Bohrung, unverzierte Gefäßscherbe. Grab 6: Bronzearmring aus Doppeldraht mit eingerollten Enden und drei *Columbellaschnecken*. (Taf. XXII 4—7.) Grab 7: 800 Schnecken der *Columbella rustica*, ein Drittel an der Spitze, zwei Drittel auf der Seite angeschliffen, auf das ganze Grab zerstreut, auf der Brust in Ovalform, 12 unter dem Schädel<sup>26)</sup>. (Taf. XXI 1).

Renzenbühl-Strättligen. (Taf. XXIII 1—12.) Steinplattengräber mit Nachbestattung der Latènezeit. Grab 1—2 mit gemischtem Inventar, Grab 3 latènezeitlich, Grab 4—5 bronzzeitlich. Beigaben: Trianguläre „italische“ Dolche, Halsring, Leistenbeil mit Goldstifteinlage, Scheibennadeln<sup>26)</sup>.

Spiez. Trockenmauergräber mit Höckerstellung in Grab 1 und 2, gestreckter Lage in Grab 3. Beigaben: Grab 1 u. 2: Schleifennadeln mit umgebogener Spitze<sup>26)</sup> (Taf. XXII 8—9).

Die Leitsunde der voralpinen Gruppe. Die Gräber von Ullmendingen knüpfen unmittelbar an die mittel- und vollneolithische Chamblandes-Elis-Kultur durch die Führung der Knöpfe mit V-Bohrung an.

Knöpfe mit V-Bohrung. Wir verweisen auf die frühern Ausführungen über diesen Leitsund, S. 99. Diese Knöpfe, die in Elis noch massenweise festgestellt wurden, treten nunmehr nur noch vereinzelt auf. Ihre Stelle vertreten jetzt die *Columbellaschnecken*. Es erhebt sich die Frage, auf welchem Wege die Chamblandes-Elis-Kultur in die Gegend am Thunersee gewandert ist. Darüber noch ein Wort im Schlußabschnitt.

Geflügelte Bronzeanhänger. Man könnte in Versuchung kommen, sie als Nachbildungen der obenerwähnten geflügelten Steinperlen der pyrenäischen Kulturen zu erblicken. Ganz abgesehen davon, daß es darunter Formen gibt, die man nicht mehr als geflügelt bezeichnen kann, ist der entwicklungs-geschichtliche Zusammenhang der beiden Formen kaum zu beweisen.

Anders steht es mit den geflügelten Bronzeanhängern von Broc-Montsalvens (Abb. 2) und ähnlichen geflügelten Formen aus Gold der ägäischen Inselkultur. Sie kommen u. a. in Phaeistos auf Kreta und in dem Schachtgrabe V von Mykenae vor, allerdings nicht lose, wie die bronzenen aus Broc, sondern in Form von zahlreichen ineinandergehängten Gliedern oder zu einem Kettenkranz vereinigt<sup>31)</sup>.

<sup>26)</sup> Jahrbuch des Historischen Museums in Bern, 1933.

<sup>26)</sup> Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich II 7, 21; Sahn, Kanton Bern, S. 257 ff.

<sup>30)</sup> Jahresbericht des Historischen Museums in Bern, 1920, S. 10.

<sup>31)</sup> Bossert, *Alt-Kreta* 190c; National-Museum Athen. Die Bronzeanhänger von Broc-Montsalvens muß man auf den Kopf stellen, um die schlagende Übereinstimmung mit den ägäischen Funden zu bemerken.

Damit haben wir ein neues kleines Beispiel gefunden für enge Beziehungen der ägäischen Kultur Mitteleuropas. Auf derartige enge Zusammenhänge der beiden Gebiete hat schon Reinecke eindringlich hingewiesen<sup>32)</sup>.

Die Schleifennadel kommt in zweifacher Form vor. Als einfache Rollennadel (Taf. XXII 8) und dann als Schleifennadel mit Umwicklung des Halses (Taf. XXII 9). Diese Form, früher auch cyprische Nadel genannt, ist in der Ägäis zu Hause, findet sich aber auch in Böhmen vor. Daher ist sie ebenfalls auf östlichen Einfluß zurückzuführen. Bouga meldet ihr Auftreten in bronzezeitlichen Pfahlbauten des Neuenburgersees.

Die Columbellaschnecken, Gattung *Columbella rustica* (Bestimmung von Dr. Ed. Gerber, Konservator am Naturhistorischen Museum Bern), sind im Mittelmeergebiet zu Hause. Ihr Auftreten ist in der Rhonegruppe sehr häufig, doch nirgends in dieser beträchtlichen Häufung, wie in einzelnen Gräbern von Allmendingen (Taf. XXII 5—7). Ihr Begleitfund, der Knopf mit V-Bohrung, zeigt die nahe Beziehung zur Chamblandes-Glis-Gruppe, aus der sich über eine noch nicht gefundene Kupferstufe die Bronzezeitgräber von Allmendingen entwickeln haben können. Allfälligen Versuchen, einzelne dieser Gräber als vollneolithisch zu erklären, widerspricht ihr Auftreten zusammen mit dem Bronzering aus Doppelbraht in Grab 6, der in der Rhonegruppe (Olon-Charpigny) ebenfalls vorkommt.

Wir vertreten deshalb die Ansicht, daß die *Columbella rustica*-Schnecken als Leitfunde der Bronzezeitstufe IC zu betrachten seien. Reinecke weist sie in Oberolm, Rheinhessen nach.

Die massenhafte Verwendung von Mittelmeerschnecken in frühbronzezeitlichen Gräbern ist nur durch ständige lebhaftere Verbindung der Alpenvorlande mit dem Mittelmeere zu erklären.

Über die triangulären „italischen“ Dolche hat zuletzt G. Kraft gehandelt. Er weist sie in Gräbern der Rhonegruppe nach in Granges, Vex, Olon und Lausanne. Aus dem Umstande, daß sie einzig im Wallis in Gräbern gefunden sind, während die Stücke in Italien und Deutschland aus Einzel- oder Depotfunden stammen, schließt er auf ihre Entstehung im Wallis. Dazu ist zu bemerken, daß sie in der voralpinen Gruppe ebenso häufig vorkommen, und zwar in Renzenbühl-Strättligen und Montagny-les-Monts in Gräbern, in Ringoldswil in einem Depotfund. Außerdem sind in nächster Nähe dieser Fundorte des Berner Oberlandes sichere Spuren von zwei Bronzegießereien nachgewiesen, nämlich in Heustrich (Randertal) und Wimmis, am Eingang ins Simmental. Die Verbindung zwischen dem Simmental und dem freiburgischen Fundplatz erfolgte vermutlich über den Jaunpaß. Man könnte daher ebensowohl auf ihre Entstehung im Berner Oberlande, wie im Wallis schließen.

<sup>32)</sup> P. Reinecke, Beiträge zur frühen Bronzezeit Mitteleuropas 1902.

Die Scherben der Kerbschnittkeramik in Allmendingen-Thun (Taf. XXI 2) sind ein überraschendes Vorkommnis, weil diese Keramik dadurch der frühen Bronzezeit zugewiesen wird. Mit den Kerbschnittscherben zusammen fand sich ein Bronzeknopf, der sein Gegenstück in Böhmen findet<sup>85)</sup>. Behrens<sup>84)</sup>, der zuletzt eingehend über die Kerbschnittkeramik geschrieben hat, setzt sie in die mittlere Bronzezeit. Ihre Hauptverbreitungsgebiete innerhalb der Rheinländer sind die Schwäbische Alb, das Unterelsaß — vorzüglich erschlossen durch Schaeffer — und das Mittelrheingebiet. Aus dem wichtigen Umstande, daß die südlichen Funde die ältern, die mittelrheinischen die jüngern zu sein scheinen, zieht er den Schluß, daß die ganze Technik aus dem Süden komme. Das hat auch schon Déchelette gefunden. Er bildet Kerbschnittscherben aus der neolithischen Höhle von St. Verédeine (Gard) ab<sup>85)</sup>. Im übrigen leitet er sie von den Glockenbechern ab, die in den Pyrenäen, in Sizilien und in Böhmen nachgewiesen sind<sup>86)</sup> und hat damit, seinerseits ohne Schlußfolgerung, die zwei Wege angedeutet, auf denen die Inskultur nach Europa ausgestrahlt hat: Ägäis — Böhmen — Rheingebiet und Ägäis — Sizilien — Pyrenäen — Schweizer Alpen.

Zusammenfassung. Die Bronzezeitstufe IC weist eine Rhonegruppe auf, die sich von Sitten nach Lausanne erstreckt. Daran schließt sich nördlich eine voralpine Gruppe, mit Broc und Thunerseegegend als Mittelpunkten. In den typischen Leitformen lassen sich ostpyrenäische, italische und ägäische Einflüsse erkennen, die es wahrscheinlich machen, daß seit dem Vollneolithikum bis zur frühen Bronzezeit enge Verbindungen zwischen dem Ostmittelmeer und Mitteleuropa bestanden.

Die Träger dieser Kultur und die benützten Wege. Zum Schlusse streifen wir noch die Frage, wer die Träger dieser vollneolithischen und frühbronzezeitlichen Kultur waren. Fest scheint zu stehen, daß in Oberitalien die Ligurer sitzen, die sich durch die Provence bis an den Genesersee vorgeschoben haben. Ohne die umstrittene Ligurerfrage aufzurollen, dürfen wir Genua und Genava als ligurische Städte, die Rhone und den Tessin (nach J. U. Huberschmied) als ligurische Flüsse ansprechen. Seit dem Vollneolithikum scheinen ligurische Stämme dieses Gebiet zu bewohnen; auf den beiden schiffbaren Flüssen drängen sie in das Alpengebiet vor. Als Landwege kommen die Alpenpässe in Betracht. Als kürzesten Paßübergang von dem Ligurergebiete in die Schweiz haben wir 1921 den Großen St. Bernhard angenommen, D. Menghin hat dem Simplon als dem weniger hohen Verkehrsweg den Vorzug gegeben. Aber damit sind die Möglichkeiten noch nicht ausgeschöpft. Es ist auch der Tessinweg ins Auge zu

<sup>85)</sup> Rich I y, Böhmen Taf. XVII 49. Fundort Chotka.

<sup>84)</sup> In Ebert, Reallexikon VI, S. 328 f.

<sup>85)</sup> Manuel II I, S. 378.

<sup>86)</sup> Manuel I, S. 550.

fassen. Zwar kennt man ganz wenige neolithische Einzelfunde aus dem Tessin, ebenso fehlen Pfahlbaustationen an unsern tessinischen Seen. Das dürfte davon herrühren, daß die Seen, insbesondere der Langensee, verlandet sind, und man müßte Pfahlbauten im Deltagebiet zwischen Bellinzona und Locarno erbohren. Bei Abwesenheit von Fundvorkommnissen greifen wir zu den Ortsnamen. Nach heute noch gültiger Auffassung Urbois de Jubainvilles und Kretschmers sind Ortsnamen auf -asco, -osco, -usco als ligurisch anzusprechen. Nur ist Vorsicht vonnöten, weil diese Suffixe noch im Mittelalter namenbildend gewirkt haben. Sie lassen sich im ganzen Verlauf des Tessin feststellen, wie aus folgender nur ganz kurzer Zusammenstellung hervorgeht: Giubiasco, Biasca, Barnasco, Osco, im Bedrettotal Albinasca, Ossasco. Es ist der Weg durch das Tessin-Bedrettotal über den Rufenenpaß (2441 m) ins Oberwallis; von da führt eine Abzweigung über die Grimsel (2172 m) ins Aaretal; deren Begehung ist durch bronzezeitliche Funde gesichert, während im Goms und obern Rhonetal die Funde versagen.

Über fast noch wichtiger als dieser Alpenweg muß der Lukmanier (1917 m) gewesen sein, wenn man sich auf die Dichtigkeit der ligurischen Ortsnamen auf dem südlichen Anstieg verlassen darf; an diesem Wege liegen: Biasca-Comprovasco, Prugiasco, Somascona.

Alle diese Land- und Wasserstraßen haben wohl auch der Einfuhr der Kupferbarren gedient, die zur Erzeugung der Bronze in unserm kupferarmen Lande nötig waren. Die Rhone kommt als Kupferweg für die Westschweiz vielleicht weniger in Betracht, als die Loire, da im-Enéolithique IV von Bouga breitnackige Kupferbeile neben den eingeführten Klingen von Grand-Pressigny im Loiregebiet auftreten.

Da Verbindungen zwischen dem Berner Oberlande und dem Wallis bestanden haben müssen, wie aus den obigen Ausführungen hervorgeht, ist der Gedanke an einen unmittelbaren Paßverkehr auch über die Berner Alpen mit dem Vollneolithikum naheliegend. Außer der schon erwähnten Grimsel kommen noch der Lötchenpaß (2695 m) und die Gemmi (2329 m) in Frage. Bei diesen beiden Alpenübergängen reichen die Bronzezeitfunde im Norden und Süden an deren Fuß heran.

# Die Bronzezeit auf der Iberischen Halbinsel

Von P. Bosch Gimpera - Barcelona

Die Bronzezeit hat bis jetzt zu den Epochen der spanischen Vorgeschichte gehört, die sich am schwersten wissenschaftlich einordnen ließen. Ihre Funde stammen bis auf sehr wenige Zonen der Halbinsel nicht aus Gräbern oder Wohnstätten, und sie bilden auch keine geschlossenen Einheiten, an denen kulturelle Veränderungen sichtbar werden. In der Mehrzahl der Fälle beschränken sie sich auf einzelne Typen von Beilen, die man nur durch Vergleich mit anderen europäischen Ländern und auch nur von einem rein typologischen Standpunkt aus datieren kann. Weite Gebiete der Iberischen Halbinsel haben überhaupt keinerlei Funde ergeben und wenn wir Einzelsunde besitzen, so gehören diese nach der üblichen Chronologie entweder den Anfangsperioden (der Kultur von El Argar) oder schon der Schlußzeit an, die mit der intereuropäischen Periode IV zusammenfällt (die galizischen und portugiesischen Fundstätten mit Absatzbeilen und der Fundort an der Flußmündung von Suelva mit Schwertern und Fibeln). An Kulturkreise wie bei der Steinkupferzeit oder der Eisenzeit zu denken, schien darum unmöglich. In der Eintönigkeit der argarischen Kultur und in ihrer Verbreitung nach Portugal, Katalonien und andern Gebieten hin schien schon angedeutet, daß die Kulturkreise der Steinkupferzeit sich während der Bronzezeit völlig verloren hatten.

Trotz alledem aber glauben wir heute die Frage der kulturellen Entwicklung der Halbinsel während der Bronzezeit aufstellen zu können. Natürlich muß dies mit allen nur denkbaren Vorbehalten und auch nur als vorläufige Stellungnahme geschehen<sup>1)</sup>. Obwohl bei dem spanischen Material eine Unterteilung in einzelne Perioden, wie dies in Frankreich und England der Fall ist, nicht angeht, müssen wir doch diese Perioden und die Unterteilung der ersten derselben übernehmen, um die Funde der Halbinsel in die allgemeine Chronologie einreihen zu können. Es ergibt sich demnach:

Periode I mit drei Unterperioden a, b und c von etwa 2500—1700, wobei die Unterstufen a und b wahrscheinlich von etwa 2500—2000 reichen und den Übergang von der Steinkupferzeit zur Bronzezeit darstellen; die Unterstufe c umfaßt die Zeit von 2000—1700,

Periode II von 1700—1400, Periode III von 1400—1200 und

<sup>1)</sup> Wir fassen in diesem Artikel Gedankengänge zusammen, die wir zum großen Teil schon in andern Arbeiten veröffentlicht haben: Bosch, *Le néo-énéolithique dans l'Europe occidentale et le problème de la chronologie*. *Revue Anthropologique* 1930 S. 244 ff. (auch portugiesisch veröffentlicht): *O neo-eneolítico na Europa occidental e o problema de sua cronologia* in *Trabalhos da Sociedade portuguesa de Antropologia e Etnologia* III 1928 S. 192 ff.; Bosch, *Relations préhistoriques entre l'Irlande et l'Ouest de la péninsule Ibérique*. *Préhistoire* II 1933, S. 195 ff.; Bosch, *I rapporti fra le civiltà mediterranee nella fine della Eta del Bronzo*. *Il Convegno archeologico in Sardegna*, giugno 1926, Reggio Emilia 1929; Bosch, *Etnologia de la peninsula Ibérica*. Barcelona 1932.

Periode IV von 1200—1000 (in einigen Gebieten Europas dauert sie noch etwas länger und bildet an einzelnen Orten den Übergang zur Eisenzeit).

Es ist hier nicht der Ort, diese absoluten Zeitbestimmungen zu begründen. Sie stützen sich auf die Ergebnisse von Montelius, Kossinna, Reinecke, Déchelette und anderen, und, was das Anfangsdatum anbelangt, auf S. Schmidt<sup>2)</sup>.

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Kultur von El Argar mit der Periode I zusammenfällt, da die Kultur der Kupferzeit im ganzen vor 2500 liegt. Für die Fundorte von Absatzbeilen und die von Schwertern und Fibeln in Huelva, denkt man an die Periode IV. Außer diesem Material weist nur Katalonien vereinzelt Funde auf, die die Lücke zwischen beiden Perioden füllen. Es sind Beile, die die typologische Reihe von dem flachen Beil bis zu dem Absatzbeil vervollständigen. Die Formentwicklung führt über einen Beiltypus mit vorspringenden Rändern, von dem verschiedene Abwandlungen und Stufen der Entwicklung vorhanden sind.

Was die kupferzeitlichen Kulturen anbelangt, so müssen wir hier an eine erste Änderung der Besiedlungsverhältnisse denken. Es scheint heute bewiesen, daß, wie in anderen europäischen Gebieten, sich auch an der Peripherie Europas im Norden (Skandinavien, Norddeutschland) und im Westen (Irland, Frankreich, Pyrenäenhalbinsel, Italien) die kupferzeitlichen Kulturen mit dem gleichen Charakter der eigentlichen Kupferzeit bis zu einem gewissen Zeitpunkt der ersten Periode der Bronzezeit, d. h. also bis rund 2000, fortsetzen. Es dürfte dies im allgemeinen während der Bronzezeitstufen I a—b der Fall gewesen sein. Dadurch aber wird das Vorhandensein einer eigentlichen Kupferzeit vor 2500 — eine Datierung, die S. Schmidt für die Kulturen des Glockenbeckers, der sich gerade vor dieser Zeit ausbreitet, annimmt — in keiner Weise in Frage gestellt, obwohl nach 2500 an einigen Orten am Rhein, in Holland, in England (die round barrows), ebenso in gewissen äußersten Orten Spaniens (Almeria) Überbleibsel des Glockenbeckers und teilweise Änderungen in den Grundbestandteilen jener Kultur vorkommen. In der nordischen Kultur wird das Fortdauern der Kupferkultur während der Periode I a—b durch die Entwicklung der megalithischen Steinkisten, durch Nebenformen in gewissen Werkzeugtypen und in der Keramik bewiesen. In England drängt sich in die alte megalithische Kultur von

<sup>2)</sup> Die Chronologie von S. Schmidt ist öfters angefochten worden. Trotzdem glauben wir von allgemeinen Gesichtspunkten her, das Datum 2500 muß als Ende der reinen Steinkupferzeit festgehalten werden, auch wenn in großen Gebieten besonders von West- und Nordeuropa während der darauffolgenden Bronzezeitstufen I a und I b noch keine Bronze vorhanden ist und sie als Übergangszeit zum neuen Zeitalter betrachtet werden müssen. Verschiedene zeitliche Gleichsetzungen und Einzelheiten der Arbeit von S. Schmidt werden freilich berichtigt und vervollständigt werden müssen. Neuerdings hat A. Berg (Bronzezeitliche und früheisenzeitliche Chronologie, Stockholm 1933) auf Grund einer niedrigeren Zeitansetzung von Troja II auch die Aunjetitzer Kultur und insolgedessen ebenso die früheren Kulturen beträchtlich herabgesetzt. Die Gründe von Aberg scheinen mir nicht überzeugend zu sein. Deswegen möchte ich an der klassischen Datierung festhalten, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß kleine Berichtigungen nicht vorgenommen werden können.

französischem Typus die Einwanderung von Völkern der Glockenbecherkultur. In Irland entwickelt sich in weitem Ausmaß die megalithische Kultur von portugiesischem Typus. In Frankreich setzen sich mit wichtigen Abwandlungen die bretonische, die pyrenäische u. a. Kulturen fort. Auf der Iberischen Halbinsel und im Westen des Mittelmeeres scheint dasselbe vor sich zu gehen.

In Portugal haben wir als Kupferzeit vor 2500 die Kultur von Palmella mit dem Glockenbecher (unsere volle Kupferzeit a). Danach entwickelt sich in der Bronzezeit I, Stufen a—b, die Kultur von Alcalar mit ihren großen Kuppelgräbern und ihrem Material aus Silex in den feinsten Formen (Pfeilspitzen mit konkaver Basis und vorstehenden Enden, die zurückgebogene Flügel bilden). Die Verarbeitung des Kupfers nimmt jetzt einen großen Aufschwung; der Glockenbecher, der in Portugal immer etwas fremd und nur von Andalusien übernommen war, verschwindet. Zu gleicher Zeit scheint die portugiesische Kultur ihre größte Ausdehnung zu besitzen. Sie verbreitet sich durch Andalusien, wo sie bedeutend nach Osten vordringt. Sie macht damals der Kultur von Los Alcores im Tal des Guadalquivir ein Ende, indem sie diese durch die Kultur der Kuppelgräber (Matarrubilla, Cueva de la Pastora, Carmona, Romeral) ersetzt. Aus damaliger Zeit scheinen auch die wichtigen bedeckten Galerien (Cueva von Menga und von Biera in Antequera), die megalithischen Gräber aus der Gegend der Lagune von la Janda und die Cueva del Tesoro von Málaga mit Pfeilspitzen von konkaver Basis nach portugiesischem Typ zu stammen. Den Ausgangspunkt für die Verbreitung bildet sowohl die megalithische Kultur der Provinz Huelva (der Dolmen von Soto) wie die von Extremadura, und ihr Weg ging durch die Provinz Cordoba (Schieferplatte von Espiel, Gräber mit Gängen in Villanueva de Córdoba im Tal von Los Pedroches; das Grab von Alcolea). Diese Verbreitung scheint das Ergebnis einer wahren Invasion portugiesischer Stämme zu sein, die sich auch der Provinz Granada bemächtigen. Hier hinterlassen sie als Spuren die megalithischen Gräber von Don Diego in Alicán, in denen Geräte von portugiesischem Charakter auftreten und zwar als kennzeichnende Dinge Schieferplatten und Pfeilspitzen mit konkaver Basis.

Die megalithische Kultur der Provinz Granada stellt das Bindeglied zwischen der portugiesischen und der Kultur von Umería dar. In letzterer macht die Stufe von Los Millares, die eine vorgeschrittene Kupferzeit darstellt, heute den Eindruck einer späten Entwicklung, die chronologisch der portugiesischen Kultur von Alcalar parallel läuft, also absolut in die Bronzezeit Ia—b gehört. Sie stellt das Ergebnis einer Durchdringung mit portugiesischen Bevölkerungsteilen dar, die von der Provinz Granada her kommend, sich mit den Eingeborenen mischen und westliche Typen wie Kuppelgräber, Pfeilspitzen mit konkaver Basis, Schieferplatten ("ídolos-placas"), Idole aus Knochen (Phalangen) und weiter gewisse Formen der Keramik einführen, Typen, die sich im

allgemeinen nicht bis zu den nördlichen Ausläufern der Kultur von Almeria ausbreiten.

In andern Gegenden wieder scheint damals die Kultur von Almeria eine gewisse Ausdehnungskraft zu besitzen, was wohl mit Bewegungen des Almeria-Volkes, in dem wir die Ahnen der Iberer sehen, zusammenhängt. Diese Bevölkerung trägt die Kultur von Almeria nicht nur in das ganze Ebrotal, sie dringt in die Grenzgebiete nach Mittelspanien ein, wo sie der Glockenbecherkultur ein Ende macht und sie in den Provinzen Logroño, Soria, Guadalupe (das Kuppelgrab von Portillo de las Cortes) und Madrid durch die Kultur von Almeria ersetzt. In dem südlichen Teil von Katalonien hält sich unterdessen die Kultur von Salamó, die vermischt mit der Höhlenkultur und der von Almeria, sich nach dem argarischen Typ hin entwickelt. In der Nordzone von Katalonien dürfte — wie im Baskenland und im Süden von Frankreich — die pyrenäische Kultur mit mehr oder weniger wichtigen Einschränkungen fortgedauert haben. Dieses Überleben der Kupferzeit scheint man auch im übrigen westlichen Mittelmeer beobachten zu können. In Sardinien dauert damals die Kultur von Anghelu-Ruju fort, und in der Kultur der ersten sikulischen Periode von Sizilien und dem Süden von Italien erhält sich ebenso für lange Zeit der kupferzeitliche Charakter ohne Bronze. Dadurch aber werden die chronologischen Schwierigkeiten gelöst, die durch den Parallelismus zwischen einem bestimmten Zeitpunkt der ersten sikulischen Periode und der zweiten Schicht von Troja auftraten und deretwegen die Datierung von 2500 für das Ende der eigentlichen Kupferzeit (eigentlich ihrer Höhepunkte im Westen), wie sie H. Schmidt gab, nicht anerkannt wurde.

Erst nach dieser verspäteten Kupferzeit scheint die Bildung der Kultur von El Argar in Almeria anzufangen, wobei die eingedrungenen portugiesischen Volksteile aufgefogen oder vertrieben werden und der einheimische almeriensische Charakter wieder aufersteht. In Almeria bezeichnen die Fundstätten von Lugarico Viejo und Fuente Bermeja, in denen die argarischen Typen noch keineswegs die Regel geworden sind, diese Etappe in der Bildung der argarischen Kultur, die mit der Bronzezeitstufe Ic, d. h. der Zeit gegen 2000 oder später, zusammenfallen dürfte.

In Portugal beobachtet man nach der Kultur von Los Millares eine große Veränderung; die megalithischen Typen verschwinden, abgesehen von wenig bedeutenden Resten (das Grab der Quinta von Agua Branca und kleine Steinlisten nach dem Typ von Castro Marim u. a.). Auch das Material wandelt sich, und zwar verlieren sich grade die echt portugiesischen Besonderheiten (die Schieferplatten z. B.). Die Keramik greift die sich bildenden argarischen Typen auf, dabei blüht die Verarbeitung von Kupfer und auch von Gold, und die Beziehungen mit dem Westen von Europa (mit der Bretagne und Irland) werden reger. In Galizien ereignet sich das gleiche. Hier bestehen Zusammen-

hänge zwischen den galizischen Eingravierungen („insculptas“) mit den Gravierungen der megalithischen Gräber aus der Bretagne (Gavrinis) und aus Irland (Lough Crewe und New Grange). Zweifellos besteht damals in Portugal ein wachsender almerienfischer Einfluß, der sich in der Zeit der eigentlichen Kultur von El Argar fortsetzt (Steinkisten von Alcaria del Pocinho, von Ervidel usw.). Wer kann wissen, ob diese bedeutende Einwirkung nicht von einer almerienfischen Einwanderung herrühren könnte, die, als Gegenstoß gegen den früheren portugiesischen Einfall, Völker des Südostens der Halbinsel durch ganz Andalusien nach Portugal gebracht hat! In Andalusien herrscht überall, ganz besonders in den Minengegenden der Sierra Morena, die argarische Kultur mit den eigentlichen Typen von Almería. Hier hält ihre Blüte zweifellos lange an und weist trotz der Einsförmigkeit der Typen großen Reichtum auf.

Nach alledem nimmt die argarische Kultur in ihrer Entwicklung nicht den Anfang der Bronzezeit ein. Sie hat in dieser eine mittlere Stellung, die ausgezeichnet mit deren zweiter Periode (von 1700—1400) zusammenfällt und sich noch bis in die dritte (von 1400—1200) ausdehnen könnte. Den Schlüssel zu dieser Zeitrechnung würden die röhrenförmigen Perlen aus blauem Glas aus dem argarischen Gräberfelde von Fuente Llamo in Almería geben, die man auch in englischen Fundorten vom Ende der Kultur der round barrows und ausschließlich in Verbrennungsgrabstätten aus dem mittleren Teil der Bronzezeit, der vor der Periode IV liegt, gefunden hat. Solche Perlen sind in Ägypten in der Epoche von Tell el Amarna (zu Ende der 18. Dynastie, nicht weit von 1400) ganz gebräuchlich, nur daß sie dort schon viel früher auftreten. Diese Verbindung würde die vorgeschrittene argarische Kultur von Fuente Llamo an den Übergang von der Bronzezeit II zur Bronzezeit III (um 1400) verlegen, und zwar sowohl weil der eigentlichen Kultur von El Argar in Spanien kulturelle Gruppen, die mit andern europäischen der Bronzezeit I zusammenhängen, vorausgehen, als weil eine ihrer vorgeschrittenen Entwicklungsstufen mit dem mittleren Teil der englischen Bronzezeit zusammenfällt. Der Epoche von El Argar würde also eine sehr lange Dauer zuzuschreiben sein. Ein weiterer Beweis hierfür wäre, daß in argarischen Steinkisten in Portugal gravierte Waffen zu sehen sind, die nicht aus dem Anfang der Bronzezeit, sondern ihrer vorgeschrittenen Entwicklung wegen zum mindesten aus ihrer zweiten Periode zu stammen scheinen: Beile von sehr kreisförmiger Schneide und Schwerter, die den argarischen in den Grabplatten von Desesa in S. Thiago de Cacem, von Panoios de Durique und von Beringel gleichgestellt werden können.

Wenn die Frage der Chronologie der argarischen Kultur in dieser Weise betrachtet wird, so erklärt sich die anscheinende Lücke in den Funden aus dem mittleren Teil der Bronzezeit in Spanien und der Umstand, daß hier nicht wie in anderen europäischen Ländern eine Entwicklung in den Beiltypen vorhanden ist. Diese tritt nur in der nördlichen Zone der Halbinsel auf, wenn auch in sehr

abgeschwächter und armer Form. Die allgemeine Entwicklung klingt hier im Norden durch die völkische Verwandtschaft zwischen den Bewohnern Südfrankreichs und denen der pyrenäischen Zone nur von fern an, als leises Echo der allgemein-europäischen Entwicklung, während der Rest der Halbinsel, der von der argarischen Kultur beherrscht wird, an dieser Entwicklung unbeteiligt bleibt und die altertümlichen Typen besagter argarischer Kultur wiederholt. Trotzdem zeigt diese aber bei aller Eintönigkeit ihrer Typen, und ohne daß sie dieselben im wesentlichen ändert, eine gewisse Fortentwicklung. In den Fundstätten von flachen Beilen, die in den verschiedensten Gebieten einschließlich der Mitte von Spanien auftreten, fehlen nicht Beile, die viel massiger und größer sind als die kleinen Typen der argarischen Friedhöfe aus dem Südosten. Sie weisen auch andere Gestaltung der Schneide und eine Veränderung der ursprünglichen, von den kupferzeitlichen Formen abhängigen Typen des Flachbeiles auf. Dieser Umstand wäre schwer zu erklären, wenn es sich hierbei um Funde aus dem Beginn der Bronzezeit handelte. Auch die Beile der almeriensischen argarischen Fundstätten geben mit ihrer breiten Schneide und ihrem sehr engen Nacken die allgemeine Gestaltung der Beile, wie sie sich in der Bronzezeit II—III entwickeln, wieder, obwohl sie die Neuformungen derselben (hervorspringende Ränder, Lappen usw.) nicht aufweisen. Wie in vielen Dingen, so folgt man eben auch hier dem für Spanien allgemein gültigen Gesetz, daß man sich von der allgemeinen Entwicklung fernhält und altertümliche Typen hartnäckig weiterbraucht, selbst wenn diese in andern Ländern schon ganz verschwunden und durch rasche Entwicklungen ersetzt sind, die die Ursprungstypen schließlich vollkommen umgewandelt haben.

Die argarische Kultur, die am Ende der Periode I (Stufe Ic) entsteht, entwickelt sich also durch die Perioden II und III hindurch, wobei sie sich in dem größten Teil der Halbinsel ausbreitet und ihren Einfluß auch in den fernsten Gebieten zeigt. In einigen Gegenden kann die Verbreitung argarischer Typen, der manchmal eine Ausdehnung kupferzeitlicher almeriensischer Typen vorausgegangen war (am Ebro und Ostrand von Kastilien), mit wirklichen Bewegungen von Völkern almeriensischen Ursprungs verbunden gewesen sein, wie wir es in Portugal, zum mindesten in seinem südlichen Teil, gesehen haben. Das gleiche könnte bei dem Eindringen argarischer Typen in der Provinz Santander (Schwerverter von Cuevallusa, in Ogarrío usw.) der Fall sein. Wenn die Unnahme solcher Völkerbewegungen, die die heimische, seit der Kupferzeit im allgemeinen befestigte Bevölkerungslage teilweise verändern, richtig wäre, würden gewisse schwierige Fragen der gesamten spanischen Bevölkerungsgeschichte aufgeklärt, z. B. die mehr oder weniger kräftige Iberisierung von Andalusien, die Möglichkeit, in der Frage der Keltiberer zu der alten Auffassung zurückzukehren, die für die Mitte Spaniens schon das Vorhandensein von Iberern beim Eindringen der Kelten annahm oder das Vorhandensein eines iberischen Volksteils im Norden von Spanien, das die Bildung der kantabrischen Völker bedingt haben könnte.

Heute können wir auch die Fragen, die den äußeren Verkehr Spaniens während der Bronzezeit betreffen, in viel ausgedehnterem Maße in Angriff nehmen. Seit der Kupferzeit beobachten wir einen ständig regeren Verkehr mit den atlantischen Ländern, der sich durch die argarische Kultur hindurch fortzusetzen scheint. In der Entstehungszeit derselben (Bronzezeit Ic) fällt die Ausbreitung der Dolchstäbe nach Irland und die Ausfuhr des Silbers von der Halbinsel, das z. B. im Grab von Saint Fiacre in der Bretagne erscheint. Damals beginnt die Entwicklung der lunulae und der übrigen irländischen Gegenstände aus Gold, deren Schmudmotive den geometrischen Motiven der Bronzebeile dieses Landes gleich sind, und in denen man ein Vorbild der geometrischen portugiesischen Verzierung der Schieferplatten (*idolos placas*) sieht. Durch die atlantischen Beziehungen<sup>3)</sup> erklärt sich ferner, daß die irländischen lunulae und die Halsketten aus massivem Gold nach Galizien (*Mariz, Cerdido*) und Portugal (*Cabeceiras do Vaste*) kommen und dort bis zur zweiten Bronzeperiode anhalten, wo sie ähnliche Typen wie die nordischen „Halskragen“ zeigen (die goldene Halskette von *Cintra*). In der Periode III, die weniger bezeugt ist, scheint der Verkehr anzudauern (*tutuli* aus Gold und Silber, von nordischem Typ mit Spiralen aus dem Schatz von *Chão de Lamas* und Verbreitung von Glasperlen wie der von *Fuente Llamo* nach England). In der Periode IV zeigt sich bei den Abspaltbeilen und den Schwertern vom westeuropäischen Typ, die in den Fundstätten Galiziens, Portugals und Andalusiens im reichsten Maße vorkommen, ein neuer Einfluß, der einen regen Betrieb des atlantischen Verkehrs und eine neue Blüte des Reichtums der Iberischen Halbinsel verrät. Wahrscheinlich lag damals der Hauptgrund für diesen Verkehr in dem Handel mit Zinn, den die Tartesier in der Eisenzeit fortsetzten, und von dem der alte Periplus in *Uviens ora maritima* im 6. Jahrhundert spricht.

Andererseits wird aber auch der Verkehr mit den Mittelmeerländern mehr oder weniger fortgesetzt, der gleichfalls eigenartige Probleme bietet<sup>4)</sup>. In Sardinien (Anfangsstufe der Kultur von *Anghelu-Ruju*), Italien (*Remedello*) und Sizilien (*Villafraati* und *Moarda*) scheinen nach der großen Verbreitung des Glockenbeckers während der späten Kupferzeit Beziehungen zu Spanien (*Los Millares*) bestanden zu haben. In der Schlußzeit dieser Periode sind wohl Einflüsse aus dem Osten des Mittelmeeres (*Idole* aus Kalkstein wie die der trojanisch-kykladischen Kultur in *Anghelu-Ruju*) aufgenommen worden, die sich mit anderen Typen im ganzen westlichen Mittelmeer, wenn auch nicht nach Spanien hin, verbreiten. So kommen z. B. die ägäischen bemalten Schnabelkannen nach *Marseille* und *Menorca*, grade wie sich beinerne Beschläge mit Buckelreihen wie die von *Troja II* in der sikulischen Periode I von Sizilien fanden.

<sup>3)</sup> Siehe darüber *Bosch*, *Relations préhistoriques entre l'Irlande et l'Ouest de la péninsule Ibérique*, mit vollständigem Material und Abbildungen.

<sup>4)</sup> Siehe *Bosch*, *Etnologia de la peninsula Ibérica*.

Die Kultur von Anghelu-Ruju in Sardinien scheint auf die Balearen Einfluß ausgeübt zu haben (Bruchstück einer Schüssel ähnlich derjenigen aus Anghelu-Ruju in der Cova des Bous in Felanitx in Mallorca, die man irrtümlich der Glockenbecherkeramik zurechnete). Bald darauf breitet sich von der Provinz Alicante aus die argarische Kultur auf den Balearen aus. Ohne daß wir eigentlich wüßten wie, entwickelt sich dann durch Umwandlung der argarischen Kultur und durch andere vielleicht zum guten Teil afrikanische Einflüsse die Kultur der „talaiots“ auf den Balearen und die der Nuraghen auf Sardinien, die hauptsächlich während der Periode IV der Bronzezeit blüht und die den damals reger werdenden Verkehr zwischen Spanien und dem Osten des Mittelmeeres vermittelt. Auf den Balearen werden diese fernen Beziehungen durch die Bronzehalsketten von Moseta und Santa Maria, die den nordischen und portugiesischen „Halskragen“ (vielleicht aus Periode III—IV) ähneln, durch die Sicheln aus Sileg, die den ägyptischen und trojanischen (von schwieriger Datierung) gleichen, und besonders durch die Bronzen der Periode IV, die mit denen der Nuraghen Sardinien und der spanischen Fundstätten zusammengehen, deutlich gemacht. Unter diesen Bronzen erscheinen Schwerter, die sowohl westliche Typen als auch solche Mitteleuropas zeigen, wie wir es auch in Huelva finden, wo außerdem die Fibel von dem Cassibiletyp Beziehungen zu Sizilien nachweist. Neben den Schwertern finden sich auf den Balearen noch Typen von flachen Beilen (Les Salines) entschieden argarischen Gepräges, nur viel massiger und in Kastengußform hergestellt wie jene, die sich in Sardinien den Fundstätten mit „Palstäben“ aus der Periode IV der Bronzezeit gesellen.

Alles führt zu der Annahme, daß in der Periode IV der Bronzezeit (nach 1200) und ganz besonders im 12. Jahrhundert, das im Orient mit der nachmykenischen Kultur zusammenfällt, sich die Verkehrsbeziehungen im Mittelmeer durch Etappen wie Andalusien, die Balearen, Sardinien und endlich Italien und Sizilien sehr belebten und fühlbar erweiterten. Vor dem 12. Jahrhundert war dieser Verkehr zum Osten viel geringer, ihn bezeugen nur vereinzelt Funde. Von den Statuetten Sardinien und den „Schnabellkannen“ von Marseille und Menorca haben wir schon gesprochen. Man muß dann noch die Warren von cyprisch-kretischem Typ aus Serra Mligi in Sardinien erwähnen, die in die Zeit des „Palaststiles“ von Kreta, der mit der Bronzezeit III zusammengehört, passen. Einen wirklichen mykenischen Einfluß beobachten wir nur in Sizilien und Italien (im Süden und an der adriatischen Küste), aber nicht an andern Orten, und grade in Italien wird er in der nachmykenischen Zeit unterbrochen, was dadurch bewiesen wird, daß in den Fundstätten vom Ende der sikulischen Periode II, wie Cassibile, Pantalica usw. die mykenische Keramik vollständig verschwindet. Trotzdem bestehen damals Beziehungen, bei denen sich die Ägäis aber nur empfangend verhält. Westliche Typen wie sikulische Fibeln gelangen nicht nur bis Griechenland, sondern sogar bis zur syrischen Küste. Wir haben dieses Hin

und Her durch die historischen Ereignisse zwischen der Ägäis und dem Orient erklärt. Wahrscheinlich fing zur Zeit der Blüte der Achäer in der mykenischen Kultur ein reger Verkehr mit dem Süden Italiens an, wobei die Achäer die Träger dieses Verkehrs waren. Sie suchten nämlich für den Verlust der durch die Feindseligkeit der Hettiter ihnen verschlossenen kleinasiatischen Märkte Ersatz in den ihnen westlich benachbarten Ländern. Die Angriffe der Achäer auf die asiatischen Küsten, von denen der trojanische Krieg nur eine Episode bildet, richteten ihre eigene Macht vollständig zugrunde. Seitdem hört die Schifffahrt der Achäer auch nach dem Westen auf. Es sind jetzt umgekehrt auf der einen Seite die westlichen Völker und auf der andern die Seefahrer der asiatischen Küsten (Epoche der lykischen und etruskischen Piratensfahrten), die sich aufs Meer begeben. Damals dürfte sich der Handel mit westlichen Metallen nach der Ägäis sehr gehoben haben; in ihm liegt wahrscheinlich die Erklärung für den kulturellen Aufschwung auf den Inseln im westlichen Mittelmeer und gleichzeitig für die Verbreitung gewisser Typen an den Rändern Europas, von den Britannischen Inseln an über Spanien, Sardinien bis nach Kleinasien hin. Wir finden dies z. B. bei gewissen flachen Beilen aus Bronze mit seitlichen Anhängseln, die auch aus Eisen gefertigt sein können und die in bestimmten Fundstätten von Sizilien, Italien und auch Spanien (Campotéjar in der Provinz Granada) vorkommen. Das Eisen, das aus Kleinasien stammt, wo es in der Zeit vor 1400 durch die Hettiter bekannt geworden ist, verbreitet sich damals durch diese Beziehungen früher in den Mittelmeergebieten als in Mitteleuropa. Die Bewegungen der Völker aus der Ägäis, die den Ausgangspunkt für die etruskische Einwanderung nach Italien (11. Jahrh.?)<sup>5)</sup> und danach für die phönizische Ausbreitung bilden, die zweifellos vor allem die Metallmärkte des Westens (Sardinien und Italien; noch nicht Spanien) beherrschen wollen, schließen diese Epoche. Die Etrusker bleiben in Italien, wo sie die Mineralschätze ausbeuten, und die Phönizier gehen in der Folgezeit nach Spanien.

Damit erreicht die Bronzezeit auf der Halbinsel ihr Ende, und zu gleicher Zeit geht der Handel in die Hände fremder Völker über; es beginnt in den heimischen Funden eine neue Lücke, so daß man die Entwicklung der Kultur am Anfang der Eisenzeit nicht verfolgen kann. Wahrscheinlich bedeutet diese für die Iberische Halbinsel zunächst einen Niedergang, der nicht eher ein Ende findet, bis die keltischen Einwanderungen und der Einfluß der Kolonialvölker die Kultur der Halbinsel von Grund aus umwandeln.

<sup>5)</sup> Über die Völkerbewegungen der nachmykenischen Zeit und über mögliche Belege der Etrusker in Sardinien und Italien nach 1100 siehe Bosc, *Le relazioni mediterranee post-micenee ed il problema etrusco*. Studi Etruski III, 1929.

# Die Höckergräber von Lamsfeld Kr. Breslau

Von Fritz Geschwendt-Breslau

Mit Tafel XXIV und XXV und 4 Abbildungen

Im Süden und Südosten Breslaus, in der mittelschlesischen Aäerebene, dehnt sich ein Löß- und Schwarzerdegebiet aus, das in der ältesten Bronzezeit reich besiedelt war<sup>1)</sup>. In diesem Gelände konnte unser hochverehrter Jubilar viele erfolgreiche Ausgrabungen ausführen; die wissenschaftliche Auswertung der Funde und Grabungen hat dazu geführt, daß die älteste Bronzezeit mit zu den am besten bekannten Abschnitten der schlesischen Vorzeit gehört, und jede neue Grabung kann fast ausschließlich zeigen, wie erschöpfend die Untersuchungen von Professor Seger waren. Auch der folgende Bericht über eine Ausgrabung auf einem neuen Höckergräberfeld in Lamsfeld Kr. Breslau bestätigt diese Behauptung.

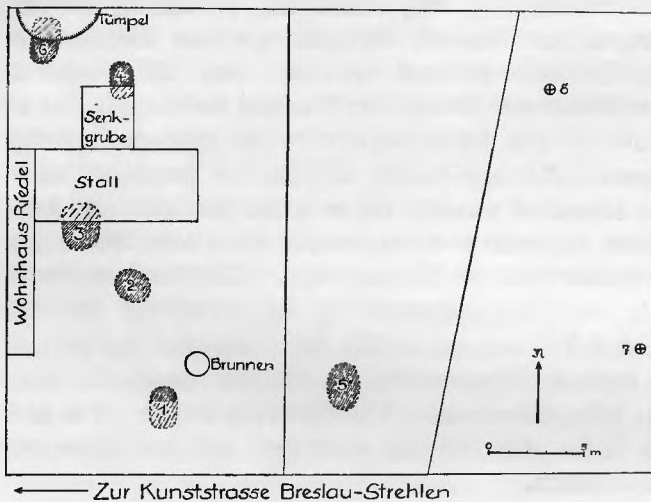


Abb. 1. Lageplan der Gräber von Lamsfeld

Im Jahre 1932 wurde im Nordteil der Gemarkung Lamsfeld, dicht an der Breslauer Stadtgrenze und an der Westgrenze des Vorortes Brodau, eine Wohnsiedlung angelegt. Hauptwachtmeister a. D. Riedel erschien im Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege und meldete, daß er im Gehöft seiner Siedlung auf ein Skelett gestoßen sei. Auch beim Schachten des Hausgrundes seien Skelette angestochen worden. Der Schreiber dieser Zeilen begab sich unverzüglich nach Lamsfeld und konnte in den Jahren 1932 und 1933 die im folgenden geschilderten Funde heben.

## Grab 1.

Das Gelände wies eine 0,50—0,60 m starke Schwarzerdegeschicht auf, unter der hellbrauner Kies und stellenweise weißer Sand lagen. Sämtliche Grabgruben hoben sich in dem Riefe sehr gut ab. Bei Stelle 1 (Abb. 1) war eine Sandgrube zur Mörtelbereitung angelegt

<sup>1)</sup> Vgl. die Fundkarte der Periode I der Bronzezeit bei Richtigshofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien. Berlin (W. de Gruyter) 1926.

und bei dieser Gelegenheit der obere Teil eines Hockerstelettes bis zum Becken abgeschachtet worden. Nur die Lage der unteren Gliedmaßen konnte festgestellt werden. Vor den Knien lag ein dicker Stein. Aus dieser Grube hatte der Besitzer einen Krug und eine Schüssel heben können. Über die Lage der Gefäße zum Skelett kann daher nichts ausgesagt werden. Der Rest des stark zerstörten Skelettes wurde nicht aufgehoben.



Abb. 2. Beigaben der Gräber 1–5

1 und 5 in  $\frac{1}{2}$ ; 2, 3, 4, 9, 10, 11 in  $\frac{1}{4}$ ; 6–8 in  $\frac{2}{8}$  nat. Gr.

Das Grab ist durch Spaziergänger stellenweise zerstört und die beiden Gefäße zertrümmert worden. Sie konnten aber wieder zusammengesetzt werden.

1. Einhenkliger Krug mit schwachem Halsabsatz. Aus grauem Ton. H. 14,5, Boden 5, Mündung 8,5 cm. (Abb. 2, a.)

2. Schüssel aus grauem Ton. H. 7, Mündung 19,5, Boden 9 cm. (Abb. 2, a.)

#### Grab 2.

Mitten im Hofe fand sich an Stelle 2 (Abb. 1) eine dunkle Eintiefung von etwa 1,5 m Durchmesser. Sie enthielt aber außer einem größeren Steine keinerlei Funde. Es ist zu vermuten, daß es sich um das Hockergrab eines Kindes handelt; dessen zartere Knochen sind offenbar völlig vergangen, weil schon der Erhaltungszustand der Skelette der Erwachsenen äußerst schlecht war. Beigaben nicht vorhanden.

**Grab 3.**

Beim Grundschatzen zum Stallgebäude hatte man eine weitere Grabgrube angestochen. Ich fand in einer Tiefe von 0,65 m in einer länglichen Grube einen Hocker mit außergewöhnlich stark angezogenen Gliedmaßen (Taf. XXV 1). Die Knochen waren äußerst mürbe, so daß nicht alle aufbewahrt werden konnten. Vor dem Gesicht lagen drei bronzene Noppenringe (Abb. 2, 6, 7, 8), am Hinterhaupte eine kurze Bronzenadel (Abb. 2, 5). Zwischen den Armen und den Oberschenkeln stand ein kleines doppelkonisches Gefäß (Abb. 2, 3). Das Skelett reichte zum Teil unter die schon fertige Stallwand hin, so daß die auf den Unterschenkeln ruhende große Schüssel nur teilweise geborgen werden konnte (Abb. 2, 9). Um das Skelett lagen in engem Umkreise eine größere Zahl tierischer Knochen, aber auch zum Teil auf dem Oberkörper, zum Teil zwischen den Oberschenkeln. An der Rückseite des Skelettes vom Becken bis weit über den Kopf zog sich eine breite Packung von etwa 60 bis 80 Flußmuscheln hin. Sie waren derartig vergangen, daß nur einige Erdproben mit Muschelstücken geborgen werden konnten.

1. Große, graue Schüssel. Dm. 26, H. 8 cm. (Abb. 2, 9.)
2. Doppelkonisches Gefäß. H. 6,5, Mündung 4,7, Boden 3 cm. (Abb. 2, 3.)
3. Drei bronzene Noppenringe. Dm. 1,5 cm. (Abb. 2, 6, 7, 8.)
4. Bronzenadel. 3,2 cm lang. (Abb. 2, 5.)
5. Tierische Knochen.
6. Flußmuscheln.

**Grab 4.**

Bei der Anlage einer Senkgrube ist wiederum der obere Teil eines Hocker skelettes zerstört worden (Abb. 1); doch konnte noch der untere Teil planmäßig aufgedeckt werden. Das Skelett war zwar fast völlig zergangen, so daß nur einige größere Knochen durch den Pinsel freigelegt werden konnten. An der Schulter stand ein Topf, an den Unterschenkeln eine flache Schüssel. Auch die Gefäße waren fast völlig vergangen und zerdrückt, so daß sie ergänzt werden mußten. Außer den Gefäßen konnte nichts mitgenommen werden.

1. Topf mit umgelegtem Rande. H. 10,2, Mündung 16,5 cm. (Abb. 2, 10.)
2. Schüssel mit umgelegtem Rande. Mündung 23, Boden 10 cm. (Abb. 2, 11.)

**Grab 5.**

Östlich des Brunnens wurde ein fünftes, ebenfalls fast völlig vergangenes Hockergrab mit breitgedrücktem Schädel entdeckt (Taf. XXV 2). Die Gesichtsschädelteile waren völlig verschwunden. Zu Häupten lagen drei mittelgroße Steine. Die unteren Gliedmaßen waren, wie bei Grab 3, äußerst kräftig angezogen. In der Mitte des Körpers, in der Leibgegend, lag eine zum Teil vergangene, dünne Knochenscheibe mit Durchbohrung. Außer einem Zahn und der Knochenscheibe konnte von diesem Hocker nichts geborgen werden.

Knochenscheibe von 5,3 cm Dm. (Abb. 2, 1.)

**Grab 6.**

Bei einer Nachbesichtigung der Fundstelle im Jahre 1934 konnte in der Wand des Ententümpels eine Grabgrube aufgefunden werden. Auch hier war ein Hocker bis zur Hälfte zerstört, zumal über ihn hinweg eine betonierte Wasserrinne angelegt worden war. Das nur zur Hälfte erhaltene, fast völlig zermürbte und beinahe unerkennliche Skelett konnte nur in Andeutungen beobachtet werden. An der Rückseite lag ein kleines Krüglein, das aus zahlreichen Bruchstückchen wieder zusammengesetzt werden konnte.

Einhenkliger Krug, 11 cm Höhe. (Abb. 3.)

**Die Siedlung**

Östlich des Gräberfeldes wurde das Gelände ebenfalls durchgraben, aber keine Gräber mehr gefunden.

Bei Stelle 7 (Abb. 1) erschien ein flacher Mahlstein (Abb. 4<sub>1</sub>) in einer Tiefe von 0,40 bis 0,50 m. Da der Humus 0,60 m tief hinabreichte, konnten irgendwelche Siedlungs- oder Grabspuren nicht beobachtet werden. Der Stein wurde in das Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege geschafft.

Bei Stelle 8 (Abb. 1) wurde in geringer Tiefenlage ein mächtiger Block gefunden, dessen Oberseite künstlich abgeplattet und als Mahlfläche hergerichtet worden war. (Abb. 4<sub>2</sub>.) Der Stein blieb wegen seines großen Gewichtes auf dem Schmuckplatz des Gartens von Niedel.

1. Mahlstein. 30 cm lang, 20 cm breit, 10 cm hoch. (Abb. 4<sub>1</sub>.)
2. Mahlstein. 33 cm lang, 25 cm hoch, 23 cm breit. (Abb. 4<sub>2</sub>.)

Das kleine Gräberfeld nebst der vermutlich daneben liegenden Siedlung liegt 8 km südöstlich des Stadtkernes von Breslau, also in dem erwähnten Schwarzerdegebiet und ergänzt somit die reiche Zahl der gleichartigen Funde dieses Gebietes<sup>2)</sup>. Die Taf. XXIV 1 gibt einen Eindruck des meist sehr flachen, fast walddlosen Gebietes, in welchem Zuckerrübenbau, Kirschanlagen usw. den schweren Boden verraten.



Abb. 3. Henkeltrug von Grab 6.  $\frac{1}{4}$

Körperbestattung ist auf dem Gräberfeld herrschend. Sämtliche Leichen sind als Hocker beigelegt worden, wenn auch die völlig zusammengepreßte Lagerung eigentlich nur bei Grab 2 und 4 festzustellen ist. Die übrigen Skelette nehmen eine Mittelstellung zwischen der von Seger in der jüngeren Steinzeit beobachteten Schlafstellung<sup>3)</sup> und der strengen Hockerstellung ein. Die Richtung der Skelette ist genau von Süden nach Norden dergestalt orientiert, daß der Kopf im Süden, der übrige Körper nach Norden gerichtet lag. Wo der Schädel erhalten war oder wenigstens in Lagerung beobachtet werden konnte, war das Gesicht nach Osten gewandt. So einheitlich durchgeführt war die Lagerung der Toten selbst auf dem klassischen, allerdings etwas älteren Marschwitzer Gräberfeld nicht zu beobachten<sup>4)</sup>. Der Erhaltungszustand der Skelette war sehr schlecht.

Die Zahl der Beigaben erscheint recht reichlich. Die erwähnten Marschwitzer Hocker ergaben in 22 Gräbern nur 15 Gefäße; die freilich jüngeren Lamsfelder lieferten aus 5 Gräbern 7 Gefäße. Grab 1 und Grab 6 enthielten je einen kleinen, unverzierten, einhenkligen Krug, deren Hals kaum merklich abgesetzt ist (Abb. 2<sub>1</sub> und Abb. 3). Die Entstehung der Form aus den Schlauchkrügen der Marschwitzer Stufe ist unverkennbar. Grab 1 barg außerdem

<sup>2)</sup> Boehlich, Literatur zur Vorgeschichte Schlesiens, S. 94 f. — Ortsakten des Landesamtes für vorgeschichtliche Bodendenkmalpflege, mit mehreren unveröffentlichten Grabungen.)

<sup>3)</sup> Seger, Die jüngere Steinzeit in Schlesien. Archiv für Anthropologie N. F. V Seite 116.

<sup>4)</sup> Seger, Das Gräberfeld von Marschwitz Kr. Ohlau. Schlef. Vorzeit N. F. III S. 27.

eine steilwandige Schüssel (Abb. 2,<sub>2</sub>). Grab 3 enthielt eine große, flache, einhenkliche Schüssel mit umgelegtem Rande, unter dem sich eine schwache Einkehlung hinzieht (Abb. 2,<sub>6</sub>). Grab 4 lieferte ebenfalls eine flache Schüssel mit umgelegtem Rande und einen Napf, bei dem Rand, Hals und Schulter die kennzeichnende Rehlung der Gefäße der ältesten Bronzezeit aufweisen (Abb. 2,<sub>10</sub> u. <sub>11</sub>). Ferner lag in Grab 3 noch ein winziges doppelfonisches Gefäß mit zwei Henkelösen (Abb. 2,<sub>3</sub>).

Grab 3 enthielt auch Bronzebeigaben: drei Noppenringe<sup>5)</sup> aus äußerst dünnem und daher sehr brüchigem Bronzedraht und eine kurze, in der Mitte verdickte Nadel; sie lag am Hinterkopf, ist also im Haupthaar getragen worden. Die drei Ringe befanden sich vor dem Gesicht, können also vielleicht in seitlich des Gesichts herabhängenden Zöpfen getragen worden sein (Abb. 2,<sub>5</sub>—<sub>8</sub>).

In Grab 5 fand sich als einzige Beigabe eine fast kreisförmige Knochen-scheibe; in der Mitte besitzt sie eine Durchbohrung (Abb. 2,<sub>1</sub>). Nicht vollendete Bohrungen, beinahe konzentrisch um die Mittelöffnung gelagert, waren wohl als Grübchenverzierung gedacht; die Lage in der Mitte der Vorderseite des Skelettes läßt mit Bestimmtheit darauf schließen, daß es sich um einen Anhänger handelt. Da das sehr dünne Scheibchen beiderseits glatte natürliche Außenseiten eines flachen Knochens aufweist, kann es bei dem verhältnismäßig geringen Durchmesser nur aus einem Stück Schädelfapsel gearbeitet worden sein, das offenbar durch Trepanation gewonnen wurde. Dieser fürchterliche chirurgische Eingriff ist durch Professor Seger auch für Schlesien festgestellt worden<sup>6)</sup>. Solche Amulette erfreuten sich besonders auch in West- und Nordwesteuropa allergrößter Beliebtheit und es ist nicht verwunderlich, wenn dieser wertvolle Talisman auch als Totengabe diente<sup>7)</sup>.

Beigaben von Tierfleisch kommen zwar manchmal vor, wie die Schulterblätter großer Tiere in den Gräbern 5 und 8 von Kleinikz Kr. Glogau<sup>8)</sup>, sind aber noch nie in solcher Fülle und Vielfältigkeit beobachtet worden, wie im Grabe 3 von Lamsfeld. Herr Professor Pag vom Zoologischen Institut der Breslauer Universität untersuchte die rund um den ganzen Körper verstreuten tierischen Knochen und stellte fest: zwei Rippenstücke, vier linke Vorderfuß- und einen rechten Vorderfußknochen vom braunen Bären, einem älteren Tier; drei Halswirbel und einen Brustwirbel, ebenfalls vom braunen Bären, aber von einem jungen Tier; einen linken Oberarm der Hausziege und einen linken Fußknochen vom Hauschaf. An Kopf und Rücken des Skelettes lag weiter eine Packung von Flußperlmuscheln und zwar von mindestens 60 bis 80 Stück.

<sup>5)</sup> Seger, Höckergräber bei Rothschloß Kr. Nimptsch. Schles. Vorzeit N. F. II S. 15 f.

<sup>6)</sup> Seger, Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens. Schles. Vorzeit N. F. VII S. 72.

<sup>7)</sup> Sudhoff, Trepanation, Eberts Reallexikon I, S. 430 f.

<sup>8)</sup> Seger, Neue Grabfunde aus der älteren Bronzezeit. Schles. Vorzeit N. F. IV Seite 2 f.

Die Grabung auf dem östlich anstoßenden Gelände lieferte zwei Mahlsteine; sie lagen in sehr starker Schwarzerdenschicht, so daß nicht mit Bestimmtheit gesagt werden kann, ob es Siedlungsfunde sind<sup>9)</sup>. Da aber Gräber zum mindesten in Spuren an dieser Stelle erkannt worden wären, werden die Mahlsteine wohl aus den zum Gräberfeld gehörigen Wohnstätten stammen. Die 0,50—0,60 m messende Schwarzerdenschicht verhinderte ein Erkennen von Pfostenlöchern. Der eine Mahlstein war zur Hälfte abgeschliffen, der andere aber erst kurze Zeit in Gebrauch genommen. Die Reibesteine fehlten, doch muß es sich um sogenannte brotlaibförmige handeln, die eine gleichmäßige, flache Abplattung der Reibefläche erzielten. Diese Formen sind in der Bronzezeit üblich.

Die Höckergräber von Lamsfeld stehen den jungsteinzeitlichen aus Marschwitz nahe, die Formen ihrer Beigefäße sind aber ausgeglichener und damit jünger als die Marschwitzer Gefäße. Andererseits kommen in Lamsfeld die straffen Formen der voll ausgebildeten Hoch-Munjetitzer-Stufe noch nicht vor; die Lamsfelder Gräber gehören also schon in die älteste Bronzezeit und müssen in die Früh-Munjetitzer-Stufe gesetzt werden. Keins der Gräber war beigabenlos. Bei Grab 3 steigerten sich die Beigaben zu beinahe üppig zu nennender Ausstattung mit Keramik, Bronzen und Fleisch von Jagd- und Haustieren und Flußmuscheln. Somit gehört das Höckergräberfeld von Lamsfeld zu den am reichsten ausgestatteten der ältesten Bronzezeit Schlesiens.

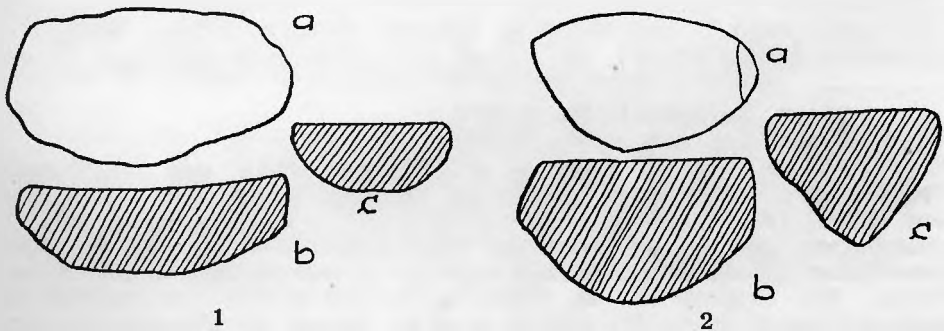


Abb. 4. Zwei Mahlsteine aus Lamsfeld. a Aufsicht, b Längsschnitt, c Querschnitt.  $\frac{1}{10}$

<sup>9)</sup> Nachträglich fand der Besitzer Nidel westlich des Wohnhauses (vgl. Abb. 1) Scherben eines großen Vorratsgefäßes (Höhe 60 cm). Eine Untersuchung der Fundstelle war nicht möglich. Das Gefäß (Saf. XXIV 2) gehört derselben Zeitstufe wie die übrigen Funde an; vielleicht lag das Gräberfeld inmitten der Siedlung.

# Goldfunde aus der ältesten Bronzezeit in Sachsen

Von Georg Bierbaum-Dresden

Mit 5 Abbildungen

Hans Seger, der verehrte Altmeister der schlesischen Vorgeschichtsforschung, hat uns unter vielen anderen Beiträgen in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte auch den Artikel über die Lunjetitzer Kultur<sup>1)</sup> geschenkt. Bereits früher<sup>2)</sup> hatte er die schlesischen „Goldfunde aus der Bronzezeit“ zusammengestellt. Daher seien ihm zu seinem 70. Geburtstage die folgenden Darlegungen gewidmet.

Bisher sind aus Sachsen nur vier Goldfunde aus der ältesten Bronzezeit bekannt. Von diesen sind drei bereits einmal abgebildet worden. Da ihre Veröffentlichungen jedoch z. T. an entlegenen und nicht für alle gleich gut erreichbaren Stellen erfolgt sind, werden auch diese hier mit herangezogen, zumal bei dieser Gelegenheit verschiedene Ergänzungen mitgeteilt werden sollen.

## 1. Nähe von Baugen

Mit der Sammlung des Dresdener Oberbibliothekars Hofrat Dr. Gustav Klemm erwarb das Britische Museum in London einen goldenen Noppenring (Abb. 1a und b).

Das Stück hat die Nummer 68, 12-28, 362, vermutlich als Nr. 362 vom 28. Dezember 1868 zu lesen<sup>3)</sup>. Der Ring ist bereits abgebildet<sup>4)</sup>, und zwar in natürlicher Größe. Die Fundangaben dazu sind recht dürftig: „... a coiled ring of gold wire found near Bautzen in Saxony (fig. 149) ....“ Sie haben sich leider auch nicht weiter vervollständigen lassen trotz eingehenden Briefwechsels mit Mr. L. D. Kendrick vom Britischen Museum, da es bis heute nicht gelungen ist, einen Katalog der Sammlung Klemm aufzuspüren. Parallelen zu diesem Ring sind gut bekannt<sup>5)</sup>. Mr. Kendrick verdanken wir außer zwei Skizzen (Vorder-

<sup>1)</sup> Ebert, Reallexikon I, 1924, S. 260 ff.

<sup>2)</sup> Schles. Vorzeit, N. F. II, 1902, S. 3 ff.

<sup>3)</sup> Die vorgeschichtliche Sammlung G. Klemms umfaßte etwa 550 Nummern sächsischer und provinziälsächsischer Herkunft nach freundlicher Auskunft Mr. L. D. Kendricks vom 28. VIII. 1925. Dafür wurden 1868 £ 160 gezahlt. — G. Klemm (1802—1867), den Verfasser vom „Handbuch der germanischen Alterthumskunde“, Dresden 1836, als „Altertumshändler“ hinstellen zu wollen, wie das geschehen ist, muß als völlig verfehlt bezeichnet werden. Man vergleiche dazu den Artikel von Dr. med. H. Döbft, dem Begründer des Völkermuseums in Leipzig, der sich betitelt „Gustav Klemms kulturhistorische Sammlung und ihr Erwerb zur Begründung eines allgemeinen anthropologischen Museums“ (Extra-Beilage zu Nr. 104 der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom Mittwoch, 29. 12. 1869, 24 Seiten), ferner die Darlegungen R. Jau n i c k s in den Dresdner Geschichtsblättern XXXIV, 1926, S. 132 (in der Besprechung von U. Jacobi: 1875—1925. Fünfzig Jahre Museum für Völkerkunde zu Dresden).

<sup>4)</sup> R. U. Smith, A Guide to the antiquities of the Bronze Age, British Museum, London, 1920, Second Edition, S. 139 mit Abb. 149. — Das Galvano für diese Abbildung wurde durch die dankenswerte Vermittlung von Mr. L. D. Kendrick vom Britischen Museum in London von der University Press Oxford erworben.

<sup>5)</sup> Ich nenne nur: Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte II, 1925, Taf. XXXIII a 2; IX, 1927, Taf. 104i; J. Schráníl, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, Berlin und Leipzig 1928, Taf. XXII 33.

ansicht und Rückansicht: Abb. 1a und 1b) noch die folgenden Angaben: Dicke des Drahtes 0,15 cm; größte Breite 1,9 cm; größte Höhe 1,9 cm; Gewicht 9,0 g.

Leider gibt die Rückansicht (1b) keinen befriedigenden Aufschluß über das rückwärtige Ende. Mr. Kendrick schreibt dazu: „There are 10 turns in the back of the ring. The ends of the wire are invisible, having presumably been hammered together to make two loops“. Und bedauerlicherweise läßt auch die vom British Museum bezogene Nachbildung des Stückes in Messingdraht (Zug. Nat.-M. 53/33) nichts davon erkennen.

## 2. Bornitz, Amtshauptmannschaft Oschatz

Der schöne Goldanhänger (Abb. 2) wurde gelegentlich der Durchsicht alter Bestände wieder aufgefunden, ohne daß festgestellt werden konnte, wann und von wem er in das Staatliche Museum für Vorgeschichte gegeben worden ist. Fundstelle, -zeit und -umstände sind unbekannt. Trotzdem läßt sich mit ziemlicher Sicherheit Bornitz bei Oschatz als Fundort wahrscheinlich machen.

Aus dem beim Stück gelegenen Zettel, der eine Skizze des Anhängers trägt und damit die Zusammengehörigkeit von Zettel und Stück einwandfrei ergibt, ließ sich nämlich entnehmen, daß der Anhänger aus dem Besitze der „Schwägerin vom Bäcker und Schenkwirt Lorenz in Gaunitz, der Wittwe des Schmiedes Lorenz in Kleinragewitz“ stammt.

Kleinragewitz ist nun die westliche Nachbarflur von Bornitz. Nur etwa 300 m östlich der Flurgrenze von Kleinragewitz liegt auf der Flur Bornitz am Nordhang der Höhe 122,7 das große Gräberfeld, vorwiegend südlich der Bahnstrecke von Oschatz nach Riesa. Bei der Anlage der Bahnstrecke ist es 1838 erstmalig angeschnitten worden. Schnurkeramik<sup>6)</sup> und mittelbronzezeitliche Gräber<sup>7)</sup> kamen schon damals zum Vorschein. 1902 wurden zwei Gräber der Latènestufe B geborgen<sup>8)</sup>. Wohl um 1908 fand man einen Kumpf der Völkerwanderungszeit<sup>9)</sup> und 1929 konnte auch die älteste Bronzezeit nachgewiesen werden<sup>10)</sup>.

Da unter den auf dem beigegebenen Zettel genannten Orten Kleinragewitz meines Wissens bisher gar keinen vorgeschichtlichen Fund geliefert hat, Gaunitz aber — trotz anderer sehr wichtiger Funde<sup>11)</sup> — keine Funde aus der Runjetiger Zeit ergab, kommt als Fundort für unseren Goldanhänger mit ziemlicher Sicherheit nur Bornitz in Betracht.

<sup>6)</sup> Staatliches Museum Dresden: Bruchstück einer rohgearbeiteten, dickwandigen Amphora, deren Hals fehlt (aus der Sammlung des Königl. Sächsischen Altertums-Vereins, Nat.-Nr. 962) und Bruchstück eines zylindrischen zweihenkligen verzierten Bechers (ebendaher Nr. 975; vgl. dazu: U. Götzke, Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen Schnurverzierten Keramik im Flußgebiete der Saale, Diss. Jena 1891, S. 38, Taf. I 23).

<sup>7)</sup> Staatliches Museum Dresden (Sammlung des Königl. Sächsischen Altertums-Vereins und Sammlung R. Preusker); Heimatmuseum Oschatz.

<sup>8)</sup> Staatliches Museum Dresden (vgl. dazu U. Mirtschin, Germanen in Sachsen, Riesa 1933, S. 16 f., 175).

<sup>9)</sup> G. Bierbaum, Schumacher-Festschrift, Mainz 1930, S. 337 mit Anm. 7 auf S. 340 (Heimatmuseum Oschatz).

<sup>10)</sup> U. Mirtschin, Mannus XXII, 1930, S. 96 mit Abb. 37 (Heimatmuseum Riesa).

<sup>11)</sup> Von hier stammt die erste und bisher einzige Kragenflasche aus Sachsen, vgl. G. Bierbaum, Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit VI, 1930, S. 85 (Staatliches Museum Dresden, als Geschenk des Herrn Gutsbesizers Paul Neustadt in Gaunitz); außerdem besitzt das Staatliche Museum von hier ein erst in diesem Jahre gefundenes sogenanntes „flaschenförmiges Gefäß“ nach Miklasson, welches ganz vorzüglich einem Stück aus Brandenburg entspricht. E. Sprockhoff, Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg, Berlin 1926, Taf. Lc.

Unser Goldanhänger (Abb. 2) hat die Form eines schmalen, oben beiderseits leicht eingedrückten Ovals mit übergreifenden und nach oben gebogenen Enden aus rundem Golddraht. Oberfläche matt hellgelb mit rauhen Schliff- und Schlagspuren.

Länge 2,78, größte Breite 1,5; Dicke des Drahtes 0,2—0,34 cm. — Gewicht 3,27 g.

### 3. Dschag (?), Kreishauptmannschaft Leipzig

Die unverantwortlicherweise eingeschmolzene Goldnadel (Abb. 3) soll hier aufgeführt werden<sup>12)</sup>, obwohl sie soeben erst von R. Moschkau auf Grund einer Begutachtung von U. Mahr für wikingisch angesehen und veröffentlicht worden ist<sup>13)</sup>.

Solange diese Nadel nicht durch einen gesicherten Fund datierbar ist, wird man zugeben müssen, daß die von U. Mahr und R. Åberg ausgesprochenen Vermutungen angefochten werden können. Gerade die im Norden unbekannte Form des zusammengekniffenen Ringes, welche so stark an das leicht eingedrückte Oval des Goldanhängers von Bornitz gemahnt, läßt daran denken, daß wir es vielleicht mit einer Abart der cyprischen Schleifennadel zu tun haben, die ein Anhängsel in der Form unseres Goldanhängers besitzt. Jedenfalls soll diese Ansicht einmal zur Aussprache gestellt werden. Leider

ist ja von der Nadel gar nichts bekannt. Nicht einmal Dschag als Fundort steht fest. Wäre das wenigstens der Fall, dann müßte schon auf die immerhin beachtliche Nachbarschaft zu der nach Osten nur etwa 4,7 km Luftlinie entfernten Fundstelle von Bornitz aufmerksam gemacht werden.

### 4. Röderau, Amtshauptmannschaft Großenhain

Der schönste und auch der am besten beobachtete Fund ist der Bewahrfund von Röderau<sup>14)</sup> vom 12. Mai 1932 (Abb. 4), der nur anfangs bedauerlicherweise nicht gleich in die richtigen Hände gekommen und insolgedessen, z. T. wenigstens,

<sup>12)</sup> Die Zeichnung wird Herrn R. Moschkau-Leipzig verdankt.

<sup>13)</sup> R. Moschkau, Eine Wikinger-Goldnadel von Dschag? Die Fundpflege II, 1934, S. 14—16 (mit Abb.).

<sup>14)</sup> U. Mirtschin, Unsere Heimat (Riesaer Tageblatt) V, Nr. 27 vom 18. 6. 1932, S. 1—4 (mit Abb.).

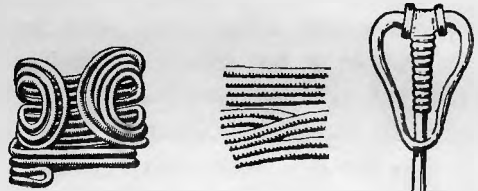


Abb. 1a—b.  
Nopperring von Bautzen.  $\frac{1}{1}$

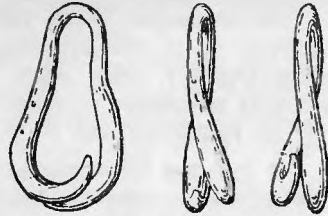


Abb. 2. Anhänger von Bornitz.  $\frac{1}{1}$



Abb. 3. Nadel  
von Dschag.  $\frac{1}{1}$

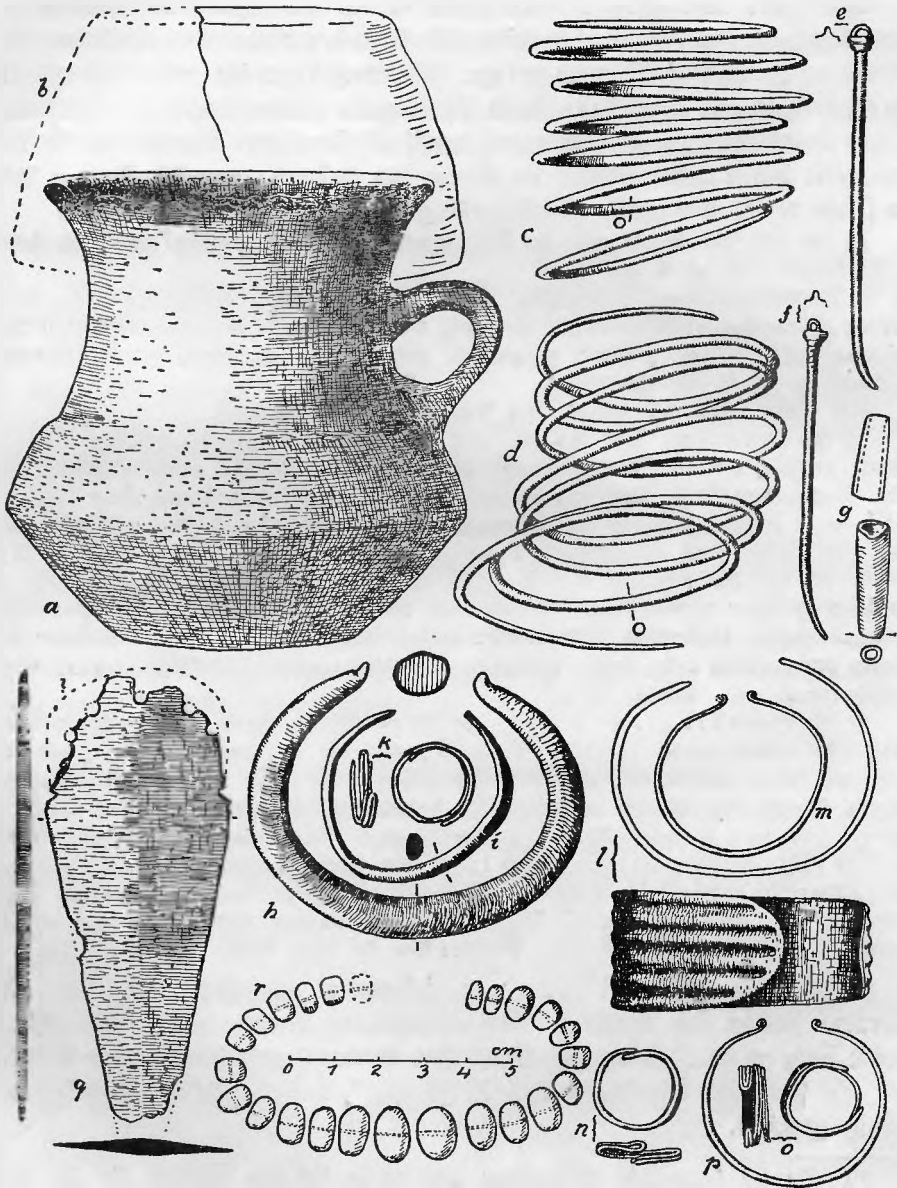


Abb. 4. Verwahrfund von Röderau

erheblich beschunden worden ist. Da der Fund bisher noch nicht in einer Fachzeitschrift abgebildet worden ist, sei er hier nach A. Wirtschins Angaben wiedergegeben<sup>15)</sup>.

Der Fund kam beim Sandabfahren in der Sandgrube des Gutsbesitzers Hans Kaule in Röderau an der Höhe 103, 6 in der Südecke des Wäldchens südwestlich vom Bahnhof Röderau zutage. Der trotz allem ihm widerfahrenen Ungemach noch immer prachtvolle Fund ist Leihgabe (!) der Schule (!) in Röderau an das Heimatmuseum in Riesa und damit ein deutlicher Beweis für die Notwendigkeit des Denkmalschutzes im Sinne des Gesetzes vom 13. Januar 1934, das solche offensibaren Mißgriffe für alle Zukunft unmöglich gemacht hat.

In der nur zum Verständnis der Abb. 4 gegebenen und daher stark gekürzten Angabe der Fundstücke folge ich A. Wirtschin:

a) einhenkliger Krug; b) Deckgefäß; c, d) Armspiralen; e, f) Kopfößennadeln (= Säbelnadeln); g) Knochen(?)=Röhrchen; h) Armring, offen, unverziert; i) Ringbruchstück; l) Manschettenarmband, schmal, gerippt; m und p) kleine Ringe in Form der Eisenhalssringe; q) Dolch Klinge; r) 24 Bernsteinperlen.

Alle bisher genannten Metallfunde sind aus Bronze hergestellt.

k) Noppenring aus Gold. „Er ist sicherlich vollständig erhalten. Der zur Schleife umgelegte runde Draht beschreibt als Doppeldraht zunächst einen reichlichen Halbkreis. Der äußere Draht bricht ab, der innere läuft weiter, vollführt noch einen Kreis und hört dann in gleicher Höhe wie der andere auf. Sein Ende ist jedoch gedreht. Farbe: goldgelb. Oberfläche: glatt. Drahtstärke 1 mm. Richter Durchmesser 17 mm. Gewicht 2 g.“

n) Noppenring aus Gold. „Scheinbar ist er unvollständig erhalten. Ein zur Schleife umgelegter, runder Draht beschreibt nur, nachdem er zur Schleife umgebogen worden ist, eine einzige Umdrehung. Die beiden Enden hören dann nach kurzer seitlicher Ausbiegung unvermittelt auf. Farbe: goldgelb. Oberfläche: glatt. Drahtstärke 1 mm. Richter Durchmesser 18 mm. Gewicht 2,5 g.“

o) Noppenring aus Gold. „Er ist vollständig erhalten. Er zeigt auf einer Seite sechs nebeneinander liegende Runddrähte und auf der Gegenseite nur zwei. Das hängt mit seiner Herstellung zusammen: ein langer Draht wird in der Mitte zusammengebogen, so daß eine Schleife entsteht. Die beiden nebeneinanderherlaufenden Enden beschreiben nun einen Dreiviertelskreis und biegen dann wieder in einem Winkel von 180 Grad um. Von dieser Rückbiegung, Koppe, aus laufen vier Drähte nebeneinander her. Nach einem vollständigen Kreisumlauf der beiden Enden liegen beim letzten Dreiviertelskreis sechs Drähte nebeneinander. Zuletzt werden die beiden Enden miteinander verdreht. Farbe: goldgelb. Oberfläche: glatt; Drahtstärke 1 mm. Größter Dm. 18, lichte Weite 16 mm. Gewicht 6 g.“

Anhangsweise sei hier noch folgendes ausgeführt. In der alten Literatur finden sich Angaben über verschollene Goldfunde, die daraufhin zu prüfen sind, ob sie vielleicht der Aunjetitzer Kultur zugerechnet werden könnten. Für die sächsische Oberlausitz hat J. Frenzel<sup>16)</sup> bereits eine solche Zusammenstellung gegeben.

<sup>15)</sup> Für die freundliche Überlassung der Mater für den Bildstock bin ich Herrn A. Wirtschin ebenso wie Herrn Buchdruckereibesitzer Curt Langer in Riesa dankbar.

<sup>16)</sup> J. Frenzel, Goldfunde der Sächsischen Oberlausitz (Festschrift zur 25-Jahrfeier der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen, Bautzen 1926, S. 49); Oberlausitzer Heimatzeitung IX, 1928, S. 306 f.

### 5. Großdrebniß, Amtshauptmannschaft Bauzen

Der „Amtschösser ufm Stolpen Matthes Richter“<sup>17)</sup> meldet dem Kurfürsten August 1561, bei Großdrebniß sei neben einigen bereits verarbeiteten Stücken Gold auch Golddraht gefunden worden. Hier könnte es sich sehr wohl um einen vorgeschichtlichen Fund gehandelt haben, welcher sich seiner Lage nach ganz gut an das Lunjetitzer Fundgebiet um Bauzen anschließen würde.

Großdrebniß ist übrigens auch noch dadurch bemerkenswert, daß dort wie im Baltenberg-Gebiet früher Goldwäscherei betrieben worden ist<sup>18)</sup>.

### 6. Der Keulenberg bei Pulsnitz

Bereits vor 1647 soll hier Gold gefunden worden sein<sup>19)</sup>. Nach J. Frenzel<sup>19)</sup> war es ein „Spiralfingerring aus doppeltem Golddraht“. Liest man jedoch die älteste Angabe<sup>20)</sup> darüber nach, dann ergibt sich die Unhaltbarkeit dieser Annahme<sup>20)</sup>. Da man weder die Ortsflur kennt (der Fund ist unter „Königsbrück“ wie unter „Gräsenhain“ geführt worden — beide Orte liegen in der Amtshauptmannschaft Kamenz), noch weiß, was nun eigentlich gefunden worden ist, scheidet dieser Fund für die Zukunft am besten ganz aus.

### 7. „Königswartha“, Amtshauptmannschaft Bauzen

1596 soll ein Hirtenmädcl „beym Dorffe Roemlein nicht weit von Königswarthe“<sup>21)</sup> Golddraht gefunden haben. Ein Ort „Roemlein“ ist unbekannt. J. Frenzel denkt an „Höflein“, Amtshauptmannschaft Kamenz, zwischen Elstra und Königswartha<sup>22)</sup>. Infolge dieser Unsicherheit wird man auch diesen Fund künftig außer Betracht lassen können.

### 8. Krakau, Amtshauptmannschaft Kamenz

Um die gleiche Zeit, also um 1600, soll sich „bey einen Dorff nicht weit von Cracau an der Pulznitz“ . . . . „solcher goldener Draht einem Bauer an ein Pflug-Rad gewunden“ haben, „welchen man ebenfalls zu Ringen gebraucht“<sup>21)</sup>.

<sup>17)</sup> Oberlausitzer Heimatzeitung IX, 1928, S. 166. — Fehlt bei J. Frenzel.

<sup>18)</sup> A. Schifner, Beschreibung von Sachsen, Stuttgart 1840, S. 520.

<sup>19)</sup> Joh. Lohde, Bericht von dem Schellendorffischen Heyl-Brunnen zu Guxßdorf bey Königsbrück gelegen. Freyberg 1647, S. (40).

<sup>20)</sup> Lohde schreibt von einem Goldschmied „bezahlets dem Bawer mit wenigem Gelde / daraus der Goldschmied aber viel hundert Thaler soll geschmelzet haben“. Das kann kein „Spiralfingerring aus doppeltem Golddraht“ gewesen sein, wie J. Frenzel auf Grund von „Angaben nach Fundarchiv Dr. Frenzel, Bauzen“ schreibt. Ueberdies ist das Zitat „Preuster im Neuen Lausitzer Magazin 1827, S. 555“ falsch! S. 554 ist der Fund von Quatz genannt. Der hat aber nichts mit dem vom Keulenberg zu tun!

<sup>21)</sup> Joh. Benedict Carpzov, Neu eröffnetener Ehren-Tempel merkwürdiger Antiquitäten des Marggraffthums Ober-Lausitz, Leipzig und Budissin 1719, S. 229.

<sup>22)</sup> Oberlausitzer Heimatzeitung IX, 1928, S. 307.

Dieser Fund ist ebenfalls unverwendbar. Weber ist „Cracau“ als Fundort gesichert, noch weiß man etwas über die ursprüngliche Form des goldenen Drahtes.

### 9. Struppen, Amtshauptmannschaft Pirna

Bereits aus dem 17. Jahrhundert stammt auch dieser Fund. Lange als „Pflanzengold“ angesehen und als solches wahrscheinlich gebührend bewundert<sup>23)</sup>, ist er vielleicht neben dem von Großdrebniß der einzige sicher vorgeschichtliche Fund. Es könnte sich dabei nämlich in der Tat um einige Noppenringe gehandelt haben. Struppen als Fundort für ein Stück der Lunjetiger Kultur müßte schon deshalb ernstlich in Betracht gezogen werden, als dieser Ort nur knapp 3 km östlich des Unterlaufes der Gottleuba gelegen ist. Gottleuba = aufwärts nach dem Paß von Kulm = Nollendorf zieht aber die älteste Verbindung von Sachsen nach Böhmen, die nach verschiedenen Funden in umgekehrter Richtung bereits die Bandkeramiker benützt haben. Auch die Leute der ältesten Bronzezeit zogen, wenigstens zum Teil, wieder auf diesem Paßwege ins Land, wenschon für sie daneben als weitere Paßverbindung von Böhmen nach Sachsen auch der Paß von Rückendorf im Zittauer Gebirge in Betracht kam.

Heinrich Christian Eilenburg schreibt über das Material von Struppen folgendes<sup>24)</sup>:

„N:° 46.a. Zwey ganz massivne Stückgen Gold-Draht, so im Dorffe Struppen, zwischen Pirna und Königstein gelegen, bey Ausgrabung eines alten Stockes sollen seyn gefunden worden, wiegen  $\frac{9}{16}$  Ducaten.“

„N:° 47.a. Dergleichen Gold-Draht; ebendaher, hält an Gewichte 2 und  $\frac{7}{16}$  Ducaten.“ Eilenburg schließt daran folgende „Nota“:

„Ohnerachtet von dieser Art Goldes, so man insgemein aurum vegetabile betittelt, und wovon sub N:° 89.a. mit noch mehrern soll gehandelt werden, sehr viele Nachrichten vorhanden sind, so habe doch von dieser merkwürdigen Natur-Begebenheit in unsern Lande nirgends etwas finden können, bis mir endlich, nach vieler vergebener Mühe, in Phil. Jac. Sachsii à Lewenhaimb Ampelographia<sup>25)</sup> — p. 41 folgende Passage vorgekommen: Sunt, qui pro certo affirmant, ante paucos annos in vineis Germaniae circa Dresdam Albi adiacentibus, vinitorem ex vineae cuiusdam fertilis admodum terra prominentem funi-

<sup>23)</sup> Miscellanea Saxonica, Dresden, Juli 1767, 1. Hefte, S. 200: „Von dem sogenannten Pflanzengolde . . . . imgleichen drey andere Stückgen Golddrat, welche im Dorffe Struppen, über Pirna, an einem alten Weinstocke sollen gefunden worden seyn . . .“

<sup>24)</sup> In seinem im Besitz des Staatlichen Museums befindlichen handschriftlichen, mit verschiedenen prachtvoll handkolorierten Abbildungen versehenen „Neuerbestimmten Verzeichniß über die in dem königlichen Mineralien-Cabinete befindliche Gold-Sammlung und goldhaltigen Erzte mit beygefüigten nöthigen Nachrichten und nützlichen Anmerkungen veröffentlicht im Jahre 1750“ auf S. 34 f.

<sup>25)</sup> *ΑΜΠΕΛΟΓΡΑΦΙΑ* sive *Vitis viniferae ejusque Partium consideratio physico – philologico – historico – medico – chymica*, in qua tam de vite in genere, quam in specie de ejus pampinis, flore, lachryma, sarmentis, fructu, vini multivario usu, de spiritu vini, aceto, Vini faece, & tartaro, curiosa notata plurima ad normam collegii naturae curiosorum instituta plurimis jucundis secretis naturae, artisque locupletata à Philippo Jacobo Sachs, à Levvenhaimb Siles. Phil. & Med. D. & Collegii Naturae Curiosorum Collega. Lipsiae, impensis viti Jacobi Trescheri, Bibliop. Uratislaviensis Typis Christiani Michaëlis, MDCLXI.

culum vidisse, quem dum lente extrahit ad aliquot ulnarum longitudinem, disrupto tandem funiculo, aurum obryzum esse funiculum, lapis Lydius testatus est.“

„Da nun der sub N:<sup>o</sup> 46. & 47.a. angemerkte, auch gleichförmige, Gold-Draht über eine Elle lang ist, und die Lage des oben bemerkten Dorffes mit dem vorbeschriebenen Orte ebenfalls accordiret; so ist höchst wahrscheinlich, es müsse benannter Auctor diesen unsern Gold-Draht gemeynet haben, und werde ich mithin dubioes, ob ich ihn fernerweit, wie bisher gesehen, vor gekünstelt und nicht vor natürlich halten soll?“

Die Noppenring-Funde von Röderau wiegen 2, 2,5 und 6 g; der Noppenring „aus der Nähe von Baugen“ wiegt 9 g. Der Versuch, den letzteren nachzubilden, ergab, daß für die Herstellung dieses Ringes etwa 70 cm Draht erforderlich sind.

Demgegenüber ergeben sich für den Struppener Goldfund folgende Zahlen: die zwei Golddrahtstücke Nr. 46a wogen 1,935, der Golddraht Nr. 47a = 8,38 g. Die Gesamtlänge der drei Drahtstücke übertraf 56 cm<sup>26)</sup>.

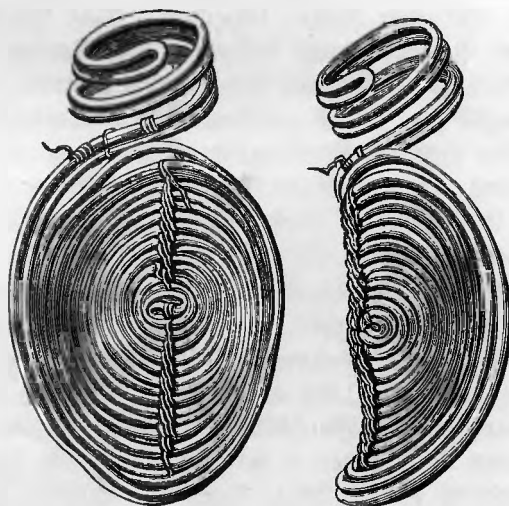


Abb. 5. Goldring von Tschanschwitz Kr. Strehlen.  $\frac{1}{1}$   
Nach Seger, Schles. Vorzeit N. F. II S. 12

<sup>26)</sup> 1 Reichsdukat = 3,44 g Gold;  $\frac{1}{16}$  Reichsdukat = 0,215 g Gold;  $\frac{9}{16}$  Dukaten sind dann = 1,935 g;  $2\frac{7}{16}$  Dukaten sind = 8,38 g. Eine sächsische Elle mißt 56,64 cm.

# Einige älterbronzezeitliche Funde aus dem Silinggau in Schlesien

Von Otto Kleemann-Dresden

Mit 4 Abbildungen

Eines der Arbeitsgebiete meines verehrten Lehrers ist die Frage der Verbindung der Kultur der ältesten Bronzezeit mit der der mittleren Bronzezeit. Während nach alter Meinung der Übergang von der Körperbestattung zur Leichenverbrennung nur durch einen Wechsel der Bevölkerung selbst zu erklären war, indem die Träger der Lausitzer Kultur in dem jüngeren Zeitabschnitt eingewandert seien, vertrat Seger den Gedanken, daß sich nur die Lebensformen derselben Bevölkerung langsam umgebildet hätten. Die Richtigkeit dieser Auffassung hat von Richthofen im einzelnen bewiesen<sup>1)</sup>. Infolgedessen haben wir in unserer Dissertation: „Die mittlere Bronzezeit in Schlesien“ im Anschluß an Wahle<sup>2)</sup> und Sprockhoff<sup>3)</sup> die gesamte Bronze- und die frühe Eisenzeit — so lange läßt sich die Entwicklung in der schlesischen Vorzeit ungestört verfolgen — als die Zeit der illyrischen Kultur bezeichnet. Eine Kultur, die einem bestimmten Volke eigen ist, wird immer besser mit dem Namen ihres Trägers bezeichnet. Für die Bronzezeit Schlesiens sind dies die Illyrier, soweit die Quellen überhaupt einen tragfähigen Schluß zulassen. Die Kulturbezirke, sozusagen die Gaue des Volkes, sind nach den Landschaften zu benennen, an die sie gebunden sind. Die Bezeichnung „Lausitzer Kultur“ wäre daher besser auf den landschaftlichen Kulturbezirk innerhalb der großen „Illyrischen Kultur“ zu beschränken, für den sie ursprünglich doch nur geprägt worden war<sup>4)</sup>.

Unsere Kenntnisse über die ältere Bronzezeit sind in Schlesien in den letzten Jahren dank der rührigen Tätigkeit der Bodendenkmalpflege wesentlich vermehrt worden. Schon die Zunahme der bekannten Fundstellen von 88 im Jahre 1926 auf 162 im Jahre 1933 weist darauf hin, ganz abgesehen von der zahlenmäßigen Vermehrung der Fundstücke. Auch der frühere, störende Mangel an reichen geschlossenen Grabfunden ist beseitigt. Alle diese Funde stellen immer wieder eine Verbindung her zwischen denen der ältesten und der mittleren Bronzezeit<sup>5)</sup>. Hier sei aus der Menge der noch unbekannt gebliebenen Funde ein kleiner Teil herausgegriffen.

<sup>1)</sup> von Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien; Vorgeschichtliche Forschungen I, 3 1926.

<sup>2)</sup> Wahle, Deutsche Vorzeit 1932, S. 103.

<sup>3)</sup> Sprockhoff, Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit; Vorgeschichtl. Forschungen II, 3, 1930, S. 126 z. B.

<sup>4)</sup> Zeitschr. f. Ethnol. 1869, S. 411.

<sup>5)</sup> Eine genauere Bearbeitung dieser Funde, sowie eine neue Fundkarte gibt O. Kleemann, Die mittlere Bronzezeit in Schlesien; noch nicht gedruckte Dissertation, Breslau 1933.

### Jordansmühl Kr. Reichenbach (früher Kr. Nimptsch)

Grab 106. Eine amtliche Grabung im Jahre 1927 an der Fundstelle IV legte 0,30 m unter der Oberfläche in schwarzer, holzkohlehaltiger Erde eine Anzahl dicht nebeneinanderstehender Gefäße frei. Zwei Terrinen waren von je einer Fußschale bedeckt. Eine Ranne stand zwischen den Scherben einer groben Terrine und eines Vorratstopfes, von dem eine Scherbe an der kleinen Terrine lag. Der Leichenbrand, in einem Falle obenauf die Schädelstücke, und einige z. T. zerschmolzene Bronzebeigaben fanden sich in den Terrinen und der Ranne.

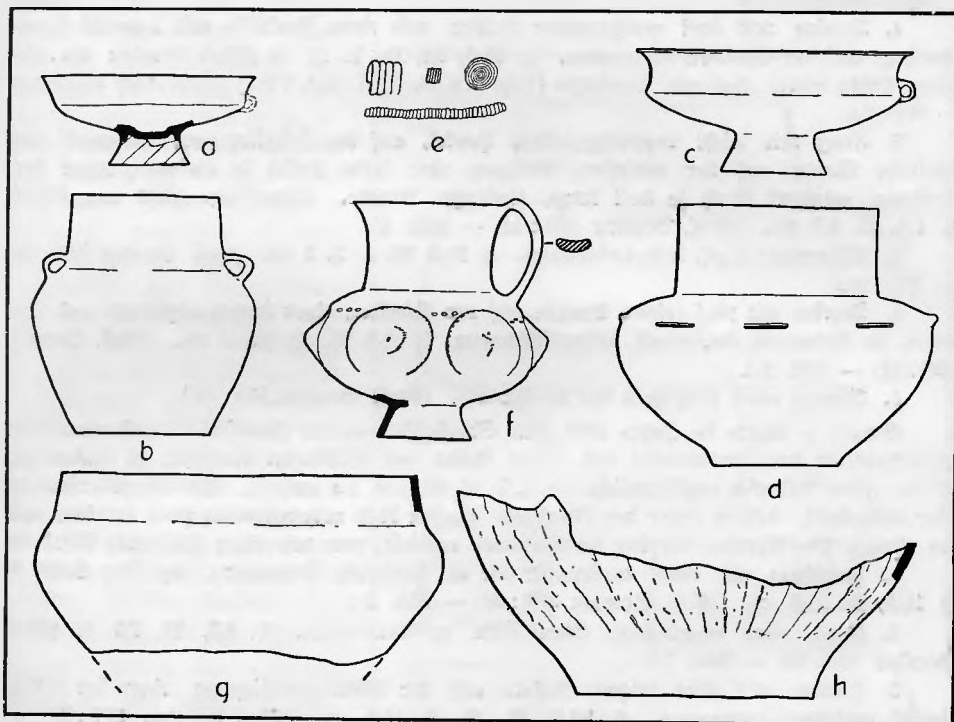


Abb. 1. Jordansmühl, Grab 106.  $\frac{1}{6}$

1. Fußschale mit einer Öse am Umbruch, braungrau, Öse und Fuß verloren, bedeckte Gefäß 2.  $\text{H.}$  noch 4,5,  $\text{M.}$  16,75 cm. (Mus. Breslau 465 : 27) — Abb. 1a.

2. Terrine, dunkelbraun.  $\text{H.}$  19,  $\text{M.}$  11,5,  $\text{B.}$  11 cm. (Mus. Breslau 466 : 27) — Abb. 1b.

3. Fußschale wie 1, schwarz, unvollständig erhalten, bedeckte Gefäß 4.  $\text{H.}$  10,  $\text{M.}$  16,  $\text{F.}$  8,8 cm. (Mus. Breslau 467 : 27) — Abb. 1c.

4. Terrine, auf der Schulterumbiegung acht waagerechte Leisten, braunschwarz.  $\text{H.}$  21,  $\text{M.}$  16,  $\text{B.}$  10,5 cm. (Mus. Breslau 463 : 27) — Abb. 1d.

5. Ranne mit Untersatz, ganz leicht gekeltem Bandhenkel, sechs spitzigen Buckeln in großer Umfurchung, getrennt durch je eine Reihe von drei kleinen Dellen, braungrau.  $\text{H.}$  19,5,  $\text{M.}$  12,5,  $\text{B.}$  7,4 cm. (Mus. Breslau 472 : 27) — Abb. 1f.

6. Oberteil einer sehr breiten, kurzhalfigen Terrine, gelb mit schwarzem Rande.  $\text{H.}$  noch 13,5,  $\text{M.}$  29 cm. (Mus. Breslau 462 : 27) — Abb. 1g.

7. Unterteil eines großen (Vorrats-) Topfes mit senkrecht gestrichener Rauhung, graugelb.  $\text{H.}$  noch 16,  $\text{B.}$  19 cm. (Mus. Breslau 471 u. 474 : 27) — Abb. 1h.

8. Einige Bronzestücke: Spiralrolle (467 : 27),  $\text{L.}$  7,5,  $\text{Dm.}$  0,3 cm; gleiches größeres Stück (468 : 27),  $\text{L.}$  1,1,  $\text{Dm.}$  1,4 cm; gleiches, kleineres Stück (469 : 27),  $\text{L.}$  0,5,  $\text{Dm.}$  1,4 cm; winzige Spiralscheibe (473 : 27); einige verschmolzene Stückchen (470 : 27) — Abb. 1e.

**G r a b r.** Im Jahre 1924 erwarb das Museum mit einigen frühisenzeitlichen Gefäßen vier Gefäße, deren Gleichartigkeit einen Grabfund vermuten läßt, der, wie der andere mit jenen frühisenzeitlichen Gefäßen, in Gegenwart des späteren Besitzers an der Fundstelle IV zutage gekommen war.

1. Terrine mit drei waagerechten Leisten und einer Henkelöse mit doppelzipfligem Fortsatz auf der Schulter, braungrau.  $\text{H.}$  25,5,  $\text{M.}$  18,  $\text{B.}$  11 cm (Mus. Breslau 560 : 24); dieses Gefäß wurde schon von Richthofen (siehe a. a. D. S. 27, Taf. VII k) ausführlich behandelt. — Abb. 2a.

2. Krug mit leicht doppelgerieftem Henkel, auf der Schulter zwei waagrecht umlaufende Linien, auf der weitesten Wölbung vier spitze Buckel in einfacher, enger Umfurchung, getrennt durch je drei kurze, senkrechte Striche. Standfläche nicht ausgebildet.  $\text{H.}$  6,5,  $\text{M.}$  6,5 cm. (Mus. Breslau 558 : 24) — Abb. 2b.

3. Eiförmiger Topf, bräunlichschwarz.  $\text{H.}$  10,5,  $\text{M.}$  9,  $\text{B.}$  5 cm. (Mus. Breslau 557 : 24) — Abb. 2c.

4. Terrine mit fünf spitzen Buckeln auf der Schulter, einer davon abgeplagt und verloren, im Boden ein Seelenloch, bräunlichschwarz.  $\text{H.}$  18,3,  $\text{M.}$  13,  $\text{B.}$  11 cm. (Mus. Breslau 556 : 24) — Abb. 2d.

5. Scherbe einer Fußschale mit breiter Öse. (Mus. Breslau 559 : 24.)

**G r a b s** wurde im Jahre 1884 beim Straßenbau an der Fundstelle II gefunden. Der Grabcharakter steht einwandfrei fest. Dies scheint von Richthofen übersehen zu haben, als er den Fund teilweise veröffentlichte (a. a. D. S. 38, Taf. Xa und d). Der Fundbericht sei hier nachgeholt. 0,60 m unter der Oberfläche standen dicht nebeneinander zwei Terrinen und ein Krug. Die Terrine, die den Leichenbrand enthielt, war mit einer Fußschale überdeckt.

1. Fußschale mit einer verlorenen Öse am Umbruch, braungrau, lag über Gefäß 2.  $\text{H.}$  10,5,  $\text{M.}$  21,5 cm. (Mus. Breslau 308 : 84) — Abb. 3a.

2. Krug, ohne angedeutete Standfläche, gelbbraungrau.  $\text{H.}$  9,5,  $\text{M.}$  7,5 cm (Mus. Breslau 309 : 84) — Abb. 3b.

3. Terrine mit fünf spitzen Buckeln auf der Schulterumbiegung, einer der beiden Henkel verloren, braungrau.  $\text{H.}$  22,5,  $\text{M.}$  15,  $\text{B.}$  10,2 cm. (Mus. Breslau 307 : 84) — Abb. 3c.

4. Terrine mit sechs spitzen Buckeln auf der Schulterumbiegung, braungrau.  $\text{H.}$  23,  $\text{M.}$  17,2,  $\text{B.}$  10,5 cm. (Mus. Breslau 306 : 84) — Abb. 3d.

Die Fundstücke stammen sämtlich aus Jordansmühl. Dieser Ort nimmt vermutlich eine bevorzugte Stellung innerhalb des süd-mittelschlesischen Kulturbezirkes ein. Die außergewöhnlich starke Besiedlung, die durch lange Zeiten der Vorzeit anhält, die Besonderheit der zutage gekommenen Altfachen und die Lage mitten in einer der fruchtbarsten, immer dicht bewohnten und kulturell selbständigen und eigenartigen schlesischen Landschaft, dem bekannten Silinggau, sprechen sehr dafür. Vielleicht besaß Jordansmühl die Bedeutung eines Verwaltungsmittelpunktes, der beim Herrschaftswechsel beibehalten wurde, also den Vorort im Gau darstellt. Nicht unwesentlich wird dabei die Nähe des Silingberges gewesen sein, der in dem religiösen Leben der Vorzeit immer eine große Rolle

gespielt hat, wie zahlreiche Weihfunde aus verschiedenen Zeiten beweisen; an die Erzählung von dem silingischen Götterpaar, das hier verehrt wurde, braucht nicht besonders erinnert zu werden<sup>6)</sup>.

Wenn es auch nicht unmittelbar zum Thema gehört, so sei dennoch hier darauf verwiesen, daß dieselbe Bedeutung als Vorort, als Mittelpunkt für Verwaltung und Kulturleben in dem süd-oberschlesischen oder richtiger unter Einbeziehung des landschaftlich zugehörigen Troppauischen Schlesien, dem südschlesischen Kulturbezirk (Gau) für die Stelle von Bieskau Kr. Leobschütz anzunehmen sein wird. Auch hier ist die Besiedlungsdauer und -dichte für lange Zeit, selbst über mehrfachen Bevölkerungswechsel hinweg — illyrisch — keltisch — germanisch — nachgewiesen. Der Charakter und Reichtum der Funde ist auffallend und dies wird nicht zufällig und bedeutungslos sein. (Z. B. fanden sich keltisches Glas in größerer Menge, der bekannte Zöpferofen, neuerdings erst wieder eine keltische Goldmünze, in germanischer Zeit außergewöhnlich viel Terra sigillata und römische Münzen<sup>7)</sup>). Schließlich ist auch die Lage im Mittelpunkt der Landschaft zwischen Beskiden-Eudeten, Oderlauf und den Höhenzügen im Kreise Cosel und Neustadt zu beachten. Hierauf wies mich dankenswerterweise der Staatliche Vertrauensmann für Naturdenkmäler, Obersteuerinspektor Lindner-Ratibor, hin.

Die Jordansmühler Funde zeigen deutlich das einfache Gepräge des südmittelschlesischen Kulturbezirkes. Während der älteren Stufen der Bronzezeit sind die Gefäße hier vorwiegend dunkel gefärbt bei stumpfem Glanze der Außenfläche und entbehren in der Formgebung der Betonung von Kugeligkeit oder geradliniger Gestrecktheit, ganz im Gegensatz etwa zu den heller gefärbten glänzenden und in der Form ausgeprägteren Gefäßen des lausitzischen oder des nordschlesischen Kulturbezirkes.

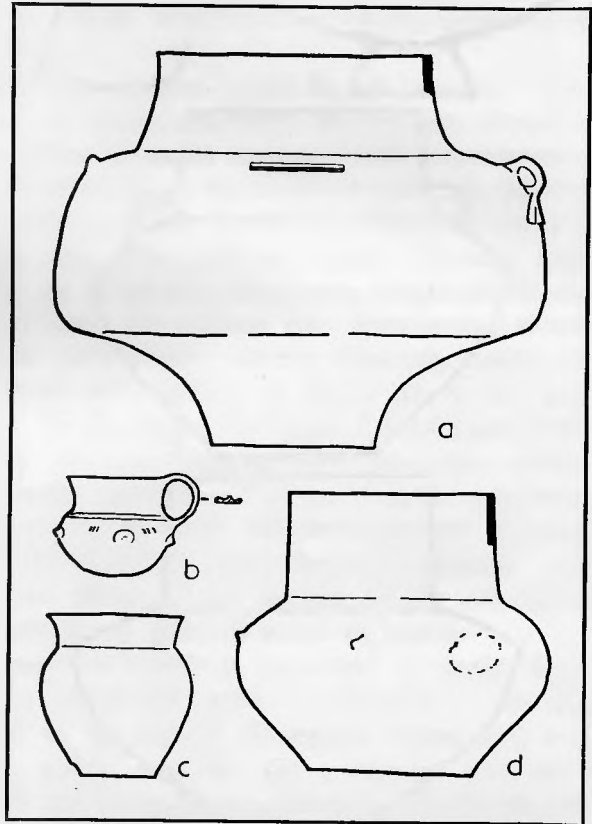


Abb. 2. Jordansmühl, Grab r. 1/5

<sup>6)</sup> Geschwendt, Siling, der Schlesienerberg S. 18—20.

<sup>7)</sup> Zahn, Die Kelten in Schlesien S. 148, Taf. IX—XI; Aus Oberschlesiens Urzeit XX S. 61; Prähist. Zeitschr. X (1918) S. 107.

Das Grab 106 von Jordansmühl (Abb. 1) ist als Musterbeispiel für die Jungstufe der älteren Bronzezeit zu bezeichnen. Diese Jungstufe wird gekennzeichnet durch die „frühe schlesische Brandgräber-Buckelkeramik“ von Richthofens, die jetzt nach Herausarbeitung der Gefäßware der mittelbronzezeitlichen Altstufe (Montelius IIIa) vollständig in die II. Stufe der Bronzezeit (nach Montelius)

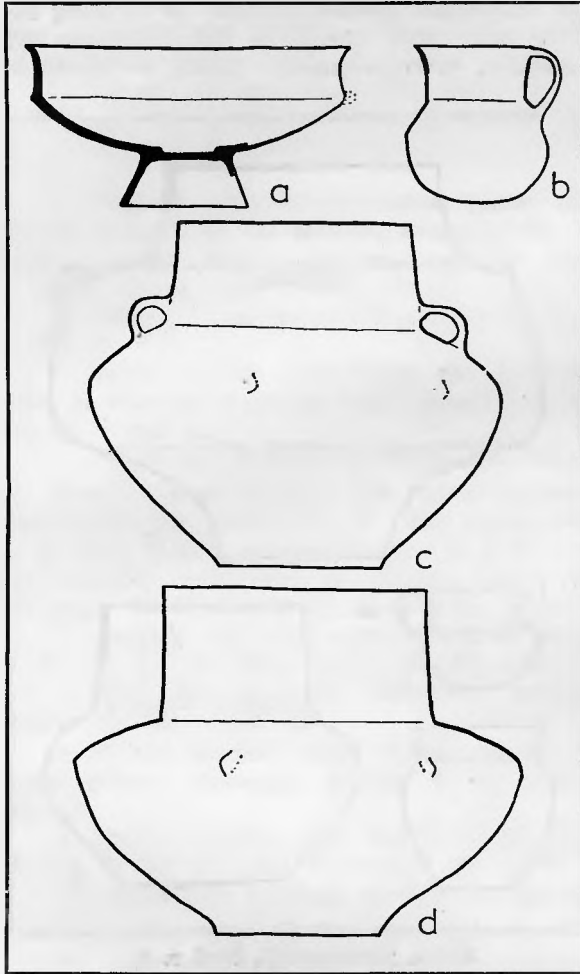


Abb. 3. Jordansmühl, Grab s. 1/5

zu setzen ist<sup>8)</sup>. Von diesen frühen Gefäßen mit Buckelverzierung finden die beiden Terrinen ihre Vergleichstücke bei Richthofen a. a. O. Taf. IIIp, IXc und Taf. IXf, Xd (= unsere Abb. 3d).

Als Gegenstück der beiden Fußschalen sei erwähnt: Richthofen Taf. XIIIa. Gleiche Gefäße kommen in Mittelschlesien nur noch während der Altstufe der mittleren Bronzezeit vor, ohne daß Kennzeichen für eine Unterscheidung der verschiedenalterigen Stücke vorlägen. Später finden sich Fußschalen einer gering abweichenden Spielart erst wieder in der jüngeren Bronzezeit (Abb. 4) und diesmal im nord-schlesischen Kulturbezirk<sup>9)</sup>. Hier geht ihr Auftreten offenbar auf nördlichen Einfluß zurück. Sehr häufig ist dagegen das Vorkommen unserer Fußschalen in Böhmen und Mähren, wo sie ein Kennzeichen älterbronzezeitlicher Grabfunde sind<sup>10)</sup>.

Neu und den Schatz der Spielarten erweiternd ist das Vorkommen der buckelverzierten Kanne auf dem Standfuß (Abb. 1f). Ihr Auftreten ist aber

<sup>8)</sup> von Richthofen a. a. O. S. 123.

<sup>9)</sup> Mittelschlesien I Taf. XXXIX 4.

<sup>10)</sup> Pic, Hügelgräber Böhmens; Gottwald, muj arch. vyzkum, Pírovní 1932.

nicht außergewöhnlich; ist doch die Schale auf einem unterfahartigen Fuße ein Kennzeichen der älterbronzezeitlichen Jungstufe. Leicht konnte daher einmal ein anderes Gefäß mit einem unterfahartigen Fuße versehen werden. Der leicht gefehlte Bandhenkel ist ein wenig über den Rand gezogen, wie es bei gleichzeitigen Gefäßen (von Richthofen Taf. XIIb, unsere Abb. 2b), nicht aber bei den Kannen der vorangehenden und der folgenden Zeit vorkommt.

Schließlich ist auch die Körperform der Gefäße für die Jungstufe der älteren Bronzezeit kennzeichnend. Die Gefäße sind entweder sehr stark gewölbt (Abb. 1d, f) oder sehr schwach gebauht (Abb. 1b, g), im Gegensatz zu der — bei gleichem Aufbau auf der nicht zu kleinen Standfläche — ausgeglichenen Form der altmittelbronzezeitlichen Töpfe.

Die Terrinen und die Fußschale des Grabes s (Abb. 3) sind schon von Richthofen eingehend behandelt worden, ebenso die große Terrine des Grabes r (Abb. 2a). Die kleine Terrine (Abb. 2d) gleicht fast dem Gefäß bei Richthofen (Taf. VIh). Der Krug mit kugelfrundem Körper des Grabes s (Abb. 3b) legt den gleichgeschwungenen Topf mit doppeltgeriestem Henkel des Grabes r (Abb. 2b) zeitlich für die ältere Bronzezeit fest. Aber auch der schlanke eiförmige Topf (Abb. 2c) wird in diese Zeitstufe zu stellen sein, wenn auch Vergleichstücke mit abgesetztem Halse noch unbekannt sind. Die wenigen sicher älterbronzezeitlichen eiförmigen Töpfe mit abgesetztem Halse besitzen nämlich einen sehr kräftig gewölbten Bauch<sup>11)</sup>. Unter den Töpfen mit angebogenem Rande gibt es aber auch Stücke mit schwacher Bauchung<sup>12)</sup>. In der ältesten Bronzezeit sind eiförmige Töpfe mit abgesetztem Halse unbekannt. Die mittelbronzezeitlichen artgleichen Gefäße sind in der Altstufe nicht so schwach gewölbt und in der Jungstufe auf einer kleineren oder sehr viel breiteren Standfläche aufgebaut; in der jüngeren Bronzezeit sind sie im süd-mittelschlesischen Kulturbezirke überhaupt unbekannt<sup>13)</sup>. Infolge der stilistischen Gleichzeitigkeit der vier Gefäße auf Abb. 2 glauben wir, in ihnen einen geschlossenen Fund vermuten zu dürfen.

Endlich ist die Verzierungsweise der Gefäße zu besprechen, die einiges Neue bringt. Den wesentlichen Teil der Verzierung stellen die Buckel dar. Sie sind nach den vereinzelt Anfängen in der ältesten Bronzezeit immer noch verhältnismäßig klein, aber immer außen aufgesetzt und gleichzeitig mehr oder weniger stark aus der Gefäßwand von innen herausgedrückt<sup>14)</sup>. Die Buckel sind an unseren Gefäßen zu vier, fünf und sechs in gleicher Höhe angebracht. Sie kommen nur mit einer scharfen Spitze vor und zwar, wie gewöhnlich, in

<sup>11)</sup> von Richthofen a. a. D. Taf. XIIa; durch Hirtenstabsnadeln und Stollenarmbänder zeitbestimmtes Grab aus Medingen/Sachsen: Festschrift der Gesellschaft Isis, Dresden 1934. (Bierbaum.)

<sup>12)</sup> von Richthofen Taf. IIIh, g, f.

<sup>13)</sup> Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. Voege-Breslau.

<sup>14)</sup> Das Beschädigen der Gefäße durch Abschlagen der Buckel vor der Bestattung (vgl. Abb. 2d) ist eine älterbronzezeitliche Gewohnheit. von Richthofen a. a. D. S. 35.

schwacher Ausbildung; nur an der Kanne (Abb. 1f) sind sie sehr kräftig gestaltet. Die runden Buckel fehlen. An die Stelle der Buckel treten zweimal waagrecht gestellte Leisten (Abb. 1d, 2a) und, wenn man so sagen darf, einmal eine Henkelöse (Abb. 2a).

Die einfache, engumliegende Kreislinie (Abb. 2b) sieht wie der erste Versuch einer besonderen Heraushebung des Buckels aus. Auch diese Verzierungsweise, zu der noch die umfänglichere, leicht kreishofartige Betonung der Buckel an der Kanne (Abb. 1f) gehört, ist vereinzelt schon in der älteren Bronzezeit bekannt (Richthofen Taf. XIa, b). Neu ist es, den Raum zwischen den Buckeln durch trennende Muster auszufüllen, sei es durch einzelne Reihen von kleinen Dellen (Abb. 1f) oder durch Gruppen von kurzen, senkrechten Strichen (Abb. 2b), die hier unter einem die Schulter abschließenden Doppellinienbände sitzen.

Die in der mittleren Bronzezeit allgemein übliche Verwendung von Dellen, Strichen und Linien ist also schon in der älteren Bronzezeit bekannt und, wie zahlreiche gleichalte Funde zeigen, gar nicht selten. Verstärkt diese Erscheinung die enge Verbindung mit der folgenden Zeitstufe, so ist daselbe auch gegenüber der vorangegangenen ältesten Bronzezeit der Fall, in der ebenfalls Striche und Linien in Verzierungsmustern verwendet worden sind<sup>15)</sup>.



Abb. 4. Fußschale der jüngeren Bronzezeit von Nieder Herzogswaldau Kr. Freystadt.  $\frac{1}{4}$   
Nach Mitschlesien I Taf. XXXIX 4

<sup>15)</sup> Seger, Aunjetitzer Kultur im Ebertschen Reallexikon Bd. I.

# Die Verbreitung der Lausitzer Kultur in der preußischen Oberlausitz

Von Otto Friedrich Wandert-Görlitz

Mit 5 Karten

Es entspricht einem Wunsche unseres Jubilars, wenn hiermit Verbreitungskarten der Lausitzer Kultur aus dem schlesischen Teile der Oberlausitz vorgelegt werden. Sie enthalten die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Denkmalpflege in der von Görlitz aus betreuten Landschaft zwischen Schwarzer Elster und Queis, den Kreisen Hoyerswerda, Rothenburg, Görlitz (einschließlich Stadtkreis) und Lauban bis zum 31. Mai 1934. Niedergelegt sind diese Ergebnisse in den Gemarkungsmappen des Archivs vorgeschichtlicher Funde der preußischen Oberlausitz im Kaisertruh-Museum für Vorgeschichte zu Görlitz. Hier sind auch die übrigen Quellen zu einem beträchtlichen Teile verarbeitet: das weitverzweigte oberlausitzische Schrifttum, die Museumsbestände (besonders Görlitz, Hoyerswerda und Berlin) und die in Privatbesitz verstreuten Funde. Es darf erwähnt werden, daß die Durcharbeitung der un katalogisierten, mehrere tausend Stück umfassenden Gefäßbestände der Görlitzer Sammlung mit besonderen Schwierigkeiten verbunden war.

Die Bestandsaufnahme der Lausitzer Kultur, wie sie von der Arbeitsgemeinschaft für die Erforschung der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens mit zu großem Danke verpflichtender Unterstützung der Rotgemeinschaft der deutschen Wissenschaft angestrebt wird, hat diese Quellen weitgehend erfaßt. Fräulein Elfe Berthold, Oberzeichenlehrerin i. R. in Blankenburg a. S., stellte sich in selbstloser Weise mit ihrer unermüdblichen Schaffenskraft für diese Bestandsaufnahme zur Verfügung. Was wir gemeinsam erarbeitet haben, findet seinen Niederschlag in den vorgelegten Listen und Karten<sup>1)</sup>.

Begonnen wurde hier mit Periode III der Bronzezeit, der wir die klassische Buckelkeramik zurechnen. Die vorhergehende zweite Periode, ausgezeichnet durch spärliche Bronzefunde und höchst seltene Tonware, soll an anderer Stelle in einer besonderen Arbeit über die älteste und ältere Bronzezeit des Gebietes zusammenfassend behandelt werden. Ihr Ende findet die Lausitzer Kultur in der nach Montelius als Periode VI bezeichneten Hallstatt- oder frühen Eisenzeit. Es umspannt unser Arbeitsplan also den 1000 jährigen Zeitraum von 1400 bis 400 v. Chr. etwa. Nur solche Funde wurden in die vorliegenden Listen und Karten aufgenommen, deren Zuordnung zu einem der vier Hauptabschnitte der Lausitzer

<sup>1)</sup> Versuche, die Lausitzer Kultur unseres Gebietes kartenmäßig darzustellen, wurden schon mehrfach gemacht. Ohne Periodenteilung: Sellmich, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. 1923. Frenzel, Vorgeschichte der Lausitzen. 1931. Die Perioden II und III getrennt: von Richterhofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien. 1926.

Kultur zweifelsfrei gegeben werden konnte. Daß damit die Zahl der uns bekannten Funde und Fundstellen erheblich zusammenschmilzt, ist ein Übelstand, der m. E. durch die Zuverlässigkeit des verarbeiteten Fundstoffes reichlich aufgewogen wird. Immerhin konnten noch 238 Fundstellen verzeichnet werden.

Was von den Fundnachrichten des 18. und 19. Jahrhunderts Bestand haben wird, soll die künftige Forschung erweisen. Es sind gerade bei der Lausitzer Kultur mit ihrer Sitte der umfangreichen Urnenfriedhöfe die Möglichkeiten, immer wieder auf Fundplätze längst verschollener Funde zu stoßen, so groß, daß künftig ein großer Teil alter Fundnachrichten geprüft und ergänzt werden kann.

Zwei Fundgruppen sind mit hereingenommen und auf einer gemeinsamen Karte (Abb. 5) zur Darstellung gekommen, obwohl sie dem obigen Grundsatz nicht entsprechen. Das sind die Goldfunde und die Steinhämmer.

Die Goldfunde — es handelt sich fast ausnahmslos um Spiralbrähte — gehören den Perioden III—V an. Sie lassen sich, wenn kennzeichnende Beifunde oder Tongefäße fehlen, nicht mit Bestimmtheit einer der drei Zeitstufen zuteilen. Da das Gold der Lausitzer Kultur als fremdländisches Einfuhrgut Kennzeichen einer gewissen Wohlhabenheit ist, in unserem Gebiet aber die fünfte Periode in jeder Beziehung einen auffälligen Tiefstand zeigt, dürften unsere Goldfunde zu meist den Perioden III oder IV zuzurechnen sein. Wenn auch in der sechsten Stufe ein starker Aufschwung, sozusagen ein Aufklackern vor dem jähen Ende, festzustellen ist, kommt Gold nur einmal in winzigen Spuren in dem Gräberfeld von Groß Särchen Kr. Hoyerswerda vor. Wenn daher Marschall<sup>2)</sup> in einer soeben erschienenen Arbeit<sup>2)</sup> auch die sechste Periode für das Weiterleben der Spiralringe aus Doppeldraht noch in Anspruch nimmt, so zeigt schon die dort (S. 75) angeführte datierbare Spirale von Rüppern Kr. Guben mit  $2\frac{1}{2}$  Windungen und 1,5 g Gewicht, daß es sich um letzte Ausläufer handelt.

Während also die Goldfunde in der preußischen Oberlausitz vornehmlich der dritten und vierten Periode zuzuzählen sein dürften, fallen die Steinhämmer besonders in die beiden letzten Abschnitte. Gemeint sind die im Aufriß fünfeckigen Hämmer mit mehr oder weniger geschwungener Schneide und ebenso verschieden betonten Schmalseiten. Einige Grabfunde aus zerstreuten Gebieten des Lausitzer Kulturbereiches ließen in mir die Meinung aufkommen, daß die größeren Stücke der fünften, die kleineren der sechsten Periode angehören. Unsere Burgwallgrabung bei Nieder Neundorf Kr. Rothenburg im Jahre 1933 aber zeigte in reiner Periode VI-Umgebung auch Bruchstücke von großen stattlichen Hämmern mit verschiedenartiger Flankenbetonung. Die Aussichten auf eine reinliche Scheidung nach den beiden Zeitabschnitten sind also gering. Man wird sagen dürfen, daß die kleinsten Stücke wohl mit zu den jüngsten zu rechnen sind. Ausführlicher soll

<sup>2)</sup> Marschall<sup>2)</sup>, Die vorgeschichtlichen Goldfunde der Niederlausitz. Niederlausitzer Mitteilungen XXII, 1934, S. 84.

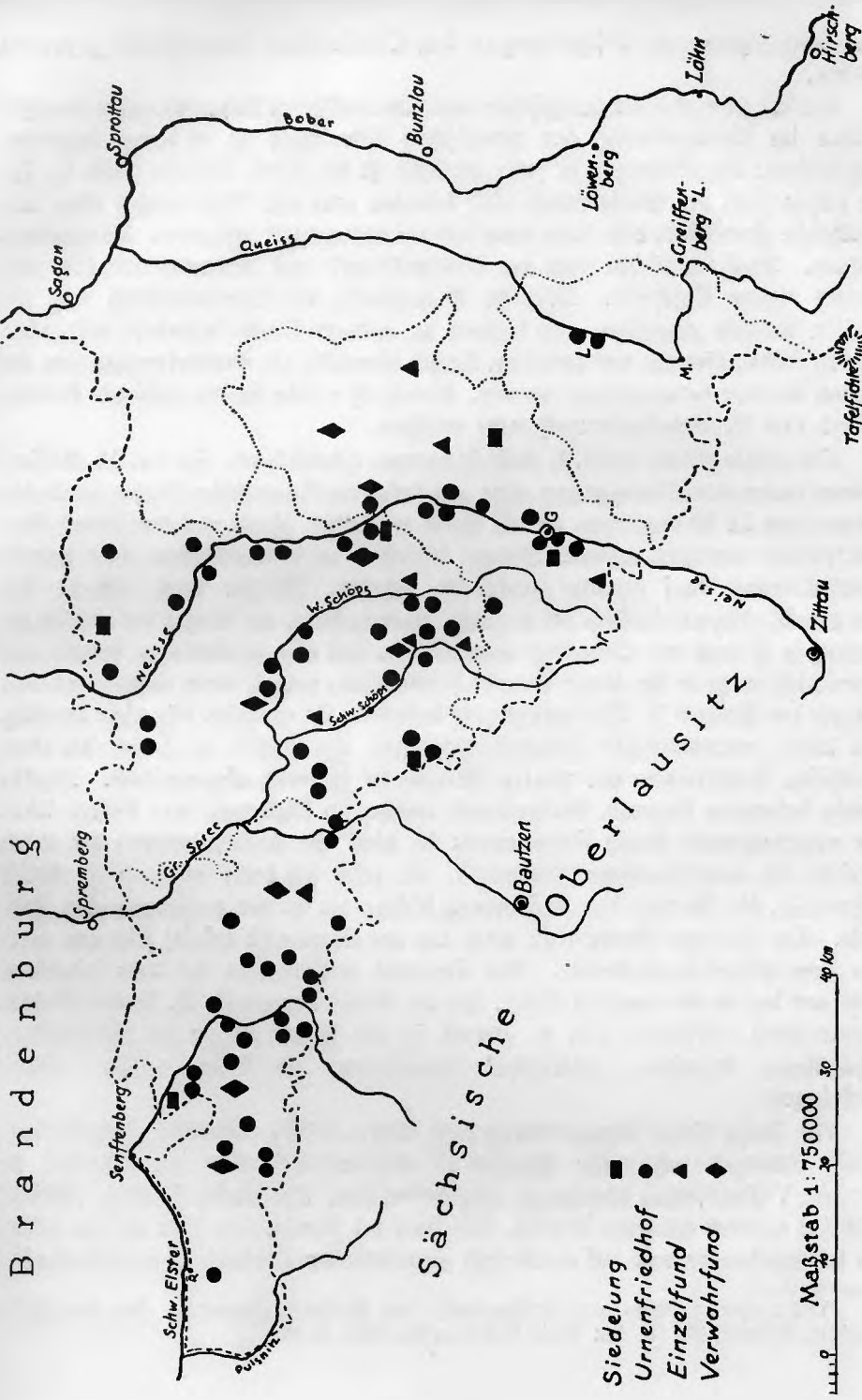


Abb. 1. Fundorte der dritten Bronzezeitperiode

über diese eigenartige Erscheinung in den Oberlausitzer Jahreshften gehandelt werden.

Als Ergebnis der statistischen und kartenmäßigen Behandlung der Lausitzer Kultur im Arbeitsbereich der preussischen Oberlausitz ist in Kürze folgendes festzuhalten: Die Blütezeit in jeder Hinsicht ist die dritte Periode (Abb. 1). Zu der hohen Zahl der Gräberfelder (62) kommen noch vier Siedelungen ohne entsprechende Friedhöfe; also kann man mit 66 uns zurzeit bekannten Wohnplätzen rechnen. Auch die höchste Zahl der Bronze-Einzel- und Verwahr Funde (16) entstammt diesem Abschnitt. Mehrere Bronzebeile, die formenkundlich noch der zweiten Periode zugehören und deshalb an anderer Stelle besonders besprochen werden sollen, könnten mit gewissem Rechte ebenfalls als Besiedelungszeugen der dritten Periode herangezogen werden. Hierdurch würde sich die Zahl der Bronze-Einzel- und Verwahr Funde noch mehr erhöhen.

Die vierte Stufe (Abb. 2) sticht hiergegen erheblich ab. Zu den 41 Gräberfeldern treten drei Siedelungen ohne jetzt bekannte Totenstätte. Diesen 44 Wohnplätzen sind 11 Bronzefunde an die Seite zu stellen. Fünf von den sieben Verwahr Funden umfassen reicheren Inhalt, besonders an Schmucksachen. Eine gewisse Wohlhabenheit darf hieraus geschlossen werden. Mögen auch manche der Periode III-Urnenfriedhöfe bei weiterer Untersuchung als länger benutzt sich erweisen, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß eine beträchtliche Anzahl von ihnen nicht mehr in die vierte Periode hineinreicht; zumal, wenn man die geringe Anzahl der Periode V-Totenplätze (18) bedenkt. Es erscheint mir nicht voreilig, aus diesen merkwürdigen Zahlenverhältnissen den Schluß zu ziehen, die oberlausitzische Bevölkerung der vierten Periode sei teilweise abgewandert. Hierfür spricht besonders folgende Beobachtung, welche ein Blick nach dem Westen lehrt. Im angrenzenden Kreise Liebenwerda ist nicht die dritte, sondern die vierte Periode die ausgesprochene Blütezeit<sup>3)</sup>. Es zeigt sich dort, wie auch im Kreise Schweinitz, die Periode IV-Besiedelung dichter als in der vorhergehenden Zeitstufe. Der Zustrom könnte recht wohl aus der Oberlausitz erfolgt sein und zwar aus dem Elster-Spree-Gebiet. Die Tonware unterscheidet sich dort jedenfalls nicht von der an der unteren Elster. An der Meißner dagegen (z. B. Nieder Bielau, Hennersdorf, Leschwitz) gibt es sowohl in der Form, wie in der Oberflächenbehandlung besondere „schlesische“ Eigenheiten, die kaum weiter westlich vordringen.

Als Folge dieser Abwanderung nach Westen dürfte besonders auch der auffällige Abbruch zahlreicher Periode IV-Gräberfelder und der Mangel an Periode V-Fundstellen überhaupt aufzufassen sein. Die fünfte Zeitstufe (Abb. 3) erscheint nämlich geradezu ärmlich. Die Zahl der Fundstellen sinkt auf die Hälfte der vorangehenden und auf ein Drittel gegenüber der Blütezeit in der Periode III.

<sup>3)</sup> Wandert, Vor- und Frühgeschichte des Kreises Liebenwerda. In: Vornscheim-Wandert, Heimatkunde für den Kreis Liebenwerda, 1929, S. 144.

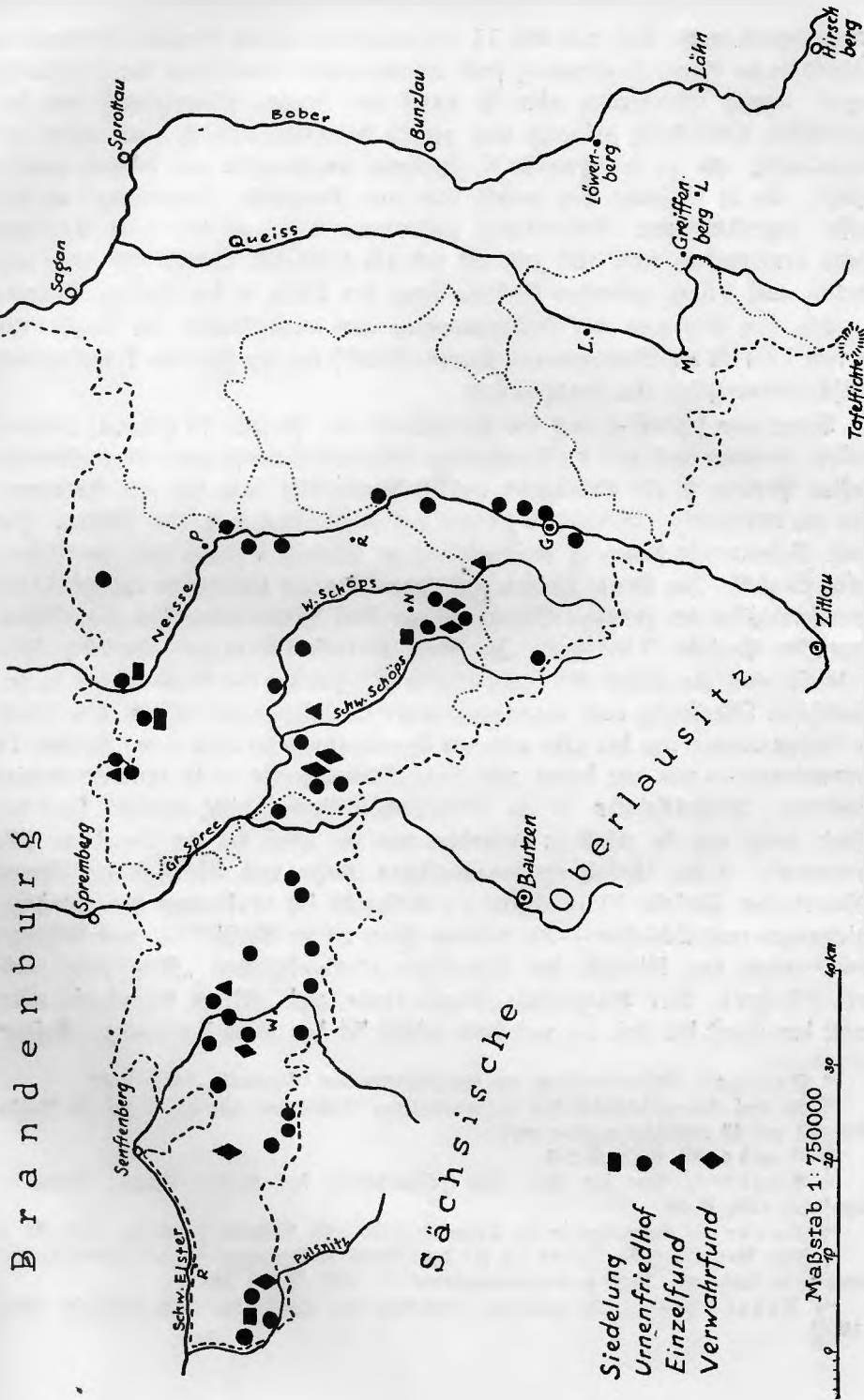


Abb. 2. Fundorte der vierten Bronzezeitperiode

Dazu kommt noch, daß von den 11 Gräberfeldern dieses jüngsten Bronzezeitabschnittes im Kreise Rothenburg sechs im nördlichen Randgebiet der Oberlausitz liegen. Dieses Randgebiet aber ist durch den breiten Dünengürtel von der eigentlichen Oberlausitz getrennt und gehört siedelungskundlich schon mehr zur Niederlausitz, wo ja die Periode V durchaus ungebrochen und lebhaft weiterbesteht. Es ist vielleicht kein Zufall, daß eine Fundstelle (Tormersdorf an der Neiße, gegenüber von Rothenburg) südlich des Dünengürtels reine Aurlither Typen brandenburgischer Art gebracht hat, ein deutlicher Beweis für einen von Norden nach Süden gehenden Einfluß längs der Neiße in der fünften Periode.

Als ein Ergebnis der Fühlungnahme mit dem Westen im Laufe der Periode IV/V ist die Wittichenauer Platten-Fibel<sup>4)</sup> aus der Periode V von mitteldeutsch-germanischer Art anzusprechen.

Wenn nun schließlich noch die Verhältnisse der Periode VI (Abb. 4) erörtert werden, so legen auch hier die Fundzahlen bestimmte Schlüsse nahe. Gegenüber der fünften Periode ist ein Anwachsen auf 51 Fundstellen, also fast eine Verdoppelung, zu erkennen<sup>5)</sup>. Wiederum wendet sich unser Blick nach dem Westen. Im Kreise Liebenwerda stehen 21 Gräberfelder der Periode V gegen sechs der Willendorfer Stufe<sup>6)</sup>. Im Kreise Torgau sind gegenüber den zahlreichen ausgedehnten Urnenfriedhöfen der jüngsten Bronzezeit nur fünf Gräberfelder und zwei Siedelungen der Periode VI bekannt<sup>7)</sup>. Im Kreise Bitterfeld ist es ganz ähnlich<sup>8)</sup>. Dies ist ebensowenig ein Zufall wie das plötzliche Anschwellen der Gräberfelder in der preußischen Oberlausitz nach vorangegangener Siedelungsspärlichkeit. Der Druck der Westgermanen von der Elbe und von Brandenburg her läßt in der Periode VI Einwanderer — wie wir sahen, zum Teil Rückwanderer — in unserem Gebiet erscheinen. Wahrscheinlich ist die Niederlausitz hierbei nicht weniger stark beteiligt, denn auf sie wirkt ja außerdem von der Ober her der Druck der Ostgermanen<sup>9)</sup>. Einer scheinbaren, anfänglichen Ruhe- und Blütezeit im älteren Abschnitt der Periode VI (Hallstatt C) entspricht die Aufnahme von Handelsbeziehungen nach Schlessien — die bemalte Ware an der Neiße!<sup>10)</sup> — und Böhmen (Gräberfelder von Mikrisch, der damaligen oberlausitzischen „Metropole“ und Groß Särchen). Der Burgenbau (Landeskronen und Nieder Neundorf) aber deutet den Ernst der Zeit an, und bald erfüllt sich das Ende der Lausitzer Kultur

<sup>4)</sup> Frenzel, Bilderhandbuch zur Vorgeschichte der Oberlausitz, 1929, S. 82.

<sup>5)</sup> Zu drei Urnenfriedhöfen sind die zugehörigen Wohnstellen bekannt, so daß die Fundstellenzahl auf 48 ermäßigt werden muß.

<sup>6)</sup> Gandert a. a. D., S. 166.

<sup>7)</sup> Gandert, Aus der Vor- und Frühgeschichte des Kreises Torgau. Torgauer Heimatbuch 1932, S. 33.

<sup>8)</sup> Gandert, Germanen in der Dübener Heide. Die Dübener Heide, Jg. 1927, Nr. 3.

<sup>9)</sup> Vgl. hierzu das Kartenbild bei Jahn, Völkerwanderungen vor der Völkerwanderungszeit in Schlessien. Mannus-Ergänzungsband VI, 1928, S. 273 Abb. 2.

<sup>10)</sup> Feyerabend, Die bemalten Tongefäße der Oberlausitz. Götzefestschrift 1925, S. 136 ff.

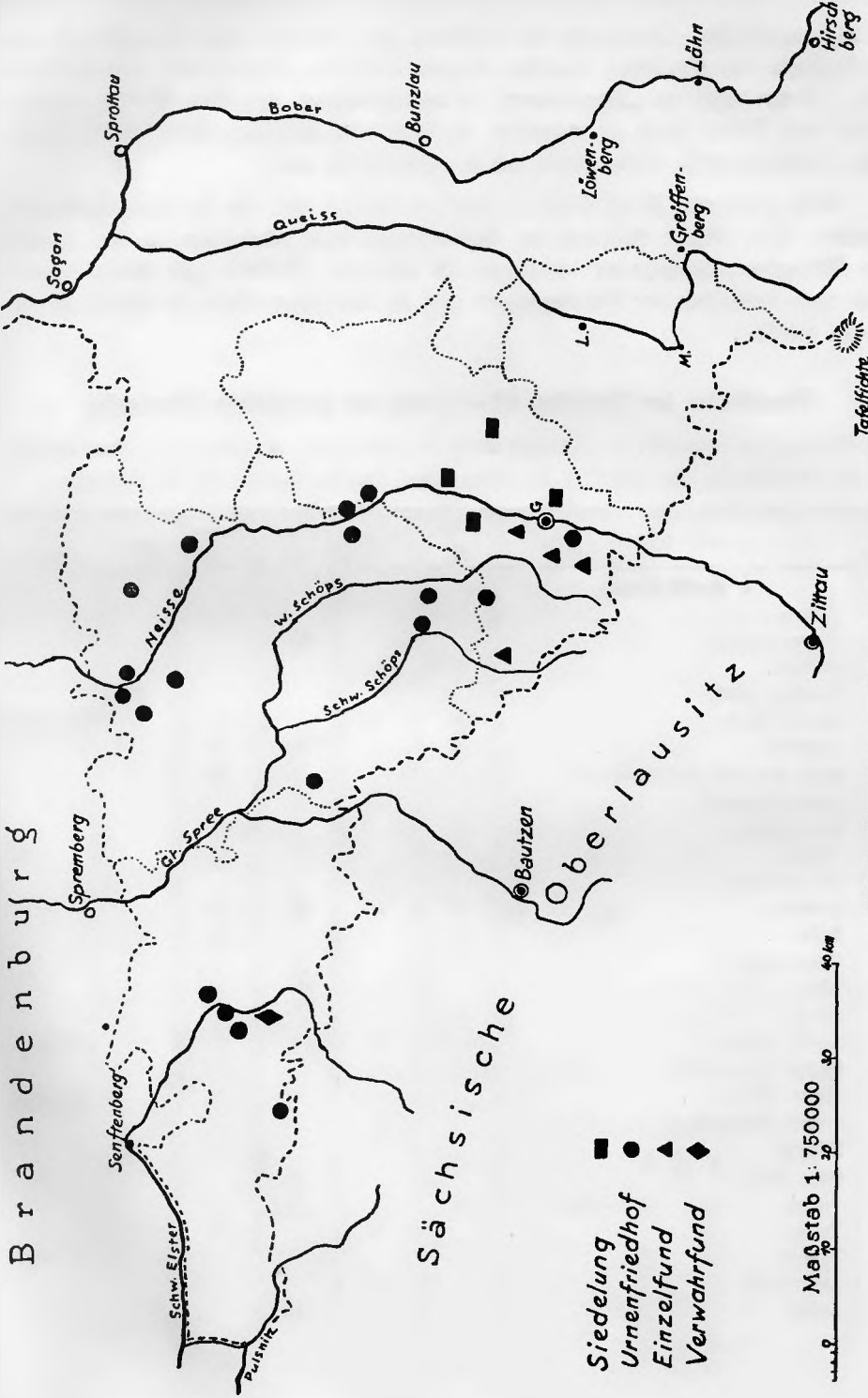


Abb. 3. Fundorte der fünften Bronzezeitperiode

in der preußischen Oberlausitz im Einbruch der Skythen aus Südrußland und Verdrängen der illyrischen Lausitzer Kultur durch die Ostgermanen von Schlesien aus. Wenn auch die Ostgermanen es verschmähten, von dem Gebiet zwischen Elster und Queis Besitz zu ergreifen, so wirkte sich doch das Schicksal des schlesischen Nachbarlandes bestimmend auf die Oberlausitz aus.

Kein gesicherter Fund reicht in unserem Gebiet über die Zeitstufe Hallstatt D hinaus. Der völlige Abbruch der Gräberfelder kann wiederum nur als Zeichen der Abwanderung gedeutet werden. In Böhmen, Mähren und Galizien wird man nach Anzeichen des Wanderzuges, dem der Südosten allein sich öffnen konnte, suchen müssen.

### Fundstellen der Perioden III—VI aus der preußischen Oberlausitz.

Die Abkürzungen bedeuten: U = Urnenfriedhof, S = Siedelung, B = Burg, V = Verwahrfund, E = Einzelfund. Die Ziffern in den beiden letzten Spalten beziehen sich auf die Karte 5.

Zfd. Nr.	Kreis und Bemerkung	Periode III	Periode IV	Periode V	Periode VI	Gold	Steinhämmer
<b>1. Kreis Görlitz</b>							
1.	Descha . . . . .	U			U, S		
2.	Dittmannsdorf . . . . .			E			
3.	Görlitz . . . . .	2 U, S	U				
4.	Görlitzer Forst . . . . .	V, E					
5.	Hennersdorf . . . . .	U	U		U		Nr. 1, 2 (E)
6.	Hohfisch . . . . .	S		S	S		
7.	Klein Biesnitz (Landeskronen) . . . . .			E	B		
8.	Klein Neundorf . . . . .			E			
9.	Königshain . . . . .	U		U	U		
10.	Krißcha . . . . .				U		
11.	Kunnersdorf . . . . .		E				
12.	Leschwitz . . . . .	U	U	U	U		
13.	Lissa . . . . .	U			U		
14.	Ludwigsdorf . . . . .			E			
15.	Moys . . . . .				U		
16.	Niescha . . . . .	E					
17.	Nieder Bielau . . . . .	U, V	U	U	U		Nr. 3 (E)
18.	Nieder Langenau . . . . .	E					
19.	Nieder Moys . . . . .				S		Nr. 4 (E)
20.	Nieder Reichenbach . . . . .		U				
21.	Nikrisch . . . . .				U		
22.	Ober Moys . . . . .			S			
23.	Penzig . . . . .	U		S	U		
24.	Serscha . . . . .		U		U		
25.	Thielitz . . . . .				S		Nr. 5 (E)
26.	Zentendorf . . . . .	U	U		U		
27.	Zodel . . . . .			S			

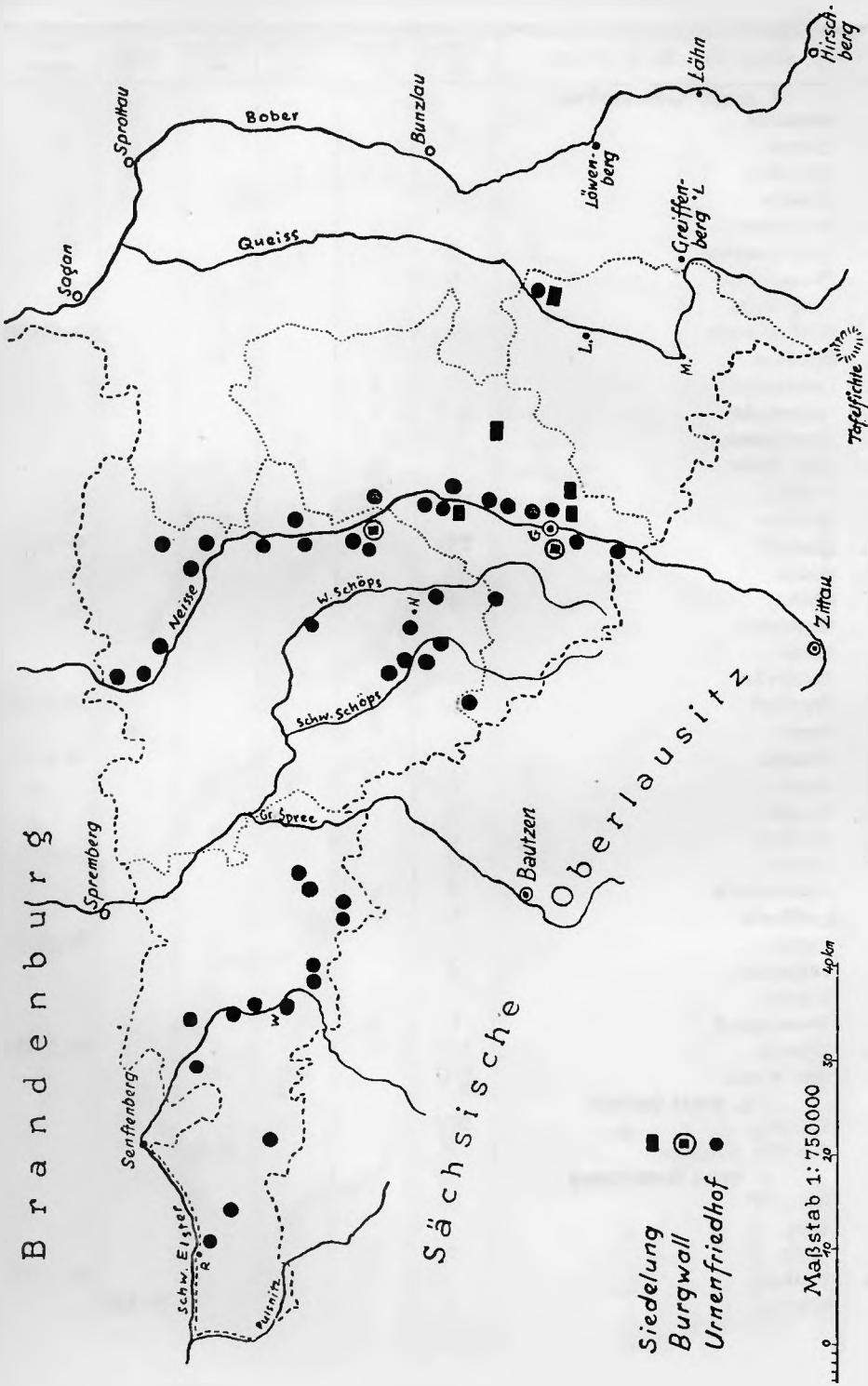
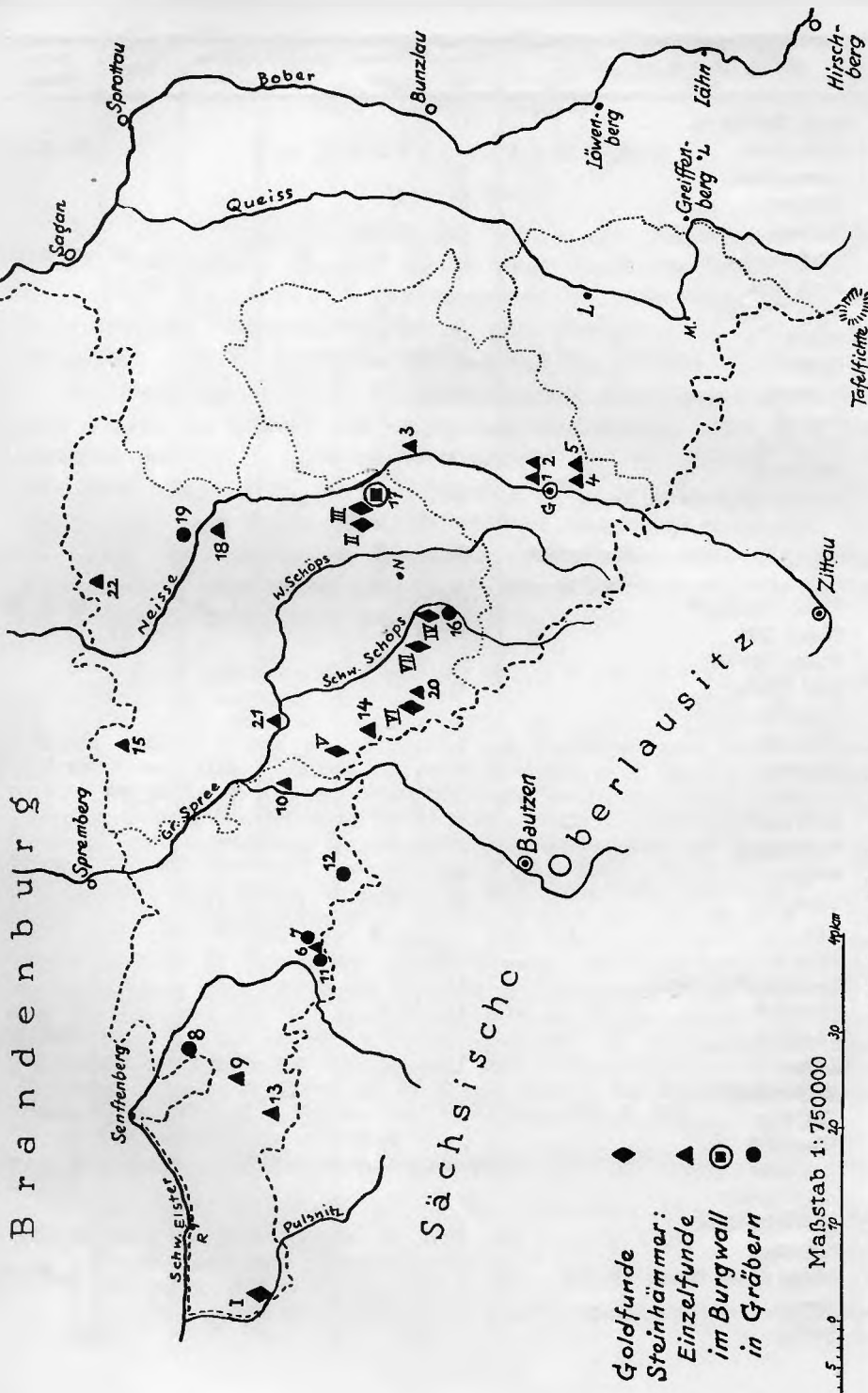


Abb. 4. Fundorte der frühen Eiszeit

Siedlung  
 Burgwall  
 Urnenfriedhof

Maßstab 1: 750000  
 0 10 20 30 40 km

Qfd. Nr.	Kreis und Gemarkung	Periode III	Periode IV	Periode V	Periode VI	Gold	Stein- hämmer
<b>2. Kreis Hoyerswerda</b>							
1.	Bärwalde . . . . .		U				
2.	Bergen . . . . .				U		
3.	Bernsdorf . . . . .		2 U	U			
4.	Bröthen . . . . .	U					
5.	Burfersdorf . . . . .		U				
6.	Dörghausen . . . . .	U	U, V	U			
7.	Dreizeibern . . . . .	V					
8.	Groß Neida . . . . .				U		
9.	Groß Särchen . . . . .	U			U		Nr. 6(U) 7(E)
10.	Gutehorn . . . . .				U		
11.	Heinersdorf . . . . .		V				
12.	Hohenbocka . . . . .	U, V	V				
13.	Hoyerswerda . . . . .	U	U, E	U			
14.	Klein Neida . . . . .	U	U	U	U		
15.	Koblentz . . . . .	U					
16.	Kroppen . . . . .		U				
17.	Laubusch . . . . .	2 U			U		Nr. 8 (U)
18.	Leippe . . . . .	U					Nr. 9 (E)
19.	Lieske . . . . .	U					
20.	Lindenau . . . . .		U, S			Nr. I	
21.	Lohsa . . . . .		U		U		
22.	Mautendorf . . . . .	U					
23.	Merzdorf . . . . .						Nr. 10 (E)
24.	Nardt . . . . .		U				
25.	Rachlau . . . . .	U	U		U		Nr. 11 (U)
26.	Rahen . . . . .	E	U		U		
27.	Rauden . . . . .	U					
28.	Ruhland . . . . .	U			U		
29.	Scheibe . . . . .	U					
30.	Schwarzfollm . . . . .	V	U				
31.	Sollschwitz . . . . .	U	U				
32.	Steinitz . . . . .	U			U		Nr. 12 (U)
33.	Tähtschwitz . . . . .	S					
34.	Warttha . . . . .		U		U		
35.	Werminghoff . . . . .	U	U				
36.	Wiednitz . . . . .	2 U	U		U		Nr. 13 (E)
37.	Wittichenau . . . . .	2 U		V	U		
<b>3. Kreis Lauban</b>							
1.	Lauban . . . . .	2 U					
2.	Schleißisch Haugsdorf . . . . .				U, S		
<b>4. Kreis Rothenburg</b>							
1.	Attendorf . . . . .	E					
2.	Berg . . . . .			U			
3.	Creba . . . . .	E	E				
4.	Dauban . . . . .						Nr. 14 (E)
5.	Geheege . . . . .	V				Nr. II, III	



- ◆ Goldfunde
- ▲ Steinhämmer:
- ▲ Einzelfunde
- ◻ im Burgwall
- in Gräbern

Maßstab 1:750000  
 0 20 40 60 80 100 120 140 160 180 200 220 240 260 280 300 320 340 360 380 400 420 440 460 480 500 520 540 560 580 600 620 640 660 680 700 720 740 760 780 800 820 840 860 880 900 920 940 960 980 1000  
 Meter

Abb. 5. Goldfunde und Steinhämmer in der preußischen Oberlausitz

Zfb. Nr.	Kreis und Gemarkung	Periode III	Periode IV	Periode V	Periode VI	Gold	Stein- hämmer
6.	Groß Petersdorf . . . . .	U					
7.	Halbendorf . . . . .		2 U, E				Nr. 15 (E)
8.	Hammerstadt . . . . .	U					
9.	Horſcha . . . . .	U			U		
10.	Jahmen . . . . .	U	U, V	U			
11.	Jänkendorf . . . . .	U	U	U	U	Nr. IV	Nr. 16 (U)
12.	Klein Öſſa . . . . .					Nr. V	
13.	Klein Priebus . . . . .		U				
14.	Klitten . . . . .	U	V				
15.	Kollm . . . . .	U					
16.	Lodenau . . . . .	U	U		U		
17.	Lugniß . . . . .		U	U			
18.	Merzdorf . . . . .		U				
19.	Mühlbach . . . . .			U			
20.	Muskau-Forſt Revier Keula . . . . .	U	U	2 U			
21.	" Köbels . . . . .				U		
22.	" Weißwasser . . . . .	U	S				
23.	" Wuſſina . . . . .		S		U		
24.	Nieder Neundorf . . . . .	U, S			U, B		Nr. 17 (B)
25.	Nieder Öſſa . . . . .	U				Nr. VI	
26.	Nieder Prauſke . . . . .	U	U				
27.	Ober Horſcha . . . . .	E					
28.	Oederniß . . . . .	U					
29.	Podroſche . . . . .	U					Nr. 18 (E)
30.	Priebus . . . . .	U		U	2 U		Nr. 19 (U)
31.	Quitzdorf . . . . .				U	Nr. VII	
32.	Reichwalde . . . . .	U	U				
33.	Rothenburg . . . . .	U		U	U		
34.	Roßniß . . . . .	S					
35.	Särichen . . . . .	U	U, V	U	U		
36.	See . . . . .		S		U		
37.	Sproiß . . . . .	V, E			U		
38.	Sproißer Niederheide . . . . .	U					
39.	Steinbach . . . . .	U	U		U		
40.	Steinöſſa . . . . .						Nr. 20 (E)
41.	Teiſcha . . . . .	U			U		
42.	Tormersdorf . . . . .			U			
43.	Tſchöpseln . . . . .	U					
44.	Ullersdorf . . . . .	U	U, V				
45.	Viereichen . . . . .	U, V	U				Nr. 21 (E)
46.	Weigersdorf . . . . .	U, S					
47.	Wendiſch-Muſta . . . . .	U					
48.	Zeſſendorf . . . . .				U		
49.	Zibelle (Ober, Mittel, Nieder) . . . . .						Nr. 22 (E)
50.	Zimpel . . . . .		U				
51.	Zoblitz . . . . .				U		

# Ein Schatzfund der mittleren Bronzezeit aus Westpreußen

Von Kurt Langenheim-Danzig

Mit 5 Abbildungen

Aus der mittleren Bronzezeit sind Opfer- oder Versteckfunde in Westpreußen recht selten<sup>1)</sup>. Deshalb sei an dieser Stelle ein solcher Fund aus Radosz Kr. Strasburg<sup>2)</sup> bekanntgegeben, der durch seinen Inhalt — er besteht aus sechs Schmucknadeln (Abb. 1), zwei Bronzedrahtspiralen und einem Bronzebeil — in ein besonderes Arbeitsgebiet des verehrten Jubilars fällt<sup>3)</sup>.

Der Fund befindet sich im Prussia-Museum in Königsberg i. Pr.<sup>4)</sup>. Er ist zuerst erwähnt bei Bujac<sup>5)</sup> und danach auch bei Lissauer<sup>6)</sup>. Sonst ist er bisher unbeachtet geblieben<sup>7)</sup>. Über die Fundumstände sagt der Katalog: „Gefunden unter einem großen Stein, den 15. September 1874. Die Umgebung der Fundstelle ist flach, nach Westen etwas geneigt, nach Osten sanft ansteigend. Etwa 300 Schritt sind ausgedehnte Flußwiesen, jedoch deutet deren Beschaffenheit ursprünglich auf einen großen See, der mit dem ½ Meile abgelegenen Drewenzfluß in Verbindung gestanden haben mag.“

1) Es liegen bisher folgende Funde vor: Stangenwalde Kr. Karthaus — zwei mittelständige Lappenbeile (Lissauer, *Altertümer der Bronzezeit* Taf. III 9 u. 10). Der von Lissauer als Depotfund a. a. D. aufgeführte Fund von Czapel'n ist sicherlich ein Grabfund. Scherniewitz Kr. Thorn — zwei Armbergen, zwei verzierte Armringe (Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu XII (1906) S. 77, Taf. II 3 u. 5, Chmielecki). Bäger Kr. Deutsch Krone — zwei Armbergen, davon eine verschollen (Mittl. Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. für 1886 S. 14. Lissauer, *Altert. d. Bronzezeit*, Taf. IV 8). Die Armbergen aus den genannten Funden haben einen breiten Bügel mit spigovalem Querschnitt. Diese Form wird durch einen Fund aus Klein Podel Kr. Stolp (Mus. Stolp Inv. Nr. 568—570) in Periode III datiert. Der Fund — es handelt sich vielleicht um einen Grabfund aus zerförtem Hügelgrab — besteht aus einer Armberge mit einer erhaltenen Spirale, der einen Spirale einer ebensolchen nicht mehr vorhandenen Armberge, einem strichgruppenverzierten Armband mit länglich-rundovalem Querschnitt und aus einer Nadel mit abgebrochenem Kopf. Das oberste Nadelende ist plattgehämmert und abgebrochen. Es biegt fast rechtwinklig um. Der obere Nadelchaft ist mit Furchen verziert. Wahrscheinlich handelt es sich um eine baltische Spiralscheibenkopfnadel mit plattgehämmerten äußeren Windungen, deren Scheibenkopf verloren ging. Diese Nadelform liegt aus Ostpommern und Westpreußen in mehreren Stücken vor, sie ist nach Ausweis der Begleitfunde sicher in die Periode III zu setzen (vgl. E. Sturms Congr. Sec. Riga 1930, S. 120).

2) Jetzt Radoszki, pow. Brodnica.

3) S. Seger: Zur Chronologie der ostdeutschen Schmucknadeln. *Prähist. Zeitschr.* I (1909) S. 55 ff.

4) Inv. Nr. III pag. 27, 618. Für die Erlaubnis, diesen Fund zu veröffentlichen, danke ich Herrn Museumsdirektor Dr. W. Gaerte auch an dieser Stelle.

5) Das Prussia-Museum (Königsberg 1884) S. 17 Nr. 222.

6) Lissauer. *Prähist. Denkm.* S. 81 Nr. 62.

7) So fehlt der Fund bei Kofrzewski: *Z badań usw. in Przegląd archeologiczny* II 2 (1923).

Ein Vergleich mit dem Neolithischblatt Radost Nr. 1355 ergibt auf Grund dieser Fundortsbefchreibung, daß das Nadeldepot wahrscheinlich etwa 3 km nordwestlich vom Dorf in den Niederungen gefunden wurde. Berücksichtigt man die Fundzusammensetzung, so darf man vielleicht an einen Opferfund denken, der irgendeiner im oder am See wohnenden Gottheit geweiht wurde.

Die vorhandenen Stücke — sechs Nadeln und zwei Spiralen aus dünnem Bronzedraht — sind gleichmäßig grün patiniert, an einigen Nadeln ist die Patina abgesprungen und läßt einen braunen Kern hervorscheinen.

a) Nadel mit hohem doppelkoni-  
fischem Kopf, 10,9 cm lang. Der 0,7 cm hohe Kopf zeigt eine größte Breite von 0,8 cm. Die untere und obere Hälfte ist durch je vier umlaufende feine Furchen verziert. Die obere Kopfplatte ist schlicht. Der Schaft ist leicht säbelartig gebogen und bis 0,3 cm stark.

b) Nadel mit breitem doppelkoni-  
fischem Kopf, 16,1 cm lang. Der Nadelkopf ist 0,7 cm hoch und 1,5 cm breit. Die obere und untere Hälfte ist durch je vier umlaufende feine Furchen verziert. Die Zone der größten Breite ist schlicht. Die obere Kopfplatte ist von einem feinen Kranz senkrechter Strichelchen umgeben, sonst schlicht. Der Schaft, an der Spitze leicht säbelartig gebogen, ist bis 0,6 cm stark.

c) Rollennadel, 13,5 cm lang. Das breit ausgehämmerte Schaftende ist zu einer Rolle umgewickelt. Schaftstärke 0,5; Rollenbreite 1,0 cm.

d) Rollennadel, 11,3 cm lang. Die Rolle selbst ist abgebrochen; es ist von ihr nur ein kleiner eingerollter Zapfen übrig. Der Schaft ist bis 0,4 cm stark.

e) Nadel mit stark profiliertem Kopf, 10,6 cm lang. Der 1,7 cm hohe, 1,5 cm breite Kopf setzt mit einer kleinen, scheibenförmigen Verdickung auf dem Schaft an und endet oben mit einer gleichen nach oben gewölbten Scheibe. Zwischen diesen beiden Scheiben zieht sich der Kopf zunächst bis auf Schaftstärke zusammen, um sich dann in der Mitte zu einem breiten, tonnenförmigen Teil zu verbreitern, der in der Mitte von einem umlaufenden Wulst verstärkt wird. Die einzelnen Teile des Nadelkopfes sind unverziert.

f) Nadel mit geripptem Kolbenkopf, 39,8 cm lang. Das verdickte Kopfende der Nadel ist 6,4 cm lang. Das obere Stück des bis zu 0,6 cm starken Nadelchaftes ist durch eine einfache eingeritzte Zickzacklinie verziert. Der Kopf ist durch 30 Ripppchen gebildet, von denen drei etwas oberhalb der halben Verdickung senkrechte Strichelchen zeigen.

g) Zwei Spiralen aus dünnem Bronzedraht, von 3—4 cm Durchmesser und von je 3—4 Windungen, ursprünglich wohl zusammengehörig.

h) Der im Katalog erwähnte „Paalstab mit kleinen hervortretenden Lappen“ ist nicht mehr vorhanden. Es wird sich vielleicht um ein mittelständiges Lappenbeil gehandelt haben.

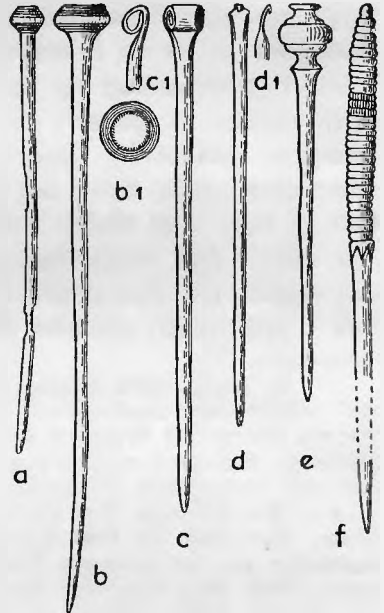


Abb. 1. Radost Nr. Strasburg.  $\frac{1}{2}$

Dieser Nadelschaftsfund macht auf den ersten Blick nicht den Eindruck der Zusammengehörigkeit. Bei näherer Betrachtung der einzelnen Nadelformen ist die Einheitlichkeit des Fundes jedoch nicht zu bezweifeln; dafür spricht auch die gleichmäßige Patina.

Den besten zeitlichen Anhaltspunkt vermittelt uns die Nadel mit geripptem Kolbenkopf. Diese Nadelform ist weit verbreitet, kommt jedoch am häufigsten im Osten vor. Aus Westpreußen sind drei weitere Stücke zu nennen. Aus Groß Trampken Kr. Danziger Höhe stammen zwei Stücke, angeblich aus einer Steinkiste<sup>8)</sup>. Eine Nadel mit geripptem Kolbenkopf liegt dann aus dem einen Hügelgrab von Warschenko Kr. Karthaus vor<sup>9)</sup>. Die Nadel hat einen abgeschlagenen Kopf und zeigt nur noch fünf Rippen<sup>10)</sup>. Sie gehört zu dem Fund aus Grabhügel 1, zusammen mit zwei durch wechselnde Strichgruppen verzierten Armbändern, einer dünnen Bronzespirale und einer Nadel mit rundem Kopf und leicht geschwollenem Hals — Kopf und Hals sind mit Strichgruppen verziert<sup>11)</sup> —, sowie einem schalenförmigen unverzierten Gefäß mit abgesetzter Standfläche (Abb. 2). Die Zugehörigkeit der Schale zu den Bronzen kann jedoch nicht als völlig gesichert angesehen werden. Da wir über die Hügelgrabungen in Warschenko leider gar keine näheren Fundberichte besitzen<sup>12)</sup> — lediglich dem Danziger Museumskatalog ist zu entnehmen, daß im ganzen vier Hügel untersucht wurden, oder Funde ergaben —, besteht durchaus die Möglichkeit, daß das Gefäß unter Umständen einer Nachbestattung entstammen könnte, die nicht beobachtet oder nicht verzeichnet wurde<sup>13)</sup>. Es sei hier an die Hügelgräber in Jedlin Kr. Stolp erinnert. Dort fand sich im Mantel von Hügel X eine Steinkiste mit einer Urne der Periode IV, während die mittlere Grabanlage an der Hügelsohle Funde der Periode III ergab: zwei strichverzierte Armbänder, eine ostdeutsche Nennadel und einen kleinen Bronzeknopf mit Nase (Tutulus)<sup>14)</sup>.

<sup>8)</sup> G. Ossowski: *Monuments préhistoriques* (Krakau 1879) Taf. XX E, S. 88. Sicherlich stammen die Nadeln nicht aus einer „Steinkiste“, sondern wohl aus einer „Steinsetzung“.

<sup>9)</sup> Lissauer, *Altert. d. Bronzezeit*, Taf. II 3. Eine bessere Abbildung der beiden Nadeln gibt Koszjewski: *Kultura przedhistoryczna Województwa pomorskiego* (Thorn 1929) S. 12 Abb. 5.

<sup>10)</sup> Dadurch gleicht sie in ihrer Kopfform einer ebenfalls gekappten Nadel aus Deutch Wartenberg Kr. Grünberg. Für das Vorkommen dieser und der nachfolgenden besprochenen Nadelformen in Schlessien konnte ich das Manuskript der Arbeit „Die mittlere Bronzezeit in Schlessien“ von Dr. Kleemann durchsehen, wofür ich meinen besten Dank sage.

<sup>11)</sup> Auch diese Nadelform ist in Schlessien reichlich vertreten.

<sup>12)</sup> Die erste Erwähnung der Grabung stammt von Lissauer in den Sitzungsberichten der Anthropologischen Sektion Danzig vom 17. Dezember 1884.

<sup>13)</sup> Die Funde der beiden ersten Hügel — Mogilno A und B — sind bis auf den Rest einer Fußschale verschollen. Es handelt sich nach den Katalogvermerken fast ausschließlich um Keramik, nur Hügel B enthielt einen Bronzeknopf. Aus dieser Fundarmut an Bronzen ist vielleicht zu schließen, daß diese beiden Hügel Grabanlagen der Periode IV enthielten. Vgl. hierzu auch den Bericht von S. Schulze über Hügeluntersuchungen in Westpreußen in den Sitzungsber. der Anthropologischen Sektion Danzig vom 21. November 1883.

<sup>14)</sup> Nachrichten über deutsche Alttertumsfunde 1904 (1905) S. 17—22 Abb. 7 u. 8 (Goetze).

Die Nadel mit geripptem Kolbenkopf wird also durch ihre Begleitfunde allgemein in die mittlere Bronzezeit (Periode III Montelius) verwiesen. Die reichlichen schlesischen Funde dieser Nadel aus gesicherten Gräbern deuten auf den Schluß der Periode III<sup>15)</sup>.

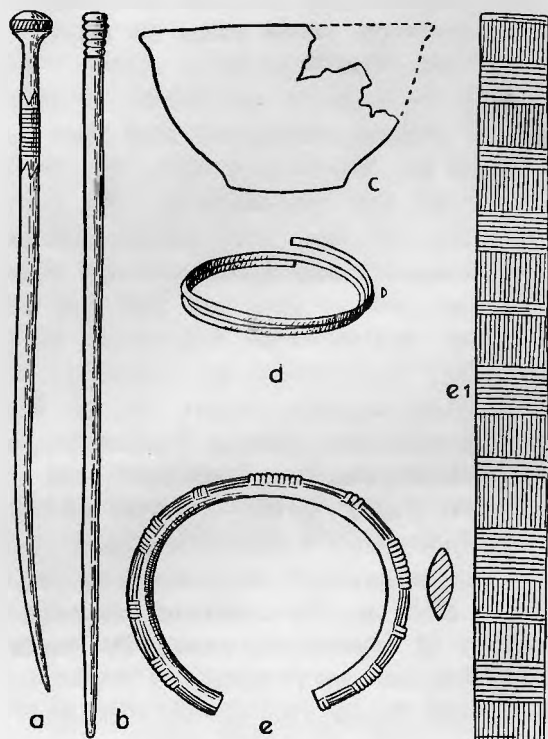


Abb. 2.

Grabfund aus Warschenko Kr. Karthaus, Hügel 1.  
Nadeln, Armringe und Bronzspirale in  $\frac{1}{2}$ ,  
Gefäß in  $\frac{1}{5}$  nat. Gr.

Die beiden Rollennadeln zeigen dagegen eine Form, die zeitlich nicht scharf umrissen werden kann. Diese Nadeln treten schon in der ersten Metallzeit in Gräbern auf und gehen bis zum Schluß der Bronzezeit durch, ja, versehen mit Schwannenhalskrümmung bis in die frühe Eisenzeit hinein. Ihre Zuweisung in die III. Periode ergibt sich in unserem Falle also aus dem ganzen Fund<sup>16)</sup>.

Die Nadel mit profiliertem Kopf gehört gleichfalls der mittleren Bronzezeit an. Auch diese Form ist weit verbreitet. Durch gut datierbare Funde aus Schlesien ist die Nadel ebenfalls an den Schluß der Periode III zu setzen<sup>16)</sup>.

Es sei bei dieser Gelegenheit ein Fund aus dem Museum Stolp bekanntgegeben<sup>17)</sup>. In Nippoglense Kr. Stolp wurde eine Nadel mit profiliertem Kopf zusammen mit

einer Nadel mit geripptem Kolbenkopf (Abb. 3) in einer Urne gefunden. Die Urne ist nicht mehr vorhanden. Es ist wohl anzunehmen, daß dieser Fund einem Hügelgrabe entstammt. Genaueres ist über die Fundumstände nicht bekannt. Eine Vorstellung der verlorenen Urne aus Nippoglense kann

<sup>15)</sup> R l e e m a n n a. a. D.

<sup>16)</sup> Eine wahrscheinlich frühe Rollennadel stammt aus H o h e n s t e i n Kr. D i r s c h a u (Mus. Danzig V. S. III 716/17). Sie wurde 1887 in der Riesgrube gefunden, zusammen mit einer Nadel mit durchbohrtem Kugelfopf.

<sup>17)</sup> Inv. Nr. 596 u. 597. Für die Erlaubnis, diesen Fund veröffentlichen zu dürfen, danke ich der Verwaltung des Stolper Heimatmuseums auch an dieser Stelle.

uns vielleicht ein Grabfund aus Röglin Kr. Belgard<sup>18)</sup> vermitteln (Abb. 5)<sup>19)</sup>. In der Urne fanden sich ein schlichter Bronzearmreif mit rundem Querschnitt und eine Nadel mit geripptem Kolbenkopf. Die Urne ist braun und

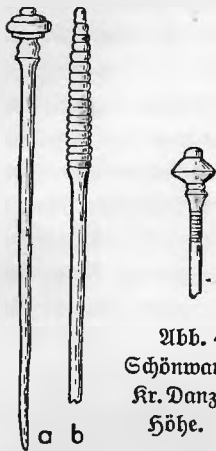


Abb. 4.  
Schönwarling  
Kr. Danziger  
Höhe.  $\frac{1}{2}$

Abb. 3.  
Nippoglense  
Kr. Stolp in  
Pommern.  $\frac{1}{2}$

unverziert, sie hat in der Halsbauchkehle eine leichte Furche und ist 25,5 cm hoch. Sie gleicht in ihrer Form dem Grabgefäß von Naßlaff Kr. Schlawa<sup>20)</sup>, sowie einem kleinen Beigefäß aus Treten Kr. Kummelsburg<sup>21)</sup>, das mit zwei strichverzierten Armringen und einer baltischen Spiralscheibenkopfnadel mit breitgehämmerten äußeren Windungen zu einem Grabfund gehört. Eine wahrscheinlich ebenfalls in diese Zeit gehörige Nadel mit profiliertem Kopf stammt als Einzel Fund aus Schönwarling Kr. Danziger Höhe (Abb. 4)<sup>22)</sup>.

Die beiden Nadeln mit doppelkonischem Kopf sind anscheinend nicht so häufige Formen. Parallelen sind bekannt aus den lausitzischen Urnengravern von Brbcan und Lhan bei Gidschin in Böhmen<sup>23)</sup>. In Schlesien scheint der Typ nicht vorzuliegen, doch kommen ähnliche Kopfbildungen vor<sup>24)</sup>. Eine Nadel mit doppelkonischem Kopf, mit Furchen auf der oberen Kopfhälfte und einer dichten Spiralfurche auf dem Schaft stammt aus Westerwenhe Kr. Uelzen<sup>25)</sup>. Ähnliche Nadeln mit doppelkonischem Kopf und reicher Schaftverzierung gibt es auch in Dänemark<sup>26)</sup>. Die Zeitstellung dieser Nadelform ergibt sich aus den Urnengravern Böhmens und aus dem vorliegenden Verwahrfund.

<sup>18)</sup> Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit III (1927) S. 88 (Kunkel).

<sup>19)</sup> Mus. Belgard Inv. Nr. 309—11. Für die Erlaubnis, diesen Fund veröffentlichen zu dürfen, danke ich der Verwaltung des Heimatmuseums für Stadt und Land Belgard auch an dieser Stelle.

<sup>20)</sup> Pommerische Monatsblätter XXVIII (1914) S. 82 f. (Stubentrauch). Kunkel, Pommerische Urgeschichte Taf. XXXVII.

<sup>21)</sup> Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin, Ic 1727. Das Gefäß ist gelbbraun, unverziert und etwa 15 cm hoch.

<sup>22)</sup> Staatl. Museum Danzig V. S. 13 473. Es sei in diesem Zusammenhang erwähnt, daß aus Schönwarling einige Gefäße vorliegen, die starke „lausitzische“ Züge aufweisen. Die Gefäße stammen aus „freiliegenden Urnengravern“ (23. Amtl. Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. für 1902 S. 36 f u. Abb. 14).

<sup>23)</sup> Vgl. Pič: Die Urnengräber Böhmens (Leipzig 1907) Taf. I 2; V 3.

<sup>24)</sup> So bei einer ostdeutschen Spinnadel mit doppelkonischem, furchenverziertem Kopf aus Glogau und bei einer Nadel mit tonnenförmigem Kopf mit Furchenverzierung aus Saabor Kr. Grünberg.

<sup>25)</sup> Den Hinweis auf diese Nadel verdanke ich Herrn cand. R. Kersten, Kiel. Die Nadel entstammt zusammen mit einer Dolchklinge mit drei Nieten und einem jetzt verschollenen Schwert einem Grabe der mittleren Bronzezeit (Mus. Müneburg Nr. H. 156).

<sup>26)</sup> S. Müller, Ordnung II 119.

Alle Nadeln des Radoster Fundes gehören vorzugsweise in den illyrischen Kulturkreis. Das Vorkommen einzelner Nadelformen dieses Kulturkreises auch im germanischen Gebiet<sup>27)</sup> ist ein Zeichen für die lebhaften Wechselbeziehungen zwischen beiden Völkern<sup>28)</sup>, so wie andererseits auch germanische Fibeln im illyrischen Gebiet gefunden sind. Es sei hier nur auf die flache Plattensibel aus dem „lausitzischen“ Friedhof von Seyde Kr. Thorn verwiesen<sup>29)</sup>. Für Einfuhr auf Grund von nachbarlichem Verkehr sind wohl die erwähnten Nadeln aus Hinterpommern zu halten, während die Nadel aus Schönwarling im Zusammenhang mit den ebenfalls von dort stammenden „lausitzischen“ Gefäßen einen Vorstoß der Illyrier weichelabwärts bis an die Ostsee anzeigen könnte. Der Schafsund aus Radost dagegen stammt aus dem Gebiet der illyrischen Kulturgruppe des Kulmerlandes. Er gehört, wie die verschiedenen Vergleiche ergaben, wohl ans Ende der Periode III und mag sogar noch bis in die Periode IV hineinreichen.

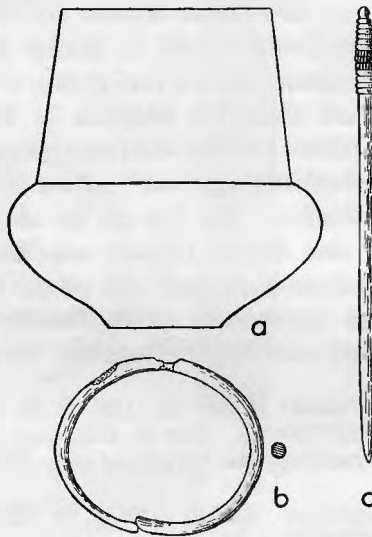


Abb. 5. Grabfund aus Röglin Kr. Belgard i. Pommern. a =  $\frac{1}{6}$ , b und c =  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.

<sup>27)</sup> Außer der Nadel mit geripptem Kolbenkopf, die auch sonst weit verbreitet ist, tritt ebenfalls die Nadel mit kräftig profiliertem Kopf in Dänemark auf. Vgl. Mémoires des antiquitaires du Nord 1908/09 S. 123 Abb. 110—113, wo S. Müller diese Nadeln als süblichen Import erklärt.

<sup>28)</sup> Vgl. hierzu die wichtigen Ausführungen von B. v. Richtofen: Obereschleische Vorgeschichtsforschung und Nordische Altertumskunde (Aus Obereschleiens Vorzeit, Heft 1, Dppeln 1929) S. 39 ff., bes. S. 43.

<sup>29)</sup> 25. Amtl. Ber. d. Westpr. Prov.-Mus. für 1904 S. 20 Abb. 8. Belz führt diese Fibel zusammen mit einer ostdeutschen Pfennadel als geschlossenen Fund auf (B. f. Ethn. 45 (1913) S. 677, Tab. 763 Nr. 57). Dies ist jedoch nicht zutreffend. Wohl stammen aber beide Stücke als Einzelfunde vom Gelände des dortigen Friedhofes.

## Zwei Bronzeverwahrerfunde aus Westpolen

Von Wladimir Antoniewicz-Warschau

Mit Tafel XXVI—XXVIII und 4 Abbildungen

Die noch immer bestehenden Lücken im Material der vorgeschichtlichen Denkmäler, das nicht selten unveröffentlicht, manchmal seit Jahren in nicht immer leicht zugänglichen privaten und zuweilen in öffentlichen Sammlungen ruht, verursacht eine ziemlich beträchtliche Schwierigkeit in der Ausarbeitung eines auf Einzelheiten eingehenden Bildes der älteren Bronzezeit. Es besteht daher ein dringendes Bedürfnis nach einer möglichst schnellen Erschließung und Veröffentlichung vorgeschichtlicher Denkmäler, um so mehr, wenn diese aus geschlossenen Funden von Siedlungen, Gräbern und Schätzen stammen. Diesem Bedürfnis nachkommend, möchte ich kurz zwei bis jetzt nicht bekanntgegebene Bronzeschatzfunde aus Westpolen beschreiben, die sich seit nicht langer Zeit im Archäologischen Erasmus-Majewski-Museum in Warschau, beziehungsweise in dem damit zusammenhängenden Vorgeschichtlichen Institut an der Universität Warschau befinden.

Im Jahre 1896 wurden in einem Torffelde, ungefähr 2 m unter der Oberfläche im Landgut Dąbrowa-Radliczyce Kr. Kalisch, zwei Bronzearmringe (sogenannte Armbergen) gefunden, die angeblich bei der Auffindung ineinandergehängt waren. Dank dem Entgegenkommen der Frau W. Starzyńska kam dieser Schmuck ins Majewski-Museum. Diese Armringe, oder, wie manche wollen, Fußringe, bilden ein Paar mit fast gleichen Maßen und mit entsprechender Form, Verzierung und Machart (Taf. XXVI 1—2).

Sie sind aus einem innen abgeflachten Bronzestäbchen hergestellt. Dieses Stäbchen ist im mittleren Teil am dicksten (12 mm) und verschmälert sich etwas gegen die Enden, die die Form eines runden Drahtes annehmen, der zu zwei einander entgegengesetzten, geschmackvollen Spiralen von 7 Windungen eingedreht ist (Taf. XXVI 1—2). Die Durchmesser der Armreihe betragen  $11,3 \times 11,7$  cm, die Durchmesser der Spiralplatten  $4,8 \times 5,2$  cm und  $5,2 \times 5,2$  cm. Die Armringe sind an der Außenseite auf folgende Weise mit ziemlich tief gepunzten Linien geschmückt (Abb. 1): Am dicksten Teil treten drei Gruppen senkrechter Striche hervor, zu je neun in jeder Gruppe, die durch zwei schmale Gruppen waagerechter Striche getrennt sind. Von diesem mittleren Teil gehen in gleicher Anordnung nach beiden Seiten zwei Gruppen von je drei gleichgerichteten Winkeln und eine Gruppe von neun senkrechten Linien aus, an die sich mit den Grundlinien gestrichelte Dreiecke anlehnen und ein sogenanntes Wolfszahnmuster bilden. Sie sind von einem entgegengesetzten Paar gleicher gestrichelter Dreiecke durch drei senkrechte Rillen getrennt. Weiterhin folgen drei Gruppen senkrechter Striche, die durch zwei Streifen waagerechter Striche geteilt werden, eine Wiederholung der vom Wolfszahnmuster eingerahmten Verzierungszone, und endlich eine Gruppe von 12 senkrechten Strichen, die das Muster des Ringreifens nach außen abschließen. An den Windungen der Spiralen sind ziemlich gleichmäßig Gruppen von 6 bis 7 schiefen Strichen angebracht.

Die Gesamtheit der Verzierung ist einfach, doch harmonisch und geschlossen aufgebaut. Beide Armringe bedeckt eine gleichmäßige Wasserpatina.

Der zweite Bronzeschatzfund wurde im Landgut der Herrschaften Piekarski in Kaliski Kr. Slupca gehoben. Beim Torfstechen traf man zufällig auf zwei

Paare von Spiralringen, die mit gleichmäßiger Wasserpatina bedeckt waren. Dank der Bemühungen der Archäologie-Studentin Fr. J. Domašewska<sup>1)</sup> gelangten drei Armringe in die Sammlungen des Vorgeschichtlichen Institutes an der Universität Warschau. In diesem Falle zeigen die Armringe deutlich zwei von einander verschiedene Paare; die Einzelstücke innerhalb der Paare sind dagegen völlig gleich (Taf. XXVI 3—5).

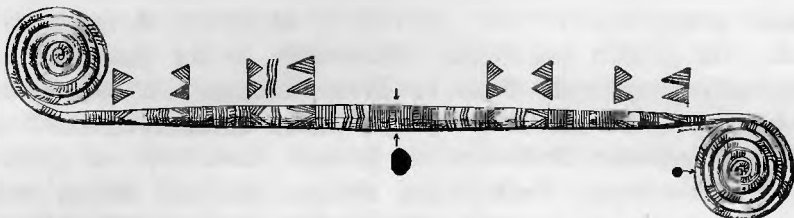


Abb. 1. Dąbrowa-Radliczyce Kr. Kalisz. Armberge aufgerollt gezeichnet.  $\frac{1}{4}$



Abb. 2. Kalisz Kr. Stupca. Armberge aufgerollt gezeichnet.  $\frac{1}{4}$

Das eine Paar stellt zwei Armringe (Taf. XXVI 3 u. 5 und Abb. 2) aus Stäbchen mit dreieckigem oder dachförmigem Querschnitt mit äußerer Mittelrippe dar. Die im Schnitt rautenförmigen Enden sind zu beinahe sich berührenden Spiralen gewunden. Die Verzierung des Ringes ist zusammengesetzt aus einer Reihe von Gruppen von je drei senkrechten Strichen, die von Streifen schräger Striche unterbrochen sind; an der Stelle aber, wo das dreikantige Stäbchen des Armringes in den vierkantigen Draht der Spirale übergeht, wird ein Motiv von zwei einander gegenüberstehenden Gruppen von vier gleichgerichteten Winkeln sichtbar, die in der Mitte eine Raute frei lassen. Die Spiralen sind mit einer Reihe von Kerben geschnitten. Die Durchmesser der Ringe betragen  $8,9 \times 11,7$  cm und  $9,2 \times 15$  cm, die Breite des Stäbchens 1 cm, die Durchmesser der Spiralen  $4,9 \times 5$  cm und  $4,5 \times 4,7$  cm.

Anders geartet ist das zweite Paar kleinerer Armringe aus ziemlich breitem Bronzeblechband mit Mittelgrat (Taf. XXVI 4). Der Armring verengert sich an den Enden plötzlich, nimmt einen rautenförmigen Querschnitt an und bildet zwei sich berührende Spiralen mit sieben Windungen. Sowohl der Mittelgrat des Armreifes wie auch die nach außen vorstehende Kante der Spirale sind mit Kerben geschnitten. Der Durchmesser des Armbandes beträgt  $7,4 \times 9,3$  cm, die Breite 1,6 cm, der Durchmesser der Spirale  $4,5 \times 4,7$  cm.

Die Verzierung dieser beiden Paare von Armringen ist im ganzen sehr einfach, nicht gesucht, sie macht aber trotzdem einen ganz guten Eindruck. Sie ist kennzeichnend für eine ganze Reihe von gleichzeitigen Formen des Bronzeschmuckes, kann also mit Recht für ihre Epoche in dem ihr eigenen Kulturkreis als typisch angesehen werden.

<sup>1)</sup> Vgl. Przegląd Archeologiczny Posen, II, 1923, S. 227, sowie S. 177 Abb. 75.

Der Frage der Herkunft und der Zeitstellung oben genannter Typen von Bronze-Armringen ist schon ein ziemlich bedeutendes Schrifttum<sup>2)</sup> gewidmet worden. Auf die schon beantworteten Teilfragen werde ich hier nicht zurückkommen; ich ziehe es vor, die bis jetzt noch nicht entschiedenen Angelegenheiten kurz zu berühren.

Es wird bis jetzt ziemlich allgemein eine ungarische Herkunft der Armringe mit Spiralen angenommen oder wenigstens die ihres Vorbildes<sup>3)</sup>, trotz der sehr richtigen Auffassung Segers, ihre Wiege sei in Ostdeutschland. Ebenso richtig hat von Richthofen bemerkt, daß es bis jetzt nicht möglich war, in Ungarn ausgesprochene Urbilder dieser Formen zu zeigen, die älter wären als die nördlich der Karpathen und der Sudeten gefundenen Stücke. Es ist selbstverständlich, daß auch die Anfänge der Armringe mit Spiralen im allgemeinen auf den Spiralschmuck der Kupfer- und älteren Bronzezeit zurückgehen; die nächsten Urbilder der Armbergen scheinen jedoch Ringe mit zwei gleichartigen Spiralen zu sein, die schon von der Kupferzeit an in den Donauländern und in Südwestböhmen oft gebraucht wurden.

Die ältesten Armbänder mit Spiralen reichen in die zweite Periode der Bronzezeit. Zurowski versuchte zu zeigen, daß zu den ältesten Formen Stücke aus einem Stäbchen mit D-förmigem Querschnitt und mit Spiralen von rundem Draht gehören; die typische Verzierungsweise dieser Formen scheint die der von uns

<sup>2)</sup> H. Seger, über einige ostdeutsche Bronzetypen, Korrespondenzblatt für Anthropologie 1906, S. 125. Derselbe, Eberts Reallexikon der Vorgeschichte XI S. 275; G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, 2. Auflage S. 64, 101; J. Zurowski, Skarb bronzowy z Żydowa (der Bronzeschatz von Żydow), Wiadomości Archeologiczne (Archäologische Nachrichten) VII S. 78—90. Derselbe, Skarb bronzowy z Wójczy i naszyjniki typu Sieniawy (der Bronzeschatz von Wójczy und Halsbänder vom Sieniawa-Typus. Przegląd Archeologiczny (Archäologische Revue) II S. 303—309; J. Kostrzewski, Wielkopolska w czasach przedhistorycznych (Großpolen in vorgegeschichtlicher Zeit) 1923, S. 64, 255. Derselbe, Z badań nad osadnictwem wczesnej i środkowej epoki brązowej na ziemiach polskich (Aus den Untersuchungen über die Ansiedlung der früheren und mittleren Bronzeperiode auf polnischer Erde), Przegląd Archeologiczny II, 1923, S. 181—182. Derselbe, I, II i III okres epoki brązu w Polsce. (I, II. und III. Periode der Bronzezeit in Polen) Przegląd Archeol. IV, S. 14; B. von Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien. Vorgeh. Forschungen I, 1926, S. 86—91; L. Koziowski, Wczesna, starsza i środkowa epoka brązowa w Polsce (Frühere, ältere u. mittlere Bronzezeit in Polen) Lemberg 1928; L. Sulimirski, Skarby brązowe z Czubina i Raszewa (Bronzeschätze von Czubin und Raszew) Przegląd Archeol. III, 1926, S. 130—137. Derselbe, Bronzy Małopolski środkowej (Die Bronzen von Mittel-Kleinpolen) Lemberg 1929; Wl. Antoniewicz, Archeologia Polski (Die Archäologie Polens) Warschau 1928. Vergleiche außerdem die weiter unten angeführte Literatur.

<sup>3)</sup> Am stärksten betonen dieses G. Wilke, Eberts Reallexikon der Vorg. XIV S. 17, J. Kostrzewski, ebendort unter Depotsfund S. 283, und H. Arberman, Prähistor. Zeitschr. XXIV S. 13. Entsprechende Stücke mit Spiralen aus rundem Draht aus der zweiten Periode der Bronzezeit in den Schatzfunden von Rákos-Palota, Komitat Pest (J. Hampel, C. R. Congrès Intern. d'anthr. et d'arch. préh. VIII, Budapest 1886, Taf. LXXXVII; G. Wilke, Eberts Reallexikon d. Vorg. XI S. 15—16 Taf. II—III) sowie von Matejovce in der Slowakei im Museum Belka — sind in den Ländern im Süden der Karpathen bis jetzt vereinzelt.

beschriebenen Spiralkringe von Dąbrowa-Radliczyce (Abb. 1) zu sein, die mit den Motiven von Strichgruppen und dem Wolfszahn arbeitet. Eine Karte für die Ausdehnung dieses Typus (Abb. 4) beweist seine Hauptgruppierung in der zweiten Periode im Flußgebiet der Oder, besonders auf dem Boden der vorlaufiger Kultur<sup>4</sup>).

Jedoch beschränkte sich der Gebrauch dieser Verzierungen nicht nur auf die zweite Periode der Bronzezeit. Die Armringe unserer Form dauerten bis zur dritten Periode fort, worauf G. Kossinna uns aufmerksam gemacht hat. Nach Zurowski ist der Rautenquerschnitt kennzeichnend für die spätere Form der Spiralen. Man kann aber noch als weitere jüngere Merkmale hinzufügen, daß später öfters bandartige Keisen mit Mittelgrat auftreten, so wie auch einfachere Muster als früher. Trotz dem Vorbehalt von Richthofens lassen sich Zeugnisse für eine jüngere Art von Spiralkringen ohne Schwierigkeit feststellen. Ich führe nur einige Beispiele an, die die Annahme genügend stützen. So besitzt z. B. der Bronzeschatz von Kuznice Kr. Włocławek eine Art von Übergangscharakter<sup>5</sup>). In diesem Funde begleitet der jüngere Typus von Spiralkringen die Armspiralen aus Bronzeblech, die für die zweite Periode bezeichnend sind; dagegen sind drei offene Armbänder dieses Fundes — innen abgeflacht, außen rund — mit einem Muster, zusammengesetzt aus abwechselnd senkrechten und schrägen Strichen, typisch für die dritte Periode. Der zweite Schatz, der in diesem Zusammenhang wichtig ist, wurde im Dorfe Raszew Kr. Kutno<sup>6</sup>) entdeckt. Hier wiederum trat ein Paar Armringe mit Spiralen aus rundem Draht zusammen auf mit einem Paar, deren Spiralen rautenförmigen Querschnitt haben (Taf. XXVII 1). Und noch mehr; es waren ihnen drei Typen von Armbändern der dritten Periode beigelegt. Der erste Typus besteht aus einem im Durchschnitt halbkreisförmigen Bronzeestäbchen mit einander sich nähernden Enden (Taf. XXVII 3), der zweite aus einem innen ausgehöhlten, gerundeten Bronzeband (Taf. XXVII 2); beide Arten sind mit Gruppen von senkrechten und waagerechten Strichen geschmückt. Der dritte Typus, den Sulimirski ohne tiefere Ursache der vierten Periode zurechnet, ist ein Armring aus einem runden Bronzeestäbchen, dessen dünne Enden übereinander greifen, und der mit einem Muster aus sieben Gruppen von schrägen,

<sup>4</sup>) Als Einfuhr aus diesem Gebiet kann man Armbergen mit Spiralen aus rundem Draht aus Epfingen in Süddeutschland (G. Kraft, Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland 1926, Taf. XXVIII 7) oder auch die aus der Altmark aus der zweiten Periode ansehen (Eberts Reallexikon der Vorgesch. IX Taf. 127).

<sup>5</sup>) Lissauer, Die Altertümer der Bronzezeit in Westpreußen S. 11—12 Taf. IV 1-7; W. La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen 1920, S. 26 Abb. 34—37.

<sup>6</sup>) Lubomirski, Wiadomości Archeologiczne I S. 35—36 Abb. 38—43; J. Zawisza, Pamietnik Fizjograficzny (Physiographisches Tagebuch) IV Taf. V 4; Sulimirski a. a. O. — Ein Teil des Schatzes befindet sich gegenwärtig in der Vorgesichtlichen Abteilung des Museums Ermitage in Leningrad, Nr. 73<sub>A</sub>—a. Die Photographien dieser Stücke kann ich, dank der Liebenswürdigkeit der Direktion, hier veröffentlichen. Taf. XXVII.

durch Querstriche geteilten Linien bedeckt ist (Taf. XXVII 4). Einen weiteren Hinweis auf das Zusammentreffen von Spiralarmringen mit Formen der dritten Periode lieferte der Bronzeschatz von Karbowizna Kr. Rypin, der die Zugehörigkeit der Armbergen mit Spiralen aus kantigem Draht in die dritte Periode bestätigt<sup>7)</sup> (Abb. 3). Erwähnt sei auch noch ein Schatzfund von Cieszewko Kr. Plock,

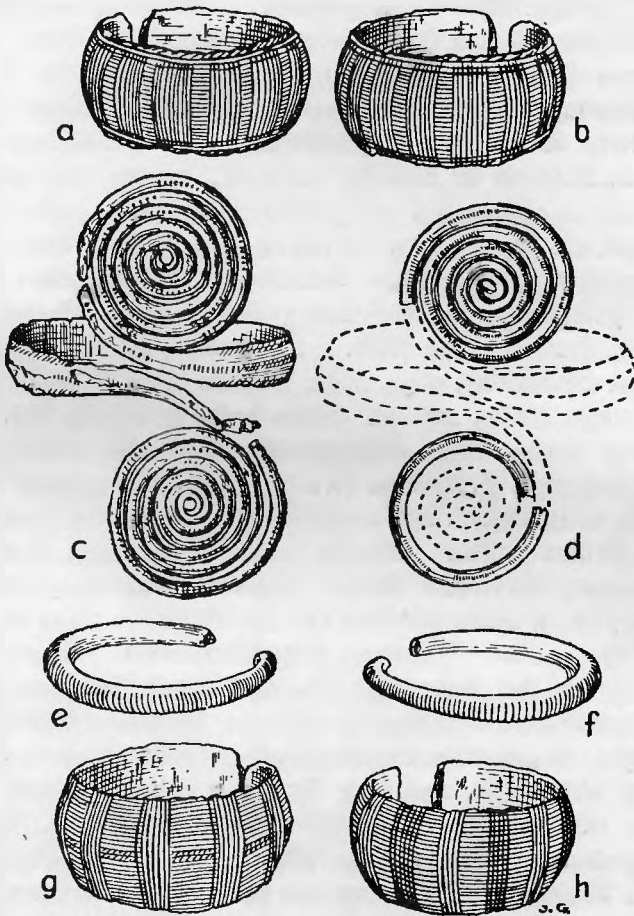


Abb. 3. Verwahrfund von Karbowizna Kr. Rypin. Etwa  $\frac{1}{2}$

welcher sich im Museum der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Plock befindet (Taf. XXVIII) Die Armberge (Taf. XXVIII 1) ist die nächste Verwandte des Armringes von Kaliski (Taf. XXVI 4), und die Armbänder mit Gruppen von senkrechten und waagerechten Strichen (Taf. XXVIII 2—5) passen gut zu den zuletzt genannten von Karbowizna (Abb. 3a—b). Armbänder von diesem Typus gehören

<sup>7)</sup> R. Jazdzewski, Co to jest prehistorja? (Was ist Vorgeschichte?), Warschau 1934, S. 27 Abb. 20.

— wie Seger<sup>8)</sup> zeigte — zu den verhältnismäßig häufigen Erscheinungen der dritten Periode in Schlesien, Posen, West- und Ostpreußen, und auch in Ungarn.

In dem oben angeführten Schatzfunde von Raszew wurde auch ein Bronzebeil von dem aus Norddeutschland stammenden Typus aufgedeckt. „Die oberen Kanten seiner hohen Ränder sind scharf, die Ränder unten abgeflacht, der Boden der Rinne ist an den Rändern abgerundet, so daß seine Grenze sehr schwach sichtbar ist“ (Sulimirski a. a. D.). Ein vollständig gleiches Beil enthielt der Bronzeschatz von Czubin Kr. Błonie<sup>9)</sup>, in welchem auch die kennzeichnende Nortydener Streitart auftrat. Wie kürzlich S. Urbman<sup>10)</sup> zeigte, kann über die Chronologie dieser Waffenart kein Zweifel bestehen. Es sei hier nur an das „Hügelgrab von Basedow bei Malchin“ erinnert, „wo die (Nortydener) Ut zusammen mit einer Handberge mit zwei großen Spiralscheiben gefunden worden ist. Die Handbergen, die sich zu einem speziell mecklenburgischen Typus aus älteren, von den Donauländern importierten Armbergen entwickelt haben, sind in Mecklenburg ein stehendes Inventar der Frauengräber der dritten Periode“ (Urbman).

Wie die Verbreitungskarte (Abb. 4) der Armringe des jüngeren Typus mit rautenförmigem Spiraldraht zeigt, treten dieselben ziemlich oft in den Gebieten der älteren Lausitzer Kultur auf, mit welcher sie fest verbunden sind. Aus diesem Gebiet ging der Typus dieses geschmackvollen Schmuckes weiter nach Westen, wo sich — worauf schon G. Kossinna (a. a. D.) aufmerksam gemacht hat — in der dritten Periode in technischen und ornamentalen Einzelheiten etwas verschiedene Lokalformen gebildet haben. Beispiele solcher Lokalformen kommen vor in Sachsen-Meiningen, Thüringen, Anhalt, Altmark, Mecklenburg-Schwerin<sup>11)</sup>, wie auch weiter westlich in Süddeutschland und Frankreich<sup>12)</sup>. Dort überall entstand aus der einfachen, in der Verzierung nicht überladenen und geschickten Form, eine ziemlich schwere, man kann sagen „barocke“ Abart dieses reizvollen Frauenschmuckes. Es besteht auch in Polhynien und in der Ukraine eine östliche Gruppe von Spiralarmbergen, die nur einige unbedeutende typologische Abweichungen zeigen<sup>13)</sup>.

Wie lange hielten sich aber diese Armringe auf dem Gebiete der Lausitzer Kultur? Sehr wahrscheinlich verschwanden sie als allgemeine Erscheinung auf dem überwiegenden Teil dieses Gebietes schon in der dritten Periode der Bronzezeit. Für eine längere Dauer könnten nur zwei mir bekannt gewordene Funde

<sup>8)</sup> S. Seger, Schlef. Vorzeit N. F. IV 16—20.

<sup>9)</sup> J. Sawiża, Pamiętnik Fizjograficzny (Physiographisches Tagebuch) VI S. 28 bis 31 Taf. V 1—3.

<sup>10)</sup> S. Urbman, Zur Geschichte der Nortydener Utte. Prähist. Zeitschr. XXIV, 1933, S. 3 ff.

<sup>11)</sup> G. Kossinna, Deutsche Vorgeschichte Abb. 115, 116. — Göhe-Söfer-Schiesche, Die vor- und frühgesch. Altertümer Thüringens, Würzburg 1909, Taf. XIV 214. — Führer durch die Vorgeschichtliche Abteilung der Königl. Museen zu Berlin 1913, Taf. XI. — R. Belh, Die vorgesch. Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin 1910, S. 186—187, Taf. XXXII Abb. 87.

<sup>12)</sup> G. Kraft, Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland 1926, Taf. XXVIII 10. — J. Déchelette, Manuel d'archéologie préhist. II, 132.

<sup>13)</sup> S. Kofrzewski, Przegł. Archeol. II 182, III 113.

sprechen, die Bronzeschätze von Přestavky bei Prerau in Mähren<sup>14)</sup> sowie von Maćkówka Kr. Przeworsk in Galizien<sup>15)</sup>. Die Ausdehnung der Zeitstellung der in diesen beiden Schätzen vorhandenen Formen von der 3. bis zur 5. Bronzezeitstufe und selbst bis zur Hallstattperiode ist außerordentlich umfangreich; selbst wenn man die Zeitdauer der 4. Periode stark einschränkt, bleibt ein Zweifel an der Möglichkeit eines so langen Überlebens von Formen bestehen. Darum sollte man mit dem Urteil über die lange Dauer der Verwendung von Armringen mit Endspiralen zurückhaltend sein, bis neue Bronzeschätze aufgefunden werden, bei denen die Geschlossenheit des Fundes und die gleichzeitige Verwendung dieser verschieden alten Formen keinem Zweifel unterliegen<sup>16)</sup>.

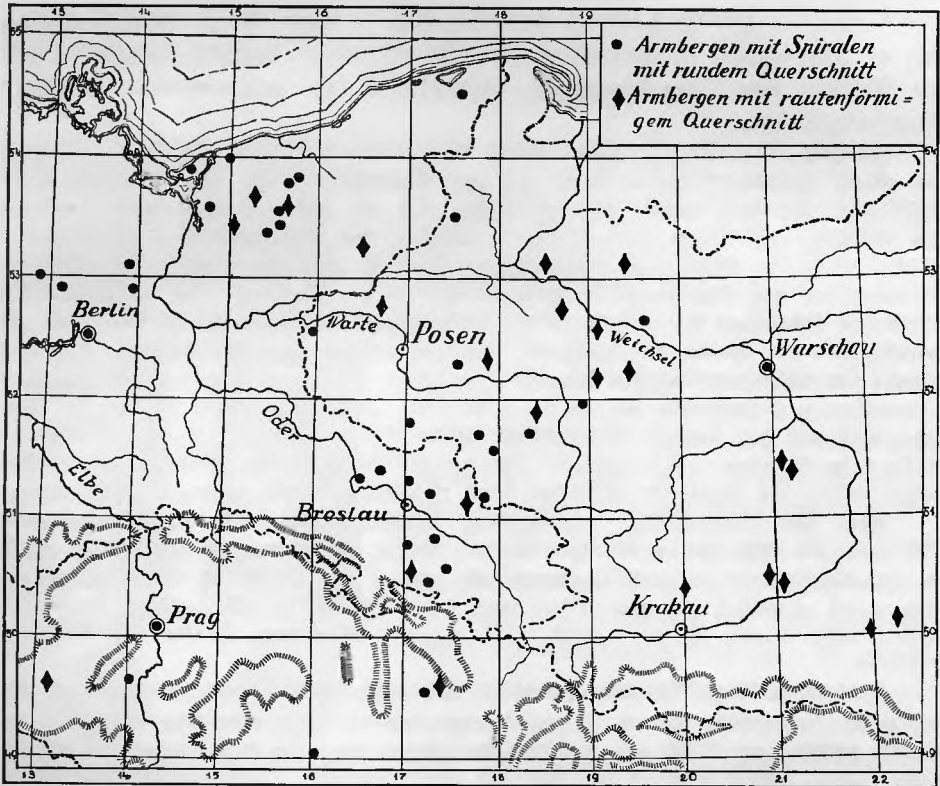


Abb. 4. Karte der Verteilung der bronzezeitlichen Armbergen

<sup>14)</sup> A. N e h a t, Jahrbuch für Altertumskunde I S. 95—110 Taf. III; E b e r t, Reallexikon d. Vorg. II Taf. 39—41.

<sup>15)</sup> K. S a d a c z e k, Jahrbuch der Zentralkommission, Wien IV S. 256 ff. Taf. X 113 bis 121. — S u l i m i r s k i a. a. D.

<sup>16)</sup> Diese Zweifel werden durch den neuen Verwahrfund von Paulsdorf Kr. Namslau, der im nächsten Aufsatz S. 164—169 von E. J o z veröffentlicht wird, behoben. Die Armbergen von rautenförmigem Querschnitt von Paulsdorf, die zusammen mit einer Posamenteriesibel gefunden wurden, sind in der Verbreitungskarte schon eingetragen worden.

# Der Verwahrfund von Paulsdorf Kr. Namslau

Von Lothar F. Fohr-Breslau

Mit Tafel XXIX und 5 Abbildungen

Bronzezeitliche Verwahrfunde von Bedeutung wurden in den letzten Jahren in Schlesien nicht bekannt, und nach den reichen Funden der Vorkriegszeit schien es fast, als wäre der heimatische Boden an ihnen erschöpft. Jenen früheren Verwahrfunden hat Seger seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und seine einschlägigen Arbeiten<sup>1)</sup> sind zu chronologischen Grundpfeilern der ostdeutschen Bronzezeit geworden. Wenn wir deshalb hier einen neuen und besonders bemerkenswerten Bronzeschabfund bekanntgeben, so sehen wir in dem Aufschluß, den er uns sowohl in chronologischer wie kultureller Hinsicht vermittelt, nur die Früchte jener grundlegenden Erkenntnisse des maßgebenden schlesischen Alttertumsforschers.

Im Herbst 1927 stießen Arbeiter beim Anlegen von Kartoffelmieten 500 m südöstlich des Gutes Paulsdorf „in der Tiefe von zwei Spatenstichen“ auf einen Bronzeschabfund: Taf. XXIX. Der Bogt Glowik nahm die Sachen, „die alle dicht beisammen lagen“, vorsichtig aus der Erde und lieferte sie an seinen Dienstherrn, den Rittergutsbesitzer B. ab, den er gleichzeitig bat, ein Museum zu benachrichtigen. Herr B. legte aber entgegen den gesetzlichen Bestimmungen dem Bogt strengste Schweigepflicht über den Fund auf. Erst im Januar 1934 erfuhr das Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalpflege auf Umwegen von dem Fund und erreichte von der Witwe des genannten Rittergutsbesitzers seine Ablieferung. Der Bogt Glowik hat nach seinen Angaben folgende Gegenstände gehoben: 6 Armringe wie Abb. 1—2, 4 bandförmige Armspiralen wie Abb. 3—4 und eine Spiralscheibenfibel: Abb. 5. Bei dieser Fibel war nach der genauen Beschreibung, die der Finder ungefragt gab, die Hauptspiralscheibe beim Auffinden noch vorhanden. Bei der Einlieferung in die Sammlung des Landesamtes bestand der Fund, der inzwischen durch verschiedene Hände gegangen war, noch aus:

Zwei sich spiegelbildlich entsprechenden Bronzearmreifen mit Spiralscheibenenden: Abb. 1—2. Die Dicke der rundstabigen Reifen<sup>2)</sup> beträgt etwa 7 mm; an ihren Enden, wo sie zu Spiralscheiben von 6 bis 7 Umgängen aufgewunden sind, werden sie vierkantig und verjüngen sich allmählich bis zum Mittelpunkt der Spiralscheibe. Der größte Durchmesser beider, leicht ovaler Reifen beträgt 10,5 cm. Sie lassen keine Spuren von Abnutzung erkennen.

Zwei sich gleichende, spiralig gewundene, zylindrische Bronzearmbänder: Abb. 3—4. Die 10 bis 11 mm breiten Bänder laufen sowohl oben wie unten allmählich in einen 3 mm starken, rundstabigen Draht aus, der in Spiralscheiben von 7 bis 8 Windungen endigt. Sie tragen einen scharfen Grat, in den man mit Unterbrechungen Kerben eingeschnitten hat, so

<sup>1)</sup> S. Seger, Goldfunde aus der Bronzezeit. Schles. Vorzeit N. F. II, 1902. Kupfer- und Bronzezüge von ungarischer Form. Ebenda III, 1904. Depotfunde aus der Bronze- und Hallstattzeit. Ebenda IV, 1907. Bronzeschwerter und Dolche. Ebenda V, 1909 u. VI, 1912. Der Bronzeschab von Bergel Kr. Ohlau. Ebenda VII, 1919. Der Bronzeschab von Ruttlau. Göze-Festschrift, Leipzig 1925 und Mittschlesien III, 1931. Der Bronzeschab von Pilsnitz. Mittschlesien I, 1926. Drei neue schlesische Bronzesfunde. Schles. Vorzeit N. F. IX, 1928.

<sup>2)</sup> Der häufig beobachtete D-förmige Querschnitt der Armbergen, von dem Seger im Korrespondenzblatt für Anthropologie 1906 spricht, könnte durch Abtragen eines Rundstabes entstanden sein.

daß der Grat wie geperlt erscheint. An den Enden tragen die Bänder das beliebte Laufzger Ziermotiv von Gruppen schräg eingepunzter Striche. Auch diese Armbänder lassen keinerlei Abnutzungspuren erkennen und erscheinen gleichsam fabriktneu in die Erde gelangt zu sein. Bei dem einen der Bänder: Abb. 4 fehlt das obere Spiralscheibenende. Eine frische Bruchstelle verrät, daß es in allerjüngster Zeit verloren ging.

Bronzefibel: Abb. 5. Drei um den rundstabigen Bügel gelegte Klammern verbinden diesen auf beiden Seiten mit je zwei Bronze-

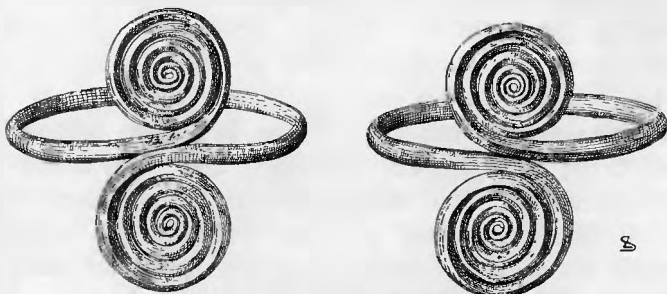


Abb. 1–2. Armbürgen von Paulsdorf.  $\frac{1}{3}$

drähten, die ihrerseits zu je zwei gegeneinander gekehrten, rechts- und links-läufigen Spiralscheiben von acht Umgängen aufgewunden sind. Die innen liegenden Drähte bilden die beiden äußeren, die außen liegenden die inneren Spiralscheiben. Wo der 2,5 mm starke Draht zu den Scheiben aufgewunden ist, nach deren Mittelpunkt zu er sich verjüngt, ist er ähnlich wie bei den Armbürgen scharf vierkantig. Die Länge des Bügels beträgt 16,5 cm. Sowohl die Rolle mit der Nadel, in die er auf der einen Seite, wie die Spiralscheibe mit dem Nadelhalter, in die er auf der anderen endigte, fehlen ebenso wie eine der inneren Spiralscheiben. Beim Auffinden war die Fibel jedoch vollständig.

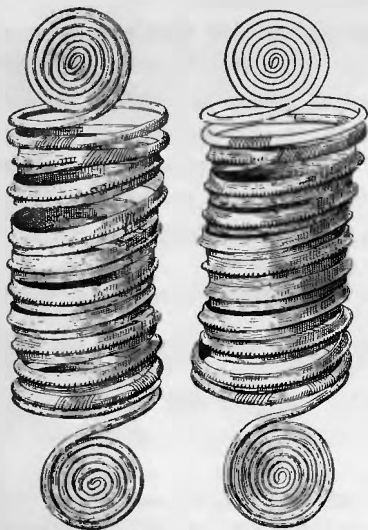


Abb. 3–4. Armspiralen von Paulsdorf.  $\frac{1}{3}$

Sämtliche noch vorhandenen fünf Bronzegegenstände tragen eine einheitliche dunkelgrüne Patina. Bei der Einlieferung fanden sich an allen Teilen gleichartige Bodenreste<sup>3)</sup>. Die Zusammengehörigkeit ist überraschend, weil man die Armringe mit Spiralscheibenenden, die Armbürgen, wie man sie nannte, bisher früher zu datieren gewohnt war als die übrigen Gegenstände des Bewahrfundes, vor allem die sogenannte Posamenteriefibel. Die

<sup>3)</sup> War auch, was die Zusammengehörigkeit des Fundes anbelangt, kein Grund, an den Aussagen des durchaus zuverlässigen und aufgeweckten Finders zu zweifeln, so hatten wir dennoch eine Möglichkeit, diese Zuverlässigkeit zu prüfen. Mit dem Bewahrfund zusammen war ein eisernes Hallstatmesser eingeliefert worden, wie es in den schlesischen Gräbern mit bemalter Irdenware nicht selten gefunden wird. Nachdem der Bogt Glowik versichert hatte, daß alle Funde zusammengelegen hätten und dafür auch Zeugen benannte, bemerkten wir, dann habe also auch das Eisenmesser (von dem wir bestimmt wußten, daß es nicht mit den Bronzegegenständen zusammengehören konnte) dabei gelegen. Sofort widersprach G. lebhaft und gab als Fundstelle des Messers einen anderen Ort der Paulsdorfer Gemarkung an, an dem dann ein Periode VI-Gräberfeld festgestellt wurde.

Armringe mit Spiralscheibenenden wurden von Seger in die ältere und mittlere Bronzezeit gestellt<sup>4)</sup>, während sie von Richthofen mit wenigen Ausnahmen der älteren Bronzezeit (Periode II) zuwies und dies ausführlich begründete<sup>5)</sup>. Bei den Armbergen handelt es sich weniger um ungarische als um weitverbreitete lausitzische Schmuckstücke. Dagegen wurden die zylindrisch aufgewundenen Arm-bänder mit Spiralscheibenenden in Ostdeutschland weit seltener bekannt. In ihnen darf man einen rein ungarischen Typus sehen<sup>6)</sup>. Sie sind aus zahlreichen Schafsunden besonders der älteren Bronzezeit bekannt, fehlen aber auch in der mittleren und jüngeren Bronzezeit nicht. Besonders wichtig für uns ist der Gußstättenfund von Bodrog-Kereztur<sup>7)</sup>, aus dem neben einem zylindrischen Spiralscheibenarmband eine mit Spiralscheiben verzierte Prunkfibel vorliegt. Nicht nur die Fibel entspricht der von Paulsdorf völlig, sondern auch das Arm-band. Der Mittelgrat trägt dieselben Einkerbungen und die Enden dieselbe Strichgruppenverzierung. Man möchte fast annehmen, die Schmuckstücke von Bodrog-Kereztur und die von Paulsdorf seien aus derselben Werkstatt hervorgegangen. Von Ungarn aus haben sich die spiraligen Arm-bänder mit Spiralscheibenenden nach Böhmen, Schlesien und Polen verbreitet. In Böhmen kommen sie nach Schráníl<sup>8)</sup> sowohl in den Hügelgräbern der mittleren, wie in den Lausitzer Gräbern der mittleren und jüngeren Bronzezeit vor<sup>9)</sup>, während sie in Polen in Körpergräbern der älteren Bronzezeit gefunden wurden<sup>10)</sup>. Recht bemerkenswert ist der von Liffauer veröffentlichte, in die Periode II gestellte Verwahrfund von Kuznice bei Thorn, insofern dort neben zylindrischen Arm-bändern mit Spiralscheibenenden auch zwei Armbergen von viereckigem Quer-schnitt der Spiralscheiben angetroffen wurden, deren Grat perlartig gefeilt ist<sup>11)</sup>.

<sup>4)</sup> H. Seger, Einige ostdeutsche Bronzetypen. Korrespondenzblatt für Anthropologie XXXVII, 1906, S. 125 ff.

<sup>5)</sup> B. Frhr. von Richthofen, Die älteste Bronzezeit in Schlesien. Berlin 1926, S. 87 ff.

<sup>6)</sup> J. Hampel, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn. Budapest 1887 und A bronzkor emélekei magyarhonban. Ferner P. Reinecke, Archaeologiai Ertesítő XIX, 1899, S. 225-251.

<sup>7)</sup> Hampel a. a. O. Taf. XCVI.

<sup>8)</sup> J. Schráníl, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Berlin und Leipzig 1928, Taf. XXVIII 37 und Taf. XXV 10. Ferner A. Stoček, La bohème à l'âge du bronze. Prag 1928, Taf. XXVIII.

<sup>9)</sup> Die Knotenenden, wie sie beispielsweise an rundstabigen, spiraligen Arm-bändern im Verwahrfund der ältesten Bronzezeit von Oberklee auftreten, dürften kaum als die Vorstufen der Spiralscheibenenden aufzufassen sein. Vgl. J. Schráníl, Étude sur l'âge du bronze en Bohême. Prag 1921, Taf. VI.

<sup>10)</sup> J. Kostrzewski, Z badań nad osadnictwem. Przegląd Archeol. II, S. 173 Abb. 46; L. Koźłowski, Epoka brązu w Polsce. Lemberg 1928, Taf. II 7. Dasselbe Schmuckstück von Grobnica abgebildet bei W. Antoniewicz, Archeologia Polski, Warschau 1928, Taf. XVIII 3.

<sup>11)</sup> A. Liffauer, Altertümer der Bronzezeit in Westpreußen und den angrenzenden Gebieten. Danzig 1891. Taf. IV. W. Antoniewicz spricht in dem vorangehenden Aufsatz, von dessen Inhalt ich erst während der Drucklegung Kenntnis erhielt, auf S. 160 dem

Zwei weitere, sich entsprechende Bänder, deren Enden freilich nur sehr kleine Spiralscheiben tragen und bei denen auch der gewöhnlich übliche Mittelgrat fehlt, stammen aus einem Verwahrfund der jüngeren Bronzezeit von Stegers Kr. Schlochau, in dem u. a. eine nordische Plattenfibel auftrat<sup>11)</sup>. Aus pommerschen Schatzfunden sind die Spiralarmbänder gleichfalls bekannt<sup>12)</sup>. Eine Sonderform mit breitem Band und kleinen Spiralscheiben aus dem Verwahrfund von Klein Zarnow (Periode III) sieht Kunkel als eine Weinspirale an. Seltsamerweise scheinen diese ungarischen Schmuckstücke schließlich in Mecklenburg häufiger vorzukommen<sup>13)</sup>, ohne als Einzelfunde näher datierbar zu sein. Belz gab ein im Moor bei Rehow gefundenes Stück mit drei Windungen bekannt<sup>14)</sup>. Eine Anzahl von anderen prächtigen Spiralarmbändern liegen, wovon ich mich gelegentlich einer Reise nach Mecklenburg überzeugte, im Museum in Neustrelitz<sup>15)</sup>. Werfen wir endlich noch einen Blick nach Süden, so finden wir dort einfach gewundene Armbänder mit Mittelgrat und Spiralscheibenenden als Beigaben in Körpergräbern der älteren und mittleren Bronzezeit<sup>16)</sup>. Eine Entwicklung zu den in mehreren Umgängen gewundenen zylindrischen Bändern scheint dort nicht stattgefunden zu haben.

Verwahrfund von Kuznice eine Art von Übergangscharakter zwischen der zweiten und dritten Periode zu. Wie indes hier gezeigt wird, reichen auch die spiraligen Armbänder mit Spiralscheibenenden mindestens bis in die Periode IV. Unter jungbronzezeitlichen Verwahrfunden Ungarns kommen sie vor im Funde von Tamasfalva und Bodrog-Kereksztur. (Vgl. S a m p e l a. a. D.).

<sup>12)</sup> D. K u n k e l, Pommerische Urgeschichte in Bildern. Stettin 1931, S. 47 u. Taf. XLV.

<sup>13)</sup> Einfache Armbänder mit wechselseitig gewundenen Spiralscheibenenden und Mittelgrat, aus denen sich die mehrfach gewundenen Bänder entwickelten, kommen schon in der ältesten Bronzezeit Dänemarks vor. Sophus Müller, Ordnung af Danmarks Oldsager, Leipzig 1895, sieht sie aber dort für selten an und vergleicht sie ausdrücklich mit der gleichfalls im Südosten bodenständigen Armbergenform.

<sup>14)</sup> R. B e l z, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Schwerin 1910, Taf. XXXII 91. — Zylindrische Armspiralen mit kleinen Spiralscheibenenden sind aus der Periode V der nordischen Bronzezeit beispielsweise bekannt aus dem Quellenfund von Budzene. C. U. Nordmann, Offerbrunnen från Budzene. Arböcker X, 1920, S. 74.

<sup>15)</sup> Der Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung dieses Museums, Herr Karbe, teilte mir auf briefliche Anfrage liebenswürdigerweise mit, daß sie aus einer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angekauften Neubrandenburger Privatsammlung stammen und Näheres über Fundorte und Fundart nicht bekannt ist. Nach Karbe sind die betreffenden Funde abgebildet bei J. Potocki, Voyage dans quelques parties de la Basse-Saxe pour la recherche des antiquités slaves où vendes fait en 1794. Hambourg 1795. Da aus derselben Sammlung einige Armbergen vom mecklenburgischen Typus, die gewöhnlich zur III. Periode gehörig gerechnet werden, vorliegen, darf man wohl annehmen, daß auch die Spiralarmbänder in Mecklenburg gefunden sind. Vgl. W. Karbe, Die vorgeschichtliche Abteilung des Mecklenburg-Strelitzer Landesmuseums. Ein Leitfaden für die Besucher. Neustrelitz ohne Angabe des Erscheinungsjahres. Zweite Tafel.

<sup>16)</sup> S c h u m a c h e r, Festschrift des Röm.-Germ. Central-Museums, Mainz 1902, S. 44. Ifstein, A. Lörrach. E. Wagner, Fundstätten und Funde II, Tübingen 1911, S. 320, Wiesloch und S. 347 Rappenau, A. Einsheim. Eine Anzahl dieser westlichen Form des Armbands mit Spiralscheibenenden wurde im Hagenauer Forst gefunden. Vgl. F. U. S c h a e f f e r, Les tertres funéraires préhistoriques dans la forêt du Haguenau, Bd. I Hagenau 1926. Auch in Frankreich kommt dieser einfache Typus vor. Vgl. D é c h e l e t t e, Manuel d'archéologie II, Paris 1910, S. 151.

Zeitlich wird der Paulsdorfer Verwahrfund festgelegt durch die Fibel. Zu ihr liegt ein einziges entsprechendes Stück aus Schlesien, die Posamenteriefibel aus Tschwirtschen Kr. Guhrau vor, die ausführlich von Seger behandelt wurde<sup>17)</sup>. Seger zweifelt nicht daran, daß die Fibel von Tschwirtschen von Ungarn nach Schlesien eingeführt ist und betont dabei erneut die engen Handelsbeziehungen, die zwischen beiden Ländern während der Bronzezeit geherrscht haben müssen. Besonders der große Verwahrfund von Belem St. Weit aus der älteren Hallstattzeit läßt an dem Alter dieses Fibeltyps keinen Zweifel<sup>18)</sup>. Er wird nach Seger „auf die zweite Stufe der vierten Periode des ungarischen Bronzealters oder nach der allgemeinen Chronologie etwa auf das 11. Jahrhundert v. Chr. bestimmt“. Diese Zeitbestimmung wurde an Hand eines inzwischen in Mährisch-Schlesien gemachten Verwahrfundes von Franz bestätigt<sup>19)</sup>.

Das Vorkommen von Armreifen mit Spiralscheibenenden in einem Schatzfund der jüngeren Bronzezeit ist, was schon eingangs angedeutet wurde, überraschend<sup>20)</sup>. Zurowski hat die Meinung vertreten, die Periode II sei für das Auftreten der Armbergen nichts als ein terminus post quem<sup>21)</sup>. Er glaubte, daß die Vierkantigkeit der Spiralwindungen, wie sie die Paulsdorfer Ringe zeigen, ein Zeichen fortgeschrittener Entwicklung sei<sup>22)</sup>. Das Bestreben, die Rundstabigkeit der Spiralscheibe bei den Armbergen zugunsten einer gefälligeren Vierkantigkeit aufzugeben, findet sein Gegenstück bei den Spiralscheibenfibeln. Auch bei ihnen ist der Draht dort, wo er aufgewunden ist, vierkantig. Ein weiteres, kennzeichnendes Merkmal für die späte Zeitstellung scheint uns die perlschnurartige Kerbung des Grates zu sein. Man wandte sie als Ziermuster nicht nur auf den Armbergen von Kuznice, Wojcza, Habicht, Kr. Cosel<sup>23)</sup> und anderen, von Antoniewicz angeführten vierkantigen Stücken an, sondern beliebte

<sup>17)</sup> S. Seger, Drei neue schlesische Bronzefunde. Schlef. Vorzeit N. F. IX, 1928.

<sup>18)</sup> R. Frhr. von Miske, Die ununterbrochene Besiedlung Belem St. Weits. Archiv für Anthropologie N. F. II, 1904, S. 33. Derselbe, Die prähistorische Ansiedlung Belem St. Wid, Wien 1908, Taf. XLI.

<sup>19)</sup> E. Franz, Der Depotfund von Katharein bei Troppau. Sudeta VI, 1930, S. 37 ff.

<sup>20)</sup> Einen Hinweis für den späten Zeitpunkt der Vergrabung des Paulsdorfer Schatzfundes kann man auch in einem Gräberfeld erblicken, das 800 m vom Schatzfundplatz entfernt gelegen, bereits 1905 durch eine Grabung des Breslauer Museums erschlossen wurde. Das Gräberfeld gehört der Periode V an. Möglicherweise muß demnach das Alter des Verwahrfundes noch weiter heruntergesetzt werden. Ein Verwahrfund, in dem sich gleichfalls zylindrisch gewundene Armbänder, die zerstört wurden, sowie ein Tüllenbeil befanden, kam in 3 km Entfernung auf Gemarkung Eichgrund zutage. Vgl. Sołt in Alt-schlesische Blätter, 1933, S. 46.

<sup>21)</sup> J. Zurowski, Skarb bronzowy z Wojczy i naszyjniki typu Sieniawy. Przegląd Arch. II, 1925, Taf. X.

<sup>22)</sup> Inzwischen hat W. Antoniewicz in seiner Arbeit auf S. 157—163 dieser Festschrift eindeutig den jüngeren Typus der Armbergenform mit rautenförmigem Querschnitt herausgestellt und seine Hauptverbreitung in der Periode III bewiesen.

<sup>23)</sup> Schlef. Vorzeit III, 1881, Taf. II 34.

auch die Hauptspiralfcheibe der Fibeln<sup>24)</sup> und den Grat der Spiralarmbänder<sup>25)</sup> in dieser Weise zu schmücken. In diesem Zusammenhang darf auf den merkwürdigen Verwahrfund von Mačłowska Kr. Przeworsk hingewiesen werden<sup>26)</sup>. Auch dort finden wir die Kerbung auf einem Spiralarmband. Nach der Zusammenfügung unseres Paulsdorfer Fundes scheinen Zweifel an der Einheitlichkeit jenes von Mačłowska nicht mehr notwendig, obwohl eine Armberge und ein Randleistenbeil zusammen mit Tüllenbeilen und Ringen der ausgehenden Bronzezeit gefunden wurden.

Der Paulsdorfer Schatzfund darf im gesamten gesehen als ungarisch bezeichnet werden. Er ist ein neuer und gewichtiger Beweis für die starken Beziehungen Schlesiens zu diesem Land während der Bronzezeit, auf die Seger und nach ihm andere<sup>27)</sup> so oft hingewiesen haben.

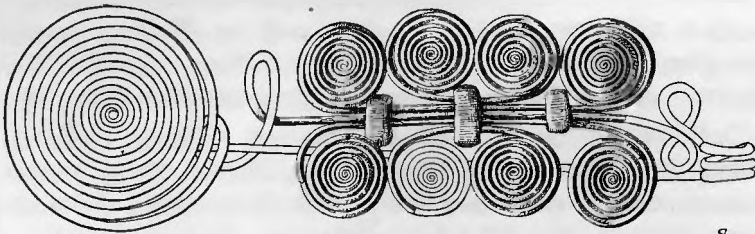


Abb. 5. Fibel von Paulsdorf.  $\frac{1}{3}$

<sup>24)</sup> G. B. Schwirtschen Kr. Guhrau. Seger a. a. D.

<sup>25)</sup> G. B. Bodrog-Keresztur, Paulsdorf, Städtel Kr. Namslau und Tscheidt Kr. Cosel.

<sup>26)</sup> K. Hadaczek, Ein neuer Bronzedepotfund aus Galizien. Jahrbuch der k. k. Zentralkommission N. F. IV 1. Teil, Wien 1906, S. 256 ff.

<sup>27)</sup> Vgl. besonders F. Pfügenreiter in Altshlesien III, 1930, S. 168—170.

## Schicksale eines Bronzefundes

Von Alfred Göke-Berlin

Mit Tafel XXX—XXXI und 2 Abbildungen

Habent sua fata libelli, aber auch die ungeschriebenen Urkunden der Vorzeit. Ein umfänglicher Bronze-Verwahrfund wird gehoben, geteilt, in alle Welt zerstreut, die Bezeichnungen gehen verloren, durch Zufall finden sich die Stücke in einem Museum wieder zusammen, ohne daß ihr Zusammenhang bekannt ist — und schließlich wird mit Hilfe eines einzigen charakteristischen Stückes fast 200 Jahre nach der Auffindung der Sachverhalt ermittelt und der Fund als Ganzes wiederhergestellt.

Die Geschichte dieses Fundes ist so merkwürdig und in mancher Beziehung lehrreich, daß sie hier erzählt werden soll. Ich hoffe, hiermit dem Jubilar eine kleine Freude zu bereiten; denn wenn der Fund auch nicht auf schlesischem Boden zutage kam, so doch am Ufer des schlesischen Stromes, der Oder. Der nicht zum Bau gehörende Leser sieht ferner, womit der Museumsbeamte manchmal Zeit verträdeln muß, weil seine Vorgänger nicht auf die Etikettierung aufgepaßt haben. Weiter lernt der Museumskollege, wenn er es nicht schon weiß, daß man Ausgrabungen nicht nur draußen, sondern auch im Museum, namentlich in solchen mit alten Beständen, mit Erfolg vornehmen kann. Der Fall ist schließlich eine Mahnung, mit der Abgabe sogenannter Doppelstücke vorsichtig zu sein.

Die Sache hat sich folgendermaßen zugetragen. Als im letzten Kriegsjahr außer andern Dingen auch die Geldmittel der Museen knapp wurden, waren die sogenannten Dublettenbestände, die ja in keiner größeren Sammlung fehlen und sich mit Vorliebe aus Stücken „unbekanntes Fundort“ zusammensetzen, in höchstem Maße gefährdet. Bei gelegentlicher Betrachtung der „Unbekannten“ des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte fiel mir ein seltenes Stück auf, das für unsere Sammlung auf keinen Fall ein abgebares Doppelstück war, auch wenn es durch das unheilvolle „Fundort unbekannt“ früher einmal für vogelfrei erklärt worden war. Es war der Bronzearmring II 2351 (Taf. XXX 3). Bei solch seltenen Stücken denkt man unwillkürlich an Vergleichsstücke, und so erinnerte ich mich an einen von Bekmann<sup>1)</sup> abgebildeten Armring gleicher Form. Beim Nachschlagen stellte sich heraus, daß es nicht ein Gegenstück, sondern dasselbe Stück war, daß es ferner nicht „unbekannt“, sondern nach Bekmanns Angabe (Sp. 407) „in der Mittelmark, in dem Lebusischen Kreise bei Frankfurt a. O. auf einem uralten Begräbnißberge in einer Urne oder Grabtopf gefunden“ ist. Das bei Bekmann daneben abgebildete Stück Fig. II, ein im Museum nicht auffindbarer Noppenring, führte nicht weiter, wohl aber Fig. III,

<sup>1)</sup> Bekmann, Historische Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg, 1751, Bb. I Teil 2 Taf. IX Fig. I.

ein offener, an den Enden leicht ausgebogener Bronzering mittlerer Größe<sup>2)</sup>, der „bei vorbedachten beiden Armbändern gefunden“ worden ist. Er ließ sich als der Ring des Museums „II 2356 Unbekannt“ feststellen (Abb. 1a). Zu beiden Ringen ist im Katalog vermerkt, daß sie aus der Sammlung der Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin herrühren. Das war ein wichtiger Fingerzeig, denn er führte weiter zur altberühmten Sammlung *Eltester*, über die ein gedrucktes Verzeichnis vorliegt<sup>3)</sup>.

Hiermit verhält es sich nun so: der Hofrat *Eltester* in Berlin hatte im 18. Jahrh. in fast 50jähriger Tätigkeit eine Sammlung von Altertümern hauptsächlich aus der Mark Brandenburg und Schleswig-Holstein zusammengebracht, die zu ihrer Zeit Aufsehen erregte und im Schrifttum des 18. Jahrh. öfters lobend erwähnt wird. Noch bei seinen Lebzeiten hatte Friedrich der Große die Absicht, die Sammlung für die Berliner Akademie der Wissenschaften zu erwerben, indessen kam der Kauf durch ein Versehen nicht zustande. Als *Eltester* 1776 kinderlos starb, wurden das Naturalienkabinett und die Büchersammlung abgetrennt und gesondert verkauft, die Altertümersammlung aber zum öffentlichen Verkauf zur Lage von 200 Dukaten gestellt. Hierzu war nun ein Verzeichnis nötig, das bis dahin fehlte. Das Kgl. Kammergericht beauftragte deshalb im Jahre 1782 den Wirkl. Geh. Legationsrat *Delrichs* mit der Anfertigung; seine *Marchia Brandenburgica gentilis* (1. Aufl. 1783) ist also ein Vorläufer der jetzt üblichen Auktionskataloge. Zunächst fand sich kein Käufer. Erst später gelangte die Sammlung meistbietend für 100 Taler an die Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin, wo sie über ein halbes Jahrhundert blieb; kurz nach dem Besitzwechsel erschien die 2. Auflage der *Marchia Brandenburgica gentilis* (1785). 1839 endlich wurde die Sammlung für das Museum vaterländischer Altertümer, das jetzige Staatliche Museum für Vor- und Frühgeschichte angekauft und nach Schloß Monbijou überführt.

Nach dieser Abschweifung über die Sammlung *Eltester* kehren wir wieder zu den beiden Bekmannschen Bronzeringen zurück, die in dieser Sammlung nach dem Museum gekommen sein mußten, hier aber im Kasten der „Unbekannten“ untergetaucht waren. Und wo verstecken sie sich in *Delrichs*' Verzeichnis? In diesem kommt nur eine Sammelnummer Lit. V, Nr. 29 in Frage: „Zweiundzwanzig Stück Armbänder oder Armringe ... verschiedener Größe und Breite, und fünf Stück von dergleichen und kleineren und zerbrochenen Ringen“; Fundortangaben fehlen. Diese Sammelnummer kann man nun im Museumskatalog wieder erkennen in den Nummern II 2349 bis 2370, ebenfalls mit „Fundort

<sup>2)</sup> Ob solche Ringe am Oberarm, Unterarm oder irgendwo am Bein oder sonstwie getragen wurden, braucht hier nicht erörtert zu werden; im folgenden werden sie als große Armringe bezeichnet.

<sup>3)</sup> J. C. C. *Delrichs*, *Marchia Brandenburgica gentilis*. Beschreibung des von dem verstorbenen Hofrath und Kammergerichts-Secretair Christian Gottfried *Eltester* nachgelassenen, sehr wichtigen Antiquitäten-Cabinetts aus heydniſchen Grabmälern. 2. Aufl. Berlin 1785.

unbekannt“ bezeichnet — mit Ausnahme von II 2366, wo es heißt: „Auf dem Judenberge bei Frankfurt a. d. Oder gefunden“; die Unterlage hierfür war anscheinend ein aufgeklebtes altes Etikett, von dem noch das Ende erhalten ist: ..... a. d. Oder.

Wir haben also jetzt drei Armringe von Frankfurt. Waren es noch mehr? Der letztgenannte Ring deutete es an, denn in seiner Patina waren Abdrücke sichtbar, wie sie entstehen wenn Bronzen dicht beieinander in der Erde liegen. Sie baden dann durch das Patinieren zusammen und hinterlassen, wenn sie auseinandergerissen werden, Spuren, die in günstigen Fällen sogar die Gestalt des Gegenstückes erkennen lassen. Durch Aneinanderpassen läßt sich die Zusammengehörigkeit zu einem Fund einwandfrei feststellen, ein Verfahren, das ich schon bei der Wiederherstellung der trojanischen Schahsfunde mit Erfolg angewandt habe<sup>4)</sup>. Nun wurde der Kasten mit den „Unbekannten“ wieder vorgenommen. Die genaue Durchprüfung der Nummern II 2349—2370 ergab, daß die größere Hälfte nicht nur eine völlig gleichartige Patina besaß, sondern in ihr auch die besprochenen Spuren aufwies. Nach diesen Merkmalen ließen sich ohne Schwierigkeit folgende Stücke, die ich nach Typen ordne, aussondern.

**Typus a.** Großer Armring, offen, an den Enden leicht ausgebogen, Querschnitt oval, mit Punzverzierung.

II 2356. Fundort unbekannt. An der Innenseite zwei Kerbmarken II; Dm. 10,2, Br. 0,5 cm (Abb. 1a).

**Typus b.** Wie a, aber breiter.

II 2357. Fundort unbekannt. Durch Gebrauch stark abgewetzt, Patina-Abdruck, innen sechs Kerbmarken in zwei Gruppen III III; Dm. 9,3, Br. 0,9 cm (Abb. 1b).

**Typus c.** Wie a, aber Enden nicht ausgebogen, etwas kleiner.

II 2366. Fundort Frankfurt a. d. O. auf dem Judenberg. Patina-Abdrücke; Dm. 8,3, Br. 0,5 cm (Abb. 1c).

II 2359. Fundort unbekannt. Patina-Abdruck; Dm. 8, Br. 0,5 cm (Abb. 1d).

II 2364. Fundort unbekannt. Patina-Abdrücke von mindestens zwei andern Ringen; Dm. 6,9, Br. 0,5 cm (Abb. 1e).

II 2362. Fundort unbekannt. Dm. 7, Br. 0,5 cm (Abb. 1f).

II 2361. Fundort unbekannt. War als Doppelstück zu II 2359 früher an eine Schale abgegeben worden.

**Typus d.** Massiver kleiner Bronzering mit schmalem Spalt, Querschnitt dreieckig.

II 2351. Fundort unbekannt, nach Beckmann Frankfurt a. d. O. Mit 2 × 3 umlaufenden Furchen; Dm. 7,7, Br. 1,8 cm (Taf. XXX 3).

**Typus e.** Ähnlich d, mit D-Querschnitt und Längstrippen an beiden Rändern.

II 2350. Fundort unbekannt. Patina stellenweise abgeschliffen; Dm. 8, Br. 1,8 cm (Taf. XXX 4).

**Typus f.** Armring mit schmalem Spalt, kleine abgesetzte Leiste an beiden Rändern.

II 2349. Fundort unbekannt. Patina-Abdruck; Dm. 10, Br. 2,3 cm (Taf. XXXI 2).

<sup>4)</sup> U. Göge, Die Kleingeräte aus Metall, Stein usw. (Dörpfeld, Troja und Ilion, 1902, S. 326 ff.).

Typus g. Kleiner, geschlossener Ring, Querschnitt rund.

II 2352. Fundort unbekannt. Patina-Abdrücke von zwei andern Ringen; Dm. 6,4, Br. 0,5 cm.

II 2353. Fundort unbekannt. Patina-Abdrücke von zwei andern Ringen; Dm. 6,1, Br. 0,4 cm.

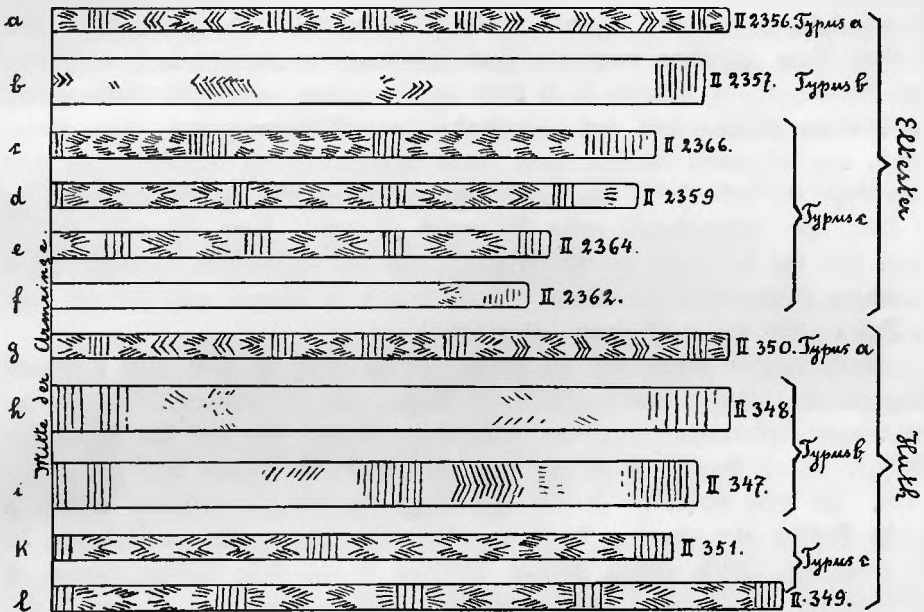


Abb. 1. Bis zur Ringmitte abgerollte Muster der größeren Bronzeringe des Fundes.  $\frac{2}{3}$

Typus h. Kleiner Armring, offen, Querschnitt ursprünglich wohl rund.

II 2363. Fundort unbekannt. Durch starke Abnutzung flach geweht; Dm. 7,4, Br. 0,3 cm.

Typus k (Typus i vgl. unten). „Eidring“.

II 2360. Fundort unbekannt. Massiv gegossen, D-Querschnitt, Ränder nach innen leicht vorgewulstet; die Patina ist ein wenig dunkler als bei den andern Bronzen, vielleicht infolge andrer Bronzelegierung; Dm. 7,5, Br. 0,8 cm (Taf. XXXI 4).

Typus l. Armring, offen, mit Eierstabverzierung.

II 2354. Fundort unbekannt. War als Doppelstück zu II 345 (f. unten) früher an eine Schule abgegeben worden.

Typus m. Kleiner Armring, offen, Querschnitt dreieckig wie Typus d (II 2351), Profilierung ähnlich Typus e (II 2350).

II 2369. Fundort unbekannt. Dm. 6,2, Br. 1,2 cm (Taf. XXX 5).

Typus n. Breites, offenes Armband.

II 2370. Fundort unbekannt. Leichte, stark abgewehrte Linienverzierung, etwa schräg gestrichelte Dreiecke; unvollständig und zusammengebogen; Br. 1,9 cm (Taf. XXX 6).

Soweit waren die Ermittlungen bezüglich der Sammlung Eltester gegeben, die auf das Vorhandensein eines größeren Bronze-Verwahrfundes vom

Judenberg bei Frankfurt a. d. D. führten. Und dieser Fund mußte, da Teile von ihm von Bekmann veröffentlicht sind, schon 1751 vorhanden und bekannt gewesen sein.

Die Sache geht aber noch weiter. Der große Armring II 2366 leitete durch seine Fundortangabe zu einer andern Gruppe von Bronzen im Museum hin, die ebenfalls unfern des Judenfriedhofs bei Frankfurt a. d. D. im Jahre 1740 in einer Urne gefunden wurden<sup>9)</sup>; diese Fundangabe von Ledeburs wird durch eine Eintragung im Katalog zu II 1060 dahin ergänzt, daß die Auffindung beim Sandfahren geschah und daß die Finder zwei Mädchen waren. Die Gruppe besteht aus folgenden Stücken: zwei kleine Wagenräder (II 1060/61), vier große Armringe (II 348—351), ein „stärkerer perpendikulär geriffelter Armring“ (II 352), der Schneideteil einer Tüllenagel (II 948). Diese Bronzen bildeten einen Teil der besonders an Alttertümern aus den ehemaligen russischen Ostseeprovinzen reichen Sammlung des Hofrats Huth in Dorpat und sind mit dieser im Jahre 1819 in das Museum gekommen<sup>9)</sup>.

Auch hierbei erhob sich die Frage, ob zu dieser Gruppe nicht noch mehr Gegenstände gehören, und so wurde der Kasten der „Unbekannten“ wieder vorgenommen, erfreulicherweise mit demselben Erfolg wie bei der Sammlung Eltester. Eine Anzahl Armringe von gleicher Beschaffenheit ließ sich herausholen. Es sind dieselben großen Armringe; sie sind gleichalterig, besitzen die gleiche Patina und erweisen durch die oben besprochenen Patina-Abdrücke, daß die einzelnen Stücke neben andern Bronzen in der Erde gelegen haben. Es wiederholen sich also hier genau dieselben Erscheinungen wie bei der Gruppe aus der Sammlung Eltester. Es ist klar, daß auch die Huthschen Bronzen Teile eines zusammengehörigen größeren Fundes sind.

Betrachten wir nun die Huthsche Gruppe im einzelnen und zwar nach Typen, gleichlaufend mit den obigen der Eltesterischen Gruppe.

Typus a = Eltester-Typus a.

II 350. Fundort Frankfurt a. d. D. An der Innenseite eine Kerbmarke I; Dm. 11,5, Br. 0,5 cm (Abb. 1g).

Typus b = Eltester-Typus b.

II 347. Fundort unbekannt. Patina-Abdrücke; Dm. 10, Br. 0,9 cm (Abb. 1i).

II 348. Fundort Frankfurt a. d. D.; Dm. 11,3, Br. 0,9 cm (Abb. 1h).

Typus c = Eltester-Typus c.

II 349. Fundort Frankfurt a. d. D.; Dm. 11,7, Br. 0,5 cm (Abb. 1j).

II 351. Fundort Frankfurt a. d. D.; Dm. 8,9, Br. 0,5 cm (Abb. 1k).

Typus d = Eltester-Typus d.

II 358. Fundort unbekannt. Patina-Abdrücke von mindestens zwei Gegenständen; Dm. 8, Br. 2,3 cm (Taf. XXX 2).

<sup>9)</sup> von Ledebur, Das Kgl. Museum. Berlin 1838, S. 70.

<sup>9)</sup> von Ledebur, ebenda, Vorrede, S. VI—VII. — Der Armring II 352 weicht in der Beschaffenheit der Patina derartig ab, daß er m. E. nicht zugehört und wohl versehentlich beim Vorbesitzer in den Fund geraten ist; er wird hier nicht weiter berücksichtigt.

II 363. Fundort unbekannt. Patina - Abdrücke von zwei Gegenständen. Dm. 7,3, Br. 1,1 cm.

Typus e = Eltefter-Typus e.

II 364. Fundort unbekannt. Patina - Abdrücke von zwei Gegenständen. Dm. 7,3, Br. 0,8 cm.

Typus i. Armring, offen, einfach rundstabig.

II 362. Fundort unbekannt. Patina etwas dunkler; Dm. 8,6, Br. 0,9 cm (Taf. XXXI 3).

II 361. Fundort unbekannt. Wurde als Doppelstück zu II 362 früher abgegeben.

Typus l = Eltefter-Typus l.

II 345. Fundort unbekannt. An der Innenseite vier Kerbmarken IIII; Dm. 9,3, Br. 1,1 cm (Taf. XXX 7).

II 346. Fundort unbekannt. An der Innenseite zwei Kerbmarken II; Dm. 11,9, Br. 1 cm (Taf. XXXI 5).

Typus o. Kleine Räder von Kultwagen, rundstabig gegossen.

II 1060. Fundort Frankfurt a. d. D.; Dm. 4,8 cm (Taf. XXXI 1).

II 1061. Desgl.

Typus p. Tüllenagt.

II 948. Fundort Frankfurt a. d. D. Abgebrochener Schneideteil; Länge der Schneide 3,7 cm (Taf. XXX 8). Die Bruchstelle liegt dicht neben dem hinteren Tüllengrund und läßt diesen deutlich erkennen. Die Tülle läuft also nicht wie sonst meist, und ausnahmslos in der jüngeren Bronzezeit im germanischen Gebiet, keilförmig aus, sondern endigt in einer rechteckigen Fläche. Das ist eine durch die Technik bestimmte Form, die ich als kennzeichnende Eigenart der Laufziger Kultur nachgewiesen habe<sup>7)</sup>.

Durch die bisherige Untersuchung sind nun zwei Gruppen von Bronzen (Eltefter und Huth) ermittelt worden, deren jede in sich einen geschlossenen Fund bildet. Vergleichen wir beide Gruppen miteinander, so ergeben sich folgende Punkte:

1. Beide sind gleichalterig (Montelius Periode V).
2. Beide gehören der Laufziger Kultur an.
3. Beide stimmen in der Art der Patinierung völlig überein.
4. Beide sind auf dem Judenbergr oder Judenfriedhof bei Frankfurt a. d. D. gefunden.
5. Von beiden wird berichtet, daß sie in einem Gefäß gelegen haben.
6. Bei beiden liegt die Auffindungszeit weit zurück: aus Gruppe Eltefter wurden einzelne Stücke schon 1751 veröffentlicht; Gruppe Huth wurde 1740 gefunden.
7. Die Zusammensetzung beider Gruppen zeigt weitgehende Übereinstimmung, so namentlich in den Typen a—e.
8. Die Verzierung innerhalb der Typen gleicht sich in beiden Gruppen und zwar einerseits innerhalb der schmalen Typen a und c, andererseits innerhalb der breiten Form b. Die beiden großen Armringe des Typus a, II 2356

<sup>7)</sup> Göbge, „Bronzeguß“ in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte Bd. II S. 159 f.

(Eltester) und II 350 (Huth) gleichen sich in allen Einzelheiten der reichen Verzierung so vollständig, daß beide Stücke zweifellos als zusammengehöriges Paar hergestellt worden sind.

Mit einem Wort, die Übereinstimmung beider Gruppen geht so weit, daß man sie als zusammengehörig betrachten muß. Sie bilden zusammen einen einzigen großen Verwahrfund. Es muß dahingestellt bleiben, ob noch weitere Stücke unbekanntes Fundortes und etwa verlorengegangene Stücke ursprünglich dazu gehört haben.

Aus der Gegenüberstellung der Gruppen Eltester und Huth läßt sich noch ein weiterer Zug aus der Lebens- und Leidensgeschichte unseres Fundes gewinnen. Faßt man die großen Armringe (Typus  $a + b + c$ ) zusammen, die durch Form, Größe und Verzierung eine gewisse Einheit bilden, so gehören 7 Stücke zu Eltester, 5 zu Huth. Ebenso bilden die geschlossenen dicken Ringe (Typus  $d + e + f$ ) eine Einheit, von der 3 Stück zu Eltester, 3 Stück zu Huth gehören. Und vom Rest (Typus  $g - p$ ), der sich aus sehr verschiedenen Gegenständen zusammensetzt, gehören 7 Stück zu Eltester und ebenfalls 7 Stück zu Huth. Insgesamt stehen also 17 Stücken der Sammlung Eltester 15 der Sammlung Huth gegenüber. Man hat den Eindruck, daß einmal der ganze Fund in zwei gleiche Hälften geteilt worden ist, wobei man sich sogar bemüht hat, die Typen gleichmäßig zu verteilen. Der geringe Unterschied mag dadurch entstanden sein, daß die ins Auge fallenden und besonders wertvoll erscheinenden Mädchen durch eine Zugabe auf der andern Seite ausgeglichen wurden. Wann die Teilung erfolgte, ist nicht bekannt. Sollten schon die beiden Finderinnen sie vorgenommen haben? Ebensovienig hat sich ermitteln lassen, wann die Teile in die Sammlungen Eltester und Huth gelangten.

Fassen wir zusammen: Im Jahre 1740 fanden zwei Mädchen auf dem Judenberg (Judenfriedhof) bei Frankfurt a. d. O. beim Sandgraben einen Topf, in dem ein großer Bronzeschatz lag. Der Fund wurde brüderlich geteilt. Die eine Hälfte gelangte in das Antiquitäten-Kabinett des Hofrats Eltester in Berlin, die andere in die Sammlung des Hofrats Huth in Dorpat. Ersteres wurde nach Eltesters Tod (1776) für 100 Taler an die Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin meistbietend versteigert und kam von dieser 1839 an das Museum vaterländischer Altertümer, jetzt Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin. Dasselbe Museum hatte 1819 die Sammlung Huth gekauft, so daß beide Hälften des Bronzeschatzes wieder unter einem Dach waren, ohne von einander zu wissen, denn die Fundortbezeichnungen waren vorher zum größten Teil verloren gegangen. Die meisten Stücke fanden daher ein unrühmliches Ende im Kasten der „Unbekannten“. Endlich, fast 200 Jahre nach der Auffindung, erlebte der schöne Fund seine Wiedererstehung.

Noch ein Wort über den Fundort. Über die Fundstelle selbst besteht kein Zweifel; sie ist der Frankfurter Judenfriedhof auf der Höhe des rechten Ober-

ufers gegenüber der Stadt. Aber die Benennung hat, wie der Fund selbst, allerlei erlebt. Die alten Angaben lauten auf Frankfurt a. d. O. Später kam das Gelände zur Gemeindeflur Runersdorf im Kreis Weststernberg, so daß nach den herrschenden Grundsätzen die Benennung hiernach erfolgte. In dieser Zeit hatte ich Kossinna einige Notizen über Teile des Fundes übermittelt und als Fundort richtig und deutlich Runersdorf angegeben. Er hat aber daraus Runzendorf gemacht, so im „Mannus“ VIII (1917), S. 68 und 130. Dieser Irrtum wäre also dort in Runersdorf zu berichtigen — wenn nicht inzwischen wiederum eine Änderung eingetreten wäre. Der Judenfriedhof ist nämlich wieder in den Stadtkreis eingemeindet worden. Der Fundort heißt also jetzt wieder: Frankfurt a. d. O.

Über die archäologische Würdigung des Fundes kann man sich kurz fassen. Zeitlich gehört er zweifelsfrei in Montelius' V. Periode der Bronzezeit. Den Nachweis kann man sich sparen, nachdem Kossinna in seiner großen Arbeit über die goldenen Eibringe<sup>6)</sup> genügend Belege beigebracht hat. Ebenso zweifelsfrei gehört er zur Lausitzischen Kultur und deren Volkstum. Auch hierfür hat Kossinna a. a. O. Vergleichsstoff in genügender Menge geliefert, so daß es sich erübrigt, die Schleppe der Zitate durch weiteres Material zu vergrößern. Nur der „Eibring“ II 2360 (Taf. XXXI 4) ist kein ursprünglich lausitzisches, sondern ein germanisches Schmuckstück, das zu den Lausitzern seinen Weg fand. Es wäre angebracht, durch Analyse festzustellen, ob die Bronzelegierung, wie es nach der dunkleren Farbe der Patina den Anschein hat, eine andere ist als die der gleichalterigen Lausitzer Bronzen. Daß technische Merkmale zur Bestimmung des Volkstums einer Kultur sicherere Ergebnisse liefern als stilistische, wenn man sich erst eingehender mit vorgeschichtlicher Technik beschäftigt, habe ich schon lange betont<sup>7)</sup>.

Zur Frage der Beziehungen zwischen Technik und Typologie liefern auch einige andere Gegenstände unseres Fundes Material. Es handelt sich um die dicken Armringe der Typen d bis f (Taf. XXX 2—4 u. XXXI 2). Bei flüchtiger Betrachtung ist man geneigt, sie als „geschlossene“ Ringe zu bezeichnen. Tatsächlich sind sie aber nicht geschlossen, sondern durch einen Spalt geöffnet; streng genommen sind es also typologisch „offene“ Ringe. Sofern man unter Typus etwas Gewolltes, aus einer geistigen Verfassung heraus Entstandenes und diese Widerspiegelndes versteht, läßt sich in unserem Fall die Frage, ob „offen“ oder „geschlossen“, aus der Technik einwandfrei beantworten. Betrachtet man nämlich die Öffnung genau, so muß man feststellen, daß der schmale Spalt genau parallel laufende Ränder hat, diese aber unregelmäßig verlaufen und wie ein Zufallsgebilde aussehen. Und das sind sie in der Tat. Beim Gießen geschlossener

<sup>6)</sup> Mannus VIII (1917), S. 1 f.

<sup>7)</sup> G ö t t e, Bronzezeit (Reallexikon der Vorgeschichte, herausgeg. von W. Ebert, Bd. II S. 159 f.).

dicker Ringe zieht sich nämlich die flüssige Bronze beim Erstarren zusammen und reißt an einer Stelle. Solche Erstarrungsriffe nun sind die Spalten unserer Ringe, sie sind ein unbeabsichtigtes Zufallserzeugnis, während der Bronzegießer einen geschlossenen Ring herstellen wollte. Also sind es typologisch geschlossene Ringe trotz der Öffnung.

Zum Schluß gibt noch unser Fund eine harte Nuß zu knacken, an der der verehrte Jubilar seine 70jährigen Zähne erproben mag. Wer eine Photographie des Ringes II 2350 (Taf. XXX 4) betrachtet und nicht weiß, aus welchem Stoff er besteht, wird ihn leicht für einen der schönen kobaltblauen keltischen Glasarmringe halten. Die kreisrunde geschlossene Form, der betonte Mittelwulst, die seitlichen Rippen, das massive, an der Innenseite völlig ebene Profil, der Gesamteindruck, alles das zusammen macht es schwer, nicht an irgendeinen Zusammenhang zu glauben. Der örtliche Abstand wäre nicht bedenklich, denn die Lausitzer Kultur reicht bis in das Verbreitungsgebiet der Glasringe. Aber der zeitliche Abstand! Wer hilft ihn überbrücken?

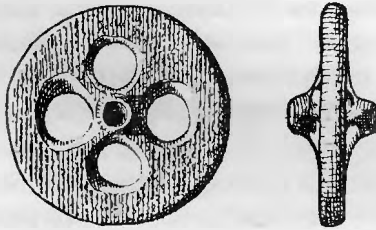


Abb. 2. Tonrädchen aus Mondschild.  $\frac{1}{8}$ . Nach Seger, Schlesiens Vorzeit N. F. V S. 27

# Ursprung und Entwicklung der germanischen Goldgefäße des Bronzezeitalters

Von Oswald Menghin - Wien

Mit Tafel XXXII und 2 Abbildungen

Daß die kulturellen Beziehungen zwischen den britischen Inseln, zumal Irland, und dem nordischen Kulturkreise während der älteren Bronzezeit äußerst lebhaft waren, darf als ein sicheres Ergebnis der Forschung gebucht werden<sup>1)</sup>. Nicht ausreichend festgestellt jedoch ist, wie sich die gegenseitigen Einwirkungen vollzogen haben, vor allem, wo jeweils die Quelle einer bestimmten Erscheinung anzusehen ist. Dies kann nur durch die genauere Untersuchung der einzelnen Typen ermittelt werden.

Zu den auffallendsten und wichtigsten Formen, die Irland und das nordische Gebiet verbinden, gehören gewisse Erzeugnisse des Goldschmiedehandwerkes. In erster Linie sind hier die bekannten Lunulae<sup>2)</sup> und die verzierten Disken („Sonnenscheiben“)<sup>3)</sup> zu nennen, deren ursprüngliche Heimat unbestrittenermaßen Irland ist. Inwieweit Nachahmungen in Nordeuropa hergestellt wurden, wird verschieden beurteilt. Die außerhalb Irlands gefundenen Lunulae werden allgemein als Importstücke angesehen, sind aber vielleicht die Ausgangsform bestimmter nordischer Halskragen aus Bronze<sup>4)</sup>. Die nordischen „Sonnenscheiben“ aus Goldblech<sup>5)</sup> betrachtet Kossinna jedoch als einheimische Arbeit. Sie unterscheiden sich von den irischen tatsächlich durch gewisse Abweichungen in der Verzierung, vor allem aber durch ihre beträchtliche Größe.

<sup>1)</sup> Zusammenfassend O. Montelius, Verbindungen zwischen Skandinavien und dem westlichen Europa v. Chr. *Geb. Archiv f. Anthr.* XIX, 1891, S. 1; Derselbe, Der Handel in der Vorzeit. *Prähistor. Zeitschr.* II, 1910, S. 249; G. Kossinna, Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit. *Mannusbibl.* XII, Leipzig 1913; Derselbe, Germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit. *Mannus* VI, 1914, S. 1; E. C. R. Armstrong, Catalogue of Irish Gold Ornaments in the Collection of the R. Irish Academy. Dublin 1920; P. Bosch-Gimpera, Relations préhistoriques entre l'Irlande et l'ouest de la péninsule ibérique. *Préhistoire* II, 1933, S. 194.

<sup>2)</sup> Literatur bei W. Bremer, *Reallex. d. Vorgesch.* VII, 1926, S. 323; vgl. auch R. U. S. Macalister, Ireland in Pre-Celtic Times. Dublin 1921, S. 140.

<sup>3)</sup> Zusammenfassend R. S. Jacob-Friesen, Die Goldscheibe von Moordorf bei Aurich mit ihren britischen und nordischen Parallelen. *Spef* VII, 1931, S. 25.

<sup>4)</sup> Montelius a. a. D. S. 8; Bremer, *Reallexikon* a. a. D.; Bosch-Gimpera a. a. D. S. 241.

<sup>5)</sup> Die Streitfrage, ob es sich bei den „Sonnenscheiben“ und „Sonnenwagen“ wirklich um Symbole der Sonne und nicht solche des Mondes gedreht hat, wie mit schwerwiegenden inneren Gründen vertreten werden kann, braucht hier nicht berührt zu werden. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die Herkunft dieser Dinge aus dem in vorceltischer Zeit mutterrechtlich gewesenen Irland eine Beziehung zum Mondkulte auch aus äußeren Gründen erwägenswert macht, da Mutterrecht und Mondkult in enger kulturgeschichtlicher Verbindung stehen.

Nur ein zu Worms, also außerhalb des nordischen Kulturgebietes gefundenes Stück ist klein. Kossinna bezeichnet es 1913 wegen einer ornamentalen Einzelheit ebenfalls als nordisch, 1914 ohne weitere Begründung als irisch. Jacob-Friesen glaubt unter Hinweis auf die übrige irische Goldeinfuhr auch die großen nordischen „Sonnenscheiben“ aus Irland herleiten zu dürfen, wobei er die ansprechende Vermutung äußert, „daß die großen Goldscheiben zum Teil unverziert an die nordischen Werkstätten geliefert und dort auf eine verzierte Bronzeplatte aufgepreßt wurden, wofür die Goldscheibe von Trundholm spricht“. Tatsächlich kann die Verzierung der „Sonnenscheibe“ an dem Wagen von Trundholm nur im Norden selbst hergestellt worden sein, wie sich aus ihren Mustern ohne weiteres ergibt<sup>6)</sup>.

Diese Beziehungen zwischen Irland und der nordisch-germanischen Frühbronzezeitkultur waren gewiß vor allem durch die Tatsache verursacht, daß in jener Zeit Irland eines der wenigen goldherzeugenden Länder Europas war. Daneben kam als Bezugsquelle für das hochgeschätzte Metall damals nur noch Siebenbürgen in Frage. Tatsächlich sind dem Norden auch Goldschmucksachen aus Mitteleuropa zugekommen, ja es hat den Anschein, als wäre diese Zufuhr die ältere gewesen und später von der irischen langsam verdrängt worden. Denn in der Bronzezeitstufe I und II zeigt der nordische Goldschmuck noch lebhafteste Beziehungen zum Süden; diese scheinen später erheblich nachzulassen. So betont z. B. Kossinna, daß die aus dem Alunjetiker Kulturkreise stammenden goldenen Noppenringe nur in der frühesten Bronzezeit des Nordens häufig sind, während sie mit Stufe III verschwinden<sup>7)</sup>.

Die Germanen mußten natürlich nicht nur das Gold selbst, sondern auch die Kenntnis seiner Bearbeitungsweisen aus der Fremde beziehen. Daß sie schon in der Stufe I der Bronzezeit mit Gold umzugehen verstanden, ist durch Schmuckgegenstände mit deutlich nordischen Stilmerkmalen außer Zweifel gestellt, wenn sich diese Arbeiten auch in der Form an fremde Vorbilder anlehnten wie das an Alunjetiker Manschetten erinnernde Armband von Stokkerup auf Seeland<sup>8)</sup>. Damit ist freilich noch nicht bewiesen, daß die Germanen alle technischen Verfahren der Goldbearbeitung schon so früh beherrscht haben. Manche davon sind leichter, manche schwerer zu handhaben und es ist von vornherein anzunehmen, daß die bronzezeitlichen Germanen erst nach und nach zu besserer

<sup>6)</sup> Auch die Frage, von wo die Verbindung von Scheibe und Pferd ausgegangen ist, fällt nicht in den Rahmen dieser Untersuchung. Die von J. Déchelette, Manuel d'archéologie II 1 S. 416 herangezogene Zeichnung auf einer prämykenischen Silbertänie aus Syros scheint mir im Gegensatz zu M. Hoernes (Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa 3. Aufl. S. 206) für diesen Zusammenhang jedenfalls nicht von Bedeutung zu sein. Denn wenn auf ihr auch tatsächlich mit doppeltem Strahlenkranze gefüllte Kreis motive vorkommen, die irgendwie mit den irischen „Sonnenscheiben“ in Beziehung stehen mögen, so scheint mir das davor dargestellte Tier weder ein Pferd zu sein, noch die Scheibe zu ziehen.

<sup>7)</sup> Mannus VI, S. 4.

<sup>8)</sup> Mannus VI, S. 6.

Kenntnis und selbständiger Entwicklung der Goldschmiedekunst gelangten, sei es durch fremde Lehrmeister, sei es durch eigene Erfindungen. Damit kommen wir zur Frage des Ursprungs der nordischen Goldgefäße.

Darüber liegen bisher zwei Theorien vor, von denen die eine durch Schuchhardt<sup>9)</sup>, die andere durch Kossinna<sup>10)</sup> begründet wurde, wclch letzterem sich Hahne weitgehend angeschlossen hat<sup>11)</sup>.

Schuchhardts Ansicht läuft darauf hinaus, die gesamte mittel- und nord-europäische Goldgefäßerzeugung letzten Endes aus Südeuropa abzuleiten. Er stellt drei Gruppen von Goldgefäßen auf, die eine räumlich-zeitliche Aufeinanderfolge darstellen sollen. Als „ältere Gruppe“ faßt er eine Anzahl von Gefäßen zusammen, an denen die südlichen, d. h. in erster Linie ägäische Grundlagen, noch deutlich greifbar sind, obwohl er es nicht wagt, sie ausdrücklich als unmittelbar südeuropäische Fabrikate hinzustellen. Die zweite Gruppe stammt aus dem Hallstattbereiche und setzt früher ein als die dritte; ihre Vertreter sind in Mitteleuropa selbst hergestellt. Die dritte Gruppe ist nordisch, aber unter starkem Einfluß der hallstattischen Gruppe entstanden.

Schuchhardts Auffassungen geben zu schweren chronologischen und typologisch-stilkritischen Bedenken Anlaß, die zum Teil schon von Hahne vorgebracht worden sind. Als wichtigste Kriterien der ersten Gruppe betrachtet Schuchhardt die halbkugelige Form ohne ausgebogenen Rand und die Verwendung dicken Goldblechs. Aber keines von beiden hält wirklich stand. Von den fünf Schalen, die er in die erste Gruppe stellt, entspricht jene von Gölenskamp (Hannover) nur der zweiten Anforderung, in der Form nähert sie sich aber den beiden mehr konischen Schalen von Unterglauheim (Bayern), die in der zweiten Gruppe erscheinen. Zur zweiten Gruppe rechnet Schuchhardt auch die dünnwandige Schale von Krottorf (Prov. Sachsen), die hinwiederum ausgesprochenste Kugelfragmentgestalt besitzt, sowie die vier Goldgefäße von Bihar (Ungarn), die aus dickem Goldblech gemacht sind. Letzteres gilt auch von den vier Goldvasen aus Angyalföld bei Budapest, die erst 1925 gefunden wurden. Daß diese nicht älter als Hallstatt A (= Bronzezeit IV nach Montelius) sein können, vielleicht sogar noch jünger sind, steht fest<sup>12)</sup>. Was das ungarische Material anlangt, dürfte fomit die Schwere der Schalen kein zeitliches Merkmal sein, sondern eher damit zusammenhängen, daß das Rohmaterial reichlicher zur Verfügung stand, d. h. daß der Erzeugungsort der Gefäße in der Nähe der (siebenbürgischen) Goldquelle lag. Dieser Gesichtspunkt kann auch für die Herkunftsbestimmung der ältesten nordischen Gefäße von einiger Bedeutung sein. Vollständig abwegig ist es, die große

<sup>9)</sup> C. Schuchhardt, Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde. Berlin 1914.

<sup>10)</sup> G. Kossinna a. a. O.

<sup>11)</sup> H. Hahne, Allgemeines über Goldgefäße der Bronzezeit. Vorzeitfunde aus Niederachsen. Band II (Zief. 3) S. 53.

<sup>12)</sup> J. v. Lompa, Der Goldfund von Angyalföld. Archaeologiai Értesítő, XLII, 1928, S. 306; E. Sprochhoff, Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit. Berlin 1930, S. 65.

und schwere Goldschüssel von Altstetten bei Zürich zu den frühesten Arbeiten zu zählen. Sie besitzt die charakteristische Form der Bombenurnen von Hallstatt C und stellt sich auch durch ihre Verzierung zwanglos in diese Periode, wie von fast allen Forschern anerkannt wird<sup>13)</sup>. Einen wirklich älteren Bestand unter den von Schuchhardt zur „älteren Gruppe“ gezogenen Goldgefäßen bilden also nur das wichtige, weil sicher datierte Stück aus Gönnebek (Holstein), und die beiden Schalen von Langendorf bei Stralsund, deren eine durch nahe Verwandtschaft mit der Gönnebeker Base zeitlich festgelegt ist (Taf. XXXII 1—2). Was aber an diesen Vasen südeuropäisch sein soll, ist ganz und gar nicht einzusehen. Schuchhardt beruft sich auf ihre Verzierung „mit großen, z. T. umkreisten Buckeln, die wir zuerst im mykenischen Kreise kennen lernen“; sie sollen dort aus den großen Niet- und Nagelköpfen an Thronen, Schwertgriffen, Szeptern, Gürteln u. dgl. hervorgegangen sein. Dagegen ist zunächst einmal festzustellen, daß zwei von den drei genannten Gefäßen nicht große, sondern kleine umkreiste Buckel zeigen und daß diese Buckel auf der einen Langendorfer Schale ganz eng nebeneinandergestellt sind, beides Stileigentümlichkeiten, die nach Schuchhardts eigener Feststellung ausgesprochen nordisch sind. Weiterhin muß es aber, was die Entstehung des kreisumschriebenen Buckels überhaupt anlangt, wohl als überflüssige Mühe bezeichnet werden, die Quelle eines so einfachen Ornamentmotivs in der Ägäis suchen zu gehen, wo doch überall in Europa mit der Bronze auch die Kenntnis des Nietens sich verbreitet hat und die Entstehung des umkreisten Buckels auch noch auf verschiedene andere Arten vor sich gegangen sein kann. Tatsächlich ist er bereits in nordischen Bronzetreibearbeiten der Stufe Montelius I vorhanden<sup>14)</sup>. Auf solche einfachste Zierelemente von nahezu gemein-europäischem Charakter ist bei einer Stilanalyse überhaupt kein Gewicht zu legen, sondern lediglich auf ihre Zusammenstellung zu Ornamentmotiven höherer Ordnung und ihr Verhältnis zum Träger. — Sehr richtig hat Schuchhardt dagegen als erster auf die große Ähnlichkeit hingewiesen, die Form und Ausschmückung der Gönnebeker und der einen Langendorfer Schale mit der irischen (nicht, wie es bei ihm heißt, südbenglischen) Keramik der Frühbronzezeit verbindet. Leider hat er diese Beobachtung, die in unseren späteren Ausführungen noch eine bedeutende Rolle spielen wird, nicht näher verfolgt. Vielleicht wäre er sonst zu den gleichen Ergebnissen gekommen wie wir.

Am meisten Widerspruch muß die Aufstellung der zweiten Gruppe Schuchhardts erregen. Sie vereinigt lediglich auf Grund der mitteleuropäischen Herkunft Funde von erstaunlicher zeitlicher und gestaltlicher Verschiedenheit. Es kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß die Gefäße von Bihar mit der

<sup>13)</sup> Literatur s. G. Behrens, *Reallex. d. Vorgesch.* XI, 1928, S. 402. Kossinna rechnet das Gefäß merkwürdigerweise zu den nordischen Erzeugnissen, mit denen es ganz bestimmt nichts zu tun hat.

<sup>14)</sup> *Shahne a. a. D.* S. 62.

nordischen Formenreihe absolut nichts zu tun haben, was schon von Kossinna betont wurde. Auch das Hermannstadter Stück ist aus der zu behandelnden Typengruppe auszuscheiden, da es, wie Hahne sehr richtig bemerkt, trotz einiger Gemeinsamkeiten in motivischen Einzelheiten eine völlig andersartige „Flächen- und Raumpfindung“ zum künstlerischen Ausdruck bringt. Diese ostungarischen Stücke bilden eine Sondergruppe, die mit dem hallstattzeitlichen Schatzfunden von Michalkow (Galizien) und Balci-Tran (Bulgarien) in Beziehung zu setzen ist und thrakisch sein dürfte<sup>15)</sup> (d. h. kulturell außerhalb der illyrisch-keltischen Hallstattzone steht). Vermutlich ist noch die flache Schale mit „Uhrpendeldekoration“ aus dem Goldfund von Ungyalföld hierherzustellen, obzwar sie gewisse Beziehungen zu nordischem Bronzegefäß aufweist, die aber leicht im östlichen Mitteleuropa wurzeln können<sup>16)</sup>. — In Ungyalföld sind noch drei andere Goldschalen gefunden worden, die in engstem Zusammenhange mit den bekannten frühhallstattischen Henkeltassen aus Bronze stehen, deren Schmuck sich aus horizontalen Reihen größerer und kleinerer Buckel zusammensetzt. An der Herkunft dieser Tassen aus dem Hallstattkulturkreise läßt sich ihren stilistischen Eigentümlichkeiten nach kaum zweifeln<sup>17)</sup> und es kann nur die Frage gestellt werden, wo ihr Ursprung näherhin zu suchen ist. Dies im einzelnen zu untersuchen, würde hier viel zu weit führen, und ich möchte daher nur sagen, daß sie wahrscheinlich aus dem hallstattischen Ostkreise, d. h. aus veneto-illyrischem Gebiete, stammen. — Wieder einen anderen Typus vertreten die beiden Schalen von Unterglaubeim. Ihre Form ist in der älteren südwestdeutschen Hallstattkeramik sehr geläufig<sup>18)</sup>; im Schmuck weisen sie auffallende Beziehungen zur stempelverzierten Bronzezeit- und Frühhallstattware des gleichen Gebietes auf<sup>19)</sup>. Besonders ein hochhalbiges Henkelkrüglein aus Hagenau im Elsaß<sup>20)</sup> zeigt in Motivik und Anordnung (vor allem in dem Wechsel glatter und verzierter Zonen) eine verblüffende Ähnlichkeit mit den Unterglauheimer Schalen, es ist nach Schaeffer in Bronzezeit D oder Hallstatt A zu setzen. Auch Schuchhardt sieht diese Zusammenhänge, aber er verallgemeinert ihre Bedeutung zu stark, wenn er sie als Beweis für den mitteleuropäischen Ursprung seiner ganzen zweiten Gruppe aufführt. In

<sup>15)</sup> Zusammenfassend P. Reinecke, Ein neuer Goldfund aus Bulgarien. Germania IX, 1925, S. 50; vgl. a. G. Wille, Reallex. d. Vorgesch. XIV, 1929, S. 227.

<sup>16)</sup> E. Sprockhoff a. a. D. S. 77.

<sup>17)</sup> Sprockhoff a. a. D. S. 57, 89.

<sup>18)</sup> Beispiele: J. Déchelette, Manuel II<sup>1</sup>, S. 386, Abb. 154<sub>78</sub> aus Pougues-lex-Eaux (Nièvre); Bericht IV des Konservators d. gesch. Denkmäler im Saargebiet. Saarbrücken 1931, Taf. XV, Abb. 14 aus Rech; G. Behrens, Bronzezeit Süddeutschlands S. 62, Abb. 15<sub>8</sub> und <sub>4</sub> aus Rheinheßen.

<sup>19)</sup> R. Schumacher, Tongefäße der Bronze- und Hallstattzeit mit Stempel-, Schnitz- und Kerbschnitt-Verzierung. Altert. unj. heidn. Vorz. V, S. 176 und 216.

<sup>20)</sup> R. Schumacher a. a. D., Taf. XL, Abb. 669; J. Déchelette, Manuel II<sup>1</sup>, S. 381, Abb. 150<sub>11</sub>; J. A. Schaeffer, Les Tertres funéraires préhistoriques dans la Forêt de Hagenau. I. S. 190, Taf. X, P.

Wirklichkeit sprechen sie nur für den westhallstädtisch-keltischen Ursprung der beiden Unterglauheimer Schalen, die ja von allen übrigen Stücken ziemlich weit abweichen und nur mit dem Becher von Gölenkamp eine gewisse Verwandtschaft in der Form und der Anordnung der Ornamente aufweisen. — Gewissen nordischen Goldgefäßen nahe steht eine halbkugelige Schale mit leicht nach außen gelegtem Rand von Rongères (Dep. Allier). Mit ihr wurde ein goldener Armreif gefunden, der dem wohlbekannten Typus mit Doppelspiralenden angehört. Kossinna datiert ihn in die nordische Bronzezeitstufe IV<sup>21)</sup> und Schuchhardt scheint dies unbesehen übernommen zu haben. Kossinnas diesbezügliche Erörterungen wirken aber nicht überzeugend. Er hat durchaus recht, wenn er die beiden Goldreifen aus Liebshausen (Sibeeses) in Nordböhmen als die nächsten Parallelen heranzieht. Der eine davon kommt dem französischen Armbrande in der Form, der andere in der Ornamentik besonders nahe. Allein diese Reifen stehen unter den verwandten Typen zweifellos jenen am nächsten, die in die zweite (nordische) Bronzezeitstufe und die ältere und mittlere Hügelgräberbronzezeit (Reinecke B—C) zu datieren sind. Die Liebshausener Reifen werden denn auch von den einheimischen Forschern ohne Bedenken in diese Periode eingeordnet<sup>22)</sup>. Es ergibt sich daraus, daß wir in der Schale von Rongères wohl überhaupt das älteste der auf mittel- und nordeuropäischem Boden bekanntgewordenen Goldgefäße vor uns haben. Diese Feststellung ist nicht so überraschend, wenn man in Betracht zieht, daß der goldene Hut von Schifferstadt bei Speier, von dem später noch mehr die Rede sein wird, nach Ausweis der mit ihm gefundenen Bronzebeile ebenfalls in die Hügelgräberbronzezeit (Reinecke C oder D) fällt. — All dies genügt wohl, um darzutun, wie wenig begründet die Aufstellung der zweiten Gruppe Schuchhardts ist. Davon, daß die in ihr vereinigten Gefäße „rein hallstädtisch“ wären, wie Schuchhardt will, kann keine Rede sein, abgesehen davon, daß nicht näher umrissen wird, was unter „hallstädtisch“ gemeint ist. Sie gehören vielmehr chronologisch teils in die Bronze-, teils in die Hallstattzeit; kulturell sind sie aller Wahrscheinlichkeit nach dem hallstattzeitlich-thrakischen, dem osthallstädtisch-illyrischen, dem westhallstädtisch-keltischen und der wohl protokeltischen bronzezeitlichen Hügelgräberkultur Frankreichs zuzuweisen. Die beiden östlichen Gruppen haben mit den nordischen Goldgefäßen überhaupt nichts zu tun, zu den beiden westlichen bestehen Beziehungen, die aber auf die Bronzezeit und, wie wir noch hören werden, auf nicht bodenständige Quellen zurückweisen.

Schuchhardts nordische Gruppe kann man im großen und ganzen gelten lassen und auch einräumen, daß sie im wesentlichen der (nordischen) Bronzezeitstufe V angehört, obzwar einige Funde wahrscheinlich in Stufe IV fallen und in

<sup>21)</sup> Mannus VI, S. 299.

<sup>22)</sup> J. Schráníl, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens. Berlin 1928, S. 126.

dem großen Fund von Eberswalde ältere und jüngere Stücke vereinigt sein dürften. Das beutelförmige Gefäß von Werder wird durch den mitgefundenen Goldarmreifen in die Stufe III oder IV der (nordischen) Bronzezeit datiert<sup>29)</sup>, was vor allem deswegen wichtig ist, weil es sowohl durch die Form wie durch die Verzierung in die Nähe der beiden flaschenartigen Goldgefäße von Villeneuve-St. Vistre (Dep. Marne) rückt. Einzigartig ist an ihm das Zierband mit Vogelfiguren. Ganz gewiß wird man dazu neigen, die Entstehung einer solchen Arbeit nach Mitteleuropa zu verlegen. Der gegebenen Sachlage nach kommt da aber am ehesten das Rheingebiet oder Frankreich in Betracht, wo Analogien (die Flaschen von Villeneuve) und bronzezeitliche Vorstufen (die Schale von Kongères und die goldenen Hüte) zu Hause sind. Schuchhardts Meinung, daß die Goldgefäße der nordischen Gruppe eine „Ausblüte“ des Hallstattstiles seien, bricht mit der Auflösung seiner zweiten Gruppe zusammen. Nebensächliche Einzelheiten, wie die pferdekopfsendigen Schöpfgefäßgriffe, mögen auf italisch-hallstattische Einflüsse zurückzuführen sein. Die wesentlichen Züge der nordischen Goldgefäßindustrie stammen jedoch aus einer anderen Richtung und aus einer früheren Zeit, wie schon durch das französische Fundmaterial nahegelegt, aber erst durch andere Erwägungen klargestellt wird.

Bevor wir auf die genauere Ausführung und Begründung dieser Behauptung eingehen, müssen wir uns noch etwas näher mit der Auffassung Kossinnas beschäftigen. Nach ihm sind sämtliche bronzezeitlichen Goldgefäße, die im nordisch-germanischen Kulturbereiche gefunden wurden, als einheimisches Erzeugnis anzusehen und muß überdies auch den stilistisch verwandten Arbeiten aus Mittel- und Westeuropa nordische Herkunft zugeschrieben werden. Als Gründe für seine Ansicht nennt er die allgemeine Seltenheit von Goldgeschirr in Westeuropa, vor allem auch Irland, und die vollkommene Fremdheit, mit der die nordischen Goldgefäße den einheimischen Fabrikaten Mittel- und Westeuropas gegenüberstehen.

Daß es im östlichen Mitteleuropa tatsächlich eine Goldgefäßherzeugung gegeben hat, die mit der nordischen in keinem Zusammenhange steht, hat sich bereits bei unserer Prüfung der Ausführungen Schuchhardts herausgestellt. Kossinnas Behauptungen hinsichtlich Westeuropas treffen aber nicht in jenem Maße zu, als er anzunehmen geneigt war.

Es kann allerdings kein Zweifel darüber bestehen, daß wir aus Nordeuropa weit mehr Goldgefäße der älteren und jüngeren (nordischen) Bronzezeit kennen als aus dem Westen. Wir wollen uns nicht damit aufhalten, zu erörtern, inwieweit diese Fundausgabe vielleicht trügerisch ist. Doch dürfen wir nicht übersehen, daß es gerade in Irland um die Erhaltung vorgegeschichtlicher Denkmäler bis vor kurzer Zeit besonders schlecht stand, und auch in Frankreich riesige Gold-

<sup>29)</sup> G. Kossinna, *Mannus* VI, S. 9, 299.

funde wie der von Nesmy (Vendée)<sup>24)</sup> vollkommen verlorengehen konnten. Aber auch das Vorhandene ist mehr, als Kossinna in seinem Buche anführt, wo er nur die goldene „Krone“ von Devil's Bit (Co. Tipperary, Irland), ein Becherchen aus Millaton (Cornwall) und ein höchst fragliches Bruchstück aus dem Dep. Côtes-du-Nord namhaft macht. Er konnte dann selber bald die Funde von Rongères und Billeneuve nachtragen<sup>25)</sup>, womit sich die Zahl der besser bekannten Stücke schon auf sechs erhöht. Außerdem ist aber auf einige Treibarbeiten hinzuweisen, die Armstrong in seinem Katalog der Goldsachen des Museums der R. Irish Academy verzeichnet<sup>26)</sup>. Dies sind vier dosenartige Gebilde, die auf der Ober- und Unterseite gleichmäßig gewölbt und mit Zonen umkreister Buckel oder Punkte verziert sind (Abb. 1 und 2). Nach Adolf Mahrs freundlicher Mitteilung dürften sie der späten Bronzezeit Irlands angehören. Es handelt sich dabei anscheinend nicht um eigentliche Gefäße, da die gewölbten Ober- und Unterteile mit dem zylindrischen Gefäßkörper durch Falz fest verbunden sind; andererseits dienten sie doch als Behälter, da in zwei von ihnen Goldringe enthalten gewesen sein sollen<sup>27)</sup>. Da der Druck der Abbildungen bei Armstrong sehr unzulänglich ist, gebe ich sie hier nach den von Mahr mir freundlichst zur Verfügung gestellten Originalzeichnungen neuerdings wieder. Bei der Aufstellung der westeuropäischen Fundliste muß man auch die „goldenen Hüte“ von Schifferstadt und Avanton bei Poitiers in Rechnung stellen; diese sind zwar keine richtigen Gefäße, aber doch Hohltreibarbeiten gleicher Art und außerdem im gleichen Stile verziert<sup>28)</sup>. Wir kommen damit auf etwa ein Duzend gefäßartiger Treibarbeiten aus Westeuropa, denen freilich die fünffache Zahl auf germanischem Gebiete gegenübersteht. Dabei ist es aber von ausschlaggebender Bedeutung, daß die westeuropäischen Erzeugnisse zum überwiegenden Teile sicher oder höchst wahrscheinlich der älteren (nordischen) Bronzezeit zufallen, wogegen im Norden nur die drei Schalen von Gönnebek und Langendorf sicher altbronzezeitlich sind (als viertes Stück käme noch das von Werder in Betracht). Damit ist, wenn wir den Ursprung der Goldgefäßindustrie im Auge behalten, der erste von Kossinnas Beweisgründen hinfällig.

Über auch Kossinnas zweite Annahme, daß die echt westeuropäischen Goldgefäße den nordischen zu fremd gegenüberstehen, um an einen Zusammenhang

<sup>24)</sup> J. Déchelette, Manuel II<sup>1</sup>, Appendiz S. 5. Aus dem erhaltenen Verzeichnis ergibt sich, daß eine Lunula dabei war.

<sup>25)</sup> G. Kossinna, Neue Goldgefäße aus Frankreich. Mannus VI, 1914, S. 295.

<sup>26)</sup> a. a. O. S. 40.

<sup>27)</sup> Armstrong führt drei englische Parallelen zu diesen „Dosen“ an. Aber nach der von ihm zitierten Quelle für die beiden im Golden Barrow bei Upton (Wiltshire) gefundenen Stücke (W. Cunnington, Catalogue of Antiquities in the Museum of the Wiltshire Archaeological and Natural History Society at Devizes. Part I. Devizes, 1896, S. 16) handelt es sich dabei um „ornaments formed on a core of wood or lignite“. Sie scheinen unten nicht geschlossen zu sein und sind auch viel kleiner als die irischen „Dosen“.

<sup>28)</sup> Literatur zu beiden s. G. Behrens, Reallex. d. Vorgesch. XI, 1927, S. 255.

denken zu lassen, steht auf schwachen Füßen. Was für ihn echt westeuropäisch ist, beschränkt sich auf das zweifelhafte Bruchstück von den Cotes-du-Nord, das schon mangels jeder Datierung hier aus dem Spiele bleiben muß, und das Henkelbecherchen von Millaton. Dieses gehört der frühesten Bronzezeit an (vermutlich noch der Becherzeit) und müßte schon deswegen nicht notwendigerweise mit den späteren Erzeugnissen in naher Beziehung stehen. In einem Punkte stimmt es übrigens doch mit einer Eigentümlichkeit vieler nordischer Goldschalen

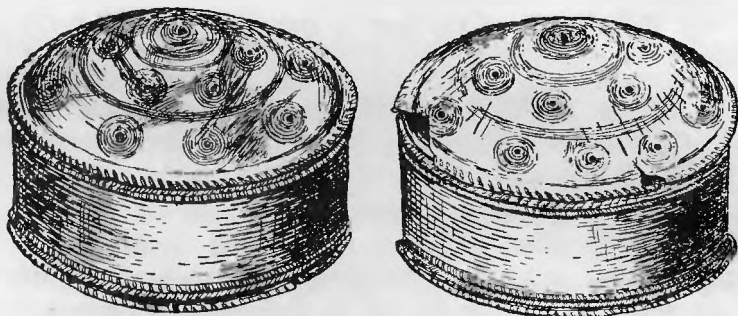


Abb. 1. Gold Dosen aus Irland. Etwa  $\frac{3}{4}$

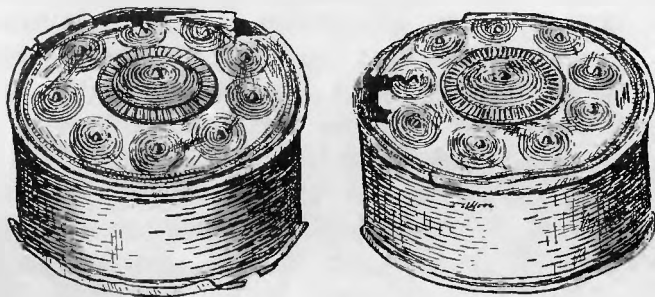


Abb. 2. Gold Dosen aus Mullingar (Westmeath) in Irland. Etwa  $\frac{3}{4}$

überein: es besitzt einen durch viele konzentrische Kreise gefällig gestalteten Boden, wie die Schale von Golenkamp und mehrere von den Eberswalder Gefäßen. In der Gesamtform gleicht es einem englischen Becher, nur ist die Wand nicht glatt, sondern aus einer Reihe von flachen Nillen aufgebaut. Auch diese Erscheinung läßt sich aus der einheimischen Keramik ableiten. Eine bestimmte, sehr häufige Abart der englischen Food vessels zeigt die Neigung, die Gefäßwand durch mehrere Nillen zu schmücken. In einem extremen Falle besteht nahezu der ganze Gefäßkörper aus Nillen; diese Vase stammt aus einem Cairn zu Mount Stewart (Co. Down, Irland)<sup>20)</sup>. Irische Arbeit ist ja sicher auch das

<sup>20)</sup> J. Abercromby, A Study of the Bronze Age Pottery of Great Britain and Ireland. Oxford 1912, Taf. XLIII 234.

Becherchen von Killaton. Dessen Form und Verzierung läßt sich also aus keramischen Vorbildern Irlands verständlich machen. Wenn es gelänge, gleiches auch für die jüngeren Goldschalen zu erweisen, dann wäre Kossinnas zweiter Hinweis zugunsten ihres nordischen Ursprungs nicht nur beseitigt, sondern geradezu in sein Gegenteil verkehrt. Dann wäre es so gut wie gesichert, daß die westeuropäischen Goldgefäße „nordischen“ Stiles keineswegs aus dem Norden stammen müssen, sondern umgekehrt irgendwie als Vorstufen der nordischen Goldgefäßerzeugung zu werten sind und letzten Endes auf irische Vorbilder zurückgehen, eine Auffassung, auf die schon so vieles von dem früher Gesagten hingedeutet hat.

Es läßt sich nun tatsächlich der Nachweis erbringen, daß gerade zwei von den ältesten nordischen Goldschalen in weitgehendem Maße Nachbilder irischen Tongeschirrs sind. Es handelt sich dabei um die Schale von Gönnebek (Taf. XXXII 1) und eine der beiden Langendorfer Schalen (Taf. XXXII 2). Wie oben erwähnt, hat schon Schuchhardt deren Ähnlichkeit mit gewissen Tongefäßen der britischen Inseln bemerkt, aber nicht weiter gewürdigt. Das Charakteristische der Verzierung jener beiden Goldschalen ist, daß die Gefäßwand durch wechselnde Zonen von schräggekerbten (tordierten) Wülsten (einer Art Schnurleiste) und senkrechten Stäbchenreihen verziert wird. Das Gönnebeker Gefäß zeigt einen schmalen, glatten Rand, dann folgen drei Schnurwülste, dann ein enggestelltes Stäbchenmuster, dann zwei Schnurwülste, dann dreimal ein weitgestelltes Stäbchenmuster, das zweimal durch je einen Schnurwulst, gegen den Boden hin durch eine dünne Leiste abgegrenzt ist. In der Mitte des leicht ovalen Bodens befindet sich ein einfacher Kreis, der Bodenrand ist mit locker gestellten, umkreisten Buckeln eingerahmt, an zwei gegenüberliegenden Punkten der größeren Achse sind zwei ganz kleine Kreise mit Punkt angebracht. Die Verzierung der Langendorfer Schale ist viel regelmäßiger. Auf den schmalen, glatten Rand folgen viermal gedoppelte Schnurleisten, mit denen dreimal weitgestellte Stäbchenreihen abwechseln. Der Boden ist ganz eng mit umkreisten Buckeln besetzt, die sich in zwei Zonen um einen größeren umkreisten Mittelbuckel gruppieren. Diese Verzierungen finden nun in den Einzelmotiven, ihrer Zusammenstellung und der Anordnung auf dem Gefäßkörper schlagende Parallelen unter einer bestimmten Gruppe von Food vessels aus Irland und Argyll an der Westküste von Schottland (Taf. XXXII 3—4). Ich verweise auf Abercromby I, Taf. XLIII 233, 235, 236, Taf. XLIV 237, Taf. XLVI 281, 282, 283, Taf. XLVII 288, 294, 295. Es handelt sich in allen diesen Fällen um halbkugelige Schalen, deren Verzierung aus Bändern von horizontal verlaufenden Kamm- oder Rädchenabdrücken, gelegentlich auch Zickzacklinien und anderen Motiven besteht, die mit Reihen von vertikalen Vertiefungen, meist Abdrücken eines unwickelten Stäbchens, abwechseln. Form und Ornamentik dieser Tonware weist eine so überraschende Ähnlichkeit mit den beiden genannten Goldschalen auf, daß an

unmittelbaren Beziehungen nicht gezweifelt werden kann. Ein Zufall schließt sich durch die vielen anderen Kulturelemente, durch die der Norden mit den britischen Inseln gerade in der älteren Bronzezeit verbunden ist, vollkommen aus. Gebender Teil war dabei zunächst die Keramik, was sich aus chronologischen und typologischen Gründen erschließen läßt. Wenn es auch mit der Chronologie der irisch-britischen Keramik noch nicht zum besten steht, so ist doch das hohe, etwa der I. und II. nordischen Bronzezeitstufe entsprechende Alter der irisch-schottischen Gefäße unbestritten. Außerdem läßt die Ausführung der Muster an den Goldschalen teilweise noch erkennen, daß sie aus der keramischen Technik übernommen wurden. In dieser Hinsicht ist besonders eine Eigentümlichkeit der senkrechten Stäbchen lehrreich. Diese sind, wie es der Treibtechnik entspricht, von rückwärts eingetieft, treten also nach vorne plastisch hervor; was sie aber vor allem auszeichnet, ist, daß sie zart gerippt sind und somit noch ganz und gar den optischen Eindruck des eingepreßten Wickelstabmusters festhalten. Auch der Schnurwulst ist in der gleichzeitigen irischen Keramik vertreten, besonders an jüngeren Entwicklungen der halbkugeligen Food vessels, vgl. *Ubercromby*, Taf. XLIV 244, Taf. LII 379, noch häufiger aber an anderen Food vessel-Typen. Was die umkreisten Buckel anlangt, die auf den Böden der beiden stäbchenverzierten Goldschalen erscheinen und an vielen anderen Goldgefäßen — darunter auch schon so alten wie der zweiten Schale von Langendorf und der Schale von Rongères, sowie den Hüten von Schifferstadt und Avanton — zu einem der vorherrschenden Zierelemente werden, so sind ähnliche Motive der irischen Keramik keineswegs fremd, wie ein Gefäß aus Ulster beweist. (Vgl. *Ubercromby*, Taf. XLIX 325; andere Aufnahme der gleichen Base s. *Hoernes-Menghin*, *Urgeschichte der bildenden Kunst*, S. 823, Abb. 1 nach R. Smith, *Archaeologia*, LXII, 1910, S. 348, Taf. XXXIX, Abb. 1.) Die Oberfläche dieser Schale ist mit Zonen von plastischen Zickzackbändern, erhabenen Leisten und eingestempelten, mit je zwei waagerechten Linien gefüllten Kreisen geschmückt. Man wird gerade diesem Gefäße gegenüber allerdings fragen, inwieweit seine Verzierungsweise nicht einer Rückwirkung der Metalltechnik auf die Keramik zu danken ist, obwohl es von Smith — m. E. irrtümlich — als neolithisch bezeichnet wird. Wir dürfen ja nicht übersehen, daß ein Teil des an den Goldschalen zu beobachtenden Motivenschatzes schon an den irischen „Sonnenscheiben“ der frühen Bronzezeit auftaucht, so vor allem das Zickzackband und das Kreuz, vielleicht auch der umkreiste Buckel<sup>80)</sup>. Konzentrische Kreise treten uns schon an den drei verzierten Steinzyllindern von Folkton (East Riding, England) entgegen (vgl. *Ubercromby*, Taf. LIX, 0.17), die vermutlich der Becherzeit angehören. Aber die Hauptquelle der Goldschalenornamentik war doch die Keramik. Es muß

<sup>80)</sup> Jacob=Friesen möchte die mit umkreisten Buckeln verzierten kleinen „Sonnenscheiben“ in die Bronzezeit IV datieren, weil sie das gleiche Ornament aufweisen wie die Goldschalen. Der Schluß ist aber nach all dem, was sich uns über das Alter der Schalen ergeben hat, nicht zwingend.

da z. B. noch auf das achtstrahlige Bodenkreuz hingewiesen werden, durch das die Unterseite eines Food vessels von Mount Stewart (Ubercromby, Taf. XLIII 233a) und einer Schale von Eberswalde einander so nahe kommen (Taf. XXXII 5—6). Die einfachen Buckelreihen der Goldgefäße entsprechen Reihen von runden Eindrücken an den Food vessels (vgl. Ubercromby, Taf. XLVI 273, 274), die mit kleinen Buckeln gefüllten Streifen und Dreiecke den aus Kamm- oder Rädchenabdrücken bestehenden Zierbändern der Tonware. Nicht minder wesentlich als diese motivischen Übereinstimmungen ist für den Nachweis der Beziehungen zwischen der irischen Keramik und den nordischen Goldgefäßen aber auch die noch eigens zu betonende Gleichheit des kompositorischen Empfindens. Beiderseits handelt es sich um flächenbedeckende Horizontalgliederung der Gefäßwand mit häufiger Zentrierung gegen den Boden hin, der offenbar als Schau- seite in Betracht kam. Soweit ich sehe, gibt es im vorgeschichtlichen Europa keine andere Gefäßgattung mit den gleichen Stileigentümlichkeiten. Hier ist der Ort, daran zu erinnern, daß die Schalen von Langendorf und Gönnebeck aus besonders dickem Goldblech bestehen, ein Umstand, den wir zugunsten ihrer un- mittelbar irischen Herkunft auslegen möchten, da er auf reichen Goldbesitz hindeutet.

Eine Stützung des westeuropäischen Ursprunges der nordischen Goldschalen kommt auch von den schon mehrfach erwähnten goldenen Hüten. Diese sind höchst- wahrscheinlich wirklich Kopfbedeckungen und nicht Gefäße, wie manchmal an- genommen wurde. Das ändert aber nichts an ihrer Wichtigkeit für unsere Frage, da sie, wie oben betont, in technischer und formaler Beziehung von den Goldgefäßen nicht zu trennen sind. Ihre Bedeutung für unseren Zusammen- hang beruht aber nicht nur in der gesicherten Datierung des Hutes von Schiffer- stadt, die schon oben ausgewertet wurde, sondern auch in der Tatsache, daß sie einen eigenartigen Typus darstellen, der im Norden Europas vorderhand über- haupt nicht bekannt ist und vielleicht abgelehnt wurde. Kleidungsstücke über- nimmt man nicht so leicht wie Brunkgeschirr. Wir haben es also wohl mit einem ausgesprochen westeuropäischen Typus zu tun, für den nordische Er- zeugung nicht in Frage kommt und nur zu erwägen ist, ob er nicht im bronze- zeitlich-keltischen Frankreich entstanden ist, da seine zwei anscheinend einzigen Vertreter aus diesem Gebiete stammen. Ich möchte da aber auf die goldene „Krone“ von Devil's Bit zurückgreifen, die wir bisher nur nebenbei erwähnt haben. Rosinna hält dieses im Original leider verschollene Stück nach der er- haltenen Zeichnung für eine verbogene Goldschale und stellt es, da es in der Ornamentik durchaus an die nordischen Goldschalen erinnert, unbedenklich zu diesen<sup>31)</sup>. Wenn man die vorhandene Zeichnung aber überhaupt ernst nimmt — und es liegt kein Grund vor, dies nicht zu tun —, so wird man unwillkürlich

<sup>31)</sup> Über eine andere irische „Krone“, die der in Rede stehenden ähnlich gewesen sein soll, liegt leider nur ein vager Bericht vor. Vgl. Rosinna, 1913, S. 60.

auf den Gedanken gebracht, daß das Fundstück in Zusammenhang mit den goldenen Hüten zu stellen ist. Es hat zwar nicht die gleiche Form wie diese, sondern ähnelt mehr einem mittelalterlichen Herzogshut mit umgeschlagener Krempe. Daß es überlieferungsmäßig als Krone bezeichnet wird, weist in die gleiche Richtung. Man darf aus dieser Benennung wohl wenigstens auf eine gewisse Größe des Gegenstandes schließen, die Laien erlaubte, daran zu denken, daß das Gebilde aufgesetzt wurde. Die goldene „Krone“ war also wohl viel größer als irgendeine der bekannten nordischen Schalen und auch das spricht für ihre Verwandtschaft mit den Hüten. Wir haben dann auch einen goldenen Hut in Irland, womit der irische Ursprung dieses Typus einigermaßen wahrscheinlich wird. Kossinna glaubt zwar in der Ornamentik der „Krone“ sichere Anzeichen für ihre nordisch-germanische Herkunft aufzeigen zu können. Seine Behauptung, Zickzackbänder, wie sie an der „Krone“ erscheinen, seien ausschließlich im germanischen Gebiete bekannt, trifft jedoch nicht zu. Richtig ist hingegen, daß an der „Krone“ zwischen den umkreisten Buckeln immer zwei kleine Punktbuckel eingeschaltet sind und diese Einzelheit derzeit nur an festländischen Goldarbeiten beobachtet werden konnte. Aber ich würde darauf nicht allzuviel Wert legen, da es sich auch auf dem kleinen Diskus von Worms findet, den Kossinna, wie wir oben feststellten, 1914 selbst als irisch anerkannt hat.

Dagegen muß bei dem Hute von Schifferstadt auf eine ornamentale Besonderheit hingewiesen werden, die zugunsten seiner irisch-britischen Herkunft ins Gewicht fällt. Er besitzt als einziges festländisches Goldschmiedkunstwerk olivenförmige Buckel. Solche weist aber auch das große, als Pferdebrustschmuck gedeutete und vermutlich in Irland erzeugte Goldblech aus dem Cairn von Bryn yr Elyllon zu Mold (Flintshire, Wales) auf, dessen Verzierung auch sonst in manchen Punkten stark an den Schifferstadter Hut erinnert<sup>32)</sup>. — Man wird somit die Heimat der goldenen Hüte im westeuropäischen Bronzezeitkreise, näherhin in Irland suchen dürfen, was für die Frage nach dem Ursprunge der nahverwandten Goldschalen natürlich von großer Bedeutung ist.

Zusammenfassend gewinnen wir das folgende Bild von Ursprung und Weiterentwicklung der vorzugsweise in Nordeuropa verbreiteten Gattung von Goldgefäßen. Ausgangspunkt der Fabrikation ist das goldreiche und kunstfertige Irland, wo — wohl unter Einflüssen von dem schon im Neolithikum Gold verarbeitenden Spanien — seit der frühesten Bronzezeit in Nachahmung keramischer Formen Goldgefäße erzeugt werden, unter denen die halbkugeligen Schalen

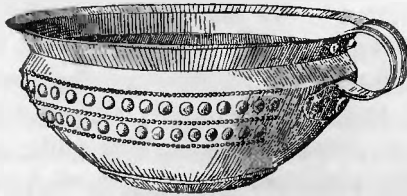
<sup>32)</sup> Abbildungen (Seitenansicht) am bequemsten zugänglich im Guide to the Antiquities of the Bronze Age des British Museum. London 1920, S. 94 und bei W. Bremer, Reallex. d. Vorgesch. VIII, 1927, S. 275, Taf. XCV. Frontansicht bei R. E. M. Wheeler, Prehistoric and Roman Wales. Oxford 1925, S. 179. Fundverhältnisse und Datierung dieses einzigartigen Stückes sind leider reichlich ungeklärt. Es wird meist ans Ende der britischen Bronzezeit gesetzt, d. h. in die V. Stufe der nordischen Bronzezeit. Mit Rücksicht auf die Ähnlichkeit seiner Verzierung mit der des Hutes von Schifferstadt halte ich einen früheren Zeitansatz (Bronzezeit III) für richtiger; vgl. auch Armstrong a. a. D. S. 14.

alsbald den hervorragendsten Rang einnehmen. Es ist nur der Ungunst der Verhältnisse zu danken, wenn in Irland selbst noch kein solches Stück herausgekommen ist — die „Krone“ von Devil's Bit betrachten wir ja nicht als verbogene Schale, sondern als Hut. Aber auch die Hüte sind ursprünglich irisches Erzeugnis. Spätestens um die Wende von Bronzezeit II zu III tauchen diese Erzeugnisse in Frankreich, ab Bronzezeit III auch im nordisch-germanischen Gebiet auf, wo sie höchstwahrscheinlich bald nachgemacht werden. Es wird beim einzelnen Gegenstande kaum je festzustellen sein, was wirklicher Import und was Nachahmung ist. Man wird aber im großen und ganzen annehmen dürfen, daß die älteren Arbeiten meist noch Einfuhrstücke sind, wofür bei manchen die Materialstärke, aber auch die später nicht wiederholte Form spricht (stäbchenverzierte Schalen). Ab Bronzezeit IV darf mit hoher Wahrscheinlichkeit mit eigener Erzeugung auf dem Festlande gerechnet werden, wobei wir wohl eine (vielleicht früher einsetzende) westhallstädtisch-keltische und eine nordisch-germanische Abzweigung unterscheiden können (während das osthallstädtisch-illyrische und das hallstädtisch-thrakische Gebiet eigene Wege gingen). In der keltischen wie in der germanischen Gruppe läßt sich eine ältere und eine jüngere Entwicklungsstufe trennen. Man hält zunächst (beiläufig Bronzezeit IV, Hallstatt A) noch an der überkommenen halbkugeligen Form fest, bei der höchstens die Halspartie etwas verlängert wird, so daß beutel- oder flaschenartige Formen entstehen. In der späteren Zeit (beiläufig Bronzezeit V, Hallstatt B) schreitet man zur Aufnahme neuer Gefäßformen vor und macht sich in der Verzierungsweise von dem allen älteren Erzeugnissen eigentümlichen *horror vacui* frei. Im keltischen Bereiche dürften der älteren Entwicklungsstufe Arbeiten wie jene von Billeneuve-St. Bistre, Krottorf, Werder angehören, für die jüngere sind die Schalen von Unterglauheim typisch, die Behrens zwar noch in Hallstatt A<sup>33)</sup>, Sprockhoff aber wohl richtiger in Hallstatt B setzt<sup>34)</sup>. Vielleicht gehört auch der Becher von Göltenkamp hieher. Im germanischen Gebiete dürfen als älter wohl die noch mehr halbkugeligen, wenn auch mit stärker ausgebogenem Halse versehenen Stücke anzusehen sein, wie die Schale von Mjövik (Blekinge, Schweden) und jener Eberswalder Gefäße, die noch keinen zylindrischen Hals besitzen (Nr. 6—8). Im übrigen weisen auch einige von den übrigen Goldschalen von Eberswalde (Nr. 1, 2, 4, 5) einen etwas altertümlichen Charakter auf, der sie von der Masse der jüngeren nordischen Ware unterscheidet und den Schluß auf Werkstätten von verschiedener Fortschrittlichkeit erlaubt. Sie sind noch bis zum Rande mit Verzierungen besetzt und nur Nr. 3 (in gewissem Maße allerdings auch Nr. 8) zeigt bereits jenen glatten, breiten Randstreifen, der fast allen jenen nordischen Goldgefäßen eigentümlich ist, die der alten Halbkugel-

<sup>33)</sup> G. Behrens, Die Bronzezeit Süddeutschlands (Katalog d. Röm.-Germ. Centr.-Mus. 6) Mainz 1916, S. 27.

<sup>34)</sup> E. Sprockhoff a. a. O. S. 90.

gestalt untreu geworden sind und neue, sichtlich einheimische Formen bevorzugen. Deren Vorbilder lassen sich, wie Schuchhardt gezeigt hat, vielfach in der Keramik (und z. T. auch im Bronzegeschirr) nachweisen. Eine spezifisch nordische Neuerung scheint die Anfügung von Henkeln zu sein, von denen die kleinen bandförmigen vielfache Anknüpfungspunkte besitzen, während die hochgeschwungenen, pferdekopfsendigen auf hallstädtisch-italische Vorbilder zurückgehen mögen, wie schon oben gesagt wurde. Im ganzen stellt die bodenständig-germanische Goldgefäß-erzeugung, wie sie uns in den dänischen Schaksunden von Boeslunde, Lavindsgaard, Biemose usw. entgegentritt, eine künstlerisch durchaus erfreuliche Erscheinung dar, die den mehr primitiv-barbarischen Charakter der älteren Produktion überwindet und in ihrer Veredelung der Formen und Zierweisen als selbständige Leistung von Rang gewertet werden darf.



Bronzetasse der Jung-Bronzezeit (= Hallstatt A)  
aus Seiffenau Kr. Goldberg-Haynau (Schlesien). <sup>2</sup>/<sub>5</sub>  
Nach Mertins, Wegweiser, Abb. 174

# Ein hallstattzeitliches Fürstengrab bei Os in Holland

Von J. H. Solwerda-Leiden

Mit Tafel XXXIII

Bei Grabungsarbeiten in der Heide von Os in Nord-Brabant, ganz im Norden dieser an Urnenfeldern so reichen Gegend, wurde im vergangenen Jahr ein Fund gemacht, welcher für unser nordisches Gebiet bis jetzt einzig dasteht.

Bekanntlich liefern die genannten Urnenfelder unserer Provinzen Nord-Brabant und Limburg, so wie die der anschließenden Rheingegenden Deutschlands fast ausschließlich keramisches Material, Urnen und kleinere Gefäße, und nur ganz vereinzelt kleinere Metallsachen; bisweilen treten dabei Gegenstände römischen Imports auf, welche das Fortleben von Hallstattformen bis in die römische Kaiserzeit hinein außer Zweifel stellen. (Man vergleiche hierüber mein Buch: „Das Gräberfeld von de Hamert“ und besonders meinen Aufsatz: „Die Perioden der Hallstattkultur und ihre Datierung“ in unseren *Dudheidkundige Mededeelingen van het Rijksmuseum van Dordrecht*, 2. Reihe, III 2; dagegen sprach sich Rademacher im *Mannus* IV und X aus.)

War man im Anfang im allgemeinen wenig dazu geneigt, eine so späte Datierung gelten zu lassen, so wird man es jetzt, wo sich mehr und mehr sogar in den subalpinen, dem Ursprungslande naheliegenden Gebieten Niederschläge einer solchen späten Hallstattkultur nachweisen lassen (vgl. besonders Mahr in „*Treasures of Carniola*“, speziell seine Karte II), wahrscheinlich besser verstehen, daß auch in unserem, so weit entlegenen Lande eine solche „tardy Hallstatt civilization“ noch während der römischen Herrschaft fortbestanden hat.

Der Fund von Os gehört aber zweifellos nicht einer so späten Zeit an. In einem großen, flachen Hügel fanden Arbeiter ein bronzenes Gefäß, zwar ganz zerdrückt und mit fast zahllosen Rissen, aber dennoch so, daß es von der Erde selbst zusammengehalten wurde. Glücklicherweise wurde die Arbeit sofort eingestellt. Das Fundstück blieb dank den Bemühungen des Korrespondenten unseres Museums, F. Bloemen, in situ liegen. Es konnte daher unter Leitung des Museumsassistenten Dr. F. C. Bursch weiter herausgegraben und in das Museum geschafft werden. Hier gelang es, das Gefäß (Taf. XXXIII 2—2a) fast ganz wieder herzustellen; nur der größte Teil des oberen Randes fehlt. Es ist eine 50 cm hohe Situla mit breiten Blechbändern am Rande, welche die Henkelringe gehalten haben mögen (vgl. von Sacken Taf. XX 5). Der Eimer ist aus zwei trapezförmigen Blechstücken und einem Bodenstück zusammengesetzt. Ist eine solche Situla für unsere Gegend an und für sich schon fast ein Unikum (vgl. hierüber Sprockhoff, *Zur Handelsgeschichte der Germanischen Bronzezeit* S. 131), noch merkwürdiger ist ihr Inhalt, welcher erst bei der Restaurierung zutage kam: sechs Bruchstücke einer rund zusammengebogenen Eisenklinge, welche

aneinander passen und zusammen ein stark verrostetes, etwa 90 cm langes Hallstattschwert bilden (Taf. XXXIII 1). Der Griff war mit Tuch bekleidet gewesen, dessen Spuren noch deutlich erkennbar waren. Auf der Mitte und am unteren Rande des Griffes sitzen beiderseits kleine, rautenförmig geschnittene Stückchen Goldblech, die durch Bronzestiftchen befestigt, eine merkwürdige Verzierung bilden. Die großen, runden Ausschnitte in der Mitte dieser Goldblechrauten scheinen mir mit irgendeiner vergänglichen Masse ausgefüllt gewesen zu sein. Auch der große Schwertknauf war offenbar aus einem unbeständigen Stoff gefertigt worden und hatte sich daher nicht erhalten; er war aber ganz mit Zickzack- und Blitzfigurchen aus Goldblech verziert, deren Krümmungen und Lage untereinander es noch gestatteten, die Form des Knaufes und seine Verzierungsweise wieder herzustellen, so wie es unsere Abbildung zeigt. An der Klinge des Schwertes haften mehrere Bruchstücke der hölzernen Scheide, die wahrscheinlich mit den kleinen, runden Knöpfen aus Bronze beschlagen war (vgl. von Sacken XVIII 7 u. f.), welche daneben gefunden wurden.

Unser Schwert mit seinem reich verzierten Griff zeigt große Ähnlichkeit mit dem bekannten Schwert am Sternberg auf der Schwäbischen Alb, das zusammen mit einigen Prachtstücken bemalter und mit Kerbschnitt verzierter Keramik gefunden wurde (vgl. *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit* IV Taf. XXXI, vgl. Taf. XXVI).

In unserer Situla wurde neben verbrannten menschlichen Knochen noch ein Klumpen zusammengeroaster und meistens völlig unerkennbarer Sachen angetroffen. Zu unterscheiden waren: zwei noch ziemlich lange Spitzen von Dolchen oder kleineren Schwertern, die eine sehr schlank und zugespitzt, denen der Antennendolche am meisten ähnlich (vgl. *Déchelette*, *Manuel* II 2 734), die andere wahrscheinlich einschneidig; zwei ovale Bronzeplättchen, schalenförmig ausgetieft, etwa wie die Schälchen vieler Paukensäbeln (vgl. *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit* V 27), aber etwas größer und gewiß von einer anderen, mir unbekanntem Bestimmung, ein kreuzförmiger Schmuck aus Bronze, etwa wie von Sacken XVIII 15, drei kleinere massive Bronzeringe, ein kleiner Schleiffstein und schließlich die winzigen Überreste gewebten Stoffes, wahrscheinlich von irgend einem Kleidungsstück.

Situla und Schwert, in solcher Weise zusammengefunden, lassen sich, soweit mir bekannt ist, nur in Hallstatt selbst nachweisen, wo sie zusammen in vielen Brandgräbern auftreten (Hoernes, *Das Gräberfeld von Hallstatt* Nr. 253, 260, 263, 373, 503, 504, 507, 573, 600, 605, 697, 911 ufw.). Nur die von Sprockhoff S. 131 u. f. genannten Reste einer Eisenklinge, die in einer bei Bürstel in Oldenburg gefundenen Situla angetroffen wurden, dürften vielleicht zu einem solchen großen, eisernen Hallstattschwert gehört haben. Übrigens sind solche Situlen an sich schon in Nordeuropa höchst selten (vgl. Sprockhoff S. 136), das eiserne Hallstattschwert vielleicht noch feltener (Schumacher, *Siedlungs-geschichte* I

Taf. VII; Déchelette, Manuel II 72 u. f.). Beide, wenn auch wohl von sehr verschiedenem Ursprung, sind nur im Süden zu Hause. Sprockhoff, der in seinem Buch die im nördlichen Europa vorkommenden südlichen Bronzegefäße eingehend behandelt, betrachtet sie sämtlich als zu den nördlichen Völkern eingeführte Handelswaren. Das scheint mir aber nicht immer zuzutreffen. Die beiden kostbaren Stücke von Dß jedenfalls, welche hier in so merkwürdiger Weise, wie sonst nur in den reichen Gräbern von Hallstatt selbst, zusammentreffen, müssen wohl gleichzeitig aus jenem südlichen Mitteleuropa hierher gekommen sein, mitgebracht von einer und derselben angesehenen Person, die aus dieser weiten Ferne gegen unseren Norden gezogen war. Das Grab von Dß muß wohl eine Art Fürstengrab gewesen sein, das Grab eines Kriegsführers, der wahrscheinlich unseren Gegenden neue Volksstämme aus dem Süden Mitteleuropas zugeführt und dabei natürlich seinen eigenen Besitz, u. a. sein kostbares, reich verziertes Kriegsschwert, mitgebracht hatte.

Diese Auffassung wurde m. E. fast zur Sicherheit, als ich im vergangenen Sommer den großen Hügel selbst, der von den früheren Grabungsarbeiten nur teilweise zerstört worden war, näher untersuchen konnte.

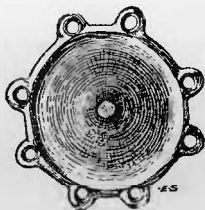
Bekanntlich hatten wir schon vor mehr als 25 Jahren, besonders durch Ausgrabungen in der Provinz Nord-Brabant, die Entdeckung gemacht, daß in den Urnenfeldern die Brandbestattungen von niedrigen Hügeln bedeckt gewesen sind, um welche immer kreisförmige Gräbchen gezogen waren, sei es einfach, um mit dem dabei ausgegrabenen Sande die Urnen zu bedecken, sei es, was sicher öfters der Fall gewesen, um einen Zaun oder eine leichte Palisade zu errichten, welche das Grab umgeben sollte<sup>1)</sup>. Beim Abheben des Heidehumus zeichnen sich die kreisförmigen Gräbchen, auch wenn die Hügel selbst ganz verschwunden sind, immer durch ihre gemischte Füllung im reinen, gewachsenen Boden ab und ermöglichen es also, den Umfang der ursprünglichen Hügel selbst festzustellen. (Man vgl. u. a. meine schon oben zitierte Schrift „Das Gräberfeld von de Hamert“ und Remouchamps in: Duidheidkundige Mededeelingen, 2. Reihe, V 2 und VII 2). Die Maße wechseln sehr stark. Der Durchmesser dieser Hügelkreise bleibt meistens weit unter 10 m; Maße bis zu 18 m kommen vereinzelt vor. Nur bei einem Hügel in dem von Dr. Remouchamps ausgegrabenen Gräberfeld von Uden, der sich übrigens auch durch seine Lage und seinen Aufbau von den anderen unterscheidet und zweifellos gleichfalls für eine vornehme Person errichtet wurde (Remouchamps, Duidheidkundige Mededeelingen V 2 S. 69 Nr. 20), wird ein Durchmesser von 35 m erreicht. Der Hügel von Dß nun, aus Heideplaggen aufgerichtet, wurde von einer Palisade, deren Gräbchen sich noch überall wiederfinden ließen, in einem Kreis von nicht weniger als 52 m Durch-

<sup>1)</sup> Daß diese Untersuchung auch für die Frage nach der Bedeutung der Hügelgräbchen im allgemeinen wichtig war, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Es ist hier aber nicht die Stelle, darauf weiter einzugehen.

messer umgeben. In der Mitte dieses mächtigen Baues hatte dieses Brandgrab gelegen, umgeben von einem zweiten Gräbchen, das offenbar nur gegraben war, um die Situla mit Erde zu überschütten.

Diese gewaltige Anlage, bei weitem der größte mir bekannte Grabhügel in unseren Gegenden, scheint mir also die Schlüsse, zu welchen mich schon ihr Inhalt geführt hatte, zu bestätigen. Der Mann, der hier beigesetzt wurde, muß wohl ein Fürst seines Stammes gewesen sein. In der Nähe dieses Hügels wurden schon bei den ersten Grabungsarbeiten ein paar Brandurnen von scharfer Form, mit sorgfältig geglätteter, schwarz-brauner Oberfläche gefunden, von denen die eine sogar noch die Spuren von Bemalung trägt. Auch diese sind gewiß keine einheimischen Produkte; sie gehören derselben südlichen Gruppe an wie das Schwert und scheinen ebenfalls aus dem Süden mitgebracht zu sein. Es ist dies die Gruppe, welche man gewöhnlich als Keinecke Stufe C einer „dritten Hallstattperiode“ zurechnet. Daß für mich die Chronologie dieser Gruppeneinteilung noch nicht ohne weiteres gesichert ist und daß die Hallstattkultur m. E. im allgemeinen noch viel zu hoch angesehen wird, habe ich schon vor Jahren in meinem oben zitierten Aufsatz (Dudheidkundige Mededeelingen, 2. R., III 2) dargelegt.

Welches dieser Stamm gewesen sein mag, der sich hier in Nord-Brabant, dessen Boden uns außer dieser bis in die römische Zeit hinein reichenden Hallstattkultur und den gleichzeitigen Germanenurnen fast keine Überreste vorgeschichtlicher Zeit bewahrt hat, niedergelassen hatte, kann kaum zweifelhaft sein. Waren es doch die gallischen Menapier, die nach dem einstimmigen Zeugnis der klassischen Autoren dieses Gebiet bewohnten. Ein Führer gallischen Stammes, der sein Volk, wahrscheinlich einen Stamm dieser Menapier, einmal aus dem Süden Mitteleuropas zu diesen neuen Sizen geführt haben muß, scheint mir also unter dem riesigen Grabhügel von Dß beigesetzt worden zu sein.



# Die mehrköpfigen Vasenkopfnadeln aus Schlesien

Von Wilhelm Hoffmann-Breslau

Mit Tafel XXXIV—XXXV

Unter den mannigfaltigen Nadelformen der frühen Eisenzeit Schlesiens dürfen die mehrköpfigen Vasenkopfnadeln als besondere Prunkstücke gelten. Während die Fundumstände bei einigen früher gehobenen Stücken ungeklärt blieben, wurde 1933 eine solche Nadel zum erstenmal in gesichertem Zusammenhang geborgen.

In dem vorliegenden kleinen Aufsatz soll das Verbreitungsgebiet dieses bemerkenswerten hallstattzeitlichen Nadeltyps festgelegt werden.

Im Februar 1933 gab Bademeister Kemelt, Steinau a. d. O., dem Landesamt von gefährdeten Grübern an der bekannten Fundstelle Steinau-Carlsruhe<sup>1)</sup> Nachricht. Bei der folgenden amtlichen Untersuchung konnten mehrere Urnengräber freigelegt werden, unter denen Grab 1 eine 13,8 cm lange bronzene Schwanenhalsnadel mit doppelkonischem Kopf enthielt. Noch bedeutendere Beigaben fanden sich in Grab 6.

Grab 6. Tiefe 0,30 m. Eine Grabgrube war nicht zu erkennen. Gefäß 2, das mit Leichenbrand gefüllt war, war von einer Schüssel überdeckt. Um diese Gefäße gruppierten sich 10 Beigefäße (Taf. XXXIV 1).

1. Deckschüssel, braun, mit eingezogenem Rand. Sie war völlig zerfallen.
2. Graburne. Eine in sich zusammengesunkene, schwarze Vase, die mit reicher Wellen- und Furchenverzierung versehen ist. Auf der Schulter saßen als Henkelersatz dreimal drei nebeneinanderliegende Knubben sich gegenüber.
3. Schälchen, braun. M. 10, S. 4,5, B. 3 cm<sup>2)</sup>.
4. Kleine Schale, braun. M. 8, S. 5, B. 4 cm.
5. Scherben einer schwarzen Henkelstasse.
6. Terrinenförmiger, brauner Napf mit Doppelknubben auf der Schulter. Eine unregelmäßig laufende Furche kennzeichnet den Halsansatz. M. 8,7, S. 11,2, B. 6 cm.
7. Birnenförmiges, braunes Näpfcgen. M. 5,5, S. 11, B. 5,6 cm.
8. Kleine, braune Schale. M. 8, S. 4, B. 3 cm.
9. Bruchstücke eines kleinen, braunen Tontellers.
10. Tonnenförmiger, brauner Napf. Um den Hals läuft ein Kranz von Nageleindrücken. M. 7, S. 6,5, B. 3 cm.
11. Desgl. M. 7,7, S. 6,4, B. 4 cm.
12. Birnenförmiger, brauner Napf mit zwei Henkeln am Halsansatz. M. 4, S. 5, B. 2 cm.

An die Schulter der Graburne (Gefäß 2) angelehnt (Taf. XXXIV 2) fand sich eine dreiköpfige Bronzenadel mit Hängeschmuck (Taf. XXXV 1 u. 4). Die Länge des Nadelstafes beträgt 12 cm. Er gabelt sich oben in drei schwanenhalsförmig gebogene Zinken aus kantigem Draht. Am Ende jeder Zinke sitzt ein Vasenkopf. Die Nadel ist aus einem Stück gegossen. Länge des Schwanenhalses mit dem Kopf 2,5 cm. Größter Durchmesser der Köpfe durchschnittlich 0,7 cm. Die Gesamtbreite der drei Köpfe zusammengenommen ist 2,4 cm. An dem oberen Ende des Schwanenhalses hängen an den beiden äußeren Vasenköpfen je sieben und an dem mittleren sechs Kettenglieder. Diese sind einzeln aus dünnem

<sup>1)</sup> Schlef. Vorzeit IV S. 529; V S. 17; VI S. 51, 169, 444 f. u. 467 f.; VII S. 213 f. u. 537; N. F. II S. 1 f.

<sup>2)</sup> Abkürzungen: M. = Mündung, S. = Höhe, B. = Boden.

fantigen Bronzedraht zurechtgebogen. Länge der sieben äußeren Glieder 3,5 cm, der mittleren sechs Glieder 3,3 cm, Durchmesser der einzelnen Kettenglieder 0,6 cm. Am Ende jeder dieser Ketten befinden sich Klapperbleche. Sie haben eine unregelmäßige Rechteckform, deren eine Schmalseite leicht abgerundet und zur Aufnahme des Kettengliedes durchlocht ist. An zwei Ketten und zwar, an der einen äußeren siebengliedrigen und an der mittleren sechsgliedrigen hängen je zwei Klapperbleche dieser Form; die andere äußere Kette trägt nur ein Klapperblech. Durchmesser der Klapperbleche  $1,5 \times 0,7$  cm.

Außer dieser mehrköpfigen Vasenkopfnadel aus Steinau a. d. O. sind noch zwei weitere Nadeln dieser Art aus Schlesien bekannt, die eine stammt aus Lerchenberg Kr. Glogau (Zaf. XXV 3 u. 6), die andere aus Wohlau-Ost (Klein Auster (Zaf. XXXV 2 u. 5). Beide Nadeln befinden sich im Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin.

Die näheren Fundumstände der Nadel von Lerchenberg Kr. Glogau (unter „Glogau“ eingetragen im Katalog Nr. Ie 1891 des Berliner Museums) sind unbekannt.

In einem Brief des Divisions-Pfarrers Abel, Glogau, vom 6. September 1881 an das Schlesiſche Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau wird über reiche Funde von Lerchenberg Kr. Glogau berichtet und folgendes erwähnt: „So besitzt Preuß. Lieutenant Röhrig in Thorn eine außerordentlich schöne Bronzenadel, welche er wohl abgibt, wenn das Museum sich an ihn wendet.“

Unterm 28. XI. 1881 sendet Divisions-Pfarrer Abel laut Bericht der Ortsakten Lerchenberg nach Ubereinkunft mit der Schießplatz-Verwaltungskommission Glogau eine Anzahl Funde an das Breslauer Museum ein und berichtet dazu: „In den Urnen fanden sich Bronzenadeln in verschiedener Gestalt (Nr. 1, Schwanenhalsnadel in Zeichnung). Die schönste war wie Nr. 1, aber mit 5 Armen, an deren jedem eine feine Kette mit Bronzeplatten hing, also etwa (darauf folgt Zeichnung).“

Mit diesem Brief brechen die Verhandlungen des Breslauer Museums mit Divisions-Pfarrer Abel ab. Ein Schreiben des Museums aus dem Jahre 1887 an den Besitzer der Nadel, Hauptmann Röhrig, Thorn, blieb unbeantwortet.

Die skizzenhafte Zeichnung Abels in dem oben angeführten Briefe läßt deutlich erkennen, daß die mit der Fundortsbezeichnung Glogau ins Berliner Museum gelangte Nadel Ie 1891 dieselbe ist, obwohl als Vorbestitzer der Nadel in dem Berliner Katalog ein Herr Hartmann angegeben ist.

Prof. Dr. Hubert Schmidt vom Berliner Museum gab in einem Schreiben an das Breslauer Museum vom 8. VII. 1915 u. a. folgende Auskunft:

„Unsere Sammlung enthält zwei Bronzenadeln seltener Form, die eine aus Glogau in Schlesien, die andere von Klein Auster Kr. Wohlau; beide sehen die Vasenkopfnadel voraus, haben aber einen mehrteiligen Kopf, indem, wie bei einer Gabel, mehrere Zinken — bei der ersteren fünf, bei der anderen drei — auseinandergehen, jeder mit einem Vasenkopf oder auch Mohnkopf und jeder mit einer Einbiegung; an den Zinken hängt je ein Kettchen mit dreieckigen Blechanhängern“.

Die aus einem Stück gegossene Bronzenadel von Lerchenberg bei Glogau (Zaf. XXXV 3 u. 6) hat nach Mitteilung des Staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte eine Länge von 27,5 cm. Im Gegensatz zur Steinauer läuft sie in fünf gabelartige Schwanenhalszinken mit Vasenköpfen aus. Auch an ihr hängen kleine Ketten mit Klapperblechen. Die Ketten sind nicht gleichmäßig; so haben vier von ihnen sieben und eine sechs Kettenglieder. Die Enden der einzelnen Kettenringe stoßen entweder mehr oder weniger eng zusammen oder sie liegen

übereinander. Die Klapperbleche haben dieselbe Form wie bei der Steinauer Nadel, doch hängt an jedem Kettchen nur ein Blech. Auf ihnen sind kleine, teilweise regelmäßig angeordnete Furchen eingepunzt; nur ein Klapperblech, das sich auch durch seine dreieckige Form von den anderen abhebt, trägt drei Reihen von je fünf nebeneinanderliegenden eingepunzten Buckelchen als Verzierung.

Von der Nadel von Wohlau-Ost (unter Klein Musker<sup>3)</sup> und Nr. 1e 1943 eingetragen im Katalog des Berliner Museums) erfuhr das Breslauer Museum nur durch eine kurze Mitteilung im Breslauer General-Anzeiger vom 17. November 1906, die lautet: „In Klein Musker ist auf dem Acker des Besitzers Bohn eine heidnische Begräbnisstätte aufgedeckt worden. Es wurden sehr gut erhaltene Urnen und ein Bronzeschmuckstück gefunden.“ Die Nachforschungen, die daraufhin Prof. Seger anstellte, ergaben leider — damals bestand ja noch kein gesetzlicher Schutz für die Bodentaltertümer —, daß die Gefäße inzwischen von einem Wohlauser Bürger für geringes Entgelt erworben waren und daß ein als Raubgräber bekannter anderer Wohlauser einen bronzenen Halsring und die Prunknadel für einen Spottpreis aufgekauft und nach Berlin mit gutem Gewinn weiterverkauft hatte. Der für die Forschung so wichtige Grabzusammenhang war dadurch auch bei diesem Funde zerstört.

Die Form der Nadel (Zaf. XXXV 2 u. 5) gleicht in großen Zügen der vorher beschriebenen. Das Ende läuft hier in drei schwanenhalsförmig gebogenen Zinken aus, auf denen je ein Vasenköpfchen sitzt. Die Nadelköpfe haben hier eine mehr eckige, dreifach-konische Form. Auch hier hing vermutlich ursprünglich an jedem Kopf ein Kettchen mit Klapperblechen. Die beiden äußeren Nadelköpfe haben nur noch je einen Ring ohne Klapperblech. An dem mittleren hängen zehn Kettenglieder ineinander, an deren unteren Ende ein dreieckiges Klapperblech, wiederum mit drei Reihen von vier, fünf und sechs nebeneinanderlaufenden eingepunzten Buckelchen besetzt, befestigt ist.

Alle drei Fundorte: Wohlau, Steinau und Lerchenberg sind bekannte Friedhöfe der späten Lausitzer Kultur und liegen nur etwa 30 km voneinander entfernt. Bei der großen Ähnlichkeit der drei Prunknadeln in Form und Technik ist zu vermuten, daß sie von ein und derselben Hand gefertigt sind. Vielleicht hat der früheisenzeitliche Künstler seine Werkstatt in einer der zu diesen drei Friedhöfen gehörigen Siedlungen aufgeschlagen. Außer den schlesischen mehrköpfigen Vasenkopfnadeln sind noch zwei Stück aus Brandenburg<sup>4)</sup> bekannt, von denen eine fünfzehnköpfige aus Fehrbellin Kr. Osthavelland und eine zwanzigköpfige aus Lübbenow Kr. Prenzlau stammt. Ihr Aufbau und ihre Machart scheidet sie aber deutlich von den schlesischen Prunknadeln. Die brandenburgischen Stücke dürften daher einer anderen und zwar germanischen Werkstatt entstammen.

<sup>3)</sup> Das große Gräberfeld ist früher nach der nahen Drißchaft Klein Musker benannt worden; es liegt aber auf der Gemarkung der Stadt Wohlau und heißt jetzt amtlich „Wohlau-Ost“.

<sup>4)</sup> F r i e d e l, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie 1884, S. 40—42 mit Abb. 3 und 4a—b.

# Ein germanisch-vorfeltischer Friedhof bei Burgheßler Kr. Eckartsberga

Von Paul Grimm = Halle a. d. S.

Mit Tafel XXXVI—XXXVII und 2 Abbildungen

Beim Straßenbau Obermöllern-Burgheßler wurde auf der Höhe zwischen beiden Dörfern ein Teil eines Friedhofes (Abb. 1) angeschnitten, der uns die Bevölkerungsverhältnisse Mittelthüringens in der frühen Eisenzeit besonders deutlich zeigt.

Grabungsbericht. Grab I: Hügelgrab von etwa 0,60 m Höhe und etwa 16 m im Durchmesser. Es barg eine rechteckige Steinkiste, gegen die an allen Seiten kleinere Steinblöcke gepackt waren (Taf. XXXVI 1). Sie stand sehr dicht unter der Oberfläche, so daß die Decksteine bereits fehlten und die Gefäße stark zerstört waren. Es waren zwei Gefäße mit

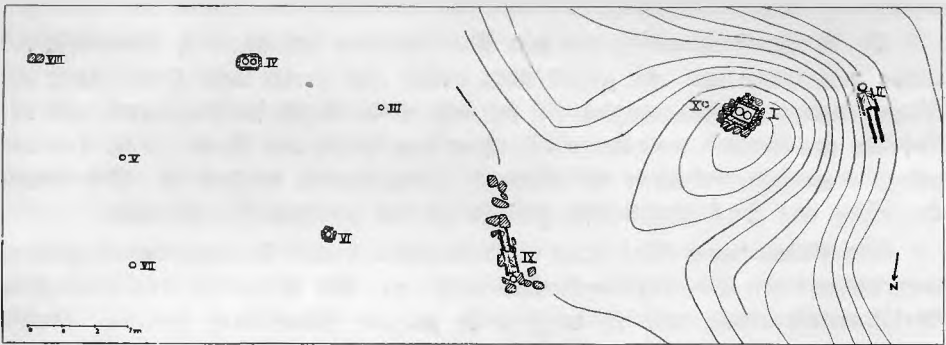


Abb. 1. Lageplan des Friedhofes. Der Unterschied der Höhenlinien beträgt 10 cm.

dem Leichenbrand einer erwachsenen Person, jedes mit einer Deckelschale bedeckt. Daneben lagen die Reste eines stark vergangenen Beigefäßes ohne erkennbare Form (Taf. XXXVI 2). Im unregelmäßig gepackten Leichenbrand fand sich ein kaum zentimetergroßes, völlig verschmortes Bronzestück.

Der Hügel war auf der Nordostseite von einer 4 m langen Steinpackung eingefast (Taf. XXXVII 1), unter deren Nordseite sich Grab IX befand.

Grab II: Skelettgrab einer Erwachsenen in gestreckter Lage und in Südost-Nordwestrichtung. Die Arme lagen parallel zum Körper. Der Oberkörper wurde beim Bäumerothen zerstört; dabei fanden sich ein Gürtelhaken, die z. T. nach der Auffindung verbogenen Armspiralen und zwei Fingerringe aus Bronze. Neben den Füßen lagen auf der einen Seite ein kleines Häufchen anscheinend tierischer Leichenbrand und auf der anderen Seite ein stark vergangenes, kleines Gefäß mit zwei Henkeln, ähnlich einer kleinen Amphore.

Grab III: Urne mit Leichenbrand eines Erwachsenen, frei in der Erde stehend, darin Rest einer kleinen Henkeltasse.

Grab IV: Kleine Steinkiste mit zwei Urnen mit Leichenbrand einer erwachsenen und einer jugendlichen Person. Auf einer Urne lag ein kleiner Napf.

Grab V: Urne mit Leichenbrand eines Erwachsenen, frei in der Erde stehend. Die Deckelschale war völlig vergangen. Im Leichenbrand kleiner, verschmorter Bronzereft unbestimmter Form.

Grab VI: Um den Oberteil der Leichenbrandurne waren kleinere Steine gepackt, während der Unterteil in einer in den gewachsenen Felsen gehauenen Vertiefung stand.

Grab VII: Freistehende Urne mit Leichenbrand eines Erwachsenen. Oberteil vergangen; außer dem Unterteil nur noch eine erhabene Leiste mit Fingertupfen erhalten.

Grab VIII: Unter zwei etwas schräg angelegten Steinen eine Deckelschale, unter der ein Häufchen Leichenbrand lag, so daß wohl eine ursprüngliche Bestattung in einem Beutel anzunehmen ist.

Grab IX: Skelettgrab unter Steinen der Steineinfassung des Hügels. Richtung Nordwest-Südost mit dem Kopf im Nordwesten. Lage auf dem Rücken. Beine gestreckt. Dabei fanden sich sechs einfache, steigbügelförmige Armringe und drei z. T. mit Rippen versehene schildförmige Ohrringe.

Grab X: Die Reste eines mit Strichgruppen verzierten Gefäßes als Überbleibsel eines früher zerstörten Skelettgrabes, von dem zerstreut noch einige Knochen gefunden wurden.

Ein weiteres Hügelgrab von ähnlicher Größe ist in östlicher Richtung etwa 80 m entfernt, jedoch war das Hauptgrab bereits früher beim Erdbabfahren zerstört.

Die Leichenbrandurnen aus den Brandgräbern sind sämtlich Rauhköpfe mit etwas geschwungenem und geglättetem Hals. Bei einem Teil ist der Rand mit Fingertupfeneindrücken verziert, so bei dem einen Gefäß im Hauptgrab und den Gefäßen aus Grab V und Grab VI. Von dem Gefäß aus Grab VII ist eine aufgelegte Randleiste erhalten, die auch mit Fingertupfen verziert ist. Die kleinen Beigefäße und Deckelschalenreste gehören zu den gewöhnlichen Formen.

Die Bronzesunde (Taf. XXXVII 2) dagegen, soweit sie typisch sind, gehören der gleichzeitigen Skelettgräberbevölkerung<sup>1)</sup> an. Die Armringe sind unverzierte Steigbügelarmringe, wie sie verziert in ganzen Garnituren für die Skelettgräberbevölkerung Mitteldeutschlands typisch sind. Ebenso typisch hierfür ist der kleine aus einem flachgehämmerten Bronzedraht zusammengebogene Gürtelhaken. Ich möchte als Parallelfunde nur die Gürtelhaken aus dem bekannten Skelettgrab V von Halle-Trotha<sup>2)</sup> und aus einem Skelettgrab mit Wendelring von Groß Korbetha Kr. Weiskensfeld (Halle HK 29:185, noch unveröffentlicht) erwähnen. Die schildförmigen Ohrringe, die kantigen Armspiralen und die beiden Fingerringe sind dagegen weniger kennzeichnend für die Skelettgräbergruppe; sie können auch in Brandgräbern vorkommen.

Die Rauhköpfe mit Tupfenrand gehören zur jüngeren Stufe des Harpstedter Stiles und sind besonders typisch für das Vordringen der Germanen von Nieder-

<sup>1)</sup> Kossinna, Ursprung und Herkunft der Germanen, Mannusbibliothek Bd. VI, 1928, S. 38 ff., hielt die Skelettgräberbevölkerung bereits für keltisch, wie er dies auf der die Bevölkerungsverhältnisse besonders deutlich zeigenden Karte (a. a. O. Abb. 45) dargestellt hat. Da jedoch die Zusammenhänge zwischen dieser früh-eisenzeitlichen Skelettgräbergruppe mit den latenezeitlichen wirklichen Kelten Südhüringens noch nicht endgültig geklärt sind, ist es wohl vorläufig besser, diese Skelettgräbergruppe, deren Beziehungen stark nach Westen hin zur Mehrener Kultur reichen, lediglich als Vorkelten zu bezeichnen.

<sup>2)</sup> F. R. Holter, Die halleische Kultur der frühen Eisenzeit, Sächsisch-thüringische Jahresschrift Bd. XXI, 1933, S. 28—32 und Abb. 7.

sachsen nach Westfalen und zum Niederrhein. Vereinzelt kommen Harpstedter Gefäße auch in den übrigen germanischen Gebieten vor. So in Mitteldeutschland, wo Kossinna<sup>3)</sup> ihr Auftreten im großen Rahmen und Schulz<sup>4)</sup> besonders für Thüringen behandelt hat.

Als bisher südlichste Fundstellen im Unstrutgebiet sind danach die Fundstellen von Gleina und Schleberoda, beide im Kreis Querfurt, zu nennen. Im Friedhof von Gleina, der dann weit in die Latènezeit hineinreicht, fanden sich Harpstedter Gefäße mit unter den ältesten Gefäßformen. In Schleberoda wurden in fünf Grabhügeln mit je einer Bestattung neben anderen Gefäßen zwei Harpstedter Urnen gefunden. Da Grabhügel der frühen Eisenzeit für Mitteldeutschland durchaus selten sind, vermutete schon Schulz, daß unmittelbare Beziehungen zu Nordwestdeutschland bestanden haben, da gerade dort Harpstedter Urnen in Urnenfriedhöfen wie in Hügelgräbern gefunden wurden. Er meint<sup>5)</sup>, „es wäre zu prüfen, ob nicht der Abbruch der Hügelgräber und der Urnenfriedhöfe dort z. T. mit einer Abwanderung nach Mitteldeutschland in Verbindung stehen könnte“. Diese Vermutung wird sehr stark durch den neuen Friedhof von Burghefeler gestützt, da hier bei den Hauptgefäßen neben den Harpstedter Töpfen keine rein mitteldeutsche Formen auftreten, wie dies z. B. beim Friedhof von Gleina der Fall ist, wo die Harpstedter verschwinden gegenüber den nordmitteldeutschen Typen und deren Weiterentwicklungen.

Noch wichtiger wird der Friedhof von Burghefeler durch das Vorkommen von zwei Skelettgräbern, die etwa gleichzeitig sein müssen, da das eine Grab (Grab IX) unter dem Steinkranz lag, während das andere Grab (Grab II) sich in der Aufschüttung des Hügels befand. Bei beiden Gräbern scheint es sich auf Grund der Schmuckbeigaben um Frauengräber zu handeln. Leider ist der Erhaltungszustand der Knochen zu schlecht, um ein endgültiges Urteil zu fällen. Sind es wirklich Frauen, so haben wir bei diesem Fall der Nebeneinanderbestattung zweier Völker anzunehmen, daß die Männer der Skelettgräberbevölkerung von den eindringenden Germanen erschlagen oder vertrieben wurden, daß aber Teile der weiblichen Bevölkerung hier wohnen blieben, wohl auch geheiratet und bei ihrem Tode nach alter Sitte ihres Volkes beigeseht wurden.

Zwei weitere Berührungspunkte zwischen Germanen und Kelten in Mitteldeutschland seien hier noch erwähnt. In Halle fand Holter<sup>6)</sup> an mehreren Stellen Skelettgräber in Verbindung mit Brandgräbern; einige der Brandgräber enthielten sogar typische Schmuckstücke der Skelettgräberbevölkerung, so daß Holter

<sup>3)</sup> G. Kossinna a. a. D. S. 35—37 und Abb. 45.

<sup>4)</sup> W. Schulz, Sächsisch-thüringische Jahresschrift XVI, S. 103—105 (dort weiteres Schrifttum).

<sup>5)</sup> W. Schulz a. a. D. S. 105.

<sup>6)</sup> H. Holter a. a. D. S. 110, 117 und 120.

zu dem Schluß kommt, daß die eindringenden Germanen friedlich zusammen mit den Vorkelten hausten. Auf dem Seeberg bei Gotha fand G. Florschütz<sup>7)</sup> als Nachbestattungen in steinzeitlichen Grabhügeln Brandgräber mit typischem Inventar der Skelettgräber. Er nimmt an, daß die Germanen sich den Schmuck der „Kelten“ ganz zu eigen gemacht haben müssen.

Die Lage des Fundplatzes von Burghefeler ist sehr beachtenswert. Die Hasel durchbricht etwa 300 m südlich des Friedhofes in einer schmalen Wiesen-*aue* die dichtbewaldete Finne. Nordostwärts öffnet sich das Haseltal immer weiter nach dem unteren Unstruttal, während der Oberlauf der Hasel in breiter Aue weit nach Westen in die Finne hineinführt. So ist es leicht verständlich, daß ein Teil der Germanen, die das Nordufer der unteren Unstrut zu dieser Zeit erreicht hatten, wie es die oben erwähnten Friedhöfe bezeugen, darüber hinaus in das Haseltal vorstießen und an dieser strategisch wichtigen Stelle sich ansiedelten. So haben wir hier einen weit nach Südwesten vorgeschobenen Friedhof der germanischen Bevölkerung der frühen Eisenzeit in Thüringen, der uns zudem noch die Reste der früheren, dann unterworfenen Skelettbevölkerung zeigt.

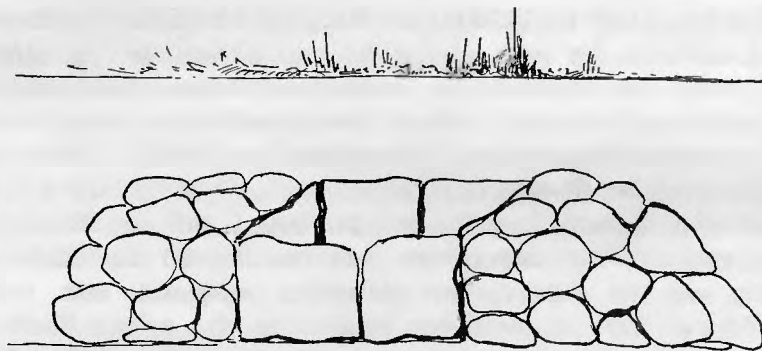


Abb. 2. Frühgermanische Steinkiste von Zäcklau Kr. Freystadt.  $\frac{1}{18}$   
Nach Seger, Schlesiens Vorzeit VI S. 446

<sup>7)</sup> Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie, Leipzig 1925. S. 175—180.

# Ein Schmuckstück der frühen Latenezeit

Von Peter Goessler-Stuttgart

Mit 1 Abbildung

Im Heimatmuseum Spaichingen (Württemberg) fand ich kürzlich, zusammengeordnet mit späthallstattzeitlichen Grabfunden aus der Markung Königsheim, eine stark verrostete Metallscheibe mit Gesichtsmaske in typischem Früh-Latènestil (Abb. 1).

Fundangaben fehlen. Mit Kombination kann man aber weiterkommen. Königsheim liegt im Randgebiet der südwestlichen Schwäbischen Alb und zwar auf der obersten Hochfläche des Weißen Jura (Epsilon) in fast 900 m Höhe. Die Gegend ist altes Siedlungsgebiet vor allem der Hallstattzeit; aber auch reinkeltische, römische und besonders alemannische Funde fehlen nicht in der weiteren Umgebung. Da und dort ragen aus der gleichmäßigen Höhe Kuppen etwas hervor, so west-südwestlich vom Ort der Wachtbühl (928 m). Hier liegen Hügelgräber. Ein weiteres liegt auf dem nahen Scheibenhühl an feinem Südrand. Dieses wurde 1884 vom Naturhistorischen Verein in Spaichingen untersucht. Das bescheidene Fundergebnis liegt in seiner Sammlung. H. Hölder, der im Ergänzungsheft zu den Fundberichten aus Schwaben II 1894, S. 37 f. über den Inhalt des Grabs, fünf menschliche Skelette mit „Spuren von Bronze und Gefäßen“, allerdings vorwiegend vom anthropologischen Standpunkt aus berichtet, zählt unter den Funden unsere Scheibe nicht auf, erwähnt aber als Merkwürdigkeit das in den oberen Schichten des Hügels und mit anderer Orientierung, als die der Grabkammern der vier anderen, gefundene fünfte Skelett eines Kindes mit auffallend langköpfigem Schädeltypus (Indeg 73,6). Dabei, berichtet er, „lagen Ringe und Fibeln aus Bronze, Glasperlen“; auch von Scherben von Terra sigillata spricht er, bezweifelt aber ihre Zugehörigkeit zum Urfund.



Abb. 1.

Schmuckscheibe von Königsheim.  $\frac{1}{1}$

Dieser Befund wird sofort verständlich, wenn wir ihn als Nachbestattung deuten<sup>1)</sup> und an das nicht seltene Vorkommen von Gräbern der frühesten Latènezeit in späthallstattzeitlichen Hügeln erinnern, womit sich kürzlich R. Bittel in der Zeitschrift Sudeta VI 1930, 41 ff. beschäftigt hat. Handelt es sich um eine Nachbestattung der Stufe Latène A in einem Hügel der Stufe Hallstatt D, dann

<sup>1)</sup> Über römische Scherben in vorgeschichtlichen Grabhügeln s. jetzt Paret, Römer in Württemberg III 130. 171.

wird die Zugehörigkeit unserer Scheibe zum Grab auf dem Scheibenbühl und zwar zu einer darin eingelegten Nachbestattung wahrscheinlich.

Daß zwischen Ur- und Nachbestattung kein Bevölkerungswechsel eingetreten ist, sondern daß es sich in beiden Fällen um Kelten und zwar des 6. bzw. 5. Jahrh. v. Chr. handelt, auf welche alsdann erst ab 400 die im Verlauf der großen Wanderungen nach Süddeutschland gekommenen Kelten im engeren Sinn gefolgt sind, kann hier nicht weiter erörtert werden.

Über die Datierung und Einordnung unserer Scheibe in die Zeitstufe Latène A kann kein Zweifel sein. Sie ist dazu in ihrer Einfachheit und schlichten Ausdruckskraft ein eher am Anfang, als am Ende einer Entwicklungsreihe stehendes frühkeltisches Erzeugnis und dadurch ein wertvoller Zuwachs für das an sich nicht sehr zahlreiche Material dieser Periode, wofür immer noch in Süddeutschland die dem Kleinaspergle parallelen späten Fürstengräber das Wichtigste sind. Wissenschaftlich ebenso wertvoll wie die reiche Ausstattung, durch die sich die Hügelgräber vor ihrem Erlöschen auszeichnen und die durch südliche Einfuhr viel Probleme bietet, sind typisch einheimische keltische Erzeugnisse, wie etwa die wichtigen Leitfossilien von Latène A, die Tierkopf- und Maskensibeln und unsere Scheibe. Mit den Maskensibeln kommen wir in den ornamentalen Gedankenkreis unseres Stückes; vgl. dazu jetzt den schönen Aufsatz von Jacobsthal, Einige Werke keltischer Kunst in Zeitschrift „Die Antike“ X 1934, 17 ff., als Ergänzung seiner analysierenden Ausführungen in dem Werke Jacobsthal und Langsdorff, Die Bronzeschnabellannen 1929.

Nun die Beschreibung der Scheibe, deren Herstellungstechnik nicht wenig Interessante bietet, vor allem die dem keltischen Kunsthandwerk so geläufige Verbindung zweier Metalle, wobei Eisen gerne die Unterlage oder den Kern bildet, womit sich dann nach oben oder außen Bronze — so unsere Scheibe — oder Silber — so der Trichterring — oder Gold — so die Widderhörner vom Kleinaspergle — verbindet. Durchmesser der oben und unten stark abgeplatteten Scheibe etwa 50 mm. Erhaltungszustand mäßig: unten eine starke Rostbeschädigung; die Füllungen der Vertiefungen sind alle verschwunden; die Bronze ist da und dort, wo sie allzudünn und hohl saß, gebrochen; auf der Rückseite starke Zerstörung durch Rost.

Der Kunsthandwerker hat seine Arbeit damit begonnen<sup>2)</sup>, daß er die fünf Relieftteile, welche die Mitte des Runds ausfüllen, aus der Bronzescheibe in verschiedener Höhe herausgetrieben hat: am höchsten, bis zu 5 mm, die Gesichtsmaske; die Höchspunkte sind Nasenansatz, Überaugenwülste und ein tropfenblattartiges Gebilde auf der Stirne. Ganz wenig reliefiert ist ein Wulstring, der sich am Hals herumlegt und in zwei ausgefüllte Gruben endigt. Wesentlich höher alsdann zwei fischblasenartige gebogene, unten spitz, oben breit gerundet

<sup>2)</sup> Ich verdanke sachkundigen Rat dem technischen Beamten an der Altertümersammlung Stuttgart, H. Peter.

endigende Wülste zu beiden Seiten über dem Kopf, sowie endlich ein runder Buckel zu oberst in der Mitte. Zwischen den Fischblasen und dem Halsring wurden alsdann zwei nachher zu besprechende runde Löcher ausgeschnitten, die die Stellen der Pufferenden des Halsrings einnehmen. Ebenso wurden die Öffnungen für die Augenhöhlen und den Mund der Maske ausgeschnitten. Alsdann wurde die Bronzescheibe über eine wesentlich dickere (etwa 5 mm) Eisenscheibe gebördelt. Diese trug ebenfalls die Reliefmaste im Rohen, aber nicht allzu erhaben, so daß noch zwischen Bronze und Eisen Raum zur Aufnahme einer kittartigen Masse blieb, mit der die schwachen Bronzeblechstellen des hochgetriebenen Reliefs unterlegt waren. Die Ausschnitte der Augen und des Mundes und die zwei genannten seitlichen Kreise an den Halsringenden waren ausgefüllt mit Korallen oder mit Email<sup>3)</sup>, vermutlich rotem. Das Blutrot der Koralle oder des sie nachahmenden Glasflusses ergab zusammen mit dem Gelb der Bronze eine angenehme Buntfarbigkeit. Trotz Überbördelung und PASTE aber legte sich das stark erhöhte Bronzeblech nicht so glatt über die eiserne Unterlage, daß nicht zur Befestigung noch einige flache Bronzenieten nötig gewesen wären. Angebracht wurden zwei oben am Rand zu beiden Seiten des Mittelbuckels und reichlich asymmetrisch dazu zwei rechts unten seitlich. Der Symmetrie halber wurde schließlich gegenüber der unteren dieser zwei dicht nahe dem linken Halsringende auf der Bronzeplatte ein Nietenkopf durch einen eingeschlagenen Kreis mit Punzenhieb in der Mitte angedeutet. Zum Schluß wurde die Fläche der Platte mit unregelmäßigem Linien- und Blattornament in feiner Nadelstichpunzierung, sowie mit feinen Einritzungen einer Art von Winkelbandmotiv verziert.

Auf der eisernen Rückseite ist noch erhalten eine knebelartige Stütze. Sie ist so auf der einen, der unteren Hälfte angebracht, daß oben eine zweite zu ergänzen ist. Es ist ein Querriegel von mindestens 20 mm Länge, aufgenietet auf einen Stift, der senkrecht auf der Platte aufsteht. Diese Stützen, die wohl der Einfügung von geschlizten Lederriemen dienten, legen die Zugehörigkeit unserer Scheibe zum Pferdegeschirr nahe; sie ist vermutlich als Stirnschmuck anzusprechen. Bekannt sind solche Phalerae aus keltischen Wagengräbern, am bekanntesten die aus Somme-Bionne (Déchelette, Manuel II 1191 mit Abb. 506; spätere bildet jetzt Henry a. a. O. S. 127 Abb. 35<sub>1. 2. 3. 6</sub> ab). Der von Haus aus apotropäische Zweck solchen Maskenschmucks ward bald nicht mehr verstanden und wich außerdem frühe einem rein ornamentalen Gebilde. Ein gutes Beispiel echter Maskenverzierung bietet das bekannte dreiköpfige Wappen der Schwertscheide von Marson aus dem Marnegebiet (Read, Brit. Mus., early iron age S. 53 Abb. 49), indes die nicht seltenen Masken an bronzenen Gefäßen, Knöpfen und Gürteln schon stark abgeblaßt sind. Die vermutliche Zugehörigkeit unserer

<sup>3)</sup> Über das Email in der keltischen Kunst s. jetzt Henry, Émailleurs d'occident, Pré-histoire II 1933, 65 ff.

Scheibe zu einem Kindergrab spricht selbstverständlich nicht gegen unsere Deutung. Die Maske unserer Scheibe ist gewiß weiblich. Es gibt sovieler härtige, daß die unbärtigen als weiblich erklärt werden müssen.

Die keltischen Kennzeichen unserer Darstellung sind: 1. das frontale Gesicht, 2. der Halsring, 3. die zwei Fischblasengebilde, 4. das Blattgebilde auf der Stirne; es erinnert etwas an den Stirnschmuck des Steins von St. Goar (abgebildet in den Bonner Jahrbüchern 106, 78).

Wenn das Gesicht im Gegensatz zu sonstiger Sitte nach unten sich nicht zuspitzt, so ist der Grund, daß der Halsring sich in breiter Ausladung an das Kinn anlegt. Genau so wie der Halsring mit seinen buntfarbigen Enden trotz scheinbarer Loslösung vom Gesicht dazu gehört, so sind auch die Fischblasen als zum Kopf gehörige Teile aufzufassen. Sie sind nicht einmal eigentlicher Kopfschmuck, sondern zu erklären als aus den Spirallocken entstanden. Als solche sind sie ja auf anderen Masken noch ganz deutlich, so auf dem genannten Reliefpfeiler von Pfalzfeld, jetzt in St. Goar (Rönen, Bonner Jahrbücher 106, 78 ff.; Schumacher, *Altertümer heidnischer Vorzeit* V Taf. LIV).

Einige Beispiele für diesen eigenartigen Maskenschmuck stelle ich hier zusammen: außer Maskenfibeln Knöpfe aus Dürkheim (N. h. B. II 2 Taf. II 5); Beschläge von Walddalgesheim (Bonner Jahrb. 102 Taf. II und Jacobsthal-Langsdorff Taf. XXXVI 5) und Schwarzenbach (N. h. B. II 2 Taf. II 6); Goldscheibe aus Weißkirchen I (jetzt abgebildet von Jacobsthal, *Antike* a. a. O. Taf. II); Gürtelhaken aus Weißkirchen II (N. h. B. II 4 Taf. II 7) und aus Nierstein (N. h. B. II 4 Taf. II 1); Eisenscheibe aus Horsowitz (Keinecke, *Mainzer Festschrift* 1902 S. 73 Abb. 1). Diese Beispiele zeigen die ursprüngliche Bedeutung dieser von Haus aus stehenden Spiralen, die doch wohl auf etruskische Spirallocken zurückgehen (s. Jacobsthal-Langsdorff a. a. O. S. 65), in den verschiedensten Variationen, Veränderungen und Erstarrungen.

In diesem Zusammenhang muß noch auf R. Knorr's interessanten Versuch der Deutung als Flügel und seinen Hinweis auf die Beziehung eines zugrunde liegenden gallisch-germanischen Gottes zum geflügelt dargestellten Merkur hingewiesen werden. In seinem Aufsatz „Eine keltische Steinfigur der La Tènezeit aus Württemberg und das Kultbild von Holzgerlingen“, *Germania* V 1921, 11 ff. stellt er S. 14 f. die wichtigsten Beispiele dieser geflügelten Menschenköpfe zusammen und kann als besondere Stütze seiner Auffassung das bekannte Steinbild aus Holzgerlingen, dessen Kopfschmuck er zum ersten Mal richtig gesehen hat (s. Abb. 4 S. 14), anführen. Wenn Cäsar berichtet, daß die Gallier den Merkur besonders zahlreich dargestellt haben, so mag das stimmen für die spätere Zeit, welche die Fischblasen oder Blattgebilde als Flügel erklärte. Von Hause aus aber sind es keine Flügel gewesen, sondern Spirallocken oder allenfalls ein Kopfschmuck, der unter Verzicht auf die zum Teil beidseitigen Spiralen zum einfachen keltischen Schwellband oder Fischblasengebilde geworden ist und der, je weniger mit der Zeit sein ursprünglicher Sinn verstanden wurde, sich zu einem selbständigen Ornament entwickelt hat, auf keinen Fall aber und zu keiner Zeit als Helmschmuck angesehen worden ist.

# Der Verwandtenkreis des Parierstangendolches von Klein Neudorf Kr. Görlik

Von L. von Márton = Budapest

Mit Tafel XXXVIII und 4 Abbildungen

Gleichzeitig mit der zusammenfassenden Studie Reineckes<sup>1)</sup> veröffentlichte Karl Herypey in dem Jahrgange 1897 der *Archaeologiai Értesítő*<sup>2)</sup> einige skythische Altertümer, unter ihnen einen Eisendolch mit Bronze Griff, welcher auf dem Gute des Baron Anton Splényi in Pánád (Rom. Kis Rüküllő, Klein Kofel in Siebenbürgen) beim Aclern ans Tageslicht kam (Taf. XXXVIII 2). Dieser Fund veranlaßte Reinecke zu einer neuen Besprechung des kleinen Bronzedolch-Bruchstückes von Szöny (Brigetio), welches seinerzeit Hampel bekanntgegeben hatte<sup>3)</sup>. Bezüglich des Alters des Dolches von Pánád nimmt Reinecke keine bestimmte Stellung ein. Doch ist er der Meinung, dieser sei mit dem Bruchstücke von Szöny (Taf. XXXVIII 5) eng verwandt, und wiederholt seine, ein Jahr vorher geäußerte Meinung<sup>4)</sup>, laut welcher der Dolch von Szöny gewissen sibirischen Formen nahesteht, also eine Parallelerscheinung mancher Dolche und Schwerter des skythischen Formenkreises ist. Er kennt zwar kein so nahes Vergleichsstück innerhalb der Skythenfunde, wie den Dolch von Pánád. Trotz der Stellungnahme Reineckes entging der Dolch von Pánád jeder ferneren Besprechung in der Literatur der Skythenfunde. Er wird weder von Vinthers erwähnt<sup>5)</sup>, noch Martin Jahn bespricht ihn, obwohl er zu dem Klein Neudorfer Dolche mit der Parierstange (Taf. XXXVIII 1 u. 4) in mancher Beziehung näher steht, als das kleine Bruchstück von Szöny. Die Verwandtschaft des Klein Neudorfer Dolches mit dem skythisch-sibirischen Formenkreise wird schon von Professor Seger stark betont<sup>6)</sup> und in der Studie Jahns „Die Skythen in Schlessien“ eingehender besprochen<sup>7)</sup>.

<sup>1)</sup> Magyarországi skytha régiségek. *Archaeologiai Értesítő* 1897 S. 1–27.

<sup>2)</sup> A nagyenyedi muzeum némely régiségeiről. Ebenda 1897 S. 63–68, mit Abb. auf S. 67.

<sup>3)</sup> Egy sajtászerü öskori kardidomról. Ebenda 1897 S. 77. — Skythiai emlékek Magyarországbán. Ebenda 1893 S. 285–407. — Hampel, Ebenda 1894 S. 261.

<sup>4)</sup> Zeitschrift für Ethnologie 1896 S. 11 und 17 ff.

<sup>5)</sup> Vinthers, Das Schwert der Skythen und Sarmaten. Trotzdem dürfte der Dolch Vinthers bekannt sein, denn er bespricht den auf derselben Tafel veröffentlichten Dolch von Miriizló.

<sup>6)</sup> Schlesiens Vorzeit N. F. V. 13–15 und Abb. 16 mit der Angabe der älteren Literatur.

<sup>7)</sup> Schlesiens Vorzeit N. F. IX. 22 ff. mit der Besprechung der älteren Literatur. Der Dolch von Szöny wird bei Jahn als in der Komorner Gegend gefunden erwähnt. Szöny liegt unweit von Komárom, doch an dem rechten Donauufer. Der Irrtum stammt noch von Reinecke und ist wohl verständlich, da der Gegenstand aus einer Privatsammlung von Komárom herrührt. Dieser Irrtum hat sich bei Jozsa Podkowińska verstärkt, die im *Gwiatowit* XIV–XV S. 121 als Fundort Komarno in der Tschechoslowakei angibt. Wahrscheinlich war es eben die Lage dieses angeblichen Fundortes, die Parvan zu jener Folgerung verlockte, daß die Skythen über den Jablonka-Paß (Jablonița) nach Ungarn eindringen. (*Dacia* Cambridge 1928 S. 79.)

Die Fundverhältnisse des Dolches von Pánád sind ungenügend bekannt, ein Umstand, der um so mehr entmutigend wirkt, als das Stück neben gleichen Zügen auch manche auffallende Abweichungen aufweist, besonders die ungewohnte Länge der an den Enden leicht abwärts geneigten Parierstange. Der fremdartige Eindruck, welchen dieser Gegenstand macht, wird noch gesteigert, wenn wir die Abbildung betrachten, welche die Klinge in ihrem gegenwärtigen, einem Säbel ähnlich gebogenen Zustande zeigt. Hercepey konnte nicht entscheiden, ob die Klinge ein- oder zweischneidig ist.

Außer den schon erwähnten übereinstimmenden Zügen wird unser Dolch mit den oben erwähnten Gegenständen auch dadurch verknüpft, daß nach sorgfältiger Untersuchung seine Klinge ursprünglich bedeutend breiter gewesen, und ihre Krümmung wahrscheinlich erst durch das Auswerfen mit dem Pflug, also nachträglich, entstanden ist. Die Klinge hat einen sehr stark hervortretenden Grat. Unmittelbar unterhalb der Parierstange blieb die ursprüngliche Klingebreite annähernd erhalten<sup>6)</sup>. Die skythische Herkunft des Gegenstandes gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß es von jenem Gebiete Siebenbürgens stammt, welches am dichtesten mit skythischen Gräbern durchsetzt ist. Auch Fetzich hatte es deswegen in seinem „Bestand der Skythischen Altertümer Ungarns“ aufgenommen<sup>7)</sup>.

Vor einigen Jahren erblickte ich bei einem Besuche des Museums Joanneum in Graz mit größter Überraschung unter den Funden aus dem Mittelalter ein kurzes Eisenschwert mit Bronzegriff (Zaf. XXXVIII 3). Es machte auf mich den Eindruck, daß es eine weitere Entwicklungsstufe des Pánáder Dolches bildet. Das Stück wurde in Leibnitz (Steiermark) ohne Begleitfunde geborgen. Seine in einem besseren Verhältnis stehende Gliederung erinnert an manche Langschwerter des Mittelalters. Doch wenn uns die Fundverhältnisse auch diesmal im Stiche lassen, ist seine engere Formenverwandtschaft mit den Parierstangendolchen von Klein Neundorf und Pánád nicht zu verkennen. Meine erste Sorge war, mich zu überzeugen, ob es mittelalterliche Schwertformen gibt, die dem Leibnitzer Dolche näher verwandt sind als die vermutlich skythischen Vergleichstücke. Die Unterlagen, die mir Herr Zoltán Lóth auf meine Bitte zur Verfügung stellte, waren sehr beruhigend. Keine der Abbildungen kommt unserem Gegenstande so nahe, wie die erwähnten Parierstangendolche. Damit haben wir aber leider noch immer keinen festen Grund erreicht, um darauf eine genaue Zeitstellung aufzubauen.

Griff und Knauf sind jenen an dem schlesischen und dem siebenbürgischen Stücke bis auf Einzelheiten ähnlich. Die Parierstange ist an der Oberfläche ganz

<sup>6)</sup> Die näheren Angaben und die genauen Messungen des Dolches von Pánád verdanke ich Herrn Dr. Mándor Fetzich. Die entsprechenden Angaben über den Dolch von Leibnitz wurden mir von Fräulein Dr. Marianne Grubinger, die des Dolches von Klein Neundorf von Direktor Dr. Wandert mit der größten Freundlichkeit mitgeteilt.

<sup>7)</sup> In Rosfowzew's Sammelwerk Skythien und der Bosphorus S. 503.

gerade, unten zeigt sie eine geschweifte Linie. Vielleicht klingt diese Schweifung noch an die Neigung der Parierstange des Dolches von Pánád an, ebenso wie in den mit der konvexen Seite einander zugewendeten zwei bogenförmigen Erhöhungen, welche die Parierstange in der Mitte aufteilen, sich Erinnerungen erhalten haben mögen an jene Herzblattform, mit der die skythischen Dolchgriffe vom Alinakestypus gewöhnlich verziert sind. Die Klinge hatte einen stark hervortretenden Grat und ist bedeutend breiter als jene des Pánáder Dolches. Die Parierstange nimmt in ihrer Länge eine Mittelstellung zwischen denen des Pánáder und des Klein Neundorfer Dolches ein. Die Art der Befestigung der Klinge in dem Griff ist unklar. Allem Anscheine nach ist das obere Ende der Klinge in eine Spalte an der unteren Seite der Parierstange hineingelassen und ein aus der Klinge herauswachsender Dorn steckt im Innern des Bronze Griffes. An dem kleinen Szönner Bruchstück ist klar zu sehen, daß die Spalte der Parierstange leicht erhöhte Ränder besaß. Beim Zusammenfügen der Klinge, die aus härterer Bronze von hellerer Farbe besteht, mit dem Griff, schmiegt sich durch das Hämmern diese Ränder an die Klinge und gaben ihr einen festeren Sitz. Fettich vermutet, daß auch der Pánáder Dolch derart hergestellt war; bei diesem ist das aber ebensowenig festzustellen, wie bei dem Leibnitzer Stück.

Am Leibnitzer Schwerte blieb auch ein Stück von den Scheidenbeschlägen (Taf. XXXVIII 6) erhalten. Es gibt uns ein sicheres Maß der Klingebreite und auch gewisse Anhaltspunkte, welcher Art die Scheide war. Diese muß aus besonders dünnen Holzplatten, vielleicht bloß aus Leder bestanden haben. Sie ähnelte also nicht den Bronzeblech-Hülsen der Hallstattzeit, sondern entsprach wohl mehr den Scheiden, welche zu den etwas schwereren, durchbrochenen Beschlagstücken der Ananino-Kultur gehörten. Ich kann hier ein sonderbares Bronzezierat heranziehen (Abb. 1). Es gab deren drei in Begleitung einer Bronzescheibe von ungewohnter Größe (Abb. 3). Sie bildeten zusammen einen kleinen Fund, der angeblich in Kács (Rom. Vorfod) zum Vorschein kam. Die Zierate sind an einer Seite flach gewölbt, an der anderen mit fünf, der Länge nach laufenden Parallelrippen verziert. Am oberen breiten Ende haben sie einen Abschluß, der an den Rand der Tüllenägte erinnert. Unten sind sie zugespitzt. An den Seiten sitzen sechs paarweise angebrachte Ösen. In ihren Umrisslinien erinnern die Bronzezierate an die krummen Messer der sibirischen Bronzezeit, zu welchen



Abb. 1 Bronzeplatte  
von Kács.  $\frac{1}{3}$   
Nach Arch. Értés.  
1910, S. 189

Jahn<sup>10)</sup> auch aus Ostdeutschland einige Vergleichsstücke (Abb. 4) anführte. Die der Länge nach laufenden Rippen lassen uns nicht im Zweifel, daß die Stücke tatsächlich diesem Formenkreise angehören. Solche Messer scheinen auch in Ungarn nicht ganz fremd gewesen zu sein. Das wird durch das Messerchen, welches wir hier als Abbildung 2 vorführen, bewiesen. Leider kennen wir keine Angabe bezüglich seines näheren Fundortes. Die Käcer Bronzezierate dienten gewiß zum Schmücken von Lederscheiden ähnlicher Messer. Wenn wir an die Kupferfigur von Bolsaja Kizylova<sup>11)</sup> denken, läßt es sich leicht erklären, warum sie bloß einseitig waren. Bei der Tragweise an den Schenkeln hatte nur das Schmücken der Außenflächen einen Sinn, und an der Innenseite schmiegte sich die Lederhülse besser der Kleidung an als die steife Bronze. Die Figur erklärt auch die Bestimmung der Ösen; sie dienten zum Zusammenheften der Scheide, gleichzeitig aber auch zum Festhalten derselben an der Hose.

In unserer Frage hilft uns auch der Scheidenbeschlag von Leibnitz nicht weiter. Durchbrochene Bronze-Ortbänder und -Griffe in der Art der Ananinkultur sind zwar in Ungarn vorhanden, keiner weist aber die großen durch-



Abb. 2. Ungarn.  $\frac{1}{2}$

brochenen Felder des Beschlages von Leibnitz auf. Doch knüpft eine durchbrochene Schwertscheide eben von Ananino selbst unsern Gegenstand an den Osten<sup>12)</sup>. Die durchbrochenen Scheiden des mittelitalisch-etruskischen Formenkreises stehen ihm entschieden ferner.

Der durchbrochene Beschlag trägt an einer Seite eine festsetzende Öse, welche augenscheinlich zur Aufnahme eines Ringes diente, etwa wie die Ösen der Teile der Rettengürtel der Latènezeit. Das ist eine fremdartige Erscheinung in der mitteleuropäischen Bronze- und Eisenzeit, sowie in dem skythisch-sibirischen Formenkreise. Die Beschläge werden in dem letzteren meistens ohne Verwendung von Ringen unmittelbar an den Tragriemen befestigt. Ginthers gibt dafür eine Anzahl von Beispielen. Eine ähnliche Art des Aufhängens sehen wir auf einer Bronzeblech-Scheide von Watsch<sup>13)</sup>. Im Formenkreise der Hallstattkultur wurden

<sup>10)</sup> Jahn a. a. D. Seite 20 ff. — Die Scheide und einer der Beschläge von Käcs befinden sich im Erzbischöflichen Museum zu Eger.

<sup>11)</sup> Ginthers a. a. D. Taf. XXXVII b.

<sup>12)</sup> Ginthers a. a. D. Taf. XXXIX 6. Nahe steht noch ein durchbrochenes Bronzebeschlagstück vom zweiten Hügelgrab bei Podpečine am Glasinac. Bosnische Mitteilungen III. 31. I. 74. fig. Dieses wurde mit späthallstattischen Fibeln zusammen gefunden.

<sup>13)</sup> Müllerer, Typische Formen Taf. XXX 5.

nur die großen Haumesser beim Tragen mit Ringen aufgehängt; die Ringe sitzen in der Biegung der Scheiden und wurden ohne Verwendung von Ösen mittels Blechstreifen befestigt. Ringe in einer festen Öse finden wir nur an dem bekannten Trompetenmundstücke aus St. Margarethen in der Krain. Dieses gehört ebenso wie die Nacken- und Wangen-Schutzplatten eines Helmes von dort einer vorgeschrittenen Stufe der Latènezeit an.

In Italien dagegen sind meistens paarweise, aber auch einzeln verwendete Ösen an den Dolchscheiden nicht selten schon im VII. und VI. Jahrhunderte<sup>14)</sup>, also in einer Zeit, die ungefähr der ersten Hälfte der keltischen Periode Ungarns entspricht. Andererseits ist die enge Verwandtschaft des Leibniz' Kurzschwertes

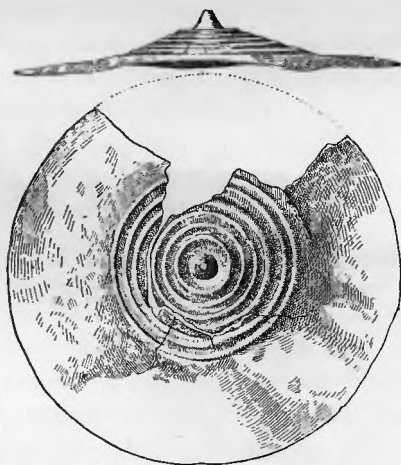


Abb. 3. Bronzescheibe von Rács.  $\frac{1}{3}$ . Nach Arch. Értés. 1910. S. 185

mit den Bronzedolchen von Klein Neudorf und Szöny und mit dem Eisendolche von Bánád nicht zu verkennen. Das Schwert von Leibniz kann also als Seitenglied einer kleinen geschlossenen Gruppe betrachtet werden und ist wohl ein Vertreter jenes keltischen Einflusses, der auch unter den Funden aus den Loibenerger Hügelgräbern auftritt.

<sup>14)</sup> Aufidena, Prov. Aquila, Montelius, *Civilisation primitive, Italie Centrale*, Serie B. 373 Abb. 11; Utri, Prov. Teramo, Necr. de Petrarà, ebenda Serie B. 158 Abb. 17, von demselben Orte auch ein Parierstangenschwert Abb. 15; Novilara, Prov. di Pesaro, ebenda Serie B. 146. 8. a. b. Auch aus Veliki Mosun in Bosnien stammt ein Kurzschwert aus Bronze mit Bronzescheide, die an beiden Seiten doppelte Ringe trägt. *Glasnik XXVI. 1914. Abb. 41* auf S. 74 und S. 75. Auch an einer Prunkwaffe (Lanze?) von Gran San Bernardo, die mit Bronze-Statuetten des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts gefunden wurde, sitzt eine Öse mit Ring. Der Gegenstand erinnert in vieler Beziehung an das kurze Antennenschwert, welches an dem Grabmale des Antiochos I von Romagne dargestellt ist, oder an das Schwert mit Ringnauf von ebenda. Vgl. *Notizie degli Scavi 1892, S. 72 Bild 7* mit *Ginthers, Das Schwert etc. Taf. XXVI b und Taf. XXV b*.

Die vier in dieser Arbeit behandelten Dolche stimmen in ihren Proportionen<sup>15)</sup> und auch in manchen kleinen technischen Einzelheiten ihrer Herstellung überein. So ist zum Beispiel die Unterseite des Knaufes, da wo er auf dem Griff aufsitzt, ringsherum an der unteren Seite ausgehöhlt. Als ältesten der Reihe können wir den Dolch von Klein Neundorf betrachten, während der jüngste wohl der von Leibnitz ist. Wir können aber weder den Zeitraum mit voller Sicherheit bestimmen, der diese zwei Gegenstände voneinander trennt, noch festlegen, wann der erste und der letzte entstanden ist. Zur Chronologie trägt also die Dolchreihe leider nicht viel bei, aber in der Frage der Verbindungen des mitteleuropäischen und des skythisch-sibirischen Formenkreises bringt sie uns doch um einige Schritte weiter auf dem feinerzeit von Professor Seger bezeichneten Wege.



Abb. 4. Bronzemesser vom Breiten Berge in Schlesien.  $\frac{1}{3}$   
Nach Schlef. Vorzeit N. F. IX S. 21

<sup>15)</sup>	Dolche von Klein Neundorf	Ezöny	Pánád	Leibnitz
Volle Länge .....	etwa 368	—	399	460
Knauf-Höhe .....	11	9	10	13
Knauf-Durchmesser .....	18.5	21	25	23
Griff-Länge .....	97	65	88	90
Griff-Dicke beim Knauf .....	10	11	18	15
Griff-Dicke bei der Stange .....	8	18	8	13
Parierstange, Dicke in der Mitte .....	7.5	8.5	—	8
Parierstange, Dicke am Ende .....	3	6	2.5	—
Parierstange, Länge .....	66	65	108	121
Parierstange, Breite in der Mitte .....	8	11	10	12
Parierstange, Breite am Ende .....	10	—	—	14
Klinge, Länge .....	etwa 263	—	300	340
Klinge, Breite beim Griff .....	32.5	23	22	26
Klinge, Breite in der Mitte .....	34	—	15	33
Klinge, Dicke in der Mitte .....	4.5	3.2	—	—
Scheidenbeschlag, Höhe .....	—	—	—	45
Scheidenbeschlag, Breite .....	—	—	—	43
Scheidenbeschlag, Querschnitt des Innenraumes .....	—	—	—	12

Sämtliche Messungen in Millimeter

# Der Skytheneinfall in Ostdeutschland und die skythischen Funde aus Böhmen

Von Helmut Preidel-Saaz (Nordböhmen)

Mit Tafel XXXIX

In seinem Aufsatz: Völker und Völkerwanderungen im vorgeschichtlichen Ostdeutschland<sup>1)</sup> brachte H. Seger die in Schlesien und im angrenzenden Brandenburg gefundenen skythischen Utensilien des 5. vorchristlichen Jahrhunderts mit einem Einfall von Skythen in diese Landschaften in ursächlichen Zusammenhang. Noch im selben Jahre äußerte ein rumänischer Forscher<sup>2)</sup> einen ähnlichen Gedanken. Kurze Zeit später erhärtete M. Jahn die Ansicht Segers durch eine genaue Zusammenstellung aller skythischen Fundstücke Ostdeutschlands<sup>3)</sup> und durch eine kartographische Darstellung<sup>4)</sup>. Mit einem Vorbehalte schloß sich auch M. Ebert<sup>5)</sup> der vorgetragenen Anschauung an.

Einzelne Forscher aber zweifeln die Schlüsse der genannten ostdeutschen Gelehrten an, u. a. auch M. Kozłowski<sup>6)</sup>. Im allgemeinen stimmt er zwar der unterlegten Datierung zu, meint aber: „Solange wir nur diese spärlichen Daten besitzen, können wir von einer Ausdehnung der skythischen Herrschaft nach Norden und Nordwesten und den von ihnen dahin eingeschlagenen Weg nicht sprechen ... Es muß in diesem Zusammenhang betont werden, daß skythische Herrschaft nicht mit skythischem Einfluß verwechselt werden darf“. Da aber niemand von einer regelrechten Skythenherrschaft in Ostdeutschland gesprochen hat, wie es Kozłowski versteht — Seger und Jahn haben stets betont, daß es sich nur um eine ganz vorübergehende Bewegung ohne nachhaltige Wirkung gehandelt haben kann —, so erledigt sich dieser Einwand von selbst. Etwas anderes ist es mit dem zweiten Einwurf, nämlich daß „diese spärlichen Daten“ vorläufig höchstens auf einen „skythischen Einfluß“ deuten könnten, weitergehende Schlüsse aber nicht zulassen.

Bei einem Versuche, in aller Kürze die Berechtigung dieses Einwandes zu prüfen, soll nicht weiter untersucht werden, ob tatsächlich der bloßen Zahl die Rolle zukommt, die ihr von mancher Seite zugesprochen wird<sup>7)</sup>. In dem ganz überwiegend von der ostdeutschen Bronzezeit erfüllten Raum von Schlesien

<sup>1)</sup> Der ostdeutsche Volksboden. Aufsätze zu den Fragen des Ostens, 1926, S. 67 ff.

<sup>2)</sup> V. Parvan, *Getica o Protoistorie a Daciei*, 1926, in der englischen Ausgabe *Dacia*, Cambridge 1928, S. 34 ff.

<sup>3)</sup> Die Skythen in Schlesien, *Schles. Vorzeit N. F.* IX, 1928, S. 11 f. und *Alt-schlesien* IV, S. 112 ff.

<sup>4)</sup> Völkerwanderungen vor der Völkerwanderungszeit, *Mannus Erg.-Bd.* VI, S. 274 f.

<sup>5)</sup> *Reallexikon der Vorgeschichte* XIV, S. 159 f. Vgl. *Alt-schlesien* IV, S. 115 f.

<sup>6)</sup> *Skythien und der Bosphorus* I, 1931, S. 487 ff.

<sup>7)</sup> Vgl. *Mannus* XXIV, 1932, S. 287 f.

und Südostbrandenburg sind einige wenige Altstätten zum Vorschein gekommen, die, bis auf Ausnahmen<sup>6)</sup> übereinstimmend datiert, als skythisch angesehen werden, weil sie sich zwanglos in den Rahmen der skythischen Kultur des südlichen Rußland einreihen lassen. Da für die in Ostdeutschland gefundenen skythischen Altstätten in Ostdeutschland selbst keine wie immer gearteten Vorstufen nachzuweisen sind, muß angenommen werden, daß diese Altstätten aus dem skythischen Kulturgebiete stammen.

Rostowzew möchte die Übertragung auf einen bloßen Kultureinfluß zurückführen, denkt also an eine Übernahme. Da nun die sinnlose, gleichsam spielerische Übernahme von vornherein auszuschalten ist, die zweckverschobene Übernahme aber bei der Zahl der verschiedenen Altstättengattungen höchst unwahrscheinlich ist, so käme eigentlich nur die zweckmäßige Übernahme in Betracht. Aber auch diese Form der Übernahme ist bei der räumlichen Entfernung der beiden Kulturgebiete im 5. vorchristlichen Jahrhundert nicht eben wahrscheinlich, umsomehr, als sich diese Übernahme ausschließlich auf Waffen und Rüstungsstücke beschränkt haben müßte, obwohl ein Bedarf bei den Übernehmenden kaum wahrscheinlich zu machen ist.

Das Fehlen eines einleuchtenden Grundes für jede Form der Übernahme, das Vorhandensein skythischer Gräber in Ostdeutschland, vor allem aber der Nachweis skythischer Angriffswaffen an der Außenseite von Erdfestungen, lassen nach meinem Dafürhalten nur die Erklärung zu, daß Skythen selbst die skythischen Altstätten ins Land getragen haben. Wir haben keine Veranlassung, die Meinung von Seger und Jahn in Zweifel zu ziehen, denn nur die Annahme eines kriegerischen Einfalles von Skythen, die noch dazu gerade damals in Bewegung waren, kann das Vorhandensein skythischer Altstätten kriegerischen Charakters in Ostdeutschland ansprechend erklären und alle in diesem Zusammenhange auftauchenden Fragen einleuchtend beantworten.

Unders steht es mit den skythischen Funden aus Böhmen.

1884 fand ein Waldheger unweit der sogenannten Goldgrube auf der Nordseite des Goldberges bei Michzen, Bez. Leitmeritz, beim Ausgraben eines Fuchses „einen dreischneidigen Pfeil, zwei starke und eine schwache Spirale und eine mit etwas Riemen versehene Spange“<sup>7)</sup>. Die Funde wurden damals nicht weiter beachtet und sind heute nicht mehr erreichbar. Dem Berichte nach dürfte es sich um den Inhalt eines vermutlich latènezeitlichen Grabes gehandelt haben, das neben Fibeln und Fibelteilen auch eine dreiflüglige Pfeilspitze enthalten hat.

Eine zweite dreiflüglige Pfeilspitze aus Bronze besitzt das Museum in Teplitz (alte Inv.-Nr. 1575b). Das Stück stammt aus der Sammlung Weinzierl. Nach

<sup>6)</sup> Der Goldring von Vogelgesang, der nach der Meinung von Ebert a. a. O. und Rostowzew bereits in das 4. vorchristliche Jahrhundert gehört.

<sup>7)</sup> Mitteilungen des Nordböhmischen Excursionsclubs XVIII, 1895, S. 282. — Fr. Santšchel, Prähistorische Fundchronik, Böhmisch Leipa 1897, S. 18.

dessen Tagebuch IV, S. 140 wurde diese 3,6 cm lange Pfeilspitze in einem Brandgrabe gefunden, das 1894 in der Nähe von Fürwih, Bez. Pödersam, zum Vorschein gekommen ist. Der Finder, ein Gendarmeriewachtmeister Bartl, spricht in seinem Bericht von zwei Urnengravern, doch will er nur den Inhalt des einen an Weinzierl überwiesen haben<sup>10)</sup>. Dieses eine Grab enthielt nach Bartl zwei Gefäße. In dem einen (Taf. XXXIX 1) soll sich nur ein Feuersteinabschlag befinden haben, in dem zweiten (Taf. XXXIX 2) Leichenbrand<sup>11)</sup>. Neben den Gefäßen lagen die Bruchstücke eines stabrunden Halsringes aus Bronze, die Hälfte eines offenen Bronzearmbandes mit Kugelenden, zwei bronzene Pfeilspitzen, mehrere gelochte Tonkugeln (Wirtel) und eine größere und hohle Tonkugel, die drei erbsengroße Tonkügelchen enthalten hat (Klapper).

Das Gefäß (Taf. XXXIX 1) ist grauschwarz und auf der Drehscheibe gefertigt. Der Ton zeigt die übliche latènezeitliche Mache. Je ein schmaler Wulst unterstreichen Halsansatz und Bauchumbruch, die Mündung ladet weit aus und der Boden ist abgesetzt und zeigt auf der Unterseite eine scharf abgesetzte, kreisrunde Vertiefung von 3,5 cm Weite. Die Höhe des flaschenförmigen Gefäßes mißt 9,5 cm, die Mündungsweite 10,8 cm, die Bodenweite 7,5 cm und der größte Durchmesser 18,5 cm.

Die Schale (Taf. XXXIX 2) ist hellrot, hart gebrannt und sorgfältig geglättet. Die Mündung ist leicht eingeschnürt, die Standfläche klein, aber gut ausgeprägt. An einer Stelle ist der Rand ausgelappt, wie das bisweilen bei hallstattzeitlichen Schalen zu beobachten ist. Die Höhe des Gefäßes mißt 7,5 cm, die Mündungsweite 13 cm, der Boden aber nur 4 cm.

Die Bruchstücke des offenen Bronzehalsringes (Taf. XXXIX 3<sub>1</sub>) sind stabrund (Querschnitt 4 bis 5 mm) und verschieden lang. Einige Teile fehlen. Das Mittelstück zeigt als Verzierung einen ösenförmigen Ansatz. Gegen die Enden zu sind längliche Anschwellungen vorhanden.

Das nur in zwei Bruchstücken erhaltene Bronzearmband (Taf. XXXIX 3<sub>2</sub>) ist 5,5 cm weit und bis auf die Kugelenden bandförmig. Die leicht nach außen gewölbte Schaufseite besitzt einen kaum ausgeprägten Mittelgrat.

Die bronzene Pfeilspitze (Taf. XXXIX 3<sub>3</sub>) hat die in Mitteleuropa geläufige zweiflüglige Form. Die andere Pfeilspitze (Taf. XXXIX 3<sub>4</sub>) ist dreiflüglig. Die Stille ist leicht beschädigt, die Ranten der Flügel sind durch Abschleifen nachgeschärft worden. Nach der chemischen Untersuchung enthält die verwendete Bronze 84,14 % Kupfer.

Da die relative Gleichaltrigkeit dieser Alt Sachen gegeben erscheint, möchte ich trotz der in den Aufzeichnungen vorhandenen Ungereimtheiten die Geschlossenheit des Fundes nicht anzweifeln. Es dürfte sich also um ein Brandgrab aus der älteren Latènezeit handeln, das spätestens in das 4. vorchristliche Jahrhundert gehört. Die in diesem Grabe mitenthaltene dreiflüglige Pfeilspitze wäre demnach in dieses Jahrhundert zu datieren.

<sup>10)</sup> In seinem Tagebuch setzt Weinzierl zu dieser Bemerkung ein Fragezeichen. Als Datierung vermerkt er „Hallstattzeit“. Als weitere Ungereimtheit findet sich in diesem Tagebuch die Anmerkung, daß das Drehscheibengefäß (Taf. XXXIX 1) zusammen mit den germanischen Gefäßen von Wiesen (Památyk archaeol. XVI, S. 767f. Taf. XLVI 4) veröffentlicht ist. Eine Berichtigung dieser ganz offenbar irrümlichen Zusammenstellung ist aber nirgends vermerkt. Das Fürwihser Gefäß hat mit den germanischen Gefäßen von Wiesen nicht das geringste zu tun.

<sup>11)</sup> Heute enthält das Gefäß (Taf. XXXIX 1) Leichenbrand und den Feuersteinabschlag. Die Schale (Taf. XXXIX 2) dagegen ist leer.

Ein dritter Gegenstand skythischen Gepräges gelangte im April 1903 durch Ankauf in das Museum in Těpliz (Inv. Nr. 12424). Es handelt sich um eine Knochen spitze mit Tierkopfknauf (Taf. XXXIX 5), die nach den Angaben des Verkäufers aus einer „Kulturgrube“ stammt. Als Fundort ist die Ziegelei J. Rominič und U. Vermeiser in Liquež, Bez. Dug, angegeben. Das 7,5 cm lange Stück ist aus einem großen Röhrenknochen gefertigt und zeigt oben einen in skythischer Technik geschmigten stilisierten Tierkopf mit einem Loch im Mause. Die Vorderseite ist gut abgeglättet, die Rückseite dagegen so abgeflacht, daß nur das grobe Knochengewebe sichtbar ist. Das untere Ende ist, noch bevor es unter die Erde kam, von ungeschickter Hand nachträglich zugespitzt worden, wie schon die Abbildung erkennen läßt. Der untere Teil war also abgebrochen oder man hat dem Knochen gerät eine zweckmäßigere Form geben wollen. Daß die Knochen spitze ursprünglich eine Pferdegebißstange gewesen ist und erst später entstellte wurde, vermutet auch Dr. Fettič, dem ich ein Lichtbild einsandte. Derartige knöcherne Pferdegebißstangen (Seepferdchen, Seehähne u. a.) sind im Dnjeprgebiete in den skythischen Kurganen des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr. Geb. keine Seltenheit<sup>12)</sup>. Eine Datierung der Liquežer Pfalie durch irgendwelche Mittelfunde ist leider nicht möglich, doch ist zu beachten, daß gerade in der fraglichen Zeit in der Ziegelei Rominič und Vermeiser in Liquež frühlatènezeitliche Gräber geborgen wurden<sup>13)</sup>.

Ein weiterer skythischer Fund wurde im Dezember 1908 gemacht. Der verstorbene Sammler Fr. Steiner aus Schaab, Bez. Pödersam, fand damals eine durchlöcher Eberkopfsplatte aus zinnreicher Bronze (Taf. XXXIX 4), die nach seinen Tagebuchaufzeichnungen auf dem sogenannten Öhmsfeld in Schaab ausgeacert worden ist<sup>14)</sup>. Von irgendwelchen Mittelfunden ist nicht die Rede.

Die Eberkopfsplatte ist 3,9 cm lang und 1—2 mm stark, in offener Form gegossen. Vorn und rückwärts ist sie gelocht. Ähnliche Eberkopfsplatten sind aus Südrußland aus den skythischen Kurganen des 5. und 4. vorchristlichen Jahrhunderts bekannt geworden<sup>15)</sup>, ähnliche aber auch aus Ungarn<sup>16)</sup>. Diese ungarländischen Stücke zeigen gegenüber den südrussischen Eberkopfsplatten einige stilistische Abweichungen und unterscheiden sich von diesen auch in der Größe.

<sup>12)</sup> Vgl. Čhanenko, Drevnosti Pridnjeprovaja Vd. II Taf. XV 315, Vd. III Taf. XLIX—LI (vgl. Prähist. Zeitschr. XVIII, 1928, S. 63 Abb. 22), Čbert, Reallexikon XIII Taf. XXXIXA und bes. Taf. XXXVIID, f aus Jabotin.

<sup>13)</sup> Tätigkeitsbericht des Museums Těpliz 1903/04, S. 33f. — Šchránil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, 1928, S. 236 datiert die Knochen spitze in die Mittellatènezeit.

<sup>14)</sup> Das Stadtmuseum in Komotau bewahrte die Platte ursprünglich unter der Fundangabe Rubinberg bei Schaab. Vgl. Deutsche Heimat IV, 1928, S. 340. — Das sogenannte Öhmsfeld liegt annähernd 100 m südöstlich des noch in Resten erhaltenen Steinwalles der Befestigungsanlage des Rubins.

<sup>15)</sup> Das Verzeichnis bei Fettič in Koftowzew a. a. O. S. 498 und weiter Šjoloča, Koftowzew S. 366, Zurovka 401. Kurgan (Čbert, Reallexikon VII, Taf. XXXVII C, d) und aus Knochen geschmigt: Bišč Oba, Gow. Drenburg (Eurasia Septentrionalis Antiqua III, 1928, S. 44 Abb. 29 a, b).

<sup>16)</sup> R. Fettič, Das Kunstgewerbe der Awarenzeit in Ungarn, 1926, S. 39f. Taf. VII 10, 11.

Fettich betrachtet daher diese ungarländischen Platten als örtliche Nachahmungen und verweist sie in die sarmatische Zeit Ungarns, also in das 1.—4. nachchristliche Jahrhundert. Er stützt sich dabei auf eine Fibel mit umgeschlagenem, breitem Fuß, die auf demselben Fundplatz zum Vorschein gekommen ist wie ein Paar dieser Eberkopffplatten. Mir scheint es dagegen wahrscheinlicher, die Schaaber Eberkopffplatte — ein Gegenstück fehlt — wie die übrigen Altfachen skythischen Gepräges noch als Latènezeitlich zu bewerten, weil mir die stilistischen Abweichungen von den südrussischen Vergleichsstücken<sup>17)</sup> eine um mehrere Jahrhunderte spätere Datierung allein schwerlich rechtfertigen. Die großen Augen, das zurückliegende Ohr, wie die anscheinend aus geflochtenen Haaren bestehende Mähne bei dem Eberkopf aus Schaab weisen deutlich auf eine mißverständene Nachahmung hin, bei der man dem Eberkopfe sicherlich ein anderes Tier unterlegt hat<sup>18)</sup>.

Die kurze Übersicht der in Nordwestböhmen vorhandenen Altfachen skythischen Gepräges zeigt deutlich, daß in Böhmen von einem Skytheneinfall nicht gesprochen werden darf. Alle Umstände weisen vielmehr auf eine Übernahme skythischer Kulturgüter durch die damals in Böhmen siedelnden Kelten, also auf einen skythischen Kultureinfluß. Dafür spricht der Nachweis einer skythischen Pfeilspitze in einem Keltengrabe, die zweckverschobene Verwendung der skythischen Pferdegebißstange sowie die stilistisch abweichende Gestaltung der üblichen skythischen Eberkopffplatte<sup>19)</sup>.

Die Frage, von wo aus der skythische Einfluß nach Nordwestböhmen gekommen ist, kann vorläufig nicht entschieden werden, weil das übrige Böhmen und Mähren noch nicht in der wünschenswerten Weise nach skythischen Kulturelementen abgesucht ist. Vielleicht darf vorläufig Ungarn als Ausstrahlungsgebiet angesehen werden.

Während die skythischen Altfachen aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert in Ostdeutschland nur auf den Einfall einer skythischen Völkererschaft zurückgeführt werden können, bezeugen die in Böhmen zutage gekommenen Funde skythischen Gepräges ganz eindeutig das Wirken eines skythischen Kultureinflusses, der frühestens mit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert einsetzte<sup>20)</sup>.

<sup>17)</sup> Herr Dr. Fettich war so liebenswürdig, mir aus seinem Materiale Skizzen zur Verfügung zu stellen.

<sup>18)</sup> Die Stilisierung allein kann eine derartige Entstellung kaum rechtfertigen.

<sup>19)</sup> Vielleicht sind auch die ungarländischen Eberkopffplatten keltisches Erzeugnis.

<sup>20)</sup> Vielleicht steht der Goldring von Vogelgesang mit dieser kulturellen Strömung in einem Zusammenhang.

# Funde aus Schlesien und der ehemaligen Provinz Posen im Museum der Stadt Osnabrück

Von Hans Gummel = Osnabrück

Mit Tafel XL—XLII und einer Abbildung

Blume<sup>1)</sup> erwähnt kurz, daß das Osnabrücker Museum einige Fundstücke ostdeutschen Charakters der Kaiserzeit aus der Hartmannschen Sammlung besitzt. Diese und die sonst hier befindlichen ostdeutschen Funde sollen hier als Festgruß für den Meister der Altertumskunde in Ostdeutschland vorgelegt werden.

Die „Hartmannsche Sammlung“ ist nicht eine Sammlung, sondern in Wirklichkeit sind es deren drei, die des Arztes Dr. J. S. B. Hartmann (Unkum Kr. Bersenbrück), die seines Sohnes Sanitätsrat Dr. S. Hartmann (Rintorf Kr. Wittlage) und die von dessen Sohn B. Hartmann, der als Oberstleutnant in Königsberg starb<sup>2)</sup>.

Während die erste Sammlung für uns nicht in Frage kommt, ist von den beiden letzteren zu sagen, daß sie teilweise leider nicht mehr auseinanderzuhalten sind<sup>3)</sup>. So weit es möglich ist, wird es bei der folgenden Besprechung geschehen.

Ein wichtiges Stück der Sammlung S. Hartmann, das kaiserzeitliche Fenstergefäß von Mogilno (?)<sup>4)</sup> (M. St. D. 3523/135, Taf. XLI) ist schon von R. Birchow veröffentlicht worden<sup>5)</sup>. Von Buttell-Keepen hat in seiner Sonderchrift über die Fenstergefäße darauf zurückgegriffen und das Schrifttum, in dem das Gefäß inzwischen vorkam, zusammengestellt<sup>6)</sup>. Mit diesem Fenstergefäß zu-

<sup>1)</sup> Blume, Erich, Die germanischen Stämme usw. Teil I (Mannus-Bibliothek Nr. 8) Würzburg 1912, S. 22.

<sup>2)</sup> Vgl. Gummel, Hans, Führer durch die urgeschichtliche Lehrsammlung im Museum der Stadt Osnabrück, 1930, S. 8—9.

<sup>3)</sup> Unter einer Sammelnummer (3523) sind im Lagerbuch (Inventar) des Museums der Stadt Osnabrück (M. St. D.) urgeschichtliche und andere Gegenstände eingetragen, die 1909 aus dem Nachlaß von B. Hartmann angekauft wurden. Sie sind größtenteils entweder von diesem gesammelt oder entstammen der Sammlung seines Vaters; einige gehörten jedoch der großväterlichen Sammlung an und wurden, als B. Hartmann sie in ihrer Hauptmasse aus einer Leihgabe in ein Geschenk für das Museum umwandelte (1903), von diesem zurückgenommen. Die Nr. 3523 umfaßt laut Lagerbuch 152 Unternummern, für die aber nur ausnahmsweise vermerkt ist, was für ein Gegenstand ihnen entspricht. Manche sind nicht zu identifizieren, da offenbar das aufgeklebte Etikett abgefallen ist. Einige offenbar dazugehörige, aber ohne Nummer angetroffene Stücke wurden neuerdings mit den Unternummern 153—162 versehen. Nur verhältnismäßig wenige Stücke lassen sich durch alte Etiketten mit den Katalogen von J. S. B. Hartmann und S. Hartmann zusammenbringen. Die übrigen sind wissenschaftlich wertlos, da nicht festzustellen ist, welche von ihnen zu den — offenbar in verschiedenen Gegenden Deutschlands von B. Hartmann gesammelten — Stücken gehören, mit denen er die Sammlung seines Vaters (wie die Erben bei den Ankaufverhandlungen schrieben) „vervollkommnete“.

<sup>4)</sup> In seinem Original-Katalog hat Hartmann hinter „F. D. Mogilno, Prov. Posen“ nachträglich hinzugesügt „(F. D. Snowrazlaw?)“.

<sup>5)</sup> Verh. Berl. Anthr. Ges. XIII, 1881, S. 61 ff.

<sup>6)</sup> von Buttell-Keepen, Über Fensterurnen; Oldenburger Jahrbuch des Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte XXIX, 1925, S. 364.

sammen erwarb H. Hartmann noch ein kleines, schwarzes, schalenförmiges Gefäß mit Einkhlung unterhalb des Randes (M. St. D. 3126; Abb. 1 links), das in seinem sauber geschriebenen „Katalog der Sammlung altgermanischer Urtheimer des Sanitätsrath Dr. Hartmann zu Vintorf“ die Nr. D 6 trägt mit dem Vermerk: „F. D. ebendasselbst“, d. h. wie das Fenstergefäß (D 5)<sup>7)</sup>. Von beiden Gefäßen schreibt er: „Der frühere Besitzer war der Hauslehrer Karuz aus Bronke gebürtig, der Nr. 5 und Nr. 6 bei seiner Abreise nach America zurückließ.“

Nach H. Hartmanns Originalkatalog stammen seine Urnen Nr. D 13 — D 16 vom „Urnenfriedhof bei Glogau“. Bei D 14 ist in Klammern hinzugefügt: „Artillerie-] Schießplatz“. Wie einige andere Stücke aus der Sammlung von H. Hartmann nicht in unser Museum gelangt ist das Gefäß D 13: „Urne von gelbem geschlammten Thon, bauchig mit eingezogenem Rande, auf der Drehscheibe geformt. Inh.: Knochenasche“. Wenn Hartmann hier angibt „auf der Drehscheibe geformt“, so ist darauf nicht viel Gewicht zu legen, da er dieselbe Angabe, wenn auch dort mit einem Fragezeichen, bei der sicher nicht gedrehten Urne aus Quickborn bei Dannenberg (D 2) gemacht hat, die nicht einmal sonderlich glatt und regelmässig ist.

D 14: „Beigefäß ...“ ist noch durch das daran klebende Etikett mit Originalnummer „D 14“ gesichert (M. St. D. 3128; Abb. 1 rechts). Hartmann bezeichnet als Inhalt: Reste von Körnern<sup>8)</sup>; jeht ist das Gefäß wie die folgenden leer. Das Gefäß hat bräunliche und schwärzlich graue Farben, die ohne scharfe Trennung ineinander übergehen. Auf einen leicht ausladenden Randteil folgt ein oben undeutlich, unten deutlich abgesetzter glatter Hals. Darunter befindet sich bis etwas über die größte Weite hinaus eine nicht ganz regelmäßige Verzierung, bei der kleine Dellen mit Gruppen von schrägen und Gruppen von senkrechten, leicht eingetieften Riefen abwechseln. Unter dem abgebrochenen Henkel, der hoch über den Rand hinausragt, befinden sich zwei Dellen. Das Gefäß gehört dem „Stil C“ von Seger (jüngste Bronzezeit) an<sup>9)</sup>.

D 15: „Schale, Beigefäß, gehenkelt. Inh.: wie oben“ entspricht mit großer Wahrscheinlichkeit M. St. D. 3131 (Abb. 1 Mitte unten). Zwar ist ein Original-Etikett auf dem Stück nicht mehr vorhanden, jedoch der Anfang einer Aufschrift mit Tinte „Verch...“. Das bedeutet offenbar: „Verchenberg“, also den Namen des Artillerie-Schießplatzes<sup>10)</sup>. Der Boden des ovalen Gefäßes ist in der Mitte von unten her eingedellt. Unter dem Henkel befinden sich nebeneinanderstehend zwei kleinere Dellen, die auch nach der Innenseite durchgedrückt und daher dort als kleine Erhöhungen bemerkbar sind.

D 16: „Beigefäß. Henkel abgebrochen. Inhalt wie oben“ ist durch Original-Etikett „D 16“ gesichert (M. St. D. 3127; Abb. 1 Mitte oben). Es ist ein unverziertes, annähernd halbkugliges Schälchen von meist gelbgrauer, stellenweise jedoch schwärzlicher Farbe. Der Henkel ragte offenbar über die Höhe des Randes hinaus.

<sup>7)</sup> H. Hartmann hatte seinen Katalog eingeteilt: „A. Steingeräthe, B. Bronzesachen, C. Eisensachen, D. Thonsachen“ usw.

<sup>8)</sup> Seger, Hans, Die Stilentwicklung in der Keramik der schlesischen Urnenfriedhöfe; Schles. Vorzeit N. F. VIII, 1924, S. 10 ff.

<sup>9)</sup> Sackenberg, Kurt, Die Wandalen in Niederschlesien, Vorgeschichtliche Forschungen Bd. I Heft 2, Berlin 1925, S. 23. — Daß dort außer den kaiserzeitlichen auch ein bronzezeitlicher Urnenfriedhof war, ergibt sich aus: Sellmich, Max, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Breslau 1923, S. 17 (Karte 5).

Die für uns wichtigsten Stücke verzeichnet H. Hartmann in seinem Katalog unter „B 12: 2 Fibulae (Gewandnadel[n]), 1 Rest e. Fibula, 2 Messer. F.-D. die sogenannten Tschopitzer Berge des Glogauer Artillerie-Schießplatzes. Sie wurden in einer Urne gefunden, welche zerbrach“. Ein kleiner Papplarton enthielt, außer einem anderen fälschlich hineingeratenen, nicht vorgeschichtlichen Gegenstand, zwei eiserne Fibeln und zwei eiserne Messer (M. St. D. 3523/111a—d; Taf. XLII 1a—c u. 2a, b, d). Hierbei lag ein Zettel mit Aufschrift von H. Hartmann, die unter der Überschrift: „B 12“ zunächst die Angabe des Katalogs mit anderen Worten wiedergibt. Es heißt dann weiter: „Außerdem waren noch verschiedene Beigaben, u. a. ein Kamm aus Knochen. Geschenk meines Sohnes Bernhard 22. 3. 1889“. Ein nachträglicher Zusatz besagt: „N. B. Fibula ebenfalls daher. Geschenk wie oben 22. 3. 1890<sup>10)</sup>“. Nach dem Vergleich dieser Angaben mit dem Inhalt des Kartons fehlen daraus eine Fibel sowie der Rest einer solchen<sup>11)</sup>. Damit ist leider nicht gesichert, ob die beiden vorgefundenen Fibeln diejenigen sind, die mit den beiden Messern zusammen in einer Urne gefunden wurden. Jedoch spricht ihre Form und ihre Patina nicht dagegen und wir dürfen deshalb als wahrscheinlich annehmen, daß es sich um die Beigaben eines vandalischen Urnengrabes handelt. Möglicherweise ist mit dem Rest einer Fibel das Fußstück einer Bronzefibel gemeint, die wiederum in einem anderen Karton aus der Sammlung H. Hartmann als dort nicht hingehörig vorgefunden wurde und die sonst nach seinem Katalog nicht unterzubringen wäre. Freilich wäre dann, da dieses Bruchstück von einer erheblich älteren Fibel (vgl. darüber unten) als die beiden anderen stammt, die Angabe in Zweifel zu ziehen, daß es in der gleichen Urne gefunden wurde.

Wie schon die Einreihung der Fundstücke in die Abteilung „B“ seines Katalogs zeigt, hielt H. Hartmann ihren Werkstoff durchweg für Bronze. Sie sind jedoch, abgesehen von dem fraglichen Fußstück, wie bereits erwähnt, von Eisen, aber durch Feuer-Patina so vorzüglich erhalten, daß der Irrtum für einen Sammler auf nordwestdeutschem Gebiet verständlich ist. Der Fundort „Tschopitzer Berg“ ist nach den Fundakten im Archiv des Breslauer Landesamtes für vorgeschichtliche Denkmalpflege identisch mit der auf dem Westfälischblatt 2411 als „Kasematten-Berg“ eingetragenen Höhe auf der Gemarkung Verchenberg Kr. Glogau, die sowohl bronzezeitliche wie germanisch-kaiserzeitliche Urnengräber geliefert hat. Sie liegt ein beträchtliches Stück abseits von den bei Tadenberg<sup>12)</sup> erwähnten beiden Fundplätzen. Vom Tschopitzer Berg und nicht vom alten

<sup>10)</sup> Der 22. März war der Geburtstag des Sammlers, an dem ihm also in den beiden genannten Jahren sein Sohn mit der Übersendung der Fundstücke sicher eine besondere Freude machte.

<sup>11)</sup> Das war bereits der Fall, als Blume die Stücke besichtigte; er hat offenbar den Zettel nicht gelesen und geglaubt, daß diese Fundstücke vielleicht zu der Fensterurne von Mogilno (?) gehören. *N. a. D. II* (Mannus-Bibliothek Nr. 14) Würzburg 1915, S. 157.

<sup>12)</sup> T a d e n b e r g, Wandalen, S. 22—28.

Polygon, wie Tackenberg a. a. O. annehmen möchte, stammen auch die ins Berliner Staatliche Museum gelangten Fundstücke, die früher unter dem Fundort Zerbau gingen und die Katalognummer I 1683—1684 und II 2875—2878 tragen. Wenn Tackenberg schreibt: „Zahlreiche Gegenstände . . . . sind durch Offiziere überallhin mitgenommen worden und jetzt verschollen“, so erscheint es besonders erfreulich, daß die hier jetzt wieder aus der Versenkung auftauchenden recht beachtliche Stücke sind. Nach der Ausstattung mit mehr als einer Fibel dürfte es sich um eine Frauenerne handeln; auch die Kleinheit der Messer spricht dafür und das Vorkommen zweier solcher nicht dagegen, da das ja auch im Grabe 42 von Noßwitz beobachtet ist<sup>13)</sup>.

Die Fibeln gehören zu der Gattung, an der schon Umgren ihre Herstellung aus Eisen als schlesische Besonderheit auffiel, was durch Tackenbergs Arbeit vollauf bestätigt wurde<sup>14)</sup>. Unsere Fibeln sind beide zweigliedrig und bei beiden wird die Sehne nicht durch einen Haken gehalten, sondern geht durch eine Öffnung des Rollenhalters. Die Kopfplatte von 3523/111b (Taf. XLII 1b u. 2b) trägt neben den beiden Längskanten und in der Mitte dazwischen je eine Furche, von denen die über der Spirale liegende noch ein Stückchen von dem eingelegten geperkten Silberdraht enthält. In der anderen Außenfurche sind an dem einen Ende noch ein ganz kleiner Rest und neben ihrer Mitte noch Spuren von einem solchen bemerkbar. Von den Schmalkanten aus sind auf der Oberfläche der Kopfplatte dicht nebeneinandergestellt nur 1—2 mm lange Einritzungen angebracht, in denen auf der einen Seite die eingelegten Silberfäden noch größtenteils, auf der anderen Seite geringe Spuren davon vorhanden sind. Die dem Bügel zugekehrte Seitenfläche des Kopfes war, wie nach einem etwa in der Mitte erhaltenen kleinen Stück anzunehmen ist, ganz mit einem feinen Silberhäutchen bedeckt. An dem Bügel war oben ein anderer Eisengegenstand angerostet; dadurch ist hier seine Oberfläche nicht deutlich sichtbar. An dem Knick des Bügels scheint aber (nach geringen Spuren zu urteilen) eine mit geperktem Silberdraht eingelegte Furche vorhanden gewesen zu sein. Sonst ist die Oberfläche des Bügels unter Freilassung der tiefsten Stelle mit annähernd parallelen querverlaufenden schwachen, offenbar zur Aufnahme von Silberfäden bestimmten Einritzungen versehen. Die Unterseite des Bügels ist eben. Sehr nahe verwandt mit dieser Fibel ist das Paar von Kalinowitz Kr. Groß Strehlitz<sup>15)</sup>.

Bei der Fibel 3523/111a (Taf. XLII 1a u. 2a) trägt die Kopfplatte nur neben den beiden Langseiten Furchen. Spuren von Silberdraht sind nicht mehr bemerkbar. An den Schmalkanten war offenbar eine ähnliche Verzierung wie bei der anderen Fibel vorhanden. Die schwächeren und weiter auseinanderstehenden Einritzungen sind aber kaum noch bemerkbar, von der Silbereinlage nur ein winziges Stückchen vorhanden. Der Bügel ist — in typologischem Sinne „schon“ — so breit „geworden“, daß er oben nur wenig schmaler als der Kopf ist. Weitere Merkmale dafür, daß diese Fibel typologisch etwas jünger ist als die andere, sind folgende: der Bügel ist auch flacher, am Fußende weit nach außen geschweift und auf der Innenseite am Oberende ausgehöhlt. Am Oberende des Bügels ist durch die Linie des Knickes und zwei schräge, zusammenlaufende Furchen (ohne Spuren von Einlage) ein gleichseitig stumpfwinkliges Dreieck abgegliedert; darunter befindet sich eine Gruppe aus annähernd

<sup>13)</sup> a. a. O. S. 94 und 117.

<sup>14)</sup> Umgren, Oscar, Studien über nordeuropäische Fibelformen, S. 58 ff.: Gruppe V Serie 8 (Mit Ramm nur am Kopf); Fuß breit abschließend. — Tackenberg, Wandalen, S. 95.

<sup>15)</sup> Jahn, Martin, Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit; Präh. Zeitschr. X, 1918, Taf. V 4—5.

parallelen, querverlaufenden, eingeritzten Linien, in denen noch äußerst geringe Spuren von der einstigen Silberfäden-Einlage zeugen.

Unter Berücksichtigung der geschilderten Merkmale dürften die beiden Fibeln in die Zeit um 200 n. Chr. anzusetzen sein<sup>16)</sup>.

Von den beiden Messern ist das eine gerade, das andere gebogen. Das gerade Messer (5323/111c; Taf. XLII 1c) gehört zu der von Tadenberg aufgestellten Gruppe mit scharfwinkligem Übergang von der Griffangel zum Rücken und bogenförmigem von ihr zur Schneide, die um 100 n. Chr. aufzukommen scheint und sich bis ins 3. Jahrhundert hält<sup>17)</sup>. Auffallend ist bei unserem Stück, daß der Absatz des Rückens gegen die Griffangel erheblich weiter von dieser entfernt liegt als der Übergang von der Schneide zur Griffangel.

Das „gebogene Messer“<sup>18)</sup> mit langer gerader Griffangel (3523/111d; Taf. XLII 2d) unterscheidet sich von denen aus Karthaus Kr. Liegnitz und Breitenau Kr. Neumarkt<sup>19)</sup> durch seine stärkere Krümmung. Noch mehr gekrümmt ist ein obererschlesisches Stück aus Groschowitz Kr. Duppeln<sup>20)</sup>.

Das fragliche Stück von Bronze (3523/158; Taf. XLII 2c) ist das Fußstück einer kräftig profilierten Fibel<sup>21)</sup>. Diese Gruppe kommt nach Tadenberg bei den kaiserzeitlichen Wandalen Niederschlesiens am häufigsten vor<sup>22)</sup>. Nach der Gestalt des Nadelhalters und des Bügelsammes dürfte die Fibel wohl um 100 n. Chr. anzusetzen sein.

Wir kommen nun zu der Sammlung B. Hartmann. Auch von dieser muß ein Verzeichnis bestanden haben, da auf den von ihm geschenkten Stücken (mit einer Ausnahme) Etiketten sitzen, auf die hinter die Buchstaben B. H. eine Nummer geschrieben ist. Das Verzeichnis ist leider verschollen<sup>23)</sup>. Es wurden von „Major [B.] Hartmann, Charlottenburg“, im Jahre 1903 acht Tongefäße geschenkt (M. St. D. 3059—3066, Taf. XL 1). Sie sind im Lagerbuch als „gefunden

<sup>16)</sup> Auch Blume wies sie seiner Stufe: „B. jgft.“ zu; a. a. D. II S. 157.

<sup>17)</sup> Tadenberg, Wandalen, S. 117.

<sup>18)</sup> Ich ziehe diese Bezeichnung nach Eichhorn, G., Der Urnenfriedhof von Großramstedt (Mannus-Bibliothek Nr. 41), Leipzig 1927, S. 169 ff. (neben „Messer mit Bogenklinge“, a. a. D. S. 164 und „Bogenmesser“ a. a. D. S. 165 ff.) der von Tadenberg, Wandalen, S. 115 ff. im Anschluß an Kostzewski gebrauchten „sichelförmiges Messer“ vor. Letztere Bezeichnung ist sehr unglücklich, denn bei einer Sichel ist die Schneide konvex und der Rücken konvex gekrümmt, während das bei den sogenannten „sichelförmigen“ Messern gerade umgekehrt ist. Deshalb ist es richtig, daß Tadenberg das Stück aus Noszow Grab 42 (a. a. D. Taf. XVIII, Abb. 6) als Sichelmesser bezeichnet. Zahn a. a. D. S. 89 spricht von unserer Form wie Anger von „geschweiftem Messer“, jedoch hat Kostzewski mit Recht darauf hingewiesen, daß mit diesem Namen „recht verschiedene Arten von runden Messern“ bezeichnet werden (Die ostgermanische Kultur der Spätlatenezeit I, Mannus-Bibliothek 18, Leipzig und Würzburg 1919, S. 153). Aber nicht nur „runde“, sondern auch, besonders wenn wir die Bronzezeit hinzunehmen, andere Messer werden besser als unsere Form mit „geschweifft“ bezeichnet (vgl. zum Beispiel Petersen, Ernst, Die geschweiften Bronzemesser in Schlesien; Mittschlesien III, 1931, S. 205 ff.). Für die Kaiserzeit paßt dieser Name jedenfalls recht gut für den Typ, den Kostzewski so bezeichnet hat (a. a. D. S. 159 mit Abb. 158).

<sup>19)</sup> Tadenberg, Wandalen, Taf. XXVIII 14 (damals das einzige seiner Art aus der Kaiserzeit in Niederschlesien; vgl. a. a. D. S. 117) und Mittschlesien I, 1926, S. 273, Abb. 18 oben links.

<sup>20)</sup> Zahn a. a. D. Taf. II 16.

<sup>21)</sup> Almgren, Studien, S. 34 ff.; Gruppe IV.

<sup>22)</sup> Tadenberg, Wandalen, S. 94 und die dort angegebenen Abbildungen.

<sup>23)</sup> Es ist wahrscheinlich nicht sehr lange geführt worden, da die höchste Nummer, die auf den Etiketten vorkommt, „7“ ist.

auf dem Artillerie-Schießplatz bei Glogau, Oberschlesien“ (sic!) eingetragen, der auf der Gemarkung Lerchenberg Kr. Glogau liegt.

Sieben von ihnen tragen die Etiketten B. S. 1—7. Die Fundortangabe erscheint dadurch sehr zweifelhaft, daß auf Nr. 3061 (dem Stück ohne „B. S.“ — Nr.) ein Etikett mit Aufschrift „Trzibiza“ klebt und auf 3060 außer einem solchen mit „B. S. 1“ ein weiteres Etikett mit der Aufschrift „Barčlin 18. VII. 00“<sup>24)</sup>. Barčlin liegt im Kreise Schmiegel und ist als Fundort eines Urnenfeldes der Lausitzer Kultur bekannt (s. Blume, Ausstellung im Kaiser-Friedrich-Museum vor- und frühgeschichtlicher Altertümer aus dem Gebiet der Provinz Posen, 1909, S. 105). Im gleichen Kreise Schmiegel liegt ein als Fundplatz der Lausitzer Kultur bekannter Ort Trzebiża (s. Blume a. a. O. S. 108), der offenbar mit der Aufschrift auf dem anderen Gefäße gemeint ist. Wahrscheinlich hat B. Hartmann, der bald nach Überfendung der Gefäße persönlich im Museum war, mitgeteilt, daß sie, so weit nicht anders bemerkt, vom Artillerie-Schießplatz Glogau stammen, und es sind dann verkehrtlich alle Gefäße mit diesem Fundort eingetragen worden. Von einer besonderen Beschreibung der auf Taf. XL1 dargestellten Gefäße kann wohl abgesehen werden.

Un offenbar aus Ostdeutschland stammenden Tongefäßen, bei denen es unsicher bleibt, ob sie zu der Sammlung S. Hartmann oder B. Hartmann gehören<sup>25)</sup>, und über deren Fundort keine Angaben vorliegen, sind in unserem Museum folgende nicht abgebildete Stücke vorhanden.

Ein schalenartiges Gefäß mit ausladendem Rande, drei gleichmäßig verteilten, länglichen, senkrecht gestellten Knubben am Umbruch und zwei breiten umlaufenden Furchen zwischen entsprechenden gratartigen Erhöhungen oberhalb des Umbruchs (3523/134), eine sehr hochhalfige Terrine mit ausladendem Rand, breitem, vom Rand bis etwa zur Mitte des Halses reichenden Bandhenkel, vier waagrecht umlaufenden Riefen am Unterende des Halses, sowie schräg gestellten Riefengruppen und dazwischen ebenso gestellten Gruppen von Graten in ziemlich weiten Abständen voneinander, die unterhalb des Halses beginnen und über die größte Weite bis etwa zur halben Höhe des Unterteils reichen (3523/136), eine hochhenklige Tasse mit drei kräftigen nebeneinander gestellten Dellen unter dem Henkel (3523/144), ein kleines Henkeltäßchen (3523/145) und eine Henkelschale, die derjenigen vom Lerchenberg (Abb. 1 Mitte unten) recht ähnlich ist, jedoch einen etwas kleineren Henkel und keine Dellen unter diesem hat (3523/146).

Von diesen Tongefäßen sind die drei erstgenannten durch recht gleichartige, glänzend braune Farbe und sehr sorgfältige Machart ausgezeichnet, so daß diese möglicherweise zu einem Funde gehören.

Aus der Sammlung des Domprobstes Verlage<sup>26)</sup> besitzt das Museum einen breiten Halstopf der frühen Eisenzeit, mit der Angabe Schlesien (M. St. O. 725), von dem der Boden nebst einem Stück des Unterteils fehlt (nicht abgebildet).

Außerdem verzeichnet das Lagerbuch als Nr. 1411: „Eine Serie von Urnen aus Posen, Geschenk des Oberförsterkandidaten Gehrmann“. Stücke mit dieser Nummer sind im Museum nicht vertreten. Jedoch sind 14 Gefäße der „Serie“ (Taf. XL2) offenbar unter den bei der Abbildung vermerkten Nummern zu

<sup>24)</sup> Auch 3065 hat, wie Reste davon zeigen, außer dem Etikett „B. S. 4“ ein weiteres getragen.

<sup>25)</sup> Vgl. Anm. 3.

<sup>26)</sup> GummeI, Führer, Osnabrück, S. 7—8.

suchen<sup>27)</sup>. Das größte (M. St. D. 1740) enthält noch gebrannte Knochen. Die Gefäße sind großenteils typische Vertreter für Segers Stile B und C<sup>28)</sup>.

Die Aufnahmen für die Abbildungen habe ich Herrn Kriminal-Assistent Richard (Osnabrück) zu verdanken.

Abschließend sei erwähnt, daß zwei ostdeutsche Gefäße unseres Museums aus der Mark Brandenburg, deren Fundort bekannt ist (Alt Rüditz in der Neumark) in der Kieckebusch-Festschrift veröffentlicht sind<sup>29)</sup>.



Gefäß links aus Mogilno (?), die übrigen aus Lerchenberg Kr. Glogau. <sup>1</sup>/<sub>4</sub>

Abb. 1. Gefäße der Urnenfelderkultur aus Schlesien und Posen

<sup>27)</sup> Es scheint so, als ob jemand, der längere Zeit nach Eintragung der Nr. 1411 die Führung des Lagerbuchs übernahm, allen Gefäßen und Gefäßbruchstücken, die kein Nummernetikett hatten (und dabei waren wohl die zu Nr. 1411 gehörigen), neue Nummern gab (Nr. 1729 bis 1756). Unter diesen befindet sich eine ganze Reihe vom „Laufziger Stil“, die durchweg hellgelbe Farbe haben und auch sonst gut zusammengehören können (1740, 1742, 1746, 1747, 1749, 1750, 1752—1755). Auch Nr. 1741 scheint aus hier nicht zu erörternden Gründen dazu gehört, aber später das Nummernetikett verloren und dann die Nr. 2279 von einem späteren Lagerbuchführer erhalten zu haben, der seinerseits Stücke, die er ohne Nummern vorfand, mit solchen versah. Es ist deshalb im Lagerbuch auch bei all diesen Gefäßen (mit Ausnahme von einem, bei dem ein offenbar fälschlich hineingeratener Zettel dazu Anlaß gab) weder Fundort noch Geschenkgeber usw. eingetragen, sondern bloß „Urne“, „Kleine Urne“, „Schale“ usw. Ferner gehören offenbar zu der „Serie“ drei weitere Gefäße (Nr. 8895—8897), die mit Nummernetiketten 287, 292, 298 vorgefunden wurden. Da diese Nummern auch schon (und offenbar mit Recht) drei andere Stücke tragen, so wurden die drei Gefäße nunmehr von mir neu nummeriert.

<sup>28)</sup> Seger a. a. D., bes. S. 12. — Vgl. auch Jahn, Zur Chronologie der „Laufziger Kultur“ auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien; Mannus-Ergänzungsband III, 1922, S. 28 ff. Danach entsprechen unsere Gefäße den Gruppen B und C von Dswig, da sowohl Flechtband als auch Sparrenmuster vorkommt.

<sup>29)</sup> Gumme!, Hans, Zwei Tongefäße aus der Mark Brandenburg im Osnabrücker Museum; Brandenburgia XXXIX, 1930, S. 16—17.

# Ein neuer Grabfund auf dem Spätlatene-Friedhof von Gurschen Kr. Fraustadt

Von Franz Pfühenreiter-Fraustadt  
Mit Tafel XLIII und 2 Abbildungen

Im Jahre 1902 gab Seger der Fachwelt die erste Mitteilung über ein im vorhergehenden Jahre von Vermessungsrat Hellmich südlich des Städtchens Schlichtingsheim entdecktes Gräberfeld aus der Spätlatenezeit<sup>1)</sup>. In den folgenden Jahren ist der durch zwei weitere Grabungen reich vermehrte Fundstoff in der Literatur wiederholt erwähnt worden<sup>2)</sup>. Hellmich hatte schon in seinem letzten Fundbericht<sup>3)</sup> die Vermutung ausgesprochen, daß sich das durch den Sandgrubenbetrieb zerstörte Gräberfeld nordwärts noch weiter ausdehne. Das bestätigten ständige Beobachtungen der Feldarbeiten auf dem angrenzenden Acker, wobei immer wieder Streuscherben festgestellt werden konnten. Weil es sich bei den ersten Grabungen nur um Rettungsarbeiten an angeschnittenen und teilweise zerstörten Gräbern gehandelt hatte, lag der Wunsch nahe, durch eine planmäßige Untersuchung einmal ein unversehrtes Grab zu heben, um dadurch unsere Kenntnis dieses Zeitabschnittes zu vermehren oder bisherige Ergebnisse zu erhärten. Mit Zustimmung des Besitzers, des Bauern Breuer aus Schlichtingsheim, konnte im vergangenen Herbst ein Ackerstreifen abgedeckt und untersucht werden. Dabei wurde ein Grab freigelegt. Mit Rücksicht auf die Ackerbestellung mußte dann die Grabung abgebrochen und ihre Fortsetzung auf später verschoben werden. Trotzdem dürfte der gute Befund des untersuchten Grabes dessen gesonderte Veröffentlichung rechtfertigen.

Grabungsbefund: Nach Abdecken der 0,2 m starken Ackerkrume kam 1 m nördlich des Sandgrubenrandes ein kohlschwarzer Fleck zum Vorschein. Beim Glattschürfen ergab sich eine elliptische Fläche von 1,3 m L. und 0,8 m Br., die durch Holzkohle vollständig geschwärzt war (Taf. XLIII 1). Einige kleine Störungen in der Fläche sind auf die Tätigkeit von Mäusen oder Maulwürfen zurückzuführen. Südöstlich dicht neben der schwarzen Stelle und südwestlich in 1,4 m Entfernung kamen kleinere dunkle Flecken zum Vorschein. Sie reichten, wie die nachträgliche Untersuchung ergab, nur 0,1 oder 0,2 m in die Tiefe und enthielten leicht geschwärzte Erde und größere Brocken Holzkohle. In der Hauptfläche kamen beim Schürfen kleine Scherben, der Kopf einer eisernen Fibel und ein Nagelrest zum

<sup>1)</sup> Seger, Ein Begräbnisplatz der mittleren Latenezeit, Schles. Vorzeit N. F. II (1902) S. 31 ff.

<sup>2)</sup> U. a. in Schles. Vorzeit N. F. VI (1911) S. 228; — K o s t r z e w s k i, Die ostgermanische Kultur in der Spätlatenezeit (s. dort im Register); d e r s e l b e, Wielkopolska w czasach przedhistorycznych S. 152 u. 165, Abb. 520, 575, 577, 580—83; — Seger, Ur- und Frühgeschichte Schlesiens in der schlesischen Landeskunde, hrsgb. von Frech und Kampers, 1913, S. 17 Abb. 10. — Eine zusammenfassende Behandlung des Gräberfeldes in P f ü h e n r e i t e r, Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Fraustadt, 2. Sonderheft der grenzmärkischen Heimatblätter, Schneidemühl 1933, S. 18 ff. (S. dort auch weitere Literaturangaben und die Begründung für die Bezeichnung „Gräberfeld von Gurschen“ statt der bisher üblichen Angabe „Schlichtingsheim“.)

<sup>3)</sup> Fundakten im Landesamt f. vorgesch. Denkmalpflege in Breslau.

Vorschein. Leichenbrandstüchchen und Scherben waren teilweise schon vom Pflug verschleift. Der oberste Teil des Grabes war also auch hier bereits zerstört; nach dem Gesamtbefund kann es sich aber nur um unwesentliche Zerstörungen handeln. Von der Grabanlage gab die Untersuchung folgendes Bild: Holzkoche, Scherben, Leichenbrand und Beigaben bildeten in der Mitte einen festen Block von 0,7 m L. und 0,45 m Br. Möglicherweise war dieser Teil ursprünglich von einer organischen Hülle umgeben, weil er sich scharf gegen die umschließende Füllerde abhob. Auf der Südseite waren eine Anzahl zerdrückter Gefäße eng zusammengepackt. In der Mitte lag ein eisernes Gürtelmesser mit dem Rücken nach

oben und mit der Spitze nach Westen, rechtwinklig dazu ein Pfriem mit der Spitze nach Norden. Die Nordhälfte des Grabes enthielt nur Scherben einer Schüssel und eines kleinen Napfes (Taf. XLIII 2). Unter dem Pfriem, etwa 0,15 m tiefer, kam eine gut erhaltene Fibel zum Vorschein, etwas tiefer der Kopf einer zweiten mit einem Bügel- oder Nadelrest. Die Sohle der Grube war mit 0,65 m unter der Oberkante des Aders erreicht.

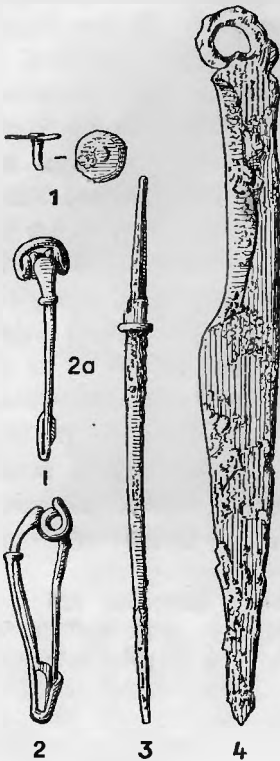


Abb. 1.  
Eisenbeigaben des Grabes.  $\frac{1}{2}$

1. Eisener Fibel vom Mittelaltene-Schema mit Stütz-  
falte, Var. C nach Koszrzewski; L. 6 cm. Abb. 1.<sub>2</sub>.

2. Kopf und Bügel- oder Nadelrest einer eisernen  
Fibel von vermutlich gleichem Typ; L. noch 1,9 bzw. 2 cm.

3. Kopf einer eisernen Fibel von vermutlich gleichem  
Typ; L. noch 2 cm.

4. Kopf eines eisernen Nagels mit angenieteteter breiter  
Kopfsplatte; Dm. 1,5 cm. Abb. 1.<sub>1</sub>.

5. Eiserner Pfriem mit kurzer Griffangel und ab-  
gerundet vierkantigem Unterteil. Zwischen beiden eine wulst-  
förmige Raste. An der Griffangel noch Reste eines beinernen  
Hefts; L. 15 cm. Abb. 1.<sub>3</sub>.

6. Eisernes Gürtelmesser mit geschmiedetem Griff, der  
in einen Ring ausläuft. Rücken gerade, Schneide schräg zum  
Griff abgesetzt; L. 18,5 cm. Abb. 1.<sub>4</sub>.

Aus den zahlreichen Scherben konnten acht Gefäße  
ganz und zwei teilweise zusammengesetzt werden.

7. Kratze mit kurzem, abgesetztem Halse und mehr-  
kantigem Rande, sehr bauchig; aus vielen Scherben zu-  
sammengesetzt, aber wenig ergänzt, besonders nicht am Halse,  
der keinen Henkel getragen hat. Farbe: rötlichbraun, schwarz  
geflammt; Oberfläche glatt. S. 26, M. 13,3, B. 11 cm. Abb. 2.<sub>1</sub>.

8. Kleine Kratze mit abgesetztem Halse und mehrkantigem Rande; aus vielen Scherben  
zusammengesetzt und teilweise ergänzt. Farbe rotbraun, grau geflammt. S. 14, M. 10, B. 7 cm. Abb. 2.<sub>5</sub>.

9. Henkelkrug mit schwach geschweiftem X-Henkel und mehrkantigem Rande; aus  
vielen Scherben zusammengesetzt, aber wenig ergänzt. Farbe: rotbraun, Oberfläche des  
feintonigen Gefäßes schön geglättet. S. 18,4, M. 12,2, B. 9,8 cm. Abb. 2.<sub>2</sub>.

10. Henkelloser Napf, im Feuer verzogen und größtenteils verschlackt; aus vielen  
Scherben zusammengesetzt, aber wenig ergänzt. Farbe: rötlichgrau, Oberfläche etwas  
körnig geworden. S. 16, M. 25 : 12, B. 10 cm. Abb. 2.<sub>4</sub>.

11. Kleiner Henkelnapf mit ausgeprägtem X-Henkel und mehrkantigem Rande; aus  
vielen Scherben zusammengesetzt und kaum ergänzt. Farbe: grau-rötlichbraun. S. 11,  
M. 14, B. 6,4 cm. Abb. 2.<sub>8</sub>.

12. Kleine Schüssel mit leicht eingezogenem Rande; zusammengesetzt, aber kaum ergänzt. Farbe: rötlichgrau, gefleckt. Oberfläche durch Feuerwirkung körnig. H. 7,5, M. 15, B. 7 cm. Abb. 2<sub>7</sub>.

13. Schüssel mit konischem Unterteil, gewölbter Schulter und verdicktem, mehrkantigem Rande. Unter dem Rande kleiner X-Fenkel. Aus vielen Scherben zusammengesetzt und teilweise ergänzt. Farbe: rötlichbraun, innen schwärzlich. Im Feuer teilweise verzogen. H. 11, M. 24,5, B. 7,8 cm. Abb. 2<sub>8</sub>.

14. Niedrige zylindrische Henkeltasse mit X-Fenkel und mehrkantigem Rande. Zusammengesetzt, aber nicht ergänzt. Farbe: rötlich-graubraun. H. 6, M. 10,5, B. 8,5 cm. Abb. 2<sub>9</sub>.

15. Randteil eines grauen Kruges wie Nr. 9.

16. Bodenscherven eines mittelgroßen grauen Topfes.

2  
5

6

1  
3

7

4

8

Abb. 2. Gefäße aus dem Grabe von Gurschen.  $\frac{1}{6}$

Die Grabanlage ist das kennzeichnende Brandgrab der Spätlatènezeit. Wesentlich neue Erkenntnisse brachte hier die Untersuchung nicht. Die Gefäße sind mindestens zum größten Teil, die übrigen Beigaben sämtlich mit dem Leichnam durch das Feuer des Scheiterhaufens gegangen, wie der Brandrost an den Eisensachen und die Oberfläche der Gefäße zeigte. Im Gegensatz zu Tadenberg<sup>4)</sup> stelle ich aber fest, daß wenigstens in diesem Falle die Gefäße nicht in zerschlagenem Zustande ins Feuer geworfen, sondern erst bei der Bestattung selbst zertrümmert worden sind. Das bewies der Zusammenhang der Scherben in der Grabgrube (vgl. die Abbildung Taf. XLIII 2). Sehr auffällig war auch hier wieder die geringe Menge Leichenbrand; aus dem ganzen Grabe konnte kaum eine Handvoll gesammelt werden. Selbst wenn durch die Bodenbearbeitung

<sup>4)</sup> Tadenberg, Die Wandalen in Niederschlesien S. 74.

ein Teil davon verschleppt worden ist, entspricht das Ganze nicht dem Rückstande einer Leichenverbrennung. Anhaltspunkte, wo der Rest geblieben sein könnte, ergeben sich aber nirgends. Die oben erwähnten kleinen Gruben neben dem Grabe enthielten nichts vom Leichenbrand, sondern nur Holzkohle. Ihre Bedeutung bleibt vorläufig auch noch rätselhaft. Brandstellen, an denen nachträglich Feuer entzündet sein könnten, waren sie nicht, weil der Boden keinerlei Feuereinwirkung erkennen ließ. Sollten Rückstände des Scheiterhaufens hier vergraben worden sein, so wäre wenigstens mit Spuren von Leichenbrand zu rechnen. Nur weitere sorgfältige Beobachtung kann hier neue Aufschlüsse bringen.

In der räumlichen Anordnung fügt sich das neue Grab ganz in den bisher bekannten Lageplan ein. Sämtliche spätlatènezeitlichen Gräber liegen in einem schmalen Streifen von S nach N am Westrande des früheisenzeitlichen Friedhofs der Lausitzischen Kultur. Weil keinerlei Überschneidungen beobachtet wurden, ist anzunehmen, daß damals der um etwa 600 bis 700 Jahre ältere Friedhof äußerlich noch irgendwie zu erkennen war.

Wenig Neues bieten die Grabgefäße (Abb. 2,<sub>1-6</sub>). Auffällig ist ihre große Zahl, die den Durchschnitt bei gleichartigen Gräbern weit überschreitet, aber auf anderen Gräberfeldern auch noch übertroffen wird<sup>6)</sup>. Das Fehlen größerer Teile der Gefäße Nr. 15 und 16 ist wohl mit Sicherheit auf die Zerstörungen durch den Pflug zurückzuführen.

Die beiden Krausen, der Henkelkrug und der Henkelnapf fallen nicht aus dem Rahmen der genügend bekannten Gefäße dieser Kulturgruppe. Weniger geläufige Formen stellen die beiden Schüsseln, die zylindrische Tasse und der henkellose Napf dar. Die Schüsseln von der Art der großen mit kleinem Henkel (Abb. 2,<sub>3</sub>), von denen auch Grab 1 unseres Gräberfeldes eine enthielt<sup>6)</sup>, hat Tadenberg unter guter Begründung von den gedrehten keltischen Schüsseln abgeleitet<sup>7)</sup>. Zu der kleineren Schüssel (Abb. 2,<sub>7</sub>) stellt Roswiz in den Gräbern 17 und 64 Gegenstücke<sup>8)</sup>, allerdings mit nach innen verdicktem Rande. Die seltenere Gefäßform der niedrigen zylindrischen Tasse (Abb. 2,<sub>6</sub>) ist aus Rawitsch, Roswiz und Zeipern<sup>9)</sup> belegt. Zu dem henkellosen Napfe (Abb. 2,<sub>4</sub>) bringt gleichfalls Zeipern, das ja nur wenige Kilometer von unserm Gräberfelde entfernt liegt, ein gutes Gegenstück<sup>10)</sup>.

Bemerkenswerter sind dagegen die eisernen Beigaben des Grabes. Die Fibeln (Abb. 1,<sub>2</sub>) gehören, wie schon erwähnt, zu Roszjewskis Var. C mit vollentwickelter Stüßsalte. Den Typ bilden schlanke Fibeln, deren Fußteil, ent-

<sup>6)</sup> Tadenberg a. a. D. S. 74.

<sup>7)</sup> Pfützenreiter a. a. D. S. 110 Abb. 28<sub>1</sub>.

<sup>8)</sup> Tadenberg a. a. D. S. 78.

<sup>9)</sup> Tadenberg a. a. D. Taf. V 8.

<sup>10)</sup> Roszjewski a. a. D. S. 193 Abb. 217; Tadenberg a. a. D. S. 78/79; Schlef. Vorzeit N. F. II S. 35 Abb. 7.

<sup>11)</sup> Schlef. Vorzeit N. F. II S. 35 Abb. 12.

sprechend der Knickung des Bügelkopfes, scharfer zurückgebogen ist, wodurch ein ganz gleichmäßiger Rahmen gebildet wird. Der Bügelkopf ist an der Stüßfalte verbreitert. Der zurückgeschlagene Fuß umklammert den Bügel in der Nähe der Rolle, die aus 4 bis 6 Windungen besteht. Die durchschnittliche Länge beträgt 9 bis 10 cm<sup>11)</sup>. Von diesem Typ weicht unser Fund in einigen Einzelheiten ab. Der Bügel ist an der etwas weiter vom Kopf abgerückten Umklammerungsstelle des Fußes schwach geknickt, der Fußteil nicht zurückgebogen. Dadurch wird der Rahmen ungleichmäßig, und die Form erscheint weniger schlank als der Typ. Die Länge beträgt nur 6 cm. Diese Abwandlung der Var. C, die aber immer noch in den Schwankungsbereich der Grundform fällt, ist in Niederschlesien schon aus Rosßwitz und Schlawa belegt<sup>12)</sup>. Als Höchstzahl von Fibeln in gesicherten Gräbern gab Tadenberg zwei an<sup>13)</sup>. Wenn hier drei aus einem Grabe vorliegen, so läßt das darauf schließen, daß auch schon in der Spätlatènezeit wie später in der Kaiserzeit zur Frauenkleidung drei Fibeln benötigt wurden. Als Frauengrab kennzeichnet sich unsere Bestattung vor allem durch das Gürtelmesser (Abb. 1, 4). Es stellt eine bisher noch ganz unbekannte Messerform dar. In seiner ganzen Erscheinung erinnert es etwas an die geschweiften Bronzemesser der jüngeren Bronzezeit. Die Form ist aus dem langen, geraden Messer entwickelt, das hier den besonderen Bedürfnissen der Hausfrau angepaßt ist. Die Griffangel wurde zum Haltering gebogen, der obere Teil der Schneide zum gefälligen Griff umgeschmiedet. Nach der Formgebung war das Messer wohl in erster Linie für Küchenszwecke bestimmt. Eine neue Eigenart zeigt auch der Psriem (Abb. 1, 3). Geräte dieser Art sind in Spätlatènegräbern nicht selten. Der Übergang zwischen dem vierkantigen Ober- und dem rundstabigen Unterteil wird zuweilen durch Einkerbungen oder Quersfurchen betont, die wahrscheinlich der Grifffülle aus vergänglichem Stoff mehr Halt verleihen sollten. An unserm Fundstück trägt der Übergang zu demselben Zweck eine wulstförmige Kaste. Am Oberteil hafteten noch Reste eines beinernen Griffes. Psrieme kommen zwar auch in Männergräbern, vor allem aber in Frauengräbern vor. Durch die eisernen Beigaben ist unser Grab also genügend als Frauengrab gekennzeichnet.

Die zeitliche Stellung unseres Grabes wie des ganzen Gräberfeldes von Gurschen wird durch die Fibeln vom Mittellatène-Schema genügend gekennzeichnet. Var. C und auch die einmal hier vertretene Var. B stellen frühe Formen dar, die der ersten Hälfte der Spätlatènezeit angehören. Grabanlage und Beigaben reihen den Friedhof der mittelschlesischen Wandalengruppe der Spätlatènezeit ein, bei der im Gegensatz zu der lausitzisch-niederschlesischen Sondergruppe die Brandgrubenbestattung fast ausschließlich herrscht.

<sup>11)</sup> Rostrzewski a. a. D. S. 18.

<sup>12)</sup> Tadenberg a. a. D. Taf. IV 9 u. II e, 2.

<sup>13)</sup> Tadenberg a. a. D. S. 93.

# Neue burgundische Funde aus dem Lande Lebus

Von Martin Michael Lienau-Frankfurt a. d. Oder

mit einem Beitrag von Dr. Gutloff

Mit Tafel XLIV—XLVI und 4 Abbildungen

Das Land Lebus — das ehemalige Bistum Lebus — umfaßte die Kreise Lebus (mit dem heutigen Stadtkreis Frankfurt a. d. Oder), Ost- und West-Sternberg. Es gehört bis auf den Kreis Lebus zu meinem „Pflegschaftsbezirk Frankfurt“, den ich seit zwölf Jahren betreue; aber auch im Kreise Lebus habe ich an den Grenzen des Stadtkreises Frankfurt Ausgrabungen durchgeführt. Ich habe das Glück gehabt, die Roffinnaschen Feststellungen über die west- und ostgermanischen Siedlungsverhältnisse in hiesiger Obergegend durch meine Ausgrabungen bestätigen zu können<sup>1)</sup>. Ich wies für das erste Jahrhundert vor Chr. West-Germanen 3,5 Kilometer westlich des linken Oderufers im Stadtkreis Frankfurt auf den Ruhnen durch eine Siedelung<sup>2)</sup> und einen dazugehörigen Urnenfriedhof<sup>3)</sup> nach und Wandalen 3 Kilometer östlich des rechten Oderufers im Kreise West-Sternberg bei der „Kleinen Mühle“ in der Gemarkung Kunersdorf<sup>4)</sup> bei Frankfurt (Brandgrubengrab und Urnengräber).

Um Christi Geburt finden wir nun unmittelbar am linken Oderufer die wichtigsten Oberübergänge<sup>5)</sup> im Kreise Lebus von West-Germanen besetzt: nämlich Lebus (Urnengräber)<sup>6)</sup> und Frankfurt (neuerdings eine westgermanische kaiserzeitliche Graburne in der Eljestower Straße). Während die West-Germanen „auf den Ruhnen“ von der Elbe her aus westlicher Richtung zugewandert sind, möchte man für diejenigen, die um Christi Geburt bis an das linke Oderufer herangehen, eher eine mehr nordwestliche alte Heimat ansetzen. Im ersten Jahrhundert n. Chr. überschreiten nach Roffinna die West-Germanen die Oder, aber nur bis zu einer Linie Stettin—Crossen. Spätestens um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. sind unter Abdrängung des Hauptstammes der Wandalen nach Süden, die Burgunden, von den Goten bedrängt, in die bisher wandalischen Gebietsteile Ostbrandenburgs und der Niederlausitz eingerückt, so auch in die

<sup>1)</sup> Lienau, *Mannus* XXIV S. 199/201. Die im Literatur-Verzeichnis auf S. 200 f. unter Nr. 3 aufgeführte, 1927 erschienene Arbeit ist auf den Seiten 1—3 infolge der neueren „Bastarnen“-Forschung z. T. veraltet. Dem dortigen Verzeichnis ist hinzuzufügen: 7. Die Vorgeschichte der Stadt Lebus. *Oderzeitung* 1926 Nr. 207—208. 8. M. Hilzheimer und M. W. Lienau, Zwei burgundische Fundestelette aus der Umgebung von Frankfurt a. d. O. *Zeitschrift für Morphologie* XXXIII 1, 1934.

<sup>2)</sup> Lienau, *Oderzeitung* vom 8. September 1923 und 10. Januar 1924.

<sup>3)</sup> Lienau, *Mannus* XXII S. 221/224.

<sup>4)</sup> Lienau, *Mannus* XVI S. 265/278.

<sup>5)</sup> Zu den Oberübergängen, insbesondere bei Frankfurt, vgl. Lienau, *Mannusbibliothek* XXV (1921) II. Frühgeschichte S. 29/30 und Unverzagt in „Deutschland und Polen (1933)“ S. 8 mit Karte I.

<sup>6)</sup> Lienau, *Mannus* XVI S. 263/265.

Kreise Ost- und West-Sternberg, die den östlich der Oder liegenden Teil des Landes Lebus ausmachen. Diese Burgunden besaßen aber auch westlich der Oder das Land Lebus, d. h. den jetzigen Kreis Lebus, wo wir sie wiederum an den beiden wichtigen Oderübergängen in Stadt Lebus, insbesondere aber bei Frankfurt<sup>7)</sup> und zwar an beiden Oderufern feststellen konnten und zwar einmal am östlichen und dreimal am westlichen Ufer.

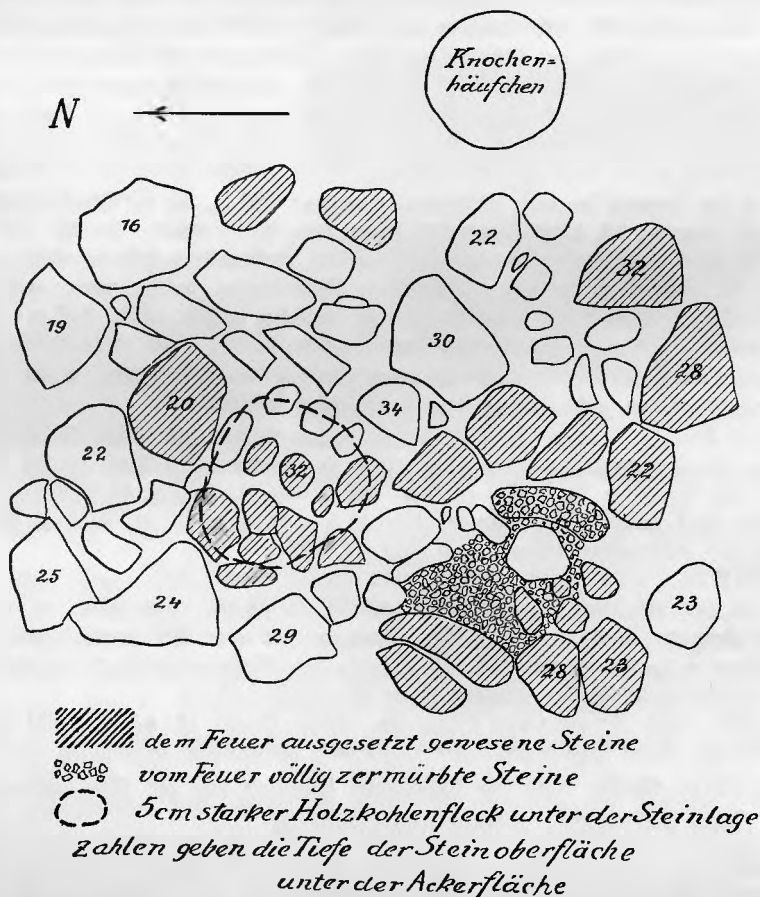


Abb. 1. Brandgrab von Lebus mit Steinsetzung (Verbrennungsstätte)  $\frac{1}{15}$

Bei den neuen burgundischen Funden handelt es sich um sechs geschlossene Grabfunde (Stadt Lebus, Frankfurt (Oder), Brieskow (zwei Gräber), Golzow Kr. Lebus (alle westlich der Oder) und Aurith (östlich der Oder), außerdem um vier Einzelfunde (westlich der Oder: Stadt Lebus, unweit des Grabes; östlich der Oder: Runersdorf, Steinsahrt = Reppen und Schwetig, alle im Westen des Kreises West-Sternberg).

<sup>7)</sup> Sienu, Manus XXII S. 224—229 und XXIV S. 199—211.

## 1. Das Grab in der Stadt Lebus

Fundbericht von Dr. Gutloff

Beim Graben in seinem Garten in der Kirchallee, jetzt Hindenburgstraße, stieß im Sommer 1931 der Besitzer, Lehrer Zeppner, auf größere Steine. Die Aufdeckung ergab ein sorgfältig gesetztes Steinpflaster mit den Abmessungen 1,50 : 1,10 m, das von größeren Steinen eingerahmt war (Abb. 1).

Die Oberfläche über den Steinen war völlig rein und zeigte nicht die geringsten Spuren von Kohle, Asche oder aschehaltiger Erde. Erst unter der Steinlage fand sich ein deutlicher Holzkohlenfleck von 0,30 : 0,35 m Größe in einer Stärke von 0,05 m, umgeben und durchsetzt von einzelnen Steinen. Die Steinsetzung ging bei 0,53 m auf dem gewachsenen Boden zu Ende, die durchschnittliche Stärke der Steinschicht betrug etwa 0,30 m. Fast die Hälfte der Steine zeigte starke Feuereinwirkung, an einer Stelle waren sie zu Grus zermürbt.

Südlich der Setzung, in einer Entfernung von nur 0,10 m, lag ein Knochenhäufchen frei in der Erde, von der sich seine zylindrische Form ganz scharf abhob. Da sich auch keinerlei Beimengung der umgebenden Erde vorfand, und der Leichenbrand sehr sorgfältig geschichtet war, muß die Beisetzung in einer Umhüllung stattgefunden haben, wenn auch keinerlei Spuren davon trotz sorgfältiger Untersuchung zu entdecken waren. (Dm. 0,27 m; Oberkante 0,37 m, Unterkante, die dem gewachsenen Boden auflag, 0,53 m unter Ackeroberfläche).

Kleinere Knochenstücke des Schädels lagen oben im Knochenhäufchen; in der Mitte des Leichenbrandes wurden, dicht beieinander, die Beigaben gefunden:

1. eine Bronzenähnadel mit rundstabigem, krumm gebogenem Schaft, der unten abgebrochen ist; der viereckige, platte Kopf trägt ein schlißförmiges Ohr, das sich nach oben und unten als Furche in dem Kopf fortsetzt. Länge etwa 9 cm (Taf. XLIV 2);
  2. ein stark verrosteter eiserner Anhänger in Eimerform (S. 2 cm, D. 1,2 cm), zylindrisch, mit halbkreisförmigem Bügel (Taf. XLIV 3);
  3. ein Eisenmesser. Gesamtlänge 10,5 cm, Griffangel 5,3 cm lang; gerader Rücken, 0,4 cm breit, zur Spitze hin sich verjüngend auf 0,1 cm Breite. Der Rücken ist rechtwinklig zur Angel abgesetzt, unten stumpfwinkliger Übergang zur vom Rost angefressenen Schneide; nur auf einer Seite der Klinge zieht sich parallel zum Rücken eine scharf eingerissene Linie in etwa dreiviertel Länge des Klingenblattes hin (Taf. XLIV 1);
  4. Stück einer Knochenplatte von einem Kamm (2 : 4,5 cm), die mit gleichmässigen Kreisen sowie begleitenden und eingesetzten Punktaugen verziert ist (Taf. XLIV 4).
- Das kurze Messer und die Nähnadel sprechen für ein Frauengrab. Zeitstellung: späte Kaiserzeit. Kultur: ostgermanisch.

Zu diesem Fundbericht Dr. Gutloffs erlaube ich mir zu bemerken, daß das Grab wegen der Grabform und des Grabinventars mit Sicherheit als ein burgundisches anzusprechen ist. Das Messer z. B. hat Parallelen in dem burgundischen Brandgrubengräberfeld bei Wilhelmsau<sup>6)</sup>. Zeitlich setze ich das Grab in das 3. Jahrh. (Stufe C nach Blume) wegen der Verzierungen des Knochenkammes, die zeigen, daß wir es mit einem „einseitigen Kamm aus drei Lagen“ zu tun haben. Man beachte auch die Schnurlinie über der Kreisverzierung<sup>7)</sup>.

<sup>6)</sup> S. B u f f e, Mannus V S. 59 ff., insbesondere Grab 66 auf Taf. VIII.

<sup>7)</sup> B l u m e, Die germanischen Stämme, Mannusbibliothek VIII S. 106, Abb. 134 bis 136 und Taf. V.

## 2. Brieskow Kr. Lebus, Grab 43

Auf dem Gelände der Brieskower Bergmannssiedlung „Ägypten“ befand sich ein größeres Urnenfeld<sup>10)</sup>, das Gräber der zweiten bis fünften Bronzeperiode und viele, zum Teil sehr reich ausgestattete Gräber der frühen Eisenzeit vom Stil Göritz II, darunter auch Skelettgräber, führte. Unter den Göritz II-Gräbern standen in größerer Tiefe die Gräber der Buckel-Urnen-Zeit, während die Gräber der jüngeren Bronzezeitstufen mehr abseits lagen.

Die Funde des Brieskower Grabsfeldes sind in alle Winde verstreut, was ganz besonders wegen der schönen Göritz II-Gräber zu bedauern ist. Diese stehen im Staatsmuseum für Vorgeschichte und im Landesdirektorium in Berlin, wie auch in den Museen Müneberg und Frankfurt a. d. O. Um die Ausgrabung hat Herr Ingenieur Letens (Brieskow, Bergmannssiedlung) große Verdienste. Den größten Teil der Gräber hat er

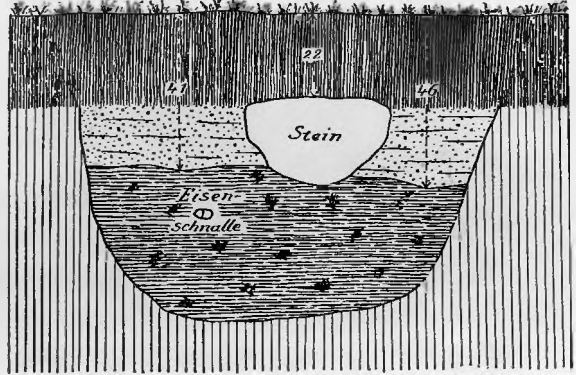


Abb. 2. Brandgrabengrab 43 von Brieskow Kr. Lebus.  $\frac{1}{20}$

selbst untersucht, von allen aber den Gesamtplan und sehr zuverlässige Zeichnungen gefertigt. Man darf wohl annehmen, daß das Berliner Staatsmuseum eine Veröffentlichung dieses Grabsfeldes in die Wege leiten wird.

Zwischen den Göritz II-Gräbern lagen auch zwei in der Form gleiche Brandgrabengräber, die als burgundisch angesprochen werden müssen. Beide waren durch je einen großen, flachen Deckstein gekennzeichnet. Nur unser Grab 43, von dem mir Dr. Hutloff eine Profilskizze des Ausgräbers, Ingenieur Letens, übermittelte (Abb. 2), führte als Beigabe eine sehr beschädigte einfache, eiserne Schnalle, anscheinend schwach ovaler Form, die man dem 2. Jahrh. n. Chr. zuweisen möchte. Sie lag in einer dunklen, mit Brandspuren und verstreuten Leichenbrandresten durchsetzten Erdschicht. Dies Grab möchte ich als Männergrab ansprechen. Grab 42 war ohne Beigaben.

Es folgen nun Zufallsfunde bei Erdarbeiten, von denen aber erfreulicherweise gesicherte Fundnachrichten vorliegen, jedenfalls für die Gräber von Clieftow und Nurith.

## 3. Das Grab von Clieftow Kr. Lebus

Auf der Höhe über der burgundischen Siedlung bei Voigts Kalksandsteinfabrik in Clieftow, hart an der Frankfurter Stadtgrenze<sup>11)</sup>, wurde an einer

<sup>10)</sup> S. Mannus XXII S. 209 ff.

<sup>11)</sup> Vgl. Mannus XXIV S. 199 ff.

Abraumstelle für Sandgewinnung, 20 Meter südlich des höchsten Punktes des die Siedelung nach Westen hoch überragenden Sandberges, von dem für Funde sehr interessierten Fabrikbesitzer Voigt eine Ansammlung von Knochen entdeckt. In diesen Knochen, die mit keinen Resten vom Scheiterhaufen vermischt waren und — wahrscheinlich durch Regen an der Steilkante tiefer gerutscht — 2 Meter unter der Oberfläche lagen, wurden von Herrn Voigt folgende Beigaben geborgen:

1. Eiserner F i b e l (Taf. XLIV 6), am ähnlichsten der Fibel Almgren, Taf. V 117. Diese Fibelform ist auf Bornholm sehr häufig; sie ist von Norwegen dorthin gewandert.
2. Bronzene F i b e l (Taf. XLIV 7) mit hohem Nadelhalter; die Rolle besteht aus Eisen. Am ähnlichsten der Fibel Almgren, Taf. IX 194.
3. Eisernes M e s s e r (Taf. XLIV 5) mit ausgebuchteter Griffangel.
4. Bruchstück eines einteiligen K n o c h e n k a m m e s (Taf. XLIV 9). Über den Zähnen sind zwei Linien eingeritzt.
5. Kopf eines eisernen S c h n a l l e n - D o r n e s (Taf. XLIV 8).
6. Zwei stark verrostete Bruchstücke einer eisernen N a d e l, nicht abgebildet.

Auf Grund der beiden Fibern setze ich dieses burgundische Grab in die Zeit um 200 n. Chr.

#### 4. Das Grab von Aurith Nr. West-Sternberg

Bei Aushebung des Grundes für das Haus des Eigentümers Schulz, Feldstraße 15, stießen im September 1931 die Arbeiter, bei dem etwas tieferen Ausschachten für den Schornstein, in 1,20 m Tiefe auf das Grab; nach ihrer Angabe lag alles „starkknochiger, sauberer Leichenbrand, Beigaben, auch die zwei Gefäße und Scherben zusammen in einem Ballen“, ein Beweis dafür, daß der ganze Grabinhalt in irgendeiner Umhüllung niedergelegt worden war. An anderen Stellen wurden beim Ausschachten deselben Hausgrundes 0,5 m tief ein „Steinbeil mit Loch“ und ein „Steinring von etwa 4 cm Durchmesser, mit Loch von etwa 1 cm“ (anscheinend ein Spinnwirtel) gefunden. Beide Stücke sind verschollen.

Die Funde vom Grabe gelangten, ohne daß mir als Bezirkspfleger Meldung erstattet wurde, in das Kreismuseum Neppen, wo ich sie bei einem Besuche vorfand, und wo sie, jetzt gut konserviert, dauernd verbleiben.

Der Fund (Taf. XLV) enthält: aus Eisen: einen Schlüssel mit Ring (XLV 1), eine Schere (XLV 2), zwei Messer (XLV 3—4), einen Feuerstahl (XLV 5), einen Pfriemen (XLV 6), einen Eimerhenkel mit Aufhängeösen in zwei Teilen (XLV 7a—b).

Aus Bronze bestehen: Kleine zweiteilige unvollständige Schnalle (XLV 9) und zwei bandförmige Bruchstücke (XLV 8 u. 23).

Aus Knochen: Bruchstück eines Kammes mit Bronzeniet (XLV 10).

Aus Ton: zwei gedrungene doppelkonische Spinnwirtel (XLV 11—12), fünf Scherben (XLV 14—18) und zwei Gefäße (XLV 19—20).

Die beiden Scherben XLV 22 u. 24 sind dieselben wie die auf Taf. XLV 14-15 wiedergegebenen.

Taf. LXV 13 u. 21 zeigen dieselbe Erdausfüllung eines Schneckengehäuses, das wohl nur zufällig in das Grab geraten ist.

Nach den Beigaben handelt es sich um ein Frauengrab.

Für burgundische Herkunft des Grabes sprechen außer der Grabart die keramischen Beigaben, insbesondere die Scherben Taf. XLV 14 wegen der Leisten und Taf. XLV 15 wegen der Muster zwischen zwei Linien, eine bei den Burgunden sehr beliebte Verzierungsart<sup>12)</sup>, die allerdings auch bei den spätkaiserzeitlichen Wandalen auftritt<sup>13)</sup>. Dies Ornament zwischen Linien ist wohl eine Sproßform aus dem frühkaiserzeitlichen ostgermanischen Mäander oder Doppelmäander. Vielleicht spricht für burgundisch auch das eiserne (nicht bronzene) Material des Eimer-Henkels mit Beschlägen, wie auch die zweigliedrige Gürtelschnalle.

Zeitbestimmend für das Grab ist die kleine bronzene zweiteilige Schnalle. Nach Blume<sup>14)</sup> treten diese zweiteiligen Schnallen im 3. Jahrh. n. Chr. (Stufe C) auf. Zweigliedrige Schnallen führen z. B. auch die burgundischen Gräber von Schertendorf Kr. Grünberg<sup>15)</sup> und Wilhelmsau Kr. Niederbarnim<sup>16)</sup>. Unser Grab von Murrith ist also ein burgundisches Grab aus dem 3. Jahrh. n. Chr. Von den Schertendorfer Gräbern sagt Petersen, daß sie alle kaum vor 300 n. Chr. in die Erde gelegt sein können.

### 5. Das Grab von Golzow Kr. Lebus

In Göhes immer noch unentbehrlichem Inventar-Werk „Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus“ steht unter Golzow mit der Zeitangabe R? = kaiserzeitlich?: „Große tiefe Schüssel mit schmalem Rand. Doppelkonischer Tonwirtel (Frankfurt a. O., Museum-Vienauhaus)“. Hier ist Göhe augenscheinlich von seinem Frankfurter Gewährsmann bei Sammlung seiner Materialien ungenügend unterrichtet worden. Zu diesem Funde gehört nämlich nach der alten Bezeichnung<sup>17)</sup> außer der Schüssel (Taf. XLVI 4) noch ein großer Topf (Taf. XLVI 2), dessen Wandung unterhalb der Schulter dicht mit Dellen besetzt ist. Auch die auffällig unsaubere Behandlung der schwarzbraunen

<sup>12)</sup> Vgl. z. B. Bussé, Wilhelmsau, Mannus V, die Scherben von Grab 59 auf Taf. VII und von den Gräbern 62 und 64 auf Taf. VIII, sowie W. W. Vienau, Mannus XXIV S. 209 Abb. 1.

<sup>13)</sup> Vgl. z. B. Ehrenberg-Langenau in DS., Prähist. Zeitschr. X Taf. XIII 6—8.

<sup>14)</sup> Blume a. a. O. S. 49—53 und Taf. V 50, 51 und 53 a.

<sup>15)</sup> Petersen, Die Burgunden in Schlefien, Volk und Rasse, 1932, S. 92 Abb. 3.

<sup>16)</sup> Bussé, Zeitschrift für Ethnologie 1905, Grab 4 Abb. auf S. 573 und Mannus V Grab 63 auf Taf. VIII.

<sup>17)</sup> Die alte Bezeichnung lautet: Golzow, Historischer Verein, Geschenk Nr. 70 (Urne mit Leichenbrand und Spinnwirtel) und Geschenk Nr. 71 (Schüssel). Die Nummern des neuen Katalogs sind für die Schüssel (Abb. 7, 1 909) und für die Urne mit Spinnwirtel und Leichenbrand (Abb. 7, 2—3) 734/735. Dieser Abstand zwischen den neuen Katalog-Nummern erklärt sich dadurch, daß die Gefäße „im alten Magazin“ weit von einander standen.

Außenwände, die bei beiden Gefäßen in gleicher Weise austritt, spricht für ihre Zusammengehörigkeit. Die Schüssel hat bei einer Höhe von 20 cm eine Mündung von 31 cm, der 27 cm hohe Topf dagegen besitzt nur eine Mündung von 19 cm. In dem Topf liegt Leichenbrand und ein hoher, schlanker, doppelfonischer Spinnwirtel von 4 cm Höhe mit abgeplatteten Polen (Taf. XLVI 3). Seine Form ist für die Burgunden typisch. Man vergleiche z. B. die ähnlich geformten Spinnwirtel aus den Gräbern 55 und 61 von Wilhelmsau<sup>18)</sup>. Schon Höhe hat, obwohl dies ohne Kenntnis des Topfes sicher schwierig war, worauf sein Fragezeichen hinter der Zeitangabe hinweist, die Goltzower Schüssel als kaiserzeitlich angesprochen. Außer durch den Tonwirtel ist der Goltzower Fund, auf dessen Grabart (Urne mit Leichenbrand und Beigabe) ich später zurückkomme, ganz besonders durch die Dellenverzierung des Topfes als spätkaiserzeitlich anzusprechen. Diese Dellen sind augenscheinlich Nachahmungen kaiserzeitlicher Gläser mit Tieffschliff- (Kugelschliff-) Verzierungen. Solche Gläser kommen nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Professor Dr. Robert Zahn-Berlin namentlich im 3. und 4. Jahrh. n. Chr. vor und wurden wahrscheinlich in den Rheinlanden (Köln) hergestellt. Auch in der Sigillatakeramik wird dies Tieffschliffmuster nachgeahmt. Ähnliche, nur größere Dellen, zeigt z. B. ein burgundisches Gefäß von Reichersdorf<sup>19)</sup>. Nach diesen Vergleichen spreche ich das Goltzower Grab, das wegen des Spinnwirtels einer Frau zugehört, als ein burgundisches Grab des 3. oder 4. Jahrh. n. Chr. an. Im 3. und 4. Jahrh. kommen ja für Gräber des Kreises Lebus nur Burgunden in Frage, abgesehen vielleicht von wenigen Skelettgräbern, wie z. B. dem wahrscheinlich rugischen oder lemanischen Grab in der Stadt Lebus<sup>20)</sup> und dem foeben (Ende März 1934) ebenfalls dort durch den Arbeitsdienst aufgedeckten Frauenskelett mit reichen Beigaben aus der ersten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr., das gleichfalls kaum burgundisch sein kann.

Bei den vorgeführten fünf Gräbern sind drei Grabarten zu unterscheiden: Zu den echten Brandgrubengräbern gehört das Grab von Brieskow<sup>21)</sup>. Die drei Gräber von Lebus, Eljestow und Aurith haben das Gemeinsame, daß die Knochen ebenso wie die Beigaben aus dem Scheiterhaufen sorgfältig ausgelesen, also ohne jede schwarze Beimischung sind. Von dieser Grabgruppe hebt sich das Grab von Lebus dadurch heraus, daß bei ihm der gereinigte Knochenhaufen mit den Beigaben unmittelbar neben der Verbrennungsstätte liegt. Dies war der gleiche Fall bei dem Grabe im Frankfurter Stadion<sup>22)</sup>. Hier war die Verbrennungsstätte wannenförmig, während die Lebuser flach ist. Auch von den fünf burgundischen Verbrennungsstätten in der Sandgrube auf den Nuhnen in

<sup>18)</sup> B u s s e, Mannus V Taf. VI.

<sup>19)</sup> S e n t s c h, Niederlausitzer Mitteilungen IV S. 118 Abb. 76.

<sup>20)</sup> M. M. L i e n a u, Zeitschrift für Ethnologie 1927, S. 66 ff.

<sup>21)</sup> Vgl. M. M. L i e n a u, Mannus XI—XII S. 1 ff., insbesondere S. 45—60.

<sup>22)</sup> Mannus XXII S. 228.

Frankfurt<sup>23)</sup> waren zwei ausgesprochen wannenförmig. In unmittelbarer Nähe dieser Verbrennungsstätten wurden keine Bestattungen gesichtet, wohl aber sind schon seit langen Jahren von dorthier ostgermanische spätkaiserzeitliche Urnen bekannt, die erst später — ohne Leichenbrandreste — in das Frankfurter Museum eingeliefert wurden. In den Verbrennungsstätten fanden sich nur wenige Scherben, von denen zwei sicher burgundische Herkunft verraten. Es wurden überdies in nächster Nähe der Stätten mehrere ganz typische burgundische Scherben gefunden. Des weiteren stieß man in den letzten Jahren in einem Kulturstreifen unweit der Verbrennungsstätten auf eine Menge burgundischer Scherben. Auf Grund aller dieser neuen Entdeckungen und Funde (wie auch der Einlieferung von ostgermanischen Urnen durch Versu nach 1920) ist der ganze Fundplatz<sup>24)</sup> als spätkaiserzeitlich-burgundisch anzusprechen.

Die Gräber von Cliesow und Aurith unterscheiden sich von dem Lebuser Grabe lediglich dadurch, daß der Grabinhalt nicht unmittelbar bei der Verbrennungsstätte niedergelegt ist. Die in beiden Fällen sehr aufmerksamen Finder hätten sonst über eine nahe Brandstelle oder Steinsetzung berichtet.

Die dritte Grabart ist durch das Urnengrab von Golzow vertreten.

Schon Tischler<sup>25)</sup> unterscheidet: Urnengräber, die ihnen verwandten Knochenhäufchen (ohne jede schwarze Beimischung) und die (echten) Brandgrubengräber. Das sind die drei Grabarten, die auch ich hier feststellen konnte. Zu demselben Ergebnis kommt weiterhin Jentsch für das burgundische Gräberfeld von Sadersdorf Kr. Guben<sup>26)</sup>. Er äußert sich auch eingehend über die „schwarzen Aschenhaufen zwischen den Gräbern“. Zu meiner kritischen Bemerkung<sup>26)</sup> gegen Weigel und Jentsch, betreffend diese schwarzen Aschenhaufen-Gruben, habe ich zu sagen, daß ich heute der Meinung bin, daß sich die mit O bezeichneten Opfergruben, jedenfalls in den Garther Hügeln 1, 6 und 45 (a. a. O. Taf. I) auch im Sinne von Weigel und Jentsch erklären lassen, nämlich als sorgfältig geborgene Reste des Scheiterhausens. Über die hohe kultliche Bedeutung des Scheiterhausens habe ich mich früher geäußert<sup>27)</sup> und halte auch heut noch an dem fest: Kein „Herumscharen“ oder „Herumscharren“ darin, sondern ein sorgfältiges Auflesen von Knochen und Beigaben mit oder ohne Zutat von Scheiterhaufen-Resten, die des öfteren auch in besonderen Gruben und zwar in „leichteren Behältern“, wie Jentsch annimmt, geborgen wurden.

Würden die Scheiterhaufen-Reste nicht von den Verbrennungsstätten entfernt, so wurden diese — der hohen kultlichen Bedeutung des Scheiterhausens entsprechend — sicherlich sorgfältig abgedeckt, und sei es auch nur durch eine Erd-

<sup>23)</sup> Mannus XXIV S. 205, 206 und 210, dazu S. 209 Abb. 2, 8, 9 und 11.

<sup>24)</sup> Über einen Teil dieser Funde berichtet schon Göge: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Stadt Frankfurt a. O., Berlin 1920, auf S. 5 und 6.

<sup>25)</sup> Tischler, Ostpreussische Gräberfelder S. 258 f. (Dietrichswalde).

<sup>26)</sup> Vgl. Mannus XI—XII S. 57, S. 63 Anmerk. 1 und S. 65.

<sup>27)</sup> Mannus XI—XII S. 90 f.

schüttung. Einen schönen Beweis dafür bringen die von mir untersuchten fünf Verbrennungsstätten „auf den Ruhnen“, von denen schon mehrfach die Rede war. Sämtliche fünf Stätten waren mit Steinlagen (zweimal mit doppelten) abgedeckt, unter welchen die Holzreste lagen. Bei drei Stätten stand etwas abseits ein kleiner ragender Stein. An und unter einem derselben lagen Zähne und Knochen eines jungen Pferdes (also ein Opfer) und von diesem Stein führten zwei Steinlinien<sup>28)</sup> zu Stätte 3 und Stätte 6. Hier bestand also eine „Pietas“ zwischen diesen zwei Stätten, die beide an dem Opfer teilnehmen sollten.

Wenn nun Jentsch zu den Sadersdorfer Brandgruben der römischen Kaiserzeit bemerkt: „Durchweg ist Sand zwischen die meist recht klein geschlagenen Skeletteile eingelaufen, die von Kohlenbeimengung im allgemeinen frei sind“, so sagt er damit, daß in Sadersdorf die Grabart mit ausgelesenen Knochen gegenüber den echten Brandgruben, die überwiegende ist. Bekanntlich führt Sadersdorf auch die dritte Grabart: Urnengräber, die aber dort nicht so häufig sind wie die beiden Arten der Brandgrubengräber. Durchaus zutreffend bemerkt Jentsch dazu: „Die Durchmischung von echten und unechten Brandgrubengräbern und Urnengräbern wird begreiflicher, wenn man annimmt, daß auch in den Brandgrubengräbern, die in der Regel auf der Sohle mit einigen Steinen umstellt waren, ein Behälter, der inzwischen vergangen ist — ein Faß, Eimer, Kasten, Korb, Saß oder Tuch —, verwendet wurde“. Urnengräber und unechte Brandgruben unterscheiden sich also lediglich durch eine Außerlichkeit, nämlich durch die Verschiedenheit des das Grabinventar umhüllenden Materials.

Wenn wir das bedenken, so wird es verständlich, daß auch in anderen burgundischen Gebieten gelegentlich Urnengräber auftreten können, wie vorstehend in Holzow Kr. Lebus — entsprechend den am meisten bekannten Urnengräbern von Sadersdorf und Reichersdorf Kr. Guben. Die Kreise Guben und Lebus sind ja Nachbarn.



Den Grabfunden seien noch folgende burgundische Einzelfunde angeschlossen:

Abb. 3. Lebus,  
Einzelfund. Etwa  $\frac{2}{3}$

1. Spinnwirtel (Abb. 3). Fundstelle: Stadt Lebus, Hindenburgstraße im Garten des Lehrers Zeppner, unweit des oben beschriebenen burgundischen Brandgrubengrabes. Der Wirtel ist 3 cm hoch, mit umlaufendem Mittelwulst. Er zeigt auf seiner oberen Hälfte zwischen zwei Linien mondförmige Einkerbungen, auf seinem Unterteil eine, von glatten Flächen

<sup>28)</sup> Zu diesen Steinlinien gibt es Parallelen, allerdings auf westgermanischem Gebiete und aus anderer Zeit, aber auch hier wird der Sinn derselbe sein: Hinweis auf eine „Pietas“ von Grab zu Grab, da es sich um Vorkommnisse auf Urnensfeldern handelt. 1. Bei den Urnengräbern mit Steinsetzung bei Eichstedt Kr. Stendal (Göthe, „Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1898, Heft 2“). 2. Auf dem Urnenselde von Einsdahl bei Blankenese, frühheijerzeitlich (Walter Hansen, Aus der Vorzeit von Hamburg und Umgebung S. 170).

unterbrochene, umlaufende Verzierung mit drei parallelen Linien. Er ähnelt in der Form und Größe sehr dem gleichfalls einen Mittelwulst aufzeigenden Spinnwirtel von Wilhelmsau (Busse, Mannus V auf Taf. VIII, Grab 65).

2. **Bronzefibel** (Abb. 4). Fundstelle: im Wolfswinkel (Alderstüdt-Name) bei dem Gasthaus Steinfahrt bei Reppen Kr. West-Sternberg. Die Fibel stammt, was ich vor 32 Jahren noch nachträglich feststellen konnte, von einer Siedlung. Der Gasthausbesitzer besaß noch andere Fundstücke, die er verschenkt hat. Ich sah noch eine graue, scharf gebrannte Tonperle mit flüchtig aufgetragenem rotem Zickzackband. Ich spreche die Fibel, die um 200 n. Chr. anzusehen ist, als burgundisch an. Sie gehört einem späten Typ der Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe an. (Vgl. Ullgren Taf. II 41 und Jentsch, Niederlausitzer Mitteilungen IV Taf. II 2 Sadersdorf.)



Abb. 4. Reppen. 2/8

Eine ältere Form der Fibel mit zweilappiger Rollenkappe ist in einem Brandgrubengrabe innerhalb der burgundischen Siedlung im Stadion von Frankfurt a. D. gefunden worden. Sie gleicht fast genau der Form Ullgren Taf. II 38. (Vgl. M. M. Lienau, Mannus XXII S. 224 ff. und Taf. II 11 und VI 12.)

Eine gleiche gut erhaltene Fibel befindet sich im Museum zu Drossen, gefunden am Fuße des Heidenberges bei Drossen Kr. West-Sternberg; wahrscheinlich liegt dort eine Siedlung. Die Fibeln vom Frankfurter Stadion und Drossen gehören einem Typ an, der bis um die Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. gelebt hat. Im Museum zu Reppen Kr. West-Sternberg liegt außer dem oben besprochenen Grabfund von Murrith kein weiterer burgundischer Fund und im Museum zu Zielenzig Kr. Ost-Sternberg als Einzelfund nur eine burgundische Lanzenspitze aus Burschen Kr. Ost-Sternberg vom Alter des Gasthofbesizers Leibner.

3. **Gefäß von Runersdorf** (Taf. XLVI 1). Etwa 800 Meter „östlich der burgundischen Siedlung im Stadion von Frankfurt a. D.“ auf einer Anhöhe, die heute mit kleinen Kiefern aufgeforstet ist, bei Sehen einer Bank am Rande dieses Wäldchens, auf Runersdorfer Gebiet nahe dem Gasthause Waldfrieden, ohne Inhalt gefunden. Das schwarze Gefäß mit der Rollrädchenverzierung hat zwar gewisse Ähnlichkeit mit dem Rollstempel-Gefäß aus dem Stadion (Germania 1927, S. 15/17 mit Abb. und Mannus XXII S. 225 Abb. 3), das einen Beweis dafür bildet, daß die Burgunden, jedenfalls in Volksresten, noch bis in das 4. Jahrhundert hier bei uns im Osten gesiedelt haben. Das Runersdorfer Gefäß gehört aber zu den jüngsten Stücken der Rädchenmüanderurnen, die gerade im Obergebiet häufig das ostgermanische Doppelmüandermuster mit Hakenkreuz aufweisen.

4. **Ins Frankfurter Museum gelangten folgende burgundische Fundstücke:** 1. Ein halber Spinnwirtel, etwas gedrungenere als Taf. XLVI 3. Von einem Brandgrubengrabe in Schwetig Kr. West-Sternberg. Älterer Fund, durch Versu eingeliefert; 2. eine rechteckige, eiserne Schenalle, mit burgundischen Scherben eingeliefert von der burgundischen Siedlung in der neuen Frankfurter städtischen Gärtnerei in Ruhn (Mannus XXIV S. 200). Diese Schnallenform gehört der Zeit um 200 n. Chr. an (Blume, Mannusbibliothek VIII Taf. IV); 3. zwei verzierte Scherben, der eine mit kurzen eingetieften Strichen zwischen zwei Linien, den Rahmen-Linien parallel laufend. Aufgesammelt vom Verfasser auf dem Burgwall (Schloßberg) bei Limritz Kr. Ost-Sternberg, auf dem auch viele slawische Scherben liegen.

In Privatbesitz befinden sich: ein bronzenener Armring mit Keulendenen, ähnlich den drei Ringen vom Cottbuser Goldfund (1934), 4. Jahrh. n. Chr. Standort: „Schloß von Waldow-Reizenstein“ in Königswalde Kr. Ost-Sternberg. Der Ring soll vor langer Zeit innerhalb der „Wald-Herrschaft von Waldow-Reizenstein“ gefunden sein.

# Ein Gesamtfund sogenannter Aduatuker-Münzen aus Köln

Von Fritz Fremersdorf-Köln

Mit 15 Abbildungen

Bei der Durchsicht von Kleinfunden im Magazin der Römischen Abteilung des Wallraf-Richarz-Museums stieß ich 1923 auf eine kleine Schachtel, auf der folgender Vermerk stand: „Merowingische Münzen, angeblich beim Neubau des Hotels Ernst 1909 gefunden.“ Sie enthielt 31 kleine Kupfermünzen. Wenn ihre Erhaltung auch nicht günstig war, so erkannte ich doch sofort, daß es sich keineswegs um Münzen der nachrömischen Zeit handelte. Ich erinnerte mich, als Gymnasiast gleiche Stücke in Mainz gesehen zu haben, die dort im Bereiche der frühen Legionslager auf der Höhe über der Stadt gefunden worden waren. Es waren einheimische Prägungen aus dem letzten Jahrhundert v. Chr., die man den Aduatukern zuzuschreiben pflegt. Dieser dem Namen nach keltische<sup>1)</sup> Volksstamm, der von Cäsar<sup>2)</sup> als Abkömmlinge der Kimbern und Teutonen bezeichnet wurde, saß zwischen Maas und Rhein, im späteren Lande der Ubier. So nimmt es denn nicht wunder, daß man diesen Münzen vor allem im östlichen Belgien begegnet: „Massenweise sind sie in der Gegend von Namur, Brüssel und namentlich Tongern gefunden worden“<sup>3)</sup>. Aber auch im Rheinland sind sie oft genug zu belegen und kommen hier vor allem in den frühen militärischen Anlagen vor. Zwar fehlen sie — wie mir Prof. Regling-Berlin mitteilte — im Lager von Oberaden<sup>4)</sup> bei Dortmund, das etwa bis 10 v. Chr. in Benutzung gewesen ist. Um so häufiger kommen sie aber im Halturner Lager und auf dem Gelände der Selschen Ziegelei bei Neuf vor. Jenes war bis spätestens 16 n. Chr. in Benutzung, der Großteil der Funde von der Selschen Ziegelei gehört etwa in dieselbe Zeit<sup>5)</sup>. Wichtig ist sodann die Tatsache, daß sie im Erdlager von Hofheim im Taunus, das zwischen 40 und 51 n. Chr. in Betrieb war, nicht mehr vertreten sind. Am Rhein war das Vorkommen dieser Münzen also auf die Jahrzehnte um Christi Geburt beschränkt. Schon Strack<sup>6)</sup> und nach ihm Forrer<sup>7)</sup> wiesen darauf hin, daß sie wohl im Kurs waren, bis Augustus die Reichskupfermünzen einführte. Sie wären darnach als staatlich anerkanntes oder mindestens geduldetes Geld kursiert, was uns nicht wunder nimmt, zumal

<sup>1)</sup> S o l d e r, *Mittelkeltischer Sprachschatz* 1925 S. 48.

<sup>2)</sup> *De Bello Gallico* II, 29.

<sup>3)</sup> *Bonner Jahrbücher* 101, 1897, S. 100.

<sup>4)</sup> Die Veröffentlichung der Funde, die seit Jahren angekündigt ist, liegt leider noch immer nicht vor.

<sup>5)</sup> *Bonner Jahrbücher* 111, 1904, S. 424.

<sup>6)</sup> *Bonner Jahrbücher* 111, 1904, S. 426.

<sup>7)</sup> *Mainzer Zeitschrift* VII, 1912, S. 109.

der Staat in der Frühzeit des 1. Jahrhunderts n. Chr. oft genug sogar seinen Gegenstempel auf einheimische Nachahmungen der römischen Aße setzte und sie damit anerkannte, oder auch halbierte Münzen an seinen Kassen nicht zurückwies<sup>6)</sup>.

Im Rheinland sind Aduatuker-Münzen an folgenden Stellen zutage gekommen:

1. Xanten, im Museum daselbst, ein Stück. Paul Steiner, Xanten, Kataloge west- und süddeutscher Altertumsammlungen I, Frankfurt a. M. 1911 S. 83 unter „Gallische Münzen“ Nr. 3. — Sonstige gallische Münzen von dort 3 Stück.

2. Haltern i. W. Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen II, 1901 S. 114 (einige Stücke); III, 1903 S. 57, 38 (ein Stück); IV, 1905 S. 87, 19 (ein Stück); V 1909 S. 331 (24 Stück); VI, 1912 S. 105 (43 Stück). Sonstige gallische Münzen zusammen etwa 50 Stück.

3. Asberg bei Mörs am Niederrhein. Vgl. Bonner Jahrbücher 101, 1897, S. 100 Anm. 2.

4. Selsche Ziegelei bei Neuß. 85 Stück. Strack, Der Münzfund auf den Selschen Ziegeleien bei Neuß, Bonner Jahrbücher 111, 1904, S. 452; Bonner Jahrbücher 101, 1897, S. 11, 5. Sonstige gallische Münzen (u. a. der Mediomatruer, Leuter, Belioasser, Remer und Treverer) zusammen 18 Stück.

5. Neuß, Legionslager, zwei Stück; Bonner Jahrbücher 111, 1904, S. 254. Sonstige gallische Münzen 3 Stück.

6. Köln. Gesamtfund, vgl. unten.

7. Köln. Vor vielen Jahrzehnten bei der Straßenanlage an Stelle der alten Gasfabrik in der Spießergasse gefunden, und zwar in einem Grabe, zusammen mit Terra Nigra-Gefäßen. Leider ist diese Münze mitsamt dem übrigen Grabinhalte heute verschollen. — Von derselben Stelle sind Gräber der einheimischen Bevölkerung aus der frühesten Kaiserzeit bekannt geworden. Prähist. Zeitschr. XVIII, 1927 S. 259 ff.

8. Pommern a. d. Mosel, in einer römischen Tempelanlage. 53 Stück, darunter drei mit der Inschrift AVAVCIA. Bonner Jahrbücher 101, 1897, S. 100. Daselbst kamen auch keltische Münzen, u. a. der Leuter, Senonen, Catalauni, Treverer u. a. zutage.

9. Möhn bei Bitburg i. d. Eifel, in einer römischen Tempelanlage. 6 Stück. Auch hier fanden sich Münzen verschiedener keltischer Völkerschaften. F. Feltner, Drei Tempelbezirke im Treverer Lande. Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Gesellschaft für nützliche Forschungen, Trier 1901 S. 19.

10. Mainz-Kastel, am Wiesbadener Tor. Ein Stück. Privatbesitz.

11. Mainz, Legionslager (Gebiet des städtischen Krankenhauses), 7 Stück. Mainzer Zeitschrift VII, 1912 S. 109 Abb. 21, a u. e; VIII/IX S. 65; XII/XIII S. 24. Keine sonstigen gallischen Münzen.

12. Mainz-Weisenau, 3 Stück; Behrens, Denkmäler des Wangionengebietes (Germanische Denkmäler der Frühzeit I) 1923 S. 57 Abb. 54, a—c. Sonstige gallische Münzen 3 Stück.

13. Mainz (?). Ehemals Sammlung Körber-Mainz (jetzt Römisch-Germanisches Zentral-Museum), 4 Stück; Städt. Münzkabinett Mainz 2 Stück; beide Gruppen ohne nähere Herkunftangaben.

14. Aus der Gegend von Frankfurt a. M. wird Bonner Jahrbücher 68, 1880, S. 153 ein Stück erwähnt.

15. Auch im Tempel auf dem Gr. St. Bernhard sind verschiedene Stücke mit der Inschrift AVAVCIA gefunden worden. Holder, Mitteltischer Sprachschatz 1925 S. 307.

<sup>6)</sup> Bonner Jahrbücher 111, 1904, S. 426.

Wie ist nun dieses mehrfach gehäufte Vorkommen von Aduatuker-Münzen im Rheinlande zu erklären? Bei den Funden 10, 13 und 14 ist der Zusammenhang nicht bekannt. Bei Nr. 8, 9 und 15 handelt es sich um Wallfahrtsorte, die für unsere Betrachtung ausscheiden müssen, weil an solchen Stellen Leute aus den verschiedensten Gegenden zusammenzukommen pflegen, das Geld ihrer Heimat mitbringen und opfern. Nr. 7 stammt aus einem Grabfunde, dessen genaueres Inventar heute nicht mehr festzustellen ist. Alle übrigen aber, nämlich die Funde von Xanten, Haltern, Usberg, Grimmlinghausen-Neuß, Mainz und Weifenau stammen von solchen Stellen, die uns als militärische Stützpunkte der frühen Kaiserzeit bekannt sind. Ich möchte deshalb glauben, daß wir an ihnen zeitweilig belgische Hilfswölker oder Milizen annehmen müssen. Neben dem Vorkommen der Aduatuker-Münzen spricht dafür die Tatsache, daß an diesen Orten belgische Keramik stark vertreten ist. Ihr gehäuftes Vorkommen in gewissen Teilen des Halturner Lagers hat man deshalb schon längst dahin gedeutet<sup>9)</sup>, daß die Besatzung dieser Lagerteile aus der Provincia Belgica stammte. In Mainz-Weifenau sind sogar Töpfereien für belgische Keramik gefunden worden<sup>10)</sup>. Und auch in Köln liegen Anzeichen dafür vor, daß in der Gegend zwischen Bahnhof und Dom u. a. auch belgische Gefäße getöpft worden sind<sup>11)</sup>. Das ist aber die unmittelbare Umgebung der Fundstelle unseres kleinen Schatzfundes.

Er besteht — wie schon gesagt — aus 31 kleinen Geldstücken, die mit einer einzigen Ausnahme aus Kupfer bestehen; eines weist ein auffallend gelbes Metall auf. Die Erhaltung läßt sehr zu wünschen übrig, die meisten Stücke waren vor der Reinigung stark verkrustet, dazu auch die Schrötlinge sehr unregelmäßig. Aber auch jetzt nach erfolgter Reinigung ist bei 17 Stücken nicht mehr viel zu erkennen und nur soviel sicher, daß alle Stücke vom gleichen Typus sind: Vorderseite mit springendem Pferd, Rückseite mit Bierbein (Quadrupedum) zwischen kleinen Kreisen. Von den 14 gezeichneten und hier in Abbildung vorgelegten Stücken zeigen 10 das Pferd nach links, nur vier nach rechts. Die Art seiner Wiedergabe wechselt sehr stark, oft ist es ein recht hölzernes Gebilde, dessen Leib aus zwei kreisförmigen Scheiben gebildet ist, die auf Stangen zu ruhen scheinen.

Die Münzen sind 1909 beim Bau des Hotels Ernst gefunden worden, des jetzigen Hotels Excelsior, dessen Gebäude zwischen Bahnhof und Dom liegen, oder genauer gesagt, zwischen Bahnhof-Vorplatz, Bahnhofstraße, Marzellenstraße und Trankgasse. Das ist unmittelbar vor der Nordmauer der römischen Kolonie, in allernächster Nähe und nur wenig östlich der vom Nordtor der Römerstadt ausgehenden Fernstraße nach Neuß. Nun hat die planmäßige Über-

<sup>9)</sup> Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen V, S. 260 Anm. 1.

<sup>10)</sup> Mainzer Zeitschrift VI, 1911, S. 142.

<sup>11)</sup> Germania XII, 1928, S. 200 Nr. 4.

wachung des Kölner Bodens im letzten Jahrzehnt mit Sicherheit ergeben, daß die Colonia Claudia Ara Agrippinensium des Jahres 50 n. Chr. nicht aus dem bei Tacitus<sup>12)</sup> für das Jahr 14 n. Chr. in Köln bezeugten Zweilegionenlager entstanden ist — wie man bisher annahm —, sondern daß sie aus dem Oppidum Ubiorum herausgewachsen<sup>13)</sup> ist, der Ubierstadt, die Agrippa den von dem rechten auf das linke Rheinufer verpflanzten Ubiern gebaut hatte. Das war — wie wir heute mit Sicherheit sagen können — eine Anlage mit rechtwinklig sich schneidenden Straßen<sup>14)</sup>, nach dem bekannten Schema der hellenistischen Zeit. In dieser augusteischen Ubierstadt war die N.-S.-Verbindung Neuß-

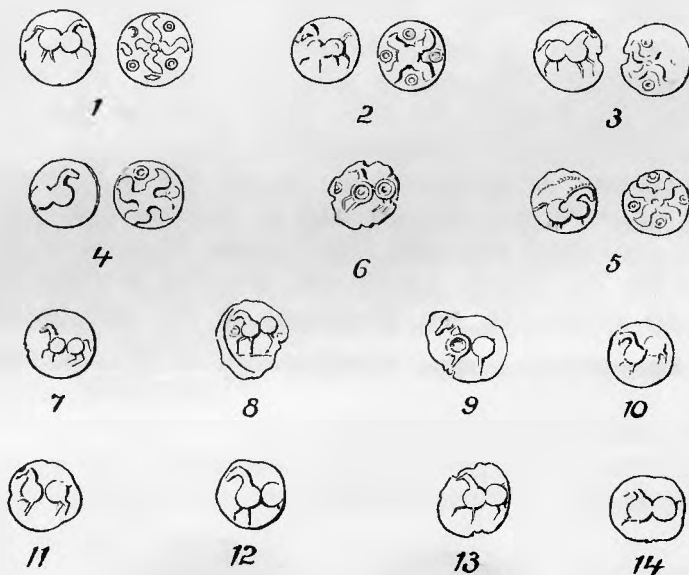


Abb. 1–14. Aduatuler-Münzen aus dem Fund vom Dornhügel in Köln.  $\frac{2}{3}$

Köln-Bonn im Zuge der heutigen Hohestraße schon vorhanden. Der in nächster Nähe befindliche Dornhügel hat spätestens von der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. ab als Sitz bedeutender Heiligtümer<sup>14)</sup> — u. a. des Mercurius Augustus — eine große Rolle gespielt. Und in der Gegend zwischen Dom und Bahnhof befanden sich große Töpfereien, von denen im Jahre 1928 Reste von 7 Töpferöfen festgestellt werden konnten. Wie schon oben gesagt, liegen Anzeichen dafür vor, daß hier u. a. belgische Gefäße gemacht wurden. Unser Münzfund stammt also nicht von einer militärisch wichtigen Stelle, nicht aus

<sup>12)</sup> Annales I 39–44.

<sup>13)</sup> An anderer Stelle gedenke ich ausführlicher auf diese Zusammenhänge einzugehen.

<sup>14)</sup> Vgl. Bonner Jahrbücher 133, 1928, S. 213 ff.

dem Bereiche des Zweilegionenlagers, sondern ist unmittelbar vor der Nordfront der Ubierstadt gefunden worden. Die Erhaltung der Münzen sowie der Umstand, daß es sich nur um Kupfergeld handelt, sprechen dafür, daß sie frei in der Erde gelegen haben; mit hoher Wahrscheinlichkeit dürfen wir annehmen, daß wir den Inhalt einer Geldbörse vor uns haben, die an verkehrsreicher Stelle verlorengegangen ist.

An derselben Stelle — nur weiter südlich — ist vor Jahren ein anderer wichtiger Münzfund<sup>15)</sup> der frühesten Kaiserzeit gefunden worden. Er kam 1912 beim Neubau des Warenhauses Tieg an der Hohestraße zutage, und zwar „in einem römischen Kochtopf der bekannten frühkaiserzeitlichen Form mit einbiegendem Rande“. In diesem Falle waren es ausschließlich Silbermünzen, 36 Denare, von denen 18 der republikanischen Zeit, 15 dem Augustus angehören, während drei nicht mehr zu bestimmen waren. Die jüngsten Stücke sind 12 Denare des Augustus und seiner Enkel C. und L. Caesar. Als Begrabungszeit kommt die Zeitrechnungswende in Frage.

Der besprochene Münzfund stellt den bis jetzt ältesten Siedelungsrest vom Gebiete der Kölner Altstadt dar und muß im Zusammenhang stehen mit der von Agrippa gegründeten Ubierstadt, dem Oppidum Ubiorum, die im Jahre 50 n. Chr. rechtlich zur Kolonie erhoben und wesentlich vergrößert wurde. Er spricht für die Anwesenheit von Aduatukern um die Zeitrechnungswende in Köln, das Endpunkt der großen Fernstraße Boulogne — Longern — Köln war. Amiens — Bayan



Abb. 15. Keltische Silbermünze aus Königshain Kr. Görlitz.  $\frac{1}{2}$   
Nach Jahn, Die Kelten in Schlesiens Taf. XII 1

<sup>15)</sup> Sagen, Germania VIII, 1924, S. 85 ff.

# Die Einfuhr von Bronzeschüsseln der römischen und frühmerowingischen Zeit nach Skandinavien

Ein Beitrag zur Geschichte des römisch-germanischen Handels

Von Gunnar Ekholm-Uppsala

Mit Tafel XLVII—IL und 3 Abbildungen

Mit seiner ausführlichen und gründlichen Behandlung des schönen Wichulla-Fundes<sup>1)</sup> legte Hans Seger auch zum Studium der römischen Ausfuhr nach Nordeuropa einen Grundstein. Zu den römischen Gefäßen des genannten Fundes finden sich auf skandinavischem Boden Gegenstücke, zu den Schöpfgefäßen sogar in beträchtlicher Anzahl. Von den etwa ein halbes Tausend zählenden römischen und provinzialrömischen Metallgefäßen aus den skandinavischen Ländern sind die Kasserollen und Kellen mit Sieb<sup>2)</sup>, Weinkannen und Silbergefäße<sup>3)</sup> schon behandelt. Die Cimer — etwa 30 Stück, davon die meisten aus Dänemark — sollen bald veröffentlicht werden. Von den Wichulla-Typen bleiben dann nur noch die Schüsseln übrig, über die hier ein kurzer Überblick gegeben werden soll. Obgleich die Gefäße dieser Gruppe in Skandinavien nicht besonders zahlreich sind, gewinnen sie dadurch an Interesse, daß sie mit ihren verschiedenen Arten die ganze Zeit der Einfuhr überdauern. Sie geben einen Längsschnitt durch den römisch-nordischen Handel und zeigen die Veränderungen der Verkehrswege sowie der damit in Zusammenhang stehenden skandinavischen Verbreitung der Importstücke.

Die ältesten Schüsseln römischen Ursprungs in Skandinavien sind die wie Müller 189 mit Fuß, Blattschmuck auf dem umgebogenen Rande und beweglichen Henkeln (Taf. XLVII 1-2). Von Schüsseln dieser Art gibt es bei uns 7 Stück<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Schles. Vorzeit VII 1899, S. 413 ff.

<sup>2)</sup> Ekholm, Romerska vinskopor och kärl av Hemmoortyp i skandinaviska länd. Mit Zusammenfassung und Fundverzeichnis in deutscher Sprache. Upplands fornminnesförenings tidskrift, 5. 45: Bilaga 2, 1934. Auch als Sonderdruck bei Wahström & Widstrand in Stockholm erhältlich.

<sup>3)</sup> Ekholm, Om romarnes handel på Nordeuropa. Fornvännen 1934.

Mit Rücksicht auf den Charakter dieses Artikels als einer vorläufigen Mitteilung sind die Fundnotizen stark abgekürzt. Die Fundnummern weisen auf die Karte Abb. 2 hin. Erklärung der Abkürzungen: K = Nationalmuseet Kopenhagen; O = Universitetets Oldsaksamling Oslo; S = Statens Historiska Museum Stockholm; Aarb. = Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie Kopenhagen; Ab. = Foreningen til norske fortidsminders bevaring, Aarsberetning. Oslo; N. F. = Nordiske Fortidsminder Kopenhagen.

<sup>4)</sup> Fund 1. Hammerum. K. 2815. N. F. II S. 38. — 2. Stilling. K. 21359. N. F. II S. 38. — 3. Byrsted. K. 9370. N. F. II S. 38. — 4. Balslev. K. 10893. Annaler f. nord. Oldkynd. 1849, S. 399. — 5. Wahrscheinlich Fünen. Jøns Stiftsmus. 2101. — 6. Stangerup. K. 4396. N. F. II S. 38. — 7. Sojvide. S. 4539 A. Almgren, Die ältere Eisenzeit Gotlands S. 10 Taf. VII 103. — Unter die Schüsseln Müller 189 ist hier nicht das Stück von Langaa auf Fünen aufgenommen: Sehested, Fortidsminder . . . fra Egnen af Broholm, Kopenhagen 1878, Taf. XXXVIa. Eine nähere Prüfung zeigt, daß es sich hier um die Reste eines Stannos vom Weißkirchener Typ handelt. (Verfasser in: Finska fornminnesförenings tidskrift XL 1934).

Mit Ausnahme von Nr. 5 stammen sie sämtlich aus sicheren Grabfunden, deren übrige Beigaben im allgemeinen für eine Datierung ins 1. Jahrhundert n. Chr. sprechen. Eine chronologische Sonderstellung nimmt nur der gotländische Sojvide-Fund (Taf. XLVII 1-2) ein, da die Beigaben hier auf das Ende der Latènezeit hindeuten. Die Einwendungen Müllers gegen diese chronologische Folgerung beantwortet Umgren<sup>5)</sup> unter Hinweis auf festländische Funde und auf den abweichenden, älteren Typus der Henkelattachen, welche nicht die angegossenen Palmetten der übrigen Schüsseln (Taf. II 2) aufweisen. Zur Zeitstellung dieser Schüssel verdient es übrigens bemerkt zu werden, daß diese Form in Pompeji nur vereinzelt auftritt und auch nur in nachlässiger Ausführung und mit verkümmerten Palmetten. Dieses deutet an, daß die Blütezeit der fraglichen Gefäßgattung früher ist als Pompeji. Die für Pompeji typische Schüssel ist dagegen die unten behandelte Form Müller 190, die in Pompeji etwa 30 mal vorkommt.

In fünf dänischen und einem norwegischen Stück liegt die Schüsselform Müller 190 vor — mit profilierten, festen Henkeln, deren Attachen in Tierköpfe auslaufen (Taf. XLVII 3) —, ein Typus, der aus Pompeji, Wichulla, Lübsow und durch andere Funde wohlbekannt ist<sup>6)</sup>. Sämtliche skandinavischen Stücke sind unvollständig und bei den Funden 12 und 41 fehlen sogar die Henkel. Lange Zeit hindurch war in Dänemark der Fund aus Nørrebroj (11) der einzige mit anderen Beigaben. Hierzu kommt der im Jahre 1932 bei Strøbeshave, Kirchspegel Avnslev auf Fünen gemachte Fund. Dieser gehört dem 2. Jahrh. an und bestätigt somit die Zeitbestimmung der Funde von Nørrebroj und Store-Dal<sup>7)</sup>.

Eine besondere Stellung gebührt, wie Friis Johansen hervorhebt, der prachtvollen Schüssel aus dem Hoby-Funde (Taf. XLVII 4 und Abb. 1; Karte Nr. 13). Daß dieser Typus in Pompeji nur vereinzelt auftritt, dürfte der Meinung des dänischen Forschers nach damit zusammenhängen, daß er zu dieser Zeit von den jüngeren Formen, Müller 189 und 190, schon verdrängt worden ist. Gegen diese Erklärung ist jedoch der Einwand zu erheben, daß eine ähnliche, obgleich viel einfachere Schüssel im Funde von Glesch<sup>8)</sup> auftritt. Da dieser

<sup>5)</sup> Die ältere Eisenzeit Gotlands S. 134.

<sup>6)</sup> Fund 8. Skolde. Mus. Aarhus 932. Arb. 1892, S. 280. — 9. Asp. Ørribslev. Mus. Horsens. — 10. Pfarrgut Björning. R. C. 2170. — 11. Nørrebroj. K. 5232. N. F. II, S. 39. — 12. Store-Dal. O. 21555. Nordsø Oldfund I, S. 39 Taf. XIII 6. — 41. [Strøbeshave, Fünen. Tjynst Hjemstavn 1933, S. 113 ff., 130 ff.

<sup>7)</sup> Die Schüssel von Store-Dal ist in dem Fundbericht als Typus Rygh 349 bezeichnet unter Hinweis darauf, daß keine Henkel gefunden sind. Aus der älteren Kaiserzeit sind aber Schüsseln dieser Art nicht zu erwarten. Wie es im Strøbeshavefunde nachweislich der Fall ist, sind offenbar auch in Store-Dal die Henkel verloren gegangen. Aus dem Aussehen des Gefäßbodens geht übrigens hervor, daß es sich hier um eine Schüssel Müller 190 handelt, vgl. Nordsø Oldfund I Taf. XIII 6 mit Prähist. Zeitschr. IV, Taf. XII 1.

<sup>8)</sup> Willers, Neue Untersuchungen Abb. 33.

Fund nicht früher als um 200 n. Chr. angesetzt werden kann, geht aus ihm hervor, daß die Schüsseln vom Hobn-Typus in dieser Zeit noch fortgelebt haben.

Der jüngeren Kaiserzeit gehören die Schüsseln Müller 318, Rygh 349 an, die typologisch als vereinfachte Entwicklungen der oben behandelten Form Müller 190 anzusehen sind. Von diesen Schüsseln (Taf. XLVIII 1) liegt ein halbes Duzend vor<sup>9)</sup>, und zum ersten Mal tritt jetzt Norwegen mit einem Drittel der Funde auf<sup>10)</sup>. Von den zwei norwegischen Stücken ist das eine (19) unvollständig, das andere (18) dagegen sehr gut erhalten. Die in Dänemark gefundenen sind alle stark beschädigt. Für die Zeitbestimmungen sind durch die darin enthaltenen Münzen die Funde von Aarslev, Gunnerupgaard und Barpelev<sup>11)</sup> wichtig.



Abb. 1. Henkel der Bronzeschüssel von Hoby auf Laaland.  $\frac{1}{2}$   
Vgl. Taf. XLVII 4. Nach Nordiske Fortidsminder II 3 Abb. 23

Etwa in dieselbe Zeit wie die soeben behandelte Gruppe fallen die Schüsseln Müller 319 — mit ausladendem Rand, geriefeltem Boden und beweglichen Henkeln (Taf. XLVIII 2). Von diesen Schüsseln kommt in Dänemark ein halbes Duzend, dagegen in Norwegen nur ein vereinzelt, unvollständiges Stück vor<sup>12)</sup>. Auch die in Dänemark gefundenen sind im allgemeinen stark beschädigt, ziemlich gut erhalten war jedoch die Schüssel aus dem jüngsten Funde bei Broskov (Taf. XLVIII 2). — In technischer Hinsicht scheint diese Schüssel in engem Zusammenhang mit den geriefelten Eimern Müllern 188, Rygh 351 zu stehen. Darum ist man zu dem Schluß geneigt, daß sie aus demselben Fabrikationsgebiet herrührt. Es ist dann von Interesse zu bemerken, daß die beiden Bronzegefäßtypen gemeinsam in drei dänischen und einem norwegischen Funde<sup>13)</sup> vorkommen.

<sup>9)</sup> Fund 14. Odder. Mus. Aarhus. Arb. 1892, S. 280. — 15. Aarslev. K. CCCVIII. Willers, Hemmoor, S. 57. — 16. Gunnerupgaard. K. XCIII. Engelhardt, Nydam, S. 50, 44. — 17. Barpelev. K. C. 3078. Arb. 1877, S. 349 ff. — 18. Søndre Kjørstad O. 4159. Rygh, Norske Oldfager, S. 349. — 19. Sörgaarden. Mus. Trondheim 1281. Ab. 1874, S. 46, 18.

<sup>10)</sup> Nicht mitgerechnet ist das Bodenstück aus Bø, Asp. Torvastad, Rogaland, Bergens Mus. Arb. 1906, 14, S. 24, 42. Meiner Ansicht nach haben wir es nämlich hier mit einem Bruchstück eines Eimers wie Rygh 351 zu tun.

<sup>11)</sup> Hierüber Montefius in Sv. fornml. tidskr., Bd. X S. 245.

<sup>12)</sup> Fund 20. Brofaer. K. C. 3266. Arb. 1881, S. 160f. — 21. Broskov. K. C. 19371. Fra Nationalmuseets Arbeidsmarf 1932, S. 33. — 22, 23. Ballöby. K. C. 1469. Arb. 1876, S. 304. — 24. Anarremoje. Nord. Tidskr. f. Oldkynd. 1836, S. 311. K. 3330. — 25. Slamrehjerg. Vedel, Bornholm, S. 349, 46. — 26. Gjeite. Mus. Trondheim. 467.

<sup>13)</sup> Fund 20—23, 26.

Etwas jünger als die oben behandelten Typen ist die Schüssel Müller 320 — mit Fußring, steilen Seiten, rechtwinkelig vorspringendem Rand und drei Henkelringen (Taf. XLVIII 3 und II 1). Diese Gruppe ist durch drei sichere und einen mehr zweifelhaften (29) Fund vertreten<sup>14)</sup>. Zwei ähnliche Gefäße liegen aus dem Sacrauer Funde vor<sup>15)</sup>. Dieser wird von Montelius in die Zeit um 300 angelegt, und damit lassen sich die chronologischen Ergebnisse aus den Funden 27 und 28 gut vereinen. An den Beginn der Völkerwanderungszeit ist dagegen der norwegische Fund von Hauge, Rogaland (30) zu verlegen. Diese Schüssel zeigt auch ein größeres Gepräge.

In einer gewissen Verbindung mit dem Typus Müller 320 steht die unvollständige Schüssel aus dem reichen Grabfund von Uvaldsnes, Norwegen<sup>16)</sup>. Auch diese ist durch steile Seiten und drei Tragringe gekennzeichnet. Letztere sind jedoch hier nicht an haufenförmigen, sondern an aus Löwenköpfen bestehenden Attachen befestigt (Taf. II 3). Diese Schüssel, zu der mir kein vollständiges Gegenstück bekannt ist, muß als rein römisch bezeichnet werden.

In die ältere Völkerwanderungszeit und, wie Montelius angibt, vor allem ins 5. Jahrh., gehört die jüngste Schüsselgruppe Rygh 348 mit Fußgestell und Buckeln auf dem rechtwinkelig ausspringenden Rande<sup>17)</sup> (Abb. 3). Während die Schüssel Müller 319 an den geriefelten Eimer anknüpft, ist die Schüssel Rygh 348 mit dem Eimer vom „Westlandstypus“ Rygh 353 eng verbunden. Von den sieben skandinavischen Stücken sind nicht weniger als fünf zusammen mit Eimern dieser Art gefunden worden<sup>18)</sup>. Damit stimmt gut überein, daß diese beiden Gefäßtypen ganz gleichen Ursprungs sind. Die Schüssel stammt ohne Zweifel von der spätrömischen Form Lindenschmit, Handbuch, Taf. XXXIV 3 ab, und der Eimer darf als eine Weiterentwicklung der Gefäße des provincialrömischen Königstypus aufzufassen sein<sup>19)</sup>. In Norwegen, dem Hauptverbreitungsgebiet des Westlandseimers, sind auch alle Schüsseln des hier behandelten Typus gefunden worden.

Zu den Schüsseln Rygh 348 ist auch ein unvollständiges Stück aus Roligheden in der Landschaft Vestfold gerechnet worden (Fund 40). Daß hier von

<sup>14)</sup> Fund 27. Estilstrup. Willers, Hemmoor, S. 58. K. 11 195. — 28. Nordrup. K. C. 2846. N. F. I, S. 10 ff. — 29. Slamrebjerg. K. 4661. Vedel, S. 349. — 30. Hauge, Mus. Bergen 2269. Ab. 1869, S. 48, 49 a.

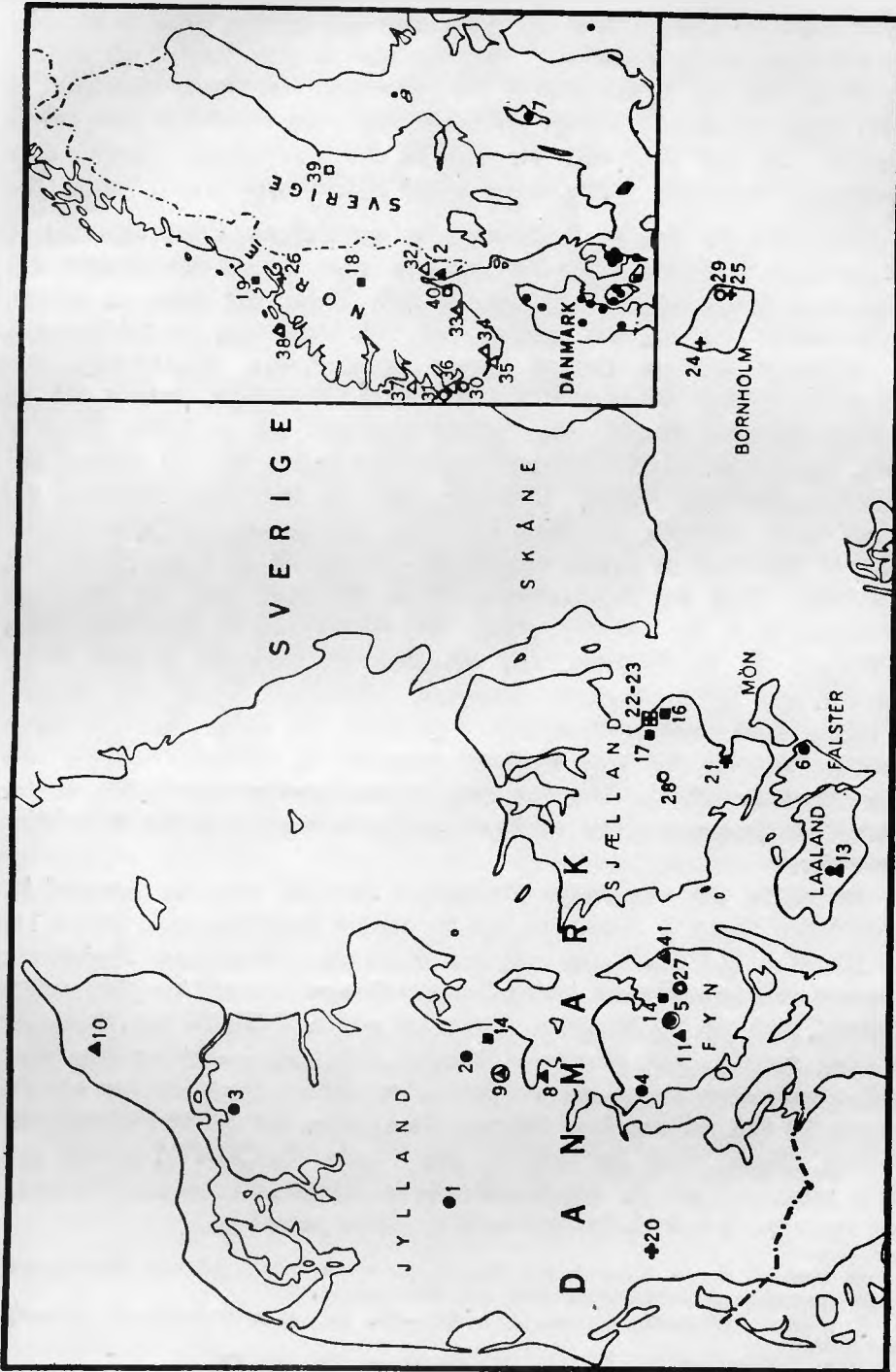
<sup>15)</sup> Grempler, Der 1. Fund von Sacrau (Breslau 1888), Taf. IV 1, 6. Der 2. und 3. Fund von Sacrau (Breslau 1888), Taf. V 6.

<sup>16)</sup> Fund 31. Mus. Bergen 608, Sjetelig, Westlandske graver fra Jernalderen. Bergen 1912, Abb. 129 a, b.

<sup>17)</sup> Diese Gruppe (Funde 32–38) ist von A. Björn verzeichnet. (Det Kgl. Norske Videnskabs Selskabs Skrifter 1929, Nr. 6, S. 16 ff.) Betreffend seiner Nr. 95 (Roligheden, Vestfold) siehe jedoch unten.

<sup>18)</sup> Funde 32, 34–36, 38.

<sup>19)</sup> Ekholm, Bronskärlen av Westlands- och Westlandstyp. Mit einer Zusammenfassung in deutscher Sprache. (Oben, Fußnote 17, erwähnte Skrifter 1933, Nr. 5).



A. B. KARTOGRAFISKA INSTITUTET

Abb. 2. Verbreitungskarte der römischen Bronzegefäße in Skandinavien.

- Gef. XLVII 1-2 ▲ Gef. XLVII 3 ■ Gef. XLVII 4
- Gef. XLVIII 1 + Gef. XLVIII 2
- Gef. XLVIII 3
- △ Gef. XLVIII 4

einer Schüssel die Rede ist, mag als richtig bezeichnet werden, jedoch ist der Hinweis auf Rygh 348 zu bezweifeln. Eher hat man an eine Schüssel wie die aus dem Dorfe Harv (Kirchspiel Uttmar der schwedischen Landschaft Medelpad) zu denken (Fund 39; Taf. XLVIII 4). Sie stammt aus einem Grabfunde ohne andere Beigaben. Ist die oben über die Schüssel des norwegischen Fundes ausgesprochene Vermutung richtig, dann gehört diese Gruppe dem 5. Jahrh. an.

Überblicken wir nun die Verbreitung der verschiedenen Schüsselgruppen, so fällt zuerst die bescheidene Rolle Schwedens in diesen Handelsverbindungen auf. Vergleicht man aber die Fundkarte der Schüsseln (Abb. 2) mit denen der anderen Einfuhrwaren<sup>20)</sup>, so muß man gestehen, daß diese Verteilung der Schüsselfunde mit derjenigen auf den übrigen Karten übereinstimmt. Berücksichtigt man nämlich das gesamte Material, also nicht nur die italienischen, sondern auch die provinziälrömischen Waren, dann kommt Schweden erst an dritter Stelle zu stehen. In größerer Zahl treten die importierten Gefäße nur auf Gotland auf. Verbreitungstatisch richtig ist ferner, daß die Landschaft Medelpad auf unserer Karte vertreten ist (Fund 39). Von den Cimern des Westlandstypus kommt in Medelpad ein halbes Duzend vor — mehr als 50 % des schwedischen Materiales. Auch der Ostlandstypus ist in Medelpad und im nördlichen Hälsingland durch drei Stücke vertreten. Die Verbreitung der genannten beiden Gefäßtypen ist ein Ausdruck der lebhaften Verbindungen zwischen diesen Gegenden und der norwegischen Landschaft Trøndelag. Durch zwei während der letzten Jahre gemachte Grabfunde in Jämtland mit reichen, stark norwegisch betonten Beigaben sind diese westlichen Einflüsse im südlichen Norrland noch weiter veranschaulicht<sup>21)</sup>. Von dem Inneren des Trondheimfjordes führte eine wichtige Landstraße quer über die skandinavische Halbinsel nach dem Bottnischen Meerbusen.

Betrachten wir nach diesem allgemeinen Überblick über das Material die verschiedenen Typen, so finden wir, daß die ältesten Schüsselgruppen Müller 189 und 190 (Taf. XLVII 1-3) eine in hohem Grade übereinstimmende Verbreitung aufweisen. Die halbe Anzahl, drei Stück jeder Gruppe, sind auf der jütländischen Halbinsel, zwei auf den dänischen Inseln und eins in Schweden bzw. Norwegen gefunden worden. Die Fundkarte bestätigt also, daß — wie es Montelius, Müller und andere angenommen haben — die ältesten Verbindungen mit den Römern die Elbe entlang über Böhmen, Carnuntum und den Brennerpaß nach Aquileja gingen. Von der Schüssel aus Sojvide (Taf. XLVII 1-2) muß man jedoch vermuten, daß sie wie das Rondsener Exemplar<sup>22)</sup> auf dem östlicheren Weg über Kalisch und die Weichsel nach der Ostsee gelangt sei.

<sup>20)</sup> Siehe die Karten meiner in den Anmerkungen 2, 3 und 19 angeführten Arbeiten über die römische und provinziälrömische Einfuhr nach Skandinavien.

<sup>21)</sup> Fæstlin, Häfesyndet. Fornvårdaren 1931—32. Derselbe, Brunstosyndet. Fornvårdaren 1934.

<sup>22)</sup> Unger, Das Gräberfeld von Rondsener, Graudenz 1890, Taf. XXII.

Eine deutliche Verschiebung nach dem Osten zeigen die beiden Gruppen Müller 318—319 (Taf. XLVIII 1-2), welche der jüngeren Kaiserzeit angehören. Von diesen liegen zusammen nur zwei Stücke aus jütländischen Funden vor, die übrigen sechs stammen mit Ausnahme des Fundes 18 (Norwegen) von den dänischen Inseln. Noch weiter ostwärts weisen die Schüsseln Müller 320 (Taf. XLVIII 3). Von diesen stammt ein Stück aus Norwegen, die übrigen von den dänischen Inseln, davon zwei von Bornholm, die dritte von der Ostküste Seelands. Wahrscheinlich haben wir in diesen Veränderungen einen Ausdruck dafür zu sehen, daß die Elbe als Verkehrsader damals durch die Oder und die Weichsel — dieser Fluß kommt für die Schüsseln 319 und 320 in Betracht — verdrängt worden war<sup>23)</sup>.

In guter Übereinstimmung mit der östlichen Orientierung der zwei letztgenannten Typen steht der oben erwähnte Sacrauer Fund zweier Schüsseln Müller 320, und außerdem die Tatsache, daß ein Gefäß Müller 319 zusammen mit einem Eimer Müller 188 (Rygh 351) aus dem westpreussischen Funde bei Ladekopp bekannt ist<sup>24)</sup>. Auch die Verbreitung dieser Schüssel gibt also eine Andeutung der starken ostdeutschen Beziehungen, die für den geriefelten Eimer so charakteristisch sind. Diese Verbindungen zwischen Ostdeutschland und Skandinavien, die Ebert berührt, aber kaum richtig deutet<sup>25)</sup>, sollen in Zusammenhang mit der Bearbeitung der geriefelten Eimer näher erörtert werden. Hier soll nur bemerkt werden, daß sie mit den regen Verbindungen dieser Zeit in Zusammenhang stehen, die sich unter anderem in der Entwicklung der skandinavischen Keramik kundgeben<sup>26)</sup>.

In schärfstem Gegensatz zu allen bisher behandelten stehen durch ihre Verbreitung die Schüsseln Rygh 348 (Abb. 3). Von diesen liegen alle Stücke aus norwegischen Funden vor. Es hat sich in der Zeit dieser Schüsseln ein Kreislauf

<sup>23)</sup> Jungklaus (Römische Funde aus Pommern, Greifswald 1924, S. 112), verneint die Bedeutung der Oderlinie unter Hinweis auf die breiten Urstromtäler, die eine Landverbindung längs des Flusses zu überschreiten hat. Außerst merkwürdig wäre aber, wenn die mächtige Verkehrsader, die Oder selbst, die in unseren Tagen Stettin zur größten Handelsstadt an der Ostsee macht, zu jener Zeit nicht befahren worden wäre. Daß dagegen, wie Jungklaus meint, römische Schiffe an die Küste Pommerns gelangt seien, ist mit Hinblick auf den Verlauf der damaligen Verkehrswege — quer über die Basis der jütländischen Halbinsel — als sehr unwahrscheinlich zu bezeichnen.

<sup>24)</sup> Ebert, Ein römischer Bronzefessel von Lodehnen, Kreis Mohrungen, Elbinger Jahrbuch 1923, S. 146 f.

<sup>25)</sup> Gegen die Annahme Eberts, daß die geriefelten Eimer aus Gallien oder dem Rheingebiet über Dänemark nach Ostdeutschland gekommen seien, spricht u. a., daß die ältesten Typen meistens in Ostdeutschland und Norwegen zu finden sind. Die zahlreichen dänischen und spärlichen schwedischen, westdeutschen und rheinländischen Exemplare sind überwiegend typologisch jünger und treten auch in Verbindung mit späteren Begleitfunden auf. — Sprockhoff's Fundkarte (Mainzer Zeitschrift 1928, S. 39), die für Skandinavien auf den Willers'schen Zusammenstellungen beruht, ist für diese Länder ziemlich ungenügend. Von den dänischen Funden dürfen 3 ausgeschlossen werden. Zuzufügen sind für Dänemark 1, Norwegen 1, Schweden 3 Funde.

<sup>26)</sup> Bøe, Jernalderens keramik i Norge, Bergens museums skrifter, Nr. 14, 1931, S. 225.

der Entwicklung der Verkehrswege vollzogen. Die Waren wurden nun aus dem Südwesten, von der Rheinmündung her eingeführt. Darin haben wir eine Fortsetzung der Handelsbeziehungen zu erblicken, die mit der Einfuhr der Hemmoor-Eimer ihre erste Blütezeit erlebten und welche die Königs-Au aufwärts das Nordseegebiet mit den skandinavischen Gewässern verbanden. Wahrscheinlich ist dieser Verkehr unter Vermittelung der Friesen erfolgt<sup>27)</sup>. Die Terpensfunde enthalten römische Einfuhrwaren schon aus der Zeit um Chr. Geb.<sup>28)</sup>, und der friesische Handel dürfte auch mit Skandinavien bereits während eines frühen Abschnittes der älteren Kaiserzeit begonnen haben<sup>29)</sup>. Der wirtschaftliche Zusammenbruch Italiens<sup>30)</sup> und die Verschiebung der Exportindustrie nach Gallien und vor allem nach den germanischen Rheinländern haben diesen Nordseehandel stark befördert. — So wie in der älteren Kaiserzeit die Blüte der römischen Kultur ihren Widerschein auf den fernen Norden warf, so spiegelten sich hier nunmehr auch die Auflösung und der drohende Untergang des Römerreiches ab.



Abb. 3. Bronzeschüssel von Høiland in Norwegen.  $\frac{1}{3}$ . Nach Rygh, Norske Oldsager Abb. 348.

<sup>27)</sup> Eekholm, Vinskopor, S. 28.

<sup>28)</sup> Holwerda, Nederland's vroegste Geschiedenis. Amsterdam 1925, S. 145.

<sup>29)</sup> Über die große Bedeutung der Friesen für die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Skandinavien und Westeuropa während der Wikingerzeit, siehe Wadstein, On the relations between Scandinavians and Frisians in early times. Saga-Book of the Viking Society for northern research 1933.

<sup>30)</sup> A. W. Persson, Staat und Manufaktur im römischen Reiche. Skrifter utg. av Vet.-Soc. i Lund, III, 1923.

# Messing-Seiher mit Halbdeckel aus rheinischen Werkstätten

Von Paul Steiner-Trier

Mit 6 Abbildungen

Vor 30 Jahren hat Gustaf Kossinna einmal diese eigene und verhältnismäßig seltene Art von provinzialrömischen Gefäßen in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen im Anschluß an den Fund von spätrömischen Skelettgräbern aus Trebiß bei Wettin an der Saale<sup>1)</sup>, die er in die zweite Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. datiert. Bei dieser Gelegenheit hat Kossinna alle ihm damals bekanntgewordenen Stücke dieser Gattung aufgezählt. Er kannte „nur vier Parallelen“. Als er etwa 10 Jahre später mich in einer Unterhaltung auf diese seine etwas entlegene Arbeit hinwies, hatte er noch keine weiteren Beispiele zu nennen. Heute läßt sich jedoch die Liste beträchtlich erweitern; die nachfolgende Aufzählung hat schon 38 Nummern. Dazu kommt, wie ich bei der Drucklegung erfahre, noch ein unveröffentlichter Deckel aus dem Kastell Holzhausen als 39. Stück<sup>2)</sup>.

Der Versuch, Fundstücke und Fundorte zusammenzustellen, kann noch nichts Abschließendes ergeben. Wenn wir trotzdem diesen, seit langem geplanten Überblick geben, so geschieht es in dem Wunsche, das Augenmerk nachhaltiger auf diesen Gegenstand hinzulenken, um dadurch Stücke, die noch unbekannt und unerkannt in Sammlungen und Schrifttum zu finden sein mögen, in den Kreis wissenschaftlicher Betrachtungsmöglichkeit zu holen.

Das Verbreitungsgebiet läßt sich schon jetzt mit einiger Klarheit überblicken (siehe das Rärtchen, Abb. 5). Die Verbreitung zu zeigen und einen Katalog zu geben, das allein war Ziel dieser Arbeit. Feststellungen zur Form, zur Verzierung, Bemerkungen über technische Einzelbeobachtungen, über Zeitstellung, Zweck u. dgl. mehr, sollen sich auf das Notwendigste beschränken. Schon der zur Verfügung stehende Raum verlangte das. Aus demselben Grunde muß auch auf die wünschenswerte Beigabe einer größeren Anzahl von Abbildungen verzichtet werden. Es ist wohl nicht nötig zu betonen, daß der Gegenstand eine ausgiebigere Behandlung verträgt und auch verlangt, als ihm an dieser Stelle gewährt werden kann. Ein weiteres Eingehen darauf wird hoffentlich bald an einer anderen Stelle möglich sein.

<sup>1)</sup> S. S a h n e, Über zwei spätrömische Skelettgräber von Trebiß bei Wettin, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde XIV, 1903, S. 51 ff. — G. K o s s i n n a, Die Zeitbestimmung der Skelettgräber von Trebiß, Mansfelder Seekreis, ebendort, S. 53 ff.

<sup>2)</sup> Außer G. Kossinna bin ich einer ganzen Reihe von Fachgenossen, von denen in den seither verflossenen 22 Jahren einige, wie er, bereits verstorben sind, für freundliche Auskünfte zu Dank verpflichtet.

Die Form der hier behandelten Gefäße (Abb. 1 und 2) ist ein mehr breites als tiefes, mehr oder weniger zylindrisches, zum Boden hin sich rundendes Becken mit schmaler, in der Regel leicht aufgetriebener Standfläche im breiten Boden. Der Gefäßrand ist waagrecht umgebogen und selten verdickt; in einzelnen Fällen ist durch Hämmern ein leichter Wulst abwärts entstanden. Typisch sind die aus dem Rand herausstehenden drei kleinen, meistens durchbrochenen, dreieckig-blattförmig gestalteten Handhaben und ein dreikantiger Rinnenausguß<sup>3)</sup>. Dieser kennzeichnende Ausguß ist überdeckt durch einen Füllenteil, der nasenartig aus einem festaufgesetzten, aber nur einen Teil des Gefäßes überdeckenden Deckel vorspringt und, dem Ausguß entsprechend, kantig oder

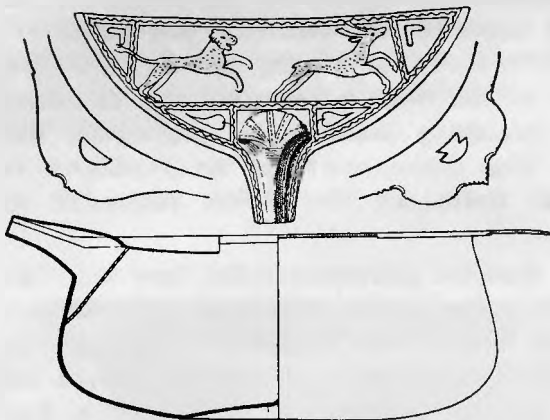


Abb. 1. Messingseimer mit Halbdeckel. Form A  
Alttrier, Luxemburg.  $\frac{1}{4}$  (Vgl. Abb. 6)

gerundet nach oben ausgebuchet ist. Hinter dieser Ausgußröhre sitzt zwischen Deckel und Gefäßwand ein grobgelochtes, segmentförmiges Sieb. Dieses Sieb fehlt jedoch in der Regel, denn es war der empfindlichste Teil des Gefäßes, der am ehesten zerbrach und vielfach sicher schon im Altertum verloren ging.

Der Deckel findet sich fast immer vom Gefäß abgelöst; oft genug ist auch er verloren gegangen. Nicht selten werden Deckel oder Teile von solchen allein, ohne das Gefäß, ge-

funden. Wegen ihrer eigenartigen Form, ihrer Verzierung, der Reste von Bleibelag auf der Unterseite, wird ihr Zweck nicht selten verkannt oder falsch gedeutet.

Die Becken sind gegossen und auf der Drehbank sehr sorgfältig bearbeitet. Sie waren, wie sich aus vorhandenen Resten erkennen läßt, mit einem silberfarbigen Weißmetallüberzug<sup>4)</sup> versehen, der vor allem den Innenteil bis auf den Rand hin und den Deckel schmückte, mitunter auch als umlaufende Bänder auf der Gefäßwand außen erscheint. Diente der Metallüberzug zunächst praktischen Zwecken, so doch auch zum Schmuck: Eine reizvolle Farbwirkung ergab der

<sup>3)</sup> Es ist dies eine Gefäßform, wie sie ähnlich auch eine weitverbreitete Art von Schüsseln aus Marmor in unsern Museen aufzuweisen hat; vgl. z. B. unter den Malergerätschaften in einem Grab „einer Malerin“ in der Vendée: Blümmner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste IV, 1887, S. 457 mit Abbildung und Schriftenangabe; auch D a r e m b e r g - S a g l i o, Dictionaire, s. v. pictura S. 465 (um nur zwei leichter zugängliche Werke zu nennen).

<sup>4)</sup> Darüber s. H. Willers, Die römischen Bronzeimer von Hemmoor, 1901, S. 209 mit Anm. 2.

Silberglanz auf dem goldigen Grunde des Messings. Es lassen sich zwei Beckenformen scheiden: die eine (A) — wegen ihrer größeren Vollkommenheit in Linie und Technik wohl als die ältere zu bezeichnen — zeigt eine gegen den Boden gefällig gerundete Bauchform. Bei der anderen (B) ist diese Rundung nicht oder jedenfalls nicht so vollkommen vorhanden; vielmehr beugt sich die Wand zur Standfläche ziemlich plötzlich, so daß fast ein Knick entsteht (siehe Abb. 1 u. 2).

Die Größe der Becken ist ziemlich einheitlich. Es können folgende Maße angegeben werden. Höhe: 7 cm (1 mal), 7,8 (1 mal), 8 (3 mal), 9 (1 mal), 9,5 (1 mal), 10 (1 mal), 10,3 (2 mal), 11 (4 mal), 11,5 (2 mal), 11,8 (1 mal). Durchmesser mit dem Rand: 20 cm (1 mal), 22,5 (1 mal), 23 (1 mal), 23,5-7 (3 mal), 24,6 (1 mal), 25 (2 mal), 25,5 (2 mal), 26 (2 mal), 26,5 (1 mal). Ein Ausnahmemaß ist 32,5 cm bei Nr. 37, dem aber Deckellängen von 30 (bei Nr. 5) und von 30,4 (bei Nr. 19) gegenüberstehen. Bei den Deckeln ist Form und Größe sehr verschieden. Ihre Längen betragen: 14 (1 mal), 19 (2 mal), 19,5 (1 mal), 20,3 (2 mal), 21,7 (1 mal), 22,5 (2 mal) und 27 cm (1 mal).

Auch bei den Deckeln liegen zwei Grundtypen vor: der erste gehört zu Form A, ist aus dünnem Blech geschnitten und mit eingravierten Figuren- und

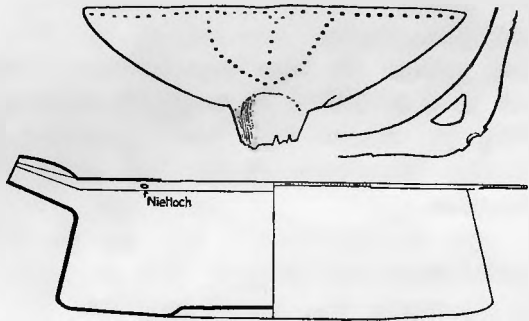


Abb. 2. Messingbecher mit Halbdeckel. Form B  
Sitzler a. d. Mosel.  $\frac{1}{4}$

Linienornamenten verziert, die aus dem Weißmetallgrund ausgeschabt sind. Bei der geringen Stärke dieser Blechdeckel lag die Gefahr des Durchbiegens und Zerbrechens nahe. Um das zu verhüten, wurde der Deckel mitunter durch eine Bleiauflage auf der Unterseite verstärkt, was zugleich dem Gefäß die wünschenswerte Überbelastung an der Rippsseite gab und so ein Aus- oder Abgießen erleichterte. Beim zweiten Typ ist aus diesem Grunde der Deckel von vornherein schwer gegossen. Die Verzierung besteht hier aus mittels Metallstempeln oder Punzen eingeschlagenen Mustern. Die Befestigung am Beckenrand geschah bei beiden Arten durch Lötungen<sup>5)</sup>, weniger häufig durch Niete, und dieses, wie ich vermute, nur zur Verstärkung der sich leicht lösenden Lötung. Aber auch bei der Anbringung des Deckels durch Nietung war Lotverwendung, ein Verlöten zum Zweck der Abdichtung, unerlässlich.

Der Halbdeckel ist manchmal, wie man beobachten kann, durch einen neuen ersetzt worden oder durch ein anderes, altes Stück. Dieser Ersatz paßt dann nicht immer genau; auch ist er manchmal sehr roh ausgefallen, so daß anzunehmen ist,

<sup>5)</sup> Zur Geschichte der Löttechnik in vor- und frühgeschichtlicher Zeit siehe M ö t e f i n d t, Bonner Jahrbücher 123, 1916, S. 146 f.

der Besitzer habe sich den neuen Deckel selbst gefertigt, recht und schlecht, wie er es konnte (vgl. Abb. 2 Nr. 26, Fund von Filzen). Daraus ist zu folgern, wie sehr bei Beurteilung der Entstehungszeit und bei Schlüssen hinsichtlich Hersteller und Fabrikorte Vorsicht zu walten hat. Dabei müssen stets beide Gefäßteile und jeder für sich geprüft werden. Die sichersten Merkmale für alle Herkunfts- und Entstehungsfragen bietet wohl die Gefäßform in Verbindung mit Technik und Werkstoff. Anzunehmen ist, daß die Art der Verzierung, vor allem Figur und Größe der verwendeten Punzen mit Sicherheit die Fabrikanten erkennen und unterscheiden lassen werden. Auf diesem Wege wird voraussichtlich an Hand genauer Bildproben leicht und sicher die Frage nach den Herstellern der Halbedel geklärt werden können.

Daß alle diese zum Teil in ihrer Formgebung recht unterschiedlichen Becken an einem Orte hergestellt wurden, ist kaum anzunehmen. Bemerkenswert erscheint, daß gleich das einzige Stück dieser Gattung, das einen Fabrikantenstempel aufzuweisen hat (Nr. 1), diesem Stempel, Esugen(i), d. h. Esussohn, zufolge, als sicher innergallischen Ursprungs angesprochen werden muß. Und wenn H. Willers für unsere Gefäßgattung niederrheinischen Ursprung feststellte, Fr. Sprater (vgl. Anm. 8) dagegen psälzischen (Eisenberg), so sind damit nur Wahrscheinlichkeiten aus einem größern Kreise von Möglichkeiten gewonnen.

Die Verbreitzungszone hat, wie das Rärtchen (Abb. 5) zeigt, den Rhein gewissermaßen als Rückgrat: Von der Schweiz bis nach Holland erstrecken sich die Fundplätze über das Stromgebiet. Wenn auch dieser Fundstatistik, die ja doch immer auf Zufälligkeiten beruht, zunächst noch nicht allzugroße Bedeutung beigemessen werden darf, so kann doch die Häufung in der mittleren Rheingegend nicht unbeachtet bleiben und die Seltenheit des Vorkommens auf rein gallischem Boden<sup>6)</sup> kann nicht ohne Grund sein. H. Willers hat gewiß recht mit der Forderung, daß nicht die in geschlossenen Sammelsunden vorkommenden Stücke einzeln für sich betrachtet und zu Folgerungen genutzt werden dürften, sondern nur im Zusammenhang mit den übrigen Erzeugnissen der Messingindustrie des betreffenden Fundes. Aber man muß dabei immer auch den Umstand im Auge behalten, daß Metallgefäße eine sehr lange Lebensdauer zu haben pflegen, und daß sie erst, nachdem sie für ihren eigentlichen Zweck unverwendbar geworden, für anderes, so für Bestattungen, bestimmt und vielleicht eigens ausgeführt wurden.

Hinsichtlich der Zeitansetzung, die angenommen wird, bestehen erhebliche Schwankungen vom 2. bis in das späte 4. Jahrhundert. Bei den, nach Kossinna um 400 datierten, von den östlicheren germanischen Volksstämmen als Grabgefäße

<sup>6)</sup> Schaeffer — s. zu Nr. 3 u. 4 des Verzeichnisses — hat nicht ein einziges Beispiel ermitteln können; ihm sind auch die unten aufgeführten Funde entgangen, vielleicht, weil er nur nach Gefäßen, nicht auch Deckeln, fahndete.

verwendeten Becken, die vorher gewiß eine geraume Zeitlang sonstwie in Benutzung waren, würde die Entstehungszeit ohne weiteres entsprechend herabzusetzen sein.

Eine Vorstufe vielleicht oder doch eine bescheidene Abart dieser in ihrer Formgebung durchweg recht gefälligen Bronzebecken dürfte die halbtugelige Schüssel Nr. 8 aus dem Kastell Dambach sein. Sie hat glatt aufstehenden, nicht umgelegten Rand und ist ohne Handhaben. Ein deckelartig eingefegtes Blechstück in Form eines schmalen Kreisabschnittes sitzt an Stelle des Halbedekels über einem siebartig durchlochtem Wandteil, vor dem ursprünglich ein röhren- oder rinnenartiger Ausguß angelötet war; letzterer ist jetzt verloren. Diese 8 cm

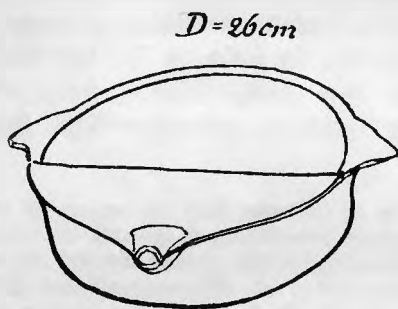


Abb. 3. Messingseither aus Burgau (Bayern)

Vgl. Mainzer Zeitschrift VII, 1912, S. 57 Abb. 18

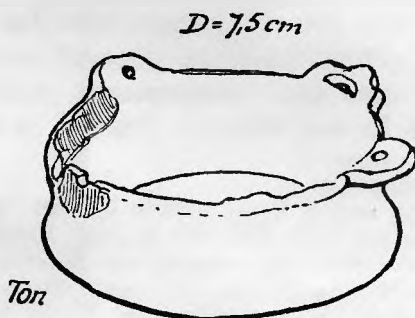


Abb. 4. Tongefäß aus Mainz

hohe Schüssel hat 25,5 cm Durchmesser. Sie ist wie manches andere Seitherbecken mitsamt einer ganzen „Küchenausstattung“ gefunden<sup>7)</sup>, aber nicht im freien Feld, sondern unter dem Schutt des Kastells, das bis um die Mitte des 3. Jahrhunderts in Benutzung stand.

Diese Bronzeschüssel erinnert sehr lebhaft an eine bestimmte Gattung von frührömischen Lonschüsseln, die sich durch eine mit Sieb verschlossene Ausgußrinne oder -röhre kennzeichnen. Sie sind deshalb schon von anderer Seite mit unseren Messingseithern zusammengestellt worden<sup>8)</sup>.

<sup>7)</sup> Vgl. die mit (S) gekennzeichneten Nummern des Verzeichnisses.

<sup>8)</sup> G. Behrens, Mainzer Zeitschrift VI, 1911, S. 96 (Ausgrabungen im Legionskastell zu Mainz), mit weiteren Hinweisen. — Fr. Sprater, Die römischen Bronzegefäße im historischen Museum der Pfalz und die römische Eisenindustrie von Eisenberg. Pfälzisches Museum XXXV, 1918, S. 5. — Diese tönernen Seithgefäße gehören alle der römischen Frühzeit, d. h. dem 1., vielleicht noch dem 2. Jahrh. n. Chr. an. Sie stellen sich so, worauf schon G. Behrens hinwies, ihrer Zeitstellung nach, für uns ohne Frage als die ältere Erscheinung dar; vom technischen Standpunkte aus betrachtet ist aber zweifellos die Bildung solcher Gefäße aus Metall vorausgegangen und das Ursprüngliche. Darauf deutet auch die Glazur hin, der man gelegentlich bei diesen Gefäßen begegnet und die bekanntlich gerne vom Keramiker als Metallnachahmung angewendet wird. Eine tiefe Schüssel mit gelbgrüner

Es wäre reizvoll, dem Ursprung und der Entwicklung dieser Gattung von Seihgefäßen einmal nachzugehen und eine Zusammenstellung der verwandten Arten zu geben. Schon unter den altgriechischen keramischen Erzeugnissen findet man Stücke, die ersichtlich einem gleichen Zwecke gedient haben<sup>10)</sup>.

Dieser Zweck war: Flüssigkeiten von gröberen störenden Beimengungen freizumachen. Die Beobachtung, daß gerade die messingnen Seihbecken vielfach mit andern Abkochvorrichtungen („Küchengerät“) zusammen gefunden werden, legt es nahe, an ein Abkochen von Kräutern zu denken, deren Absud beim Abgießen durch den Seiher abgeklärt werden sollte, wie bei unserer Teebereitung. Dem gleichen Zwecke hatten die bekannten flachstieligen Kasserolen mit eingepaßtem und ebenso gestieltem Sieb zu dienen<sup>10)</sup>. Man wird an die Herstellung von Heiltränklein oder von Würzgetränken aus Kräutern (*calida* oder *calda* sc. *aqua*<sup>11)</sup>), die in Wald und Wiese gesammelt wurden, denken, die gleich an Ort und Stelle im freien Land, vorgenommen wurde, wo diese Kocheinrichtung dann verblieb bis nach Ende der „Saison“, in einigen Fällen bis auf unsere Tage. Zum

Fortsetzung von 8)

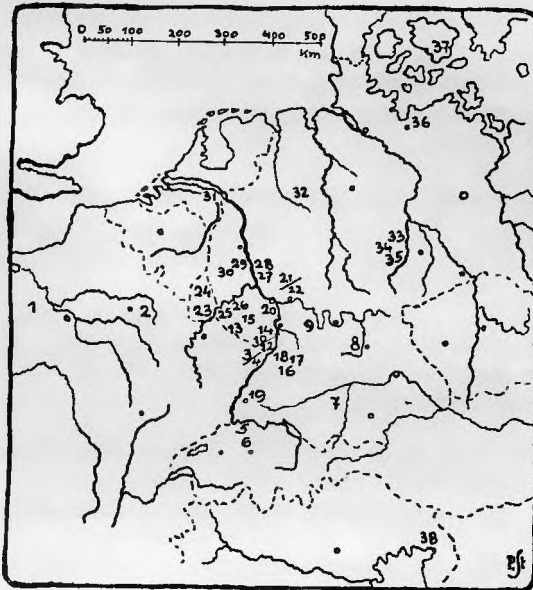
Glajur notierte ich mit 1906 in Pompeji. Es ist ein 15 cm hoher Topf mit waagrecht umgebogenem Rand (Dm. 26,5 cm), zwei seitlichen Henkeln, Rinnenausguß (ob auch Sieb, habe ich mir leider nicht vermerkt) und Standring. — Grundsätzlich von gleicher Art sind die als Nährfläschchen (Milchsauger) angesprochenen kleinen Töpfchen mit Nährenausguß und Sieb, wie z. B. ein Firnistöpfchen des British Museum, das G. V. S. Snijder, Guttus und Berwandtes (*Minemosyne* Jahrg. 1934, Taf. I 3) abbildet. — Jünger ist ein gelbglaßiertes, ebenfalls mit einem seitlichen (abgebrochenen) Henkel versehenes Töpfchen aus Pompeji, das einen schalenartig eingetieften und siebartig gelochten festen Öffnungsverschluß hat: *Notizie degli Scavi VII, 1910, S. 272* Abb. Ferner ähnliche im Museum Maoui (*Catalogue 1897, Taf. XLII Nr. 119. Auch Nr. 115* mit schwalbennestartigem Ausguß vor dem Seiher gehört hierhin).

<sup>10)</sup> Man vergleiche beispielsweise eine tiefe Schüssel des Nikosthenes in Berlin (Furtwängler, Beschreibung der Vasensammlung im Antiquarium Berlin, 1885, S. 621 Nr. 15a) mit Standring, zwei seitlichen Henkeln und schnauzenförmigem Siebausguß. Sie ist geschmückt mit Darstellungen des „entwickelten epiktetischen Stils“, darunter einer Jagdszene (unter einem Jagdpanther niederbrechender Hirsch), wie solche in verwandter Art auch in den Zeichnungen auf den Halbdeckeln unserer Bronzeseiher zu finden sind (vgl. die Stücke aus Mitrier (Abb. 1 und 6), aus Rheinzabern, Niederbieber), so daß man versucht ist, an ein Nachklingen der gleichen Ideen zu denken. — Auch die bei Snijder a. a. D. Taf. IV 19 abgebildete Fußvase mit seitlichen Henkeln und schnabelartigem Rinnenausguß vor einem Sieb in der Seitenwand gehört hierhin. Sie hat feststehenden hochgewölbten Deckel, ist also ganz geschlossen. — Vgl. daneben auch die etruskische Kanne mit Sieb vor dem Ausguß bei Darmberg-Saglio, *Diction. des antiq. I 2 S. 1332* Abb. 1734, welcher gleichartige Kannen heimischen Fundorts entsprechen: aus Terrasigillata Mainzer Jhschr. VIII—IX, 1913—1914, S. 74 mit Abb. 12<sub>a</sub> und Taf. VI 3. Ferner eine braun-marmorierete: F. Delmann, *Keramik des Kastells Niederbieber, 1914, S. 52, Abb. 30<sub>a</sub> = Typus 45*. Und von gleicher Form (jedoch ohne Sieb) die tongrundige Kanne aus Kastell Feldberg, *Obergermanisch-rätischer Limes 10, S. 50* Abb. 11.

<sup>10)</sup> S. Willers a. a. D., S. 45 Abb. 24, S. 82 Abb. 36.

<sup>11)</sup> Vgl. Harfter, *Westdeutsche Zeitschrift I, 1882, S. 485* zu 38—40. Vgl. auch das dort zu 36 und 37 Gesagte.

Abklären des Weins vor dem Trinken, was vielfach als Zweck der Sieher angenommen wird, scheinen die groben Siebe doch nicht recht geeignet. Gegen diese Auffassung spricht auch der Umstand, daß die großen „Küchenausstattungs“-Funde oft in der freien Landschaft gemacht worden sind<sup>12)</sup>.



## Fundorte

- |       |              |                 |
|-------|--------------|-----------------|
| 1     | Evreux       | Frankreich      |
| 2     | Somme-Py     | "               |
| 3, 4  | Selß         | Elß             |
| 5     | Augst        | Schweiz         |
| 6     | Culm         | "               |
| 7     | Burgau       | Bayern          |
| 8     | Dambach      | "               |
| 9     | Al. Heubach  | "               |
| 10-12 | Rheinabern   | "               |
| 13    | Schwarzacker | "               |
| 14    | Böhl         | "               |
| 15    | Rheimpfalz   | "               |
| 16    | Rutesheim    | Württemberg     |
| 17    | Hohenet      | "               |
| 18    | Nichholzhof  | "               |
| 19    | Waldbirch    | Baden           |
| 20    | Mainz        | Hessen          |
| 21-22 | Saarlburg    | "               |
| 23    | Dalheim      | Luxemburg       |
| 24    | Wittrier     | "               |
| 25    | Trier        | Rheinprovinz    |
| 26    | Filzen       | "               |
| 27    | Weitersburg  | "               |
| 28    | Niederbieber | "               |
| 29    | Maldorf      | "               |
| 30    | Billig       | "               |
| 31    | Nymwegen     | Holland         |
| 32    | Havensberg   | Prov. Westfalen |
| 33    | Treibitz     | Prov. Sachsen   |
| 34    | Kyffhäuser   | "               |
| 35    | unbekannt    | "               |
| 36    | Brüel-Häuen  | Mecklenburg     |
| 37    | Himlingöie   | Dänemark        |
| 38    | Aquileia     | Italien         |

Abb. 5. Verbreitungskarte der Messingsieher

## Verzeichnis.

(S = Sammelfund)

Fundort	
<b>Frankreich</b>	
1	<p><b>Vieil-Evreux</b> (Départ. Eure)</p> <p>Abgebildet:</p>
	<p>(Museum Evreux.) Deckel mit Punzornamenten. Auf der Mitte ein Fabrikantenstempel eingeschlagen; es ist das einzige bisher bekannte Stück mit Stempel! Er lautet Esugen(i) CILXIII 3,2 p. 706 Nr. 10027,194. Der Name Esugenos, das heißt „Sohn des Gottes Esus“ (Holder, <i>Mittelaltlicher Sprachschatz</i> I 1475) ist rein keltisch. Dieser Erzgießer dürfte demnach Wohnsitz und Werkstatt nicht allzufern gehabt haben, jedenfalls in Inneregalien. — Länge des Deckels 14 cm.</p> <p>Th. Bonnin, <i>Antiquités gallo-rom. des Ebuoviques</i>. 1860 S. 17, 18 Taf. XXXVI 28 = Couitil, <i>Archéologique gauloise</i> . . IV Arrond. d'Evreux (1921) S. 79 und 186, Abb. 105<sub>28</sub>.</p>

<sup>12)</sup> Vgl. *Trierer Zeitschr.* II, 1927, wo ich auf S. 200 mehrere dieser Funde zusammenge stellt habe im Anschluß an den großen Fund von Filzen an der Mosel im Trierer Provinzialmuseum, abgebildet dort Taf. X (Nr. 26 des Verzeichnisses). Bei dem Fund von Rheinabern (Nr. 10-12) wurden „drei Feuerherde gefunden“.

		Fundort	
1a	}	<b>Bieil-Coreux</b>	<p>(Im Corpus inscriptionum latinarum a. a. D. wird in Verkennung der Zweckbestimmung des Gegenstandes als râclette = „Kraßeisen“ nach Bulletin épigraphique de la Gaule, III (1883) S. 276, 43 irrtümlich auf ein „simile instrumentum usus incerti“ aus Pompeji verwiesen.)</p> <p>Bei Coutil a. a. D. Abb. 103, 13 u. 14 vom selben Fundplatz: 2 Bronzebruchstücke, zweifelloß Beckenteile, a. mit Handhabe, b. mit Ausguß.</p>
1b			
2		<b>Somme-Py</b> Mont-Janvier (Départ. Marne) Abgebildet:	<p>(Verbleib?) Deckel mit kantiger Nasenüberhöhung, Punzenziermuster. L. 19,5, Br. 12,5 cm.</p> <p>Bulletin de la société des antiquaires de France, 1890, 279.</p>
3		<b>Seltz</b>	<p>(Mus. Haguenau.) Zwei gleichartige Becken der Form B, mit Deckel, der mittels vier Nieten befestigt war. Verzierung: einfache, gepunzte Punktreifen. Maße nicht angegeben.</p> <p>Fr. A. Schaeffer, Un dépôt d'outils et un trésor de Bronzes de l'époque Gallo-Romaine découverts à Seltz (Bas-Rhin). Publications du musée de Haguenau (Alsace). 1927, S. 32, 10 mit Abb. 9 und Taf. VII d und e.</p>
4		(EiFaß)	
(S)		Abgebildet:	
<b>Schweiz</b>			
5		<b>Muglt</b> (Kanton Basel)	(Mus. Basel.) Deckel mit Punzornament. L. 30 cm (Mitteilung nebst Skizze von † Prof. Anthès. 1913).
6		<b>Culm</b> (Kanton Aargau) Abgebildet:	<p>(Verbleib?) Deckel ungewöhnlicher Form, halbmondartig, unverziert.</p> <p>De Schmidt-Rossan, Recueil d'antiquités de la Suisse. I. contenant celles d'Avenches et de Culm. Frankfurt a. M. 1771, Taf. C. VI, VIII, S. 46.</p>
<b>Bayern</b>			
7		<b>Burgau</b> b. Günzburg Abgebildet:	<p>(Mus. Augsburg.) Becken, Form A, mit Deckel, der ursprünglich angelötet war. Punzverzierung. Die Handhaben haben keine Durchbrechung. Dm. i. L. 20,6, H. 7,8 cm. Abb. 3</p> <p>Mainzer Zeitschr. VII, 1912, S. 57 Abb. 18.</p>
8		<b>Dambach</b>	<p>(Mus. Ansbach.) Becken eigener Form (oben erwähnt), ohne Handhaben mit Sieb in der Seitenwand und angelötetem Ausguß davor, halbdeckelartiger Zwischensatz darüber am Rand. Dm. 25,5 H. 8 cm. Gefunden mit mehreren anderen Bronzegefäßen usw.</p> <p>Obergerman. - rätischer Vimes 69 „Dambach“ S. 13,7 mit Taf. IV 5. Jahresber. d. Histor. Vereins in Mittelfranken zu Ansbach 21 u. 24.</p>
(S)		Kastell Abgebildet:	
9		<b>Kleinheubach</b> b. Miltenberg Abgebildet:	<p>(Mus. Würzburg.) Becken, Form A, mit Deckel aus mehr gelblichem Metall und nicht ganz passend. Schmuck: Gravierung, zwei Pfauen gegen eine Wase gekehrt, in kindlicher Zeichnung. Weißmetallüberzug. Maße nicht angegeben. Gefunden mit einem Eimer, in röm. Villa.</p> <p>Hoß, Vor- u. Frühgeschichte Frankens (im Führer durch das fränkische Luitpold-Museum zu Würzburg, 1913) Taf. VI mit Text S. 28. — Die Sammlungen des Histor. Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg 2. Abtlg. 1860, S. 152, Nr. 36 „... im Innern war vor der Schnauze ein Sieher angebracht . . . Zu beiden Seiten der Bögel: <b>AA - VV</b> . . .“ (letzte Zeichen gehören wohl zur Verzierung? vgl. die Abb. bei Hoß).</p>

		Fundort
<b><u>Rheinpfalz</u></b>		
10 (S)	<b>Rhein Zabern</b>	(Mus. Speyer.) Becken, Form A, mit Deckel, Punzverzierung und schön gravierte Jagd großer Hunde hinter Hirsch (nach rechts) und Hindin (nach links), dazwischen ein Baum. Unterseite des Deckels mit Lotsschild, die Karte der graben Seite umgelegt. Weißmetallüberzug. Dm. 25, 5, 11,5 cm. Gefunden mit folgenden beiden Stücken
11	<b>desgl.</b>	(wie vor.). Becken, Form A, mit eingepunzten Punktklinien auf dem etwas schmaleren Rand. Der dicke gegossene Deckel war mit vier Nieten befestigt. Punzverzierung. Dm. 26, 5, 11,5 cm
12 (S)	<b>desgl.</b>	(wie vor.). Becken, Form A, mit nicht genau passendem Deckel, der mit vier Stiften festgenietet ist. Punzverzierung. Auf dem Beckenrand Reihe S-förmiger Muster eingepunzt. Dm. 26, 5, 10,3 cm.
Alle drei abgebildet:		W. Harster, Westdeutsche Zeitschr. I, 1882, S. 468–498, besonders S. 485 Taf. VIII 38 und 40. F. Sprater, Die röm. Bronzegefäße im histor. Museum der Pfalz und die Bronzeindustrie von Eisenberg. Pfälzisches Museum XXXV, 1918, S. 1–6 und 21–23, mit Taf. S. 6 – Derf. Die Pfalz unter den Römern I, 1929, S. 93 mit Abb. 79 und 80. Siehe auch G. Willers, Die röm. Bronzebeimer von Hemmoor, 1901, S. 65.
13	<b>Schwarzenacker</b> Bez.=Amt Zweibrücken	(Mus. Speyer.) Becken „sehr unvollständig erhalten, Deckel fehlt“. Dm. 25,5, 5, 11 cm. Sprater, Pfälz. Mus. XXXV S. 4.
14	<b>Böhl</b> h. Neustadt	(Mus. Ludwigshafen.) Becken, Form B, mit Deckel „aus einer wohl 260 zerstörten röm. Siedlung im Böhler Wald“. Dm. 20, 5, 8 cm.
15	<b>„Rheinpfalz“</b>	(Mus. Wiesbaden.) Becken, Form B, mit schwerem Deckel, Punzverzierung, Weißmetallüberzug im Beckeninnen und am Deckel. Rötspur für das jetzt fehlende Sieb. Dm. 24,6, 5, 11 cm.
<b><u>Württemberg</u></b>		
16 (S)	<b>Rutesheim</b> O.-N. Leonberg Abgebildet:	(Mus. Stuttgart.) Becken, Form B, und Deckel mit Punzverzierung. Schriften des Württemberg. Alttert.-Vereins I, Heft 1 S. 8; Heft 3 S. 15 f. Fr. Staehle, Urgeschichte des Enzgebietes, 1923, S. 42 Abb. 24. Handhabe von einem Becken, am Rand Punktklinie.
17	<b>Hohenack</b> n.-ö. Ludwigsburg Abgebildet:	D. Paret, Ein röm. Gutshof mit Ziegelei bei Hohenack, O.-N. Ludwigsburg. Fundberichte aus Schwaben XIX, 1911, S. 114 Abb. 56, 1 S. 116.
18	<b>Nischholzhof</b> O.-N. Ludwigsburg Abgebildet:	(Mus. Stuttgart.) Becken, Form B, und Deckel mit Punzverzierung. Dm. 23,5, 5, 9,5 cm. D. Paret, Urgeschichte Württemberg, 1921, S. 134 Abb. 35, 2. Paulus, Schriften des Württemberg. Alttert.-Vereins III, 1854, S. 13 mit Abb.
<b><u>Baden</u></b>		
19 (S)	<b>Waldbirch</b> Kr. Freiburg	(Mus. Karlsruhe.) Deckel mit Punzverzierung. Rötspur. D. 30,4 cm.

	Fundort	
	Abgebildet:  <b>Sessen</b>	Antike Bronzen in Karlsruhe. Taf. X. Wagner, Fundstätten und Funde... in Baden I, 1908, S. 230 ff. mit Abb. 151 und 152. Bericht auch bei Harster, Westdeutsche Zeitschr. I, S. 497. Siehe auch Willers, Bronzeimer S. 65.
20	Mainz am Rheinufer	(Mus. der Stadt.) Deckel mit Punzverzierung. L. 19,1 cm.
20a	Mainz Eichelfeinstr.	(Mus. der Stadt.) Ein Miniaturbecken dieser Art, Typ. A, aus Ton, Ausguß und Deckel abgebrochen. Spielzeug. Dm. 7,5 cm. Abb. 4
	Abgebildet:	Mainzer Zeitschr. VII, 1912, S. 57 Abb. 18, <sub>1</sub>
21	Saalburg Canabae	(Mus. Saalburg.) Deckel mit kantig gewölbter Rasenüberhöhung. Punzverzierungen. Lötlipuren. L. 21, Br. 7,5 cm. Gefunden in röm. Brunnen hinter dem Mithräum.
	Abgebildet:	Erwähnt: Saalburg Jahrbuch VI, 1914-24, S. 57 in Abb. 20 unten rechts.
22 (S)	Saalburg hinter dem Wärterhaus	(Mus. Saalburg.) Becken und Deckel mit Punzverzierung. Weißmetall-überzug im Becken. Dm. 22,5, H. 8 cm.
	Abgebildet:	S. Jacobi, Saalburg Jahrb. VI S. 56 f. mit Abb. 20.
	<b>Luxemburg</b>	
23	Dalheim Abgebildet:	(Mus. Luxemburg.) Deckel mit Punzverzierung. Publications de la société de Luxembourg IX, 1853, S. 120 A <sup>2</sup> 1 mit Taf. VII 11.
24	Mittrier  Abgebildet:	(Landes-Mus. Trier.) Becken, Typ A, mit Deckel und Sieb. Sauber gravierte Verzierung, Hirsch, von Leopard geheßt. Weißmetallüberzug im Becken und auf Deckel. Lotfschicht auf der Deckelunterseite (z. T. abgewittert). Dm. 23,6, H. 10,4 cm. Mitgefunden ein silberner Löffel. Abb. 6 (vgl. auch Abb. 1).
	Abgebildet:	Trierer Jahresberichte V, 1912, S. 29 mit Taf. III 2 und (Deckelbild) Abb. 14. — Germania Romana <sup>2</sup> Heft V 1930, Taf. IV 4, Text S. 7.
	<b>Rheinprovinz</b>	
25	„Trier“, aus der Sammlung v. Mell.	(Landes-Mus. Trier.) Deckel (eine Ecke fehlt) mit Punzverzierung. Nase kantig überhöht. Lötlspur. Aufgesetztes rechteckiges Blechstück (15×30 mm) auf der Unterseite. L. (ergänzt) 22,5, jetzt noch 15, Br. 10,7, Dm. 0,2 cm.
	Abgebildet:	Germania Rom. =Bl. XVII, 1933, S. 229 Abb. 20. Jahresbericht des Prov.-Mus. Trier für 1932, Trierer Zeitschr. VIII, 1933, Taf. VII 3.
26 (S)	Fülzen a. d. Mosel Str. Bernkastel	(Landes-Mus. Trier.) Becken, Form B, und Deckel, der aber nicht (ursprünglich) zugehörig ist, da der Beckenrand zwei Nietlöcher aufweist, nicht aber der Deckel. Dieser ist roh geschnitten. Nase nur schwach aufgewölbt. Ungezeichnete Punktverzierung. Lötlspur. Der Boden ist kantig hochgetrieben (siehe Abb. 2), ganz so wie bei dem henkellosen steilwandigen Messingbecken aus Grethem bei Willers, Neue Untersuchungen über die röm. Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien, 1907, S. 62 Abb. 37. Dm. 23,7, H. 7 cm, Deckellänge 20,3, Br. 6 cm. Sammelfund im freien Gelände.
	Abgebildet:	Trierer Zeitschr. II 1927, S. 200, 14+17, mit Taf. X (auch S. 47). Germania XI 1927, S. 84.

	Fundort	
27	<b>Weitersburg</b> Kr. Neuwied	(Landes-Mus. Bonn.) Deckel schmalen Form, Punzverzierung. Weißmetallreste. Abtspur am Rand und an der Längsseite eine runde Abtspur. L. 20,4, Br. 5,7—8,5 cm. Gefunden in röm. Gebäude „Alte Burg“, Hagen, Römerstraßen S. 494 (wo Literatur) — Lehner, Führer <sup>2</sup> I, 1924, S. 53.
28	<b>Niederbieber</b> Kr. Neuwied	(Landes-Mus. Bonn.) Deckel mit leichtgepunkteter Verzierung: Tierhaß (Löwe mit Esel?) und Punktlinien. Löttschicht auf der Unterseite. Weißmetallüberzug mit Ausparung oder -schabung. L. 21,7, Br. 8—11,8 cm (Lehner, Führer S. 104.)
29	<b>Waldorf am Wirtsbach</b> Kr. Alrweiler	(Landes-Mus. Bonn.) Deckel, in Bruchstücken, 2 1/2 mm dick, Punzverzierungen. L. 27, Br. 11—15,8 mm. Gefunden in röm. Gebäuderesten „auf dem Scheidt“. Lehner, Führer S. 53.
30	<b>Billig (Belgica)</b> Kr. Euskirchen	(Landes-Mus. Bonn.) Deckel, grob und schwer, 2 mm dick, mit Punzverzierung. L. 22,5, Br. 7,8—12,5 mm. Aus röm. Gebäuderesten, Aus'm Weerth in Clemen, Kunstdenkmäler des Kreises Euskirchen S. 18 ff. — Hagen, Römerstraßen 150 — Lehner, Führer S. 53.
	<b><u>Niederlande</u></b>	
31	<b>Nijmegen</b>	(Mus. Kam.) Becken, Form A, mit flachem Boden, ohne Deckel, vier Nietlöcher am vorderen Rand. Punzlinie auf dem Rande. Dm. 23, H. 9 cm. — Geleijn, Gids van het Rijksmuseum G. M. Kam te Nijmegen, 1930, S. 69 Nr. 11.
	<b><u>übriges</u></b>	
	<b><u>Deutschland</u></b>	
32	<b>Ravensberg</b> Prov. Westfalen	(German. Mus. Nürnberg.) Becken, Form B, ohne Deckel. Punktverzierung auf den Handhaben. Weißmetallüberzug. Dm. im Vichten 22,5, H. 11 cm. — Diente als Leichenbrandgefäß.
	Abgebildet:	W. Schulz, Westfalen in der frühgeschichtlichen Zeit. Mannus V, 1913, S. 48 Abb. 8, dort Literaturangaben.
33	<b>Treibitz a. Saale</b> Prov. Sachsen	(Mus. Halle.) Becken, Form A, ohne Deckel, vier Nietlöcher (zwei aus Bronze, zwei aus Eisen) im vorderen Beckenrand. Dm. 25, H. 11 cm. Aus einem Skelettgrab.
	Abgebildet:	H. Kahne, Über zwei spätrömische Skelettgräber von Treibitz bei Wettin. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde XIV, 1903, S. 51 f.
34	<b>Gegend des Kyffhäufers</b>	(Mus. Halle.) Ein Deckel mit abgewölbener Ede. L. noch 14,5 cm. Punzverzierung. Hinweis und Photo verdanke ich von diesem und dem nächsten Stück Herrn Prof. Dr. W. Schulz.
35	<b>Fundort unbekannt</b> (aber Prov. Sachsen)	(Mus. Gisleben.) Ein Deckel. Punzverzierung, vier Nietlöcher. L. 24,7 cm. (Angaben auf Grund einer Zeichnung, die Museumsleiter Rühlmann freundlichst zur Verfügung stellte.)
36	<b>Brüel, Gut Häven</b> Mecklenburg	(Mus. Schwerin.) Becken ohne Deckel. Dm. 26,5, H. 10 cm. Aus einem Skelettgrab. Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumsfunde 43, 1878, 204. — Belz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogt. Mecklenburg-Schwerin 1910, 352. — Rossinna, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde XIV S. 54 mit Anm. 4. (Nicht bei Willers.)

Fundort		
<b><u>Dänemark</u></b>		
37	<b>Himlingöie</b> Seeland	(South-Kensington Mus. London.) Becken, Form B, mit aufgelötetem Deckel. Punzverzierung. Weißmetallüberzug. Standfläche nicht eingebaut! Handhaben nicht durchbrochen. Dm. 32,5, H. 11,8 cm. — Aus Skelettgrab unter Hügel.
	Abgebildet:	Bulletin de la société des antiquaires de France, 1890, S. 280, Abb. 174 nach South-Kensington Museum art handbooks. The industrial arts of Denmark by J. J. Worsaae. II S. 21, Abb. 174a, b. Mémoires des antiquaires du Nord. 1866–71, Taf. I 2.—Willems, Bronzeimer S. 64.
<b><u>Mittelmeer</u></b>		
38	<b>Aquileia</b> Prov. Udine, Italien	(Mus. Aquileia.) Deckel, verziert mit zwei gravierten, roh gezeichneten, gegeneinandergestellten Delfinen über gepunztem Band. Punktlinien am Rand entlang. Keulenförmige Nasenüberwölbung. Lotfsicht auf der Unterseite. Am Rand beiderseits je fünf Nietlöcher, z. T. ausgerissen. Sie sind nachträglich angebracht, da sie, wie G. Brusin schreibt, „die punzenartige Verzierung durchbrochen haben“. Weißmetallreste. L. 19, Br. 9 cm. Briefliche Mitteilung von Dr. G. Brusin, Direktor des Reale Museo archeologico in Aquileia.



Abb. 6. Messingbecken mit bildlich verziertem Halbdeckel und Seiher aus Alttrier (Mus. Trier). Vgl. Abb. 1

# Stythisierende Darstellungen in der römischen Kunstindustrie

Von Andreas Alföldi-Budapest

Mit Tafel L—LI und einer Abbildung

Die Darstellungen aus dem Leben und der mythischen Vorstellungswelt der Skythen, die die griechischen Künstler der Pontusstädte im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. schufen, haben auch Nachklänge in der römischen Epoche. Die Originalschöpfungen der Glanzzeit griechischer Toreutik wurden noch in der Kaiserzeit kopiert und man vermutete daher allgemein eine Fortdauer der künstlerischen Überlieferung im Pontusgebiet selbst. Eine solche Annahme kann man bis zur Mitte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts noch in Erwägung ziehen. Da aber zu dieser Zeit die meisten Griechenstädte am Nordgestade des Schwarzen Meeres zugrunde gingen und die Barbarisierung ihrer Werkstätten-Überlieferung aus den sogenannten „polychromen“ Goldschmiedearbeiten offensichtlich zutage tritt, so müssen wir es für ganz ausgeschlossen halten, daß sie trotz einer solchen Schicksalswendung die Träger einer echt antiken, stilkreinen, figürlichen Plastik hätten verbleiben können. Wer die starken Brandschichten in den antiken Siedlungen einmal kennen lernt, die das erste Auftreten der Goten überall kennzeichnet, der wird sich vergegenwärtigen können, daß zu einem Ausgleich vom antiken Wesen und Germanentum — etwa im Sinne eines Theoderichs — die bitteren Erfahrungen eines langen Zeitraums nötig gewesen sind; die alte Herrlichkeit der Pontusstädte war jedoch schon längst dahin, als diese Verständigung ausreifte.

Friedrich Dregel hat diese Schwierigkeiten empfunden und wollte daher die pontische Kunstüberlieferung als nur mehr in der Südostecke Europas, in Thracien und um Konstantinopel erhalten wissen<sup>1)</sup>. Und das, obwohl er selbst darauf hingewiesen hat, daß diese Kunstmotive nicht nur in einem engen Kreise vererbt wurden, sondern das Gemeingut der ganzen Antike geworden sind. Er zeigte, daß das altionische Motiv des Silberbeckers von Džtrópataka: der Greif, der einen Hirsch zerfleischt (Taf. L1), im Rahmen der griechischen Kultur selbst auf die alexandrinische Kunst vererbt und durch diese unverändert weiterverwendet wurde<sup>2)</sup>. Noch viel weniger, als die Stadt Alexanders, konnte sich Rom von diesem Bann der klassischen Schöpfungen befreien<sup>3)</sup>. Die Tierkampfszenen

<sup>1)</sup> Fr. Dregel, Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts XXX, 1915, S. 207 und Strena Buliciana, 1924, S. 69 ff. Vgl. dagegen R. Zahn, Amtliche Berichte der Berliner Museen XXXVIII, 1916/17, S. 303.

<sup>2)</sup> Fr. Dregel, Bonner Jahrbücher 118, 1909, S. 219 ff.

<sup>3)</sup> Th. Schreiber, Die alexandrinische Toreutik (= Abh. der philos.-histor. Klasse der Kgl. Sächsischen Ges. der Wissenschaften XIV, 1894), S. 131, 141 ff.

verdrängen in der Toreutik die dionysisch-bukolischen Kompositionen der alexandrinischen Vorlagen<sup>4)</sup> allmählich immer mehr. Die Volkstümlichkeit der Jagd und der Tierhege der Arena hat zur Beliebtheit dieser Darstellungen sicher viel beigetragen, aber es genügte auch die schrankenlose Bewunderung des römischen Publikums für die Leistungen der altgriechischen Toreuten dazu, um deren Bildschöpfungen skythischer Prägung nachzuahmen.

Das auffallendste Beispiel dafür ist der Abglanz eines solchen Skythenbildes auf einer Sigillata-Bilderschüssel (Abb. 1) aus der Werkstätte eines Rheinzaberner Töpfers<sup>5)</sup>. Diese Art von Keramik hat sich, wie bekannt, sehr stark an die Form und Ornamentik der Metallgefäße angelehnt und auch diesmal ist die Abhängigkeit der Bilder dieses merkwürdigen Stückes von der pontischen Griechenkunst offensichtlich. Das Medaillon mit der Zerfleischung eines Hasen durch einen Ubler und der Silenskopf kommen zwar sehr oft als Zierelemente von Sigillatagefäßen vor, doch vertreten sie hier in einem ursprünglichen Zusammenhang mit dem skythischen Genrebilde sicher noch die wohlbekannten alten Motive der Skythenkunst<sup>6)</sup>. Leider verschleiert die schlechte Ausführung die ursprüngliche Darstellung in mehreren wichtigen Punkten: das Renntier ist einem Hirsch angeähnelnd worden, und es bleibt zweifelhaft, ob der Skythe in feinem charakteristischem Vaschlyf bei dem Lassoerfen dargestellt ist, oder ob er ein gezähmtes Tier am Zügel führt. Die letztere — immerhin wahrscheinlichere — Lösung würde (durch die anzunehmende griechische Vorlage) für die Zähmung des Renntieres einen in das 5. oder 4. Jahrhundert v. Chr. zurückführenden Beleg liefern!

Zu den allgemeinen Gründen des Fortlebens einer skythisierenden Kunst-richtung im Römerreich trat sofort eine besondere Bewegkraft hinzu, wenn es sich um die Ausfuhr in die nordischen Grenzländer des Reiches handelte. Die skythische Farbenprägung, die diese Gegenden durch die Schilderung von Herodot erhielten, hat die antike Bildung niemals abzuschleifen vermocht. Ein anderes Mal möchte ich darlegen, wie z. B. Pannonien noch bei den spätrömischen Schriftstellern als die Heimat der skythischen Kälte, Armut und Finsternis geschildert wird. Man soll darin nicht nur einen üblichen Kunstgriff der Erzählungskunst und nicht nur den Hang zum Archaisieren erblicken; solche Krücken, wie die Skythentopik, waren der antiken Bildung offenbar zur Formprägung der völkergeographischen Kenntnisse unumgänglich nötig. Darum muß man die Spiegelung dieser Vorstellungen auch auf Kunstzeugnissen erwarten, die man den Nordländern zuzuführen beabsichtigte.

<sup>4)</sup> Fr. Drexel, Bonner Jahrbücher 118, 1909, S. 209 f. und 218 f.

<sup>5)</sup> W. Ludowici, Römische Siegelgräber. (Katalog IV meiner Ausgrabungen in Rheinzabern 1908—1912), S. 232, Grab 421.

<sup>6)</sup> Über die Rolle des Silenskopfes im skythischen Bereich wird demnächst N. Fettiich in seinem Buch über die Kunst der ungarischen Landnahmezeit eine ausführliche Erörterung bringen.

Dem Scharfblick von Drexel ist es nicht entgangen, daß der erwähnte Silberbecher von Dsztrópataka auf die Gedankenwelt der Illyrier Bezug nimmt<sup>7)</sup>. Er erkannte nämlich in der Göttermaske mit Kiefernkranz und Gartenmesser den Hauptgott der Pannonier, der mit dem römischen Silvanus gleichgestellt und in dieser Gestalt oft als Vertreter jenes Landes dargestellt wurde<sup>8)</sup>. — Der Absicht, den figürlichen Schmuck dem Geschmaç deselben Abnehmerkreises anzupassen, werden wir auch die Abbildung des Fabeltieres des Nordens mit seinem Opfer zuweisen müssen.



Abb. 1. Darstellung auf einer Sigillata-Bilderschüssel aus Rheinzabern. Etwa  $\frac{1}{7}$ . Nach Ludowici

Die skythisierende Tendenz mußte sich noch viel kräftiger äußern, wenn die Bildzier der Kunsterzeugnisse für die Barbaren nördlich der Donau bestimmt gewesen ist. Denn Sarmaten oder Germanen waren für den Römer gleichsam „Skythen“. Und die Bilder aus dem Steppenleben, die man aus dem klassischen Formenschatz für eine solche Ausfuhrware verwerten konnte, entsprachen vielfach auch tatsächlich den Neigungen dieser Völker. So begegnet man z. B. in den sarmatischen Funden der ungarischen Tiefebene oft römischen Bronzefibeln in der Form eines Pferdes. Von den verschiedenen Typen dieser Fibel ist besonders derjenige aufschlußreich, bei dem das Pferd mit dem linken Vorderfuß zusammenfinkt. Von den mir bekannten Stücken<sup>9)</sup> ist ein im Hódmezővásárhely gefundenes und daselbst aufbewahrtes Stück am wenigsten verkümmert (Taf. L 5). Da sieht

<sup>7)</sup> Bonner Jahrbücher 118, S. 203 Nr. 24.

<sup>8)</sup> Vgl. A. v. Domaszewski, Abhandlungen zur römischen Religion 41, S. 76 ff. — P. E. v. Straß, Untersuchungen zur Geschichte der römischen Reichsprägung I, 1931, Taf. VIII 430 und S. 209 (mit weiterer Literatur).

<sup>9)</sup> Vgl. auch M. Párducz, Dolgozatok VII, 1931, 168. — Der Typus kommt auch im Provinzialgebiet vor, so z. B. in Novi Banovci (National-Mus. Zagreb), veröffentlicht in der Vješnik hrvatskoga archeol. društva, n. s. V, 1901, S. 162 und Taf. IV 1. Genau dieser (stark herabgekommenen) Abart entspricht das Stück, welches von B. Párvan, Getica, 1926, S. 29 und Taf. VI 5 irrtümlich als altskythisch beschrieben ist.

man noch deutlich, daß das Motiv aus einem Zusammenhange herausgerissen ist, da das Tier von selbst nicht in diese Lage kommen kann; am ehesten könnte man an eine Skythenszene in der Art der prachtvollen Bilder der Silbervase von Čertomlyž — also ähnlich, wie die Bändigung des Rosses, Taf. L2 — denken.

Noch viel volkstümlicher ist ein anderes Pferdemitiv des Čertomlyžer Prachtgefäßes in der Römerzeit gewesen, nämlich das weidende Ross (Taf. L3). Es gehörte schon zum Typenschatz der alexandrinischen Silbergefäße<sup>10)</sup> und war auch in der römischen Weiterentwicklung der hellenistischen Toreutik stets beliebt<sup>11)</sup>. Auch sonst hat man es auf Werken der Kleinkunst gerne angebracht; Taf. L4 gibt z. B. einen geschnittenen Stein aus Carnuntum mit diesem Motiv wieder. Das Auftauchen von neuen Reitervölkern auf der südrussischen Steppe hat ihm dann eine neue Aktualität verschafft<sup>12)</sup>. Von den spätantiken Darstellungen, auf denen es vorkommt, ragt die Silberbüffel (Taf. L6) hervor, welche, für die Nordbarbaren bestimmt, in das permische Gebiet ihren Weg fand. Nach der Beweisführung von Matzulewitsch<sup>13)</sup> ist dieses eindrucksvolle Bild des weidenden Steppenpferdes, das seine gedrungenen Glieder und seine zottige Mähne gut kennzeichnen, in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. n. Chr. in Konstantinopel entstanden. Seine Abhängigkeit von den griechischen Skythemotiven ist ebenso offenbar, wie in dem gleichzeitigen Gedicht von Ennodius de equo, quem accepit, Hunisco, die Skythentopik<sup>14)</sup>:

Belliger argenti sonipes nutrita sub axe,  
 Per Tanais medium pectora sicca ferens,  
 Cana pruinosis mandentem gramina lustris,  
 Virtus lege poli quem sibi percoluit,  
 Post domitas gentes, post flumina tanta cruoris,  
 Alter te dominus, sed manet ipse labor . . .

Auf diese skythisierende Kunstströmung in Rom kurz hinzuweisen, hat mir die Absicht Veranlassung gegeben, die Herkunft eines Fundstückes etwas zu beleuchten, welches Hans Seger immer am Herzen gelegen hat. Ich meine den

<sup>10)</sup> Bei H. D. Curle, *The Treasure of Traprain* Taf. XXIII ist ein neues Beispiel abgebildet; vgl. dazu die interessanten zoologischen Ausführungen von J. Ritchie, ebenda S. 117.

<sup>11)</sup> Vgl. z. B. H. Willers, *Die römischen Bronzeimer von Hemmoor* 1901, S. 149.

<sup>12)</sup> Auf der Säule des Theodosius in Konstantinopel: Reinach, *rep. rel.* I, S. 106, 8.

<sup>13)</sup> E. Matzulewitsch, *Byzantinische Spätantike* S. 4 und 115 ff., Taf. XXX.

<sup>14)</sup> Ennodius, ed. Vogel. *Monumenta Germaniae Historica, auctores antiquissimi* VII S. 169 Nr. CCXII. — Ins Deutsche übertragen lautet das Gedicht:

Das hunnische Pferd, das er erhalten hat,  
 Schlachtroß, aufgezogen unter kaltem Himmel,  
 durch den Don mittenhindurch schwammst du mit trockener Brust.  
 Graues Gras traßest du auf bereifter Steppe,  
 du, das Kriegergeiß nach nordischer Art sich gezüchtet hat.  
 Nach der Unterwerfung mancher Stämme, nach solchen Strömen von Blut  
 harret deiner ein anderer Herr, aber die Pflicht bleibt.

Bronzeteller aus dem Sacrauer Funde im Museum Breslau (Taf. LI), auf dessen Randfries zwei sich gegenüberstehende Paare von Tieren — Greif und Hirsch, Panther und Hinde — im Sinne der ionisch-kythischen Kunst angebracht sind. Wir sehen jetzt deutlich, daß diese stilistische Gebundenheit nicht notwendigerweise auf eine pontisch-spätgriechische Werkstatt hinweist<sup>15)</sup>. Stilistisch und technisch hängen die Zeichnungen des Tellers mit denen der — als Ausfuhrware für die Germanen hergestellten — provincial-römischen Bronzebecken vom „Hemmoorer“ Typus eng zusammen<sup>16)</sup> und die Raubtiere sind auf ihm nach dem Muster der Tierhege der römischen Arena mit einem Gurt um den Leib ausgestattet<sup>17)</sup>.



Silberne Beschlagplatte aus Sacrau.  $\frac{2}{3}$

Nach Mertins, Wegweiser Abb. 304

<sup>15)</sup> Wie es z. B. M. Ebert, Südrufland im Altertum 1921, S. 368 und andere Forscher meinten.

<sup>16)</sup> F. Drexel, Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts XXX, 1915, S. 210 f. Es hat zu Mißverständnissen Anlaß gegeben, daß dieser große Forscher den ganzen Umkreis des Schwarzen Meeres als „pontisch“ bezeichnete. Wir müssen diesen Ausdruck auf das Nordgestade beschränken.

<sup>17)</sup> S. Willers a. a. O. S. 154, 160 f. — F. Drexel, Bonner Jahrbücher 118, 1909, S. 234 f. — R. Zahn, Das Fürstengrab von Hasleben (Römisch-Germanische Forschungen VII, 1933) S. 69. — Anders N. Fettiçh, Acta Archaeologica I, 1930, S. 254 Anm. 74.

# Die Geweberefte aus den Fürstengräbern von Sacrau unter besonderer Berücksichtigung der Brettchenweberei

Von Gertrud Sage-Breslau

Mit Tafel LII—LV und 4 Abbildungen

Die durch ihre kostbare und reiche Ausstattung bekannten drei Fürstengräber des 4. Jahrhunderts von Sacrau Kr. Dels<sup>1)</sup> bargen unter ihren Funden auch mehrere Geweberefte. Grab 1, das im April 1886 beim Sandschachten aufgedeckt wurde und wegen der Beigabe eines Spinnwirtels auch eine Frau enthalten haben muß, wird hier nicht berücksichtigt, da aus ihm keinerlei Geweberefte gerettet worden sind. Dagegen geben die Gräber 2 und 3 trotz der spärlichen Gewebestücke einen reichen Aufschluß über die Handfertigkeit der vandalischen Hausfrau jener Zeit. Grab 2, das 3 m östlich des Grabes 1 am 23. Juli 1887 zutage kam, wird wegen der Beigaben gleichfalls einer Frau zugeschrieben werden müssen, und Grab 3, als einziges amtlich — am 26. Juli 1887 — gehoben, barg die Beigaben eines jungen Mädchens<sup>2)</sup>. Der Erhaltungszustand der Geweberefte aus beiden Gräbern, wie wir ihn heut vor uns haben, ist verhältnismäßig schlecht. Es war ja im großen ganzen nicht anders zu erwarten, da alle drei Gräber in lockeren Sand gebettet waren, umlagert von einer Steinmauer und sicherlich überdeckt mit einer Holzverkleidung. Auf diese Weise wurde eine fargähnliche Abdichtung geschaffen und der große luftgefüllte Raum darin gab dem Sauerstoff die beste Möglichkeit, alle organischen Stoffe in den Gräbern: die Leiche, ihre Bekleidung — also die Gewebe — und Holz zu zersehen<sup>3)</sup>. Die Sickerwasser in der Sandgrube haben ihr übriges getan.

Die Geweberefte von Sacrau sind zum Teil in ihrer reinen organischen Masse erhalten geblieben. Sie wurden in den Gräbern dort konserviert, wo sie in dichten Lagen übereinandergeschichtet waren und die Umhüllung irgendeines Gegenstandes bildeten, sich auf diese Weise selbst luftdicht abschlossen und so dem Sauerstoff oder sonstigen Zersehungsbakterien wenig Raum boten. Lagen sie zudem noch in der Nähe von Holzgefäßen, und handelte es sich bei diesen um Eichenholz, so diente die Gerbsäure dieses Holzes mit als vorzügliches Konservierungsmittel. Einzelne Gewebeteile sind heut derart verwittert, daß sie bei der leisesten Berührung zerfallen, andere, vielleicht die aus der Nähe von

<sup>1)</sup> Grempler, Der I.—III. Fund von Sacrau. Breslau 1887—88.

<sup>2)</sup> Grempler erwähnt im Korrespondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie aus Grab 2 die Schmelzkappe eines Backenzahnes, die Prof. Haffe freilich als einem älteren Manne zugehörig betrachtet. In Grab 3 fand sich nach seiner Untersuchung der Backenzahn einer jugendlichen Person.

<sup>3)</sup> Soß, Über den Erhaltungszustand vorgeschichtlicher Körpergräber. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien LXII, 1932, S. 210—216.

Holzgefäßen stammenden, sind durch das Übereinanderliegen mehrerer Stofflagen zu einer rindenartigen, brüchigen Masse erstarrt, die höchstwahrscheinlich durch unzulängliche Konservierung kurz nach der Aufdeckung der Gräber noch erhärtet wurde. Mitunter konnten durch größte Sorgfalt die brüchigen Stoffmassen vorsichtig auseinandergelöst werden, so daß dadurch die Vielgestaltigkeit der Gewebearten besser herauskam. Hierbei sind einige schöne Neuentdeckungen von vorgeschichtlichen Gewebearten Schlesiens gemacht worden. Es ist die sogenannte Brettchenweberei, die in beiden Gräbern an Bändern und Gewebefanten auftritt. Sie soll im letzten Teil der Arbeit etwas näher betrachtet werden. Auf die übrigen Arten der Fadenbindungen bei den einzelnen Geweben näher einzugehen, erübrigt sich, da sie bereits früher dargestellt worden sind<sup>4)</sup>.

Die organische Masse der Gewebe ist kurz nach der Aufdeckung der Funde durch Prof. Fritsch-Berlin, Dr. med. Buschan-Leubus und Generalagent Langenhan-Breslau mikroskopisch untersucht worden<sup>5)</sup>. Danach ist das Material allem Anschein nach „ein langes, gleichmäßiges und ziemlich kräftiges Wollhaar, die Fäden scheinen durch eine besondere Durchtränkung geglättet. Beim Zerrupfen der mittelstarken, weniger glatten Fäden trennen sich braune amorphe Schollen von wechselnder Größe und Gestalt, die das Lösungswasser trüben“. Sollte das auf irgendwelche Färbung der Gewebe hindeuten? Langenhan berichtet von einzelnen feingemusterten, geköpernten Geweben, die aus scharf gedrehten, sehr gleichmäßig mittelstarken Fäden, von denen jeder einzelne aus etwa 30 Wollhaaren zusammengesetzt war, bestehen. Das Material wurde bei der feinerzeit vorgenommenen Untersuchung durchweg als Wolle festgestellt, von den Gewebefunden wird nur Röper erwähnt. Bei der jetzigen genauen Durchprüfung sämtlicher Geweberefte konnte auch ein Flachsgewebe gefunden werden. Die Gewebefunden sind im einzelnen in der Fadenstärke recht verschieden und werden im folgenden genauer beschrieben werden. Die Farbe der Gewebe ist heute durchweg schwarz ohne den leisesten Schimmer irgendeiner anderen Färbung.

#### Sacrau, Grab 2

Literatur: Grempler, Der II. und III. Fund von Sacrau 1888. — Langenhan, Fibelfunde in Schlesien, Schles. Vorzeit V S. 104. — Ortsakten.

Inv.-Nr. sämtlicher Geweberefte aus diesem Grabe 204:89<sup>6)</sup>. Sie sind durchweg in organischer Masse erhalten (Taf. LIV 4). Da der Inhalt des Grabes nur durch Zufall von den Schachtarbeitern gerettet worden ist, konnten über die ursprüngliche Lagerung der Geweberefte im Grabe keinerlei Angaben mehr gemacht werden. Bei der jetzigen Durchsicht sämtlicher Funde dieses Grabes haften an einem Holzteilchen, das ursprünglich zu einer Truhe mit Griff und Beschlägen aus Bronze und Eisen gehörte (Inv. Nr. 200:89; 211 bis

<sup>4)</sup> G. Sage, Geweberefte an vorgeschichtlichen Eisengeräten in Schlesien. Mit-schlesien IV S. 69 ff.

<sup>5)</sup> Grempler a. a. O. Fund III S. 8 f.

<sup>6)</sup> Grempler a. a. O. Fund II Taf. I 10 u. 11.

215:89 und 218:89<sup>7)</sup> ein kleiner Gewebereft, der genau mit dem Gewebe (Taf. LIV 4b) übereinstimmt. Demnach darf vermutet werden, daß die gleichartigen Geweberefte in der Nähe der Truhe gelegen haben. Nach der Bestimmung des Konservators am Berliner Museum für Völkerkunde C. Krause muß der Deckel der Truhe geöffnet gewesen sein<sup>8)</sup>. Die Geweberefte konnten daher nicht die geschlossene Truhe umhüllt haben.

Taf. LIV 4b. Von den 21 Resten des Stoffes der gleichen Gewebebindung ist das beste Stückchen ausgewählt worden. Dm. 3,2:0,5 cm. Es ist ein wenig zusammengerollt. Die Fäden sind recht fein, gleichmäßig links gesponnen. Schuß und Kette haben gleiche Fadenstärke von 0,1 mm. Es ist ein auf einem vierschäftigen Webstuhl hergestelltes Rörpergewebe.

Von einem anderen Gewebe sind vier kleine Stücke erhalten, deren eines abgebildet ist (Taf. LIV 4a). Es ist der Rest eines beiderseitig leinenbindig gewebten Tuches. Der Wollfaden ist gleichmäßig links gesponnen und 0,2 mm stark. Dm. des Gewebereftes 1,2:1,5 cm. Die eine Kante ist anscheinend umgeschlagen, da sie einen ganz glatten Eindruck macht. Etwa 1,5 mm davon entfernt sind feine, sogenannte überwendliche Sestfische, sehr regelmäßig nebeneinandergereiht, sichtbar. Länge eines Sestfisches etwa 1,5 mm, Gesamtlänge der Stiche 8,0 mm. Auf der Rückseite ist von der Naht nichts zu erkennen, da der Stoff durch das Konservieren stark gelitten hat. Mit einem anderen Gewebereft der gleichen Bindung ist auf der einen Seite ein Stückchen Wollkörper, wie Taf. XIV 4b es zeigt, verbunden.

Taf. LIV 4c ist ein stark zerstörtes, vollkommen abgeschlossenes Band, in Brettchentechnik hergestellt. L. noch 3 cm, größte Br. 1,5 cm. Das Material besteht aus feinen Wollfäden, gleichmäßig links gesponnen. Fadenstärke 0,1 mm; sie stimmt also mit der des Wollfadens im Gewebe Taf. LIV 4b überein. Soweit eine Bestimmung möglich war, ist das Band mit etwa 33 Brettchen gewebt worden, und zwar besaßen die Brettchen bei der Dicke des Bandes und der gleichzeitigen Schwäche des Fadens wohl vier Löcher. Jede Kante der beiden Längsseiten ist mit vier paarweise geordneten Brettchen gewebt; die übrigen 25, die dazwischen liegen, waren hintereinander geordnet. Durch die Mitte des Bandes ist ursprünglich ein viereckiges Loch von 0,4:0,3 cm Größe gestoßen worden, was auf der Abbildung nicht mehr recht sichtbar ist. Demnach muß durch das Band ein Nagel oder ein Niet gegangen sein. Die Weberei des Bändchens ist im großen ganzen nicht sehr sorgfältig ausgeführt, die beiden Kanten allein zeigen einen regelmäßigen Verlauf der Weberei. Die dazwischenliegenden Ketten und Schußfäden sind bald fester, bald loser angezogen; mitunter haben sich die Brettchen bei der Arbeit in der Richtung unregelmäßig verlagert, was besonders im unteren Teil des Bandes zu sehen ist. Eine Umkehrung, die sonst das Kennzeichen einer jeden Brettchenweberei ist, ist infolge des schlechten Erhaltungszustandes nicht zu erkennen. Bei der Feinheit des Materials ist es durchaus kein Wunder, daß die Fäden beim Weben durcheinander kamen, wenn man bedenkt, daß auf einer Breite von 1,5 cm 22 Brettchen verwendet worden sind. Da die in dieser Technik gewebten Bänder äußerst fest sind, kann das Band zum Zusammenhalten irgendeines Behälters gedient haben. Vielleicht war es an der Truhe angeheftet, wofür das Nietloch sprechen könnte, und ist hier mit zum Verschluß benützt worden. Abb. 1 zeigt einen Versuch der Verfasserin, das Band nachzuweben.

<sup>7)</sup> a. a. D. Taf. II 11.

<sup>8)</sup> a. a. D. S. 7.

## Sacrau, Grab 3

Literatur: dieselbe wie bei Grab 2.

Inv.-Nr. sämtlicher Gewebereste 239:89<sup>9)</sup>. Bei diesem einzigen sachgemäß gehobenen Grabe konnten mehrere Gewebereste noch in ihrer ursprünglichen Lagerung beobachtet werden. Aus den sich mitunter widersprechenden Berichten ist noch folgendes festzustellen: Einige Gewebereste<sup>10)</sup> haben etwa in der Brustgegend der Leiche in der Nähe ihrer linken Schulter an der geschlossenen goldenen Zweirollenfibel (261:89<sup>11)</sup>) gelegen. Allem Anschein nach waren es die Gewebereste des Wollkörpers auf Taf. LV 4. Dann ist sicher, daß eine zweite Stoffschicht — und zwar waren es dichte Lagen eines feineren und eines größeren Stoffes<sup>12)</sup> — ein Schmuckkästchen aus Eichenholz (266:89<sup>13)</sup>) umhüllten, das mit quadratischen Silberplatten und fünf ausgenieteten römischen Münzen verziert war und fünf Bernsteinperlen (241:89<sup>14)</sup>) und verschiedene andere Schmuckgegenstände enthielt. Ferner sollen silberne Gürtelplatten (257—260 und 267:89<sup>15)</sup>) und nach Langenhan<sup>16)</sup>) auch die große Dreirollenfibel (262:89<sup>17)</sup>) in Geweben eingehüllt gewesen sein. Nach Grempler war eine silberne mit Goldblech plattierte Dreirollenfibel (263b:89<sup>18)</sup>) in dichte Lagen von Geweben verpackt. Alle diese Gewebe mit Ausnahme von Taf. LV 4 sind bei der Bergung des Fundes nicht auseinandergehalten worden. Die Gewebereste bildeten fast ausnahmslos beiderseitig eine feste, rindenartige Masse, die mitunter lederartig wirkt. In Brettentechnik ist ein einzelnes Band und die Kante eines anders gewebten Stoffes hergestellt worden.

Taf. LV 4. Aus einer großen Anzahl ganz kleiner Gewebereste der gleichen Bindung sind fünf der besten Stücke zur Bestimmung herausgesucht worden. Ihre Größe beträgt a) 2:0,5 cm, b) 3:0,6 cm, c) 2,5:1,5 cm, d) 4:1,3 cm, e) 2:1,5 cm. Es ist ein feiner Wollkörper. Ketten- und Schußfäden sind gleichmäßig links gesponnen und etwa 0,1 mm stark. Die verhältnismäßig regelmäßige Weberei ist auf einem vierschäftigen Webstuhl hergestellt, ähnlich wie bei Grab 2 (Taf. LIV 4b). Diese Gewebereste stammen, da sie sich aus fast allen nachher beschriebenen Stücken herausheben, wohl vom Gewande des Mädchens, das an der linken Schulter mit der goldenen Zweirollenfibel zusammengehalten wurde.

Taf. LIV 3. Zu einer festen Masse erstarrter Stoffrest. Dm. 5:4 cm. Auf der nicht abgebildeten Seite war dieses Stück noch stark mit faserigen organischen Resten wie Holz oder Leder behaftet. Die ganze Masse ist in einer Form erstarrt, die dafür spricht, daß die Gewebe auf irgend einem härteren Gegenstand aufgelegt haben. Auf der abgebildeten Seite sind zwei übereinandergelagerte Stoffe zu erkennen, deren unterer in ganz wenigen Resten als ein verhältnismäßig grobes Wollgewebe erkannt werden kann; auf der Abbildung ist dies leider nicht mehr sichtbar. Die Fäden sind gleichmäßig links gesponnen. Kette und Schuß haben die gleiche Fadenstärke. Dm. 0,4 mm. Darüber liegt ein Körpergewebe. Die Weberei ist hier lose gefügt und durch die Lagerung stark verzogen und gefaltet. Allem Anschein nach ist es derselbe Wollkörper wie Taf. LV 4. Wie bereits erwähnt,

<sup>9)</sup> Grempler a. a. D. Fund III Taf. IV 12, 13, 15.

<sup>10)</sup> a. a. D. Taf. IV 13.

<sup>11)</sup> a. a. D. Taf. VII 1.

<sup>12)</sup> a. a. D. Taf. IV 12 u. 15.

<sup>13)</sup> a. a. D. Taf. VII 7a—b u. 8.

<sup>14)</sup> a. a. D. Taf. V 1—3.

<sup>15)</sup> a. a. D. Taf. VI 10 u. 11.

<sup>16)</sup> Langenhan a. a. D. S. 104.

<sup>17)</sup> Grempler a. a. D. Taf. VII 2.

<sup>18)</sup> a. a. D. Taf. VII 3. Nach den Ortsakten soll diese Fibel in dem Holzgefäß mit silbernem Randbeschlag (Grempler a. a. D. Taf. V 9a—b) an der östlichen Seite der Grabkammer gelegen haben.

hat dieser Stoffrest vielleicht in Beziehung mit dem Holzkästchen gestanden, das in der Hüftgegend gelegen hatte.

Taf. LIII 1 = Vorderseite, LIII 2 = Rückseite des gleichen Stückes und Taf. LIV 5 waren ursprünglich zusammengebunden und zwar lagerte Taf. LIII 2 auf der nicht abgebildeten Seite des Stückes Taf. LIV 5. Diese übereinander gelagerten Stücke bildeten eine rindenartig brüchige Masse, bei der an verschiedenen Stellen noch Holzteilchen zu erkennen sind. Ursprünglich lagerten diese jetzt auseinandergelösten Stücke an einem festen Gegenstand, vielleicht auch an dem Kästchen, da bei genauem Hinsehen in der Mitte noch ein durchgehendes Loch, das von einem Nieten herrühren könnte, zu erkennen ist. Es sind hier mehrere Stoffeinheiten übereinandergelegt worden, die im einzelnen beschrieben werden.

Taf. LIII 1 ist der Teil des Tuches, der unmittelbar auf dem festen Gegenstand lag. Das Tuch ist leicht nach innen gewölbt. Dm. des Stückes: 5:7,5 cm. Diese Seite ist ein durchweg einheitliches, Leinenbindiges Gewebe und, soweit es zu erkennen ist, aus links gesponnenen Wollfäden hergestellt. Dm. des Fadens: 0,1 mm. Der Kettenfaden ist einfach, der Schußfaden doppelt durchgeführt, aber ungezwirnt. Der einzelne Faden vom Schuß hat die gleiche Stärke wie der Kettenfaden. Das Gewebe ist sehr lose gearbeitet und macht den Eindruck eines groben Schleiertuches.

Taf. LIII 2 war mit dem Stück Taf. LIV 5 ursprünglich verbunden. Es stammt von einem größeren Wolltuch in Leinenbindung. Auch hier sind die Fäden gleichmäßig links gesponnen, mit einem Dm. von 0,1 mm. Der Schußfaden ist doppelt so stark als der Kettenfaden und ganz schwach gezwirnt. Dm. 0,2 mm. Über dem ganzen Gewebe liegt eine faserige Wollschicht, die vielleicht noch von einem darüber — oder besser gesagt dazwischen — liegenden Gewebe herrührt, oder sich aber auch bei dem Zerlegungsprozeß von dem bereits vorherbeschriebenen Wollgewebe losgelöst haben mag. Die Tuchsicht Taf. LIII 1, 2 besteht also aus folgenden Geweben: LIII 1: ein einheitliches loses Wollgewebe mit einfacher Kette und doppeltem Schuß in der Art eines groben Schleiertuches. LIII 2: ein grobes Wolltuch in Leinenbindung, Schußfaden leicht gezwirnt, über diesem lagert noch eine faserige Wollschicht. Das in der Mitte des Stoffes erkennbare feine, rechteckige Nietloch von 0,2 cm Dm. geht auch an derselben Stelle durch das mit ihm ursprünglich verbundene Stück Taf. LIV 5 hindurch.

Taf. LIV 5. Dm. des Stückes 9,8:5,5 cm. Die nicht abgebildete Seite dieses Stückes, die mit Taf. LIII 2 verbunden war, zeigt im Gegensatz zu der dortigen faserigen Wollschicht ein ganz unregelmäßiges Fadengewirr; ob Flach oder Bast, ist nicht mehr feststellbar. Die abgebildete Seite ist entsprechend der Wölbung von Taf. LIII 2 leicht nach außen gebogen. Es ist hier ein grobes Wolltuch — in Leinenbindung gewebt — zu erkennen, und zwar in der Art, wie es auf Taf. LIV 3 vorliegt, aber auf dieser Abbildung nicht mehr wahrnehmbar ist. Das Gewebe nimmt einen Raum von 7,5:5,5 cm ein. In der Nähe des Randes sind zwei große, überwendlich genähte, doppelte Heftfäden durchgestochen. Sie sind hier leider nur in drei Stichen erhalten. Die zweiten Heftstiche in 1,4 cm Abstand davon sind noch sehr gut in sechs großen, doppelten Fäden vorhanden. Die Stiche sind wie die vorhergehenden schräg von rechts nach links ausgeführt. Vielleicht sind zwei Stoffstücke der gleichen Art zusammengenäht worden, oder aber auch, da irgend ein loser Zusammenstoß zweier nebeneinander gelagerter Stoffstücke nicht zu erkennen ist, ist durch die Stiche ein darunter liegendes Gewebe an die Hülle angeheftet worden. In der Nähe der zweiten Naht, etwa 2 cm vom unteren Rand des Gewebes entfernt, ist ein kleines, fast regelmäßiges Viereck in den Stoff hineingedrückt. Es ist auf der Abbildung nicht sichtbar. Vielleicht ist es der Abdruck eines Nietes des Schmuckkästchens. Der Stoff ist nach dem schmaleren Ende zu gefaltet. An ihn schließt sich ein kleiner Rest des Stoffes, der als

dünnes, wollartiges Schleiertuch bereits auf Taf. LIII 1 festgestellt wurde. In der Mitte der ganzen Stofflagerung, auf der Taf. LIV 5 gut sichtbar, ist das Loch, das schon auf Taf. LIII 1 zu sehen ist und auf S. 276 erwähnt wurde. Es hat auf Taf. LIII 1 einen Dm. von 0,2 cm, auf Taf. LIV 5 von 0,5 cm. Das Tuchstück Taf. LIV 5 hat also folgende Gewebe: die nicht abgebildete Seite ist nur ein Fadengewirr aus Bast oder Flachs, die abgebildete zeigt zwei verschiedene Stoffeinheiten: ein grobes Wolltuch in Leinenbindung wie Taf. LIV 3 und ein grobes Schleiertuch wie Taf. LIII 1.

Taf. LIV 1. Rindenartiger, brüchiger Gewebereft, leicht gewölbt. Dm. 4,5 : 3,5 cm. Auf der nicht abgebildeten Seite ist der Aufbau des Stoffes nicht mehr zu erkennen. Die hier sichtbare dagegen zeigt ein leinenbindiges Gewebe aus Wolle und zwar in der Art des groben Schleiertuches wie Taf. LIII 1.

Taf. LV 1. Rindenartig zusammengebackener Stoffrest, sehr brüchig. Dm. 4,5 : 3 cm. Die nicht abgebildete Seite dieses Stückes zeigt nur noch an einer Stelle Fadenführungen in der Form eines leinenbindigen Wolltuches wie Taf. LIII 2. Zwischen dieser Seite und der hier abgebildeten scheint eine andere organische Schicht zu liegen, die nicht mehr näher erkannt werden kann. Die abgebildete Seite besteht aus einem leinenbindigen Gewebe, das als einziges von allen Geweben der Sacrauer Gräber aus Leinenfäden gewebt ist. Der Faden ist links gesponnen und zwar recht unregelmäßig gearbeitet. Der Kettenfaden ist besonders gut erhalten und stärker als der Schußfaden. Dieser ist zum größten Teil herausgewittert. Stärke des Kettenfadens 0,4 mm, des Schußfadens 0,2 mm. Nach der Form des Stückes zu urteilen, scheint die abgebildete Seite die obere gewesen zu sein. Dieser Stoffrest enthält also ein leinenbindiges Wolltuch wie Taf. LIII 2 und ein leinenbindiges Leinengewebe.

Taf. LV 5. Rindenartige brüchige Geweberefte, mehrfach übereinandergelagert. Nur eine Seite ist davon abgebildet. Größe 7 : 4 cm. Ein Teil dieses Stückes ist von Wurzelfasern oder andern organischen Stoffen überdeckt. Darunter zieht sich in sorgfältig gekanteten Falten fast über die Mitte des Stückes hin ein 6,5 cm langes und 1 : 1,7 cm breites Stück des mehrfach in Grab 3 erscheinenden Wollkörpers wie Taf. LV 4. An der oberen Kante reicht der Wollkörper bis an den Rand des Stückes. Dieser Wollkörper wieder lagert auf einem größeren leinenbindigen Wolltuch wie Taf. LIII 2. Auch dieser Tuchrest ist stark gefaltet und erreicht eine größte Breite von 1,5 cm. Es sind also hier zwei Gewebearten übereinandergelagert, der Wollkörper wie Taf. LV 4 und ein leinenbindiges Wolltuch wie Taf. LIII 2. Die nicht abgebildete Seite dieses Stückes trägt die gleichen Gewebearten in starker Faltung des Stoffes, wobei der Wollkörper unter dem leinenbindigen Tuch liegt.

Taf. LII 2 zeigt zu einer rindenähnlichen brüchigen Masse erstarrte Stoffreste. Dm. 7,7 : 3,5 und 2,5 cm. Die hier nicht abgebildete Seite ist mit einem leinenbindigen Wollgewebe bespannt wie Taf. LIII 2. Ob zwischen dieser und der hier abgebildeten Seite noch eine dritte Schicht aus organischem Stoff liegt, kann nicht mehr festgestellt werden. Die Abbildung zeigt als erstes denselben leinenbindigen Gewebereft aus Wolle wie die eben beschriebene Seite.

Auf dieser leicht nach innen gewölbten Seite des Tuches, die, nach der Form zu urteilen, vielleicht auf irgendeinem Gegenstand aufgelagert war, zieht sich ein 4,5 cm langes und 1 cm breites, wollenes Band, in Brettchentechnik gewebt, hin; Fadenstärke 0,1 mm. Nach genauester Beobachtung konnten 22 bis 24 Brettchen, die zu seiner Herstellung benötigt wurden, gezählt werden. Allem Anschein nach waren diese mit vier Fäden bespannt. Die genaue Zusammensetzung der Musterung dieses Bändchens ist durch die verschiedenen, bereits angegebenen Umstände leider schwer erkennbar. Es ist noch soviel zu

ersehen, daß die ersten vier Brettchen an jeder Längskante paarweise geordnet waren, während — wie bei dem Band aus Grab 2 (Taf. LIV 4c) — die mittleren Brettchen bald regelmäßig, bald unregelmäßig nacheinander zu liegen kamen; zuweilen erscheinen sie paarweise geordnet. Ketten- und Schußfäden sind auch hier einmal fester, einmal loser angehängen. Eine Umkehr in der Weberei ist auch hier nicht zu erkennen. Im wesentlichen ähnelt dieses Bändchen ganz und gar dem aus Grab 2 (Taf. LIV 4c). Nach der Art der Anordnung des Bändchens auf der nach innen gewölbten Seite des darunterliegenden Stoffes kann es mit zum Umschließen irgendeines Gegenstandes gedient haben oder vielleicht der Rest eines Gürtelbandes sein. Es lagern hier also zwei Gewebearten übereinander, das leinenbindige Wolltuch wie Taf. LIII 2 und das in Brettchentechnik gewebte Band.

Taf. LII 1 ist ein ganz besonders wertvoller Gewebereft von 3,5 : 3 cm Größe. Es sind stark zusammengebackene Stoffreste in mehreren Lagen übereinander. Auf beiden hier abgebildeten Seiten Taf. LII 1 u. LV 2 haben wir es offenbar mit demselben Stoff zu tun. Taf. LII 1 zeigt an der rechten, oberen Seite ein wollenes Körpergewebe, an das ein in Brettchentechnik hergestellter Saum anschließt. Die Verbindungsstelle zwischen diesen beiden Webarten ist rechts oben noch schwach vorhanden. Bei der Verbindung haben die leicht gezwirnten Kettenfäden des Körpers als Schußfäden der Brettchenkante gedient. Stärke des gezwirnten Kettenfadens 0,2 mm, die übrigen Fäden haben das normale Maß von 0,1 mm. Diesmal haben wir es trotz derselben Webform mit einem anderen Körpertuch zu tun. Der Körper ist auf einem vierstädtigen Webstuhl gearbeitet. An einer zweiten Stelle unterhalb der Brettchenkante erscheint dasselbe Gewebe in einer andern Lagerung. Sämtliche Fäden sind gleichmäßig links gesponnen. Breite der Brettchenkante noch 2,3 cm. Sie ist nach der linken Seite hin in ihrer Breite noch nicht abgeschlossen. Die Zahl der Brettchen, mit denen dieser Saum hergestellt ist, beträgt bis jetzt 32. Sie sind durchweg paarweise geordnet, daher das eigenartige Flechtmuster, und zwar in einer Regelmäßigkeit, wie sie bei dem feinen Wollmaterial nicht oft anzutreffen ist. Eine Umkehrung ist auch hier nicht zu sehen. In der rechten Ecke des ganzen Stückes ist außerdem noch ein leinenbindiges Wollgewebe von 0,5 : 1,5 cm Breite zu erkennen (wie Taf. LIII 2). Dieses Gewebe überlagerte das Körpergewebe und vermutlich auch, soweit es aus den spärlichen Resten zu ersehen ist, die Brettchenkante.

Taf. LV 2 ist die andere Seite des Stoffstückes und bildet die Fortsetzung der Brettchenkante in der Längsrichtung. Die dünneren Kettenfäden der Brettchenkante sind fast alle vergangen, während die Schußfäden, die Kettenfäden des Körpers, in der Zwirnung gut zu erkennen sind. Es ergeben sich also drei verschiedene Gewebearten an diesem Stück: Das Körpergewebe mit der gezwirnten Kette, ein einfaches Wolltuch wie Taf. LIII 2 und die Brettchenkante.

Taf. LIV 2. Kleines Wollknäuel, Fadenstärke 0,1 mm. Der Faden entspricht der Normalstärke der Fäden, die im allgemeinen bei den Sacrauer Geweben angewendet wurde.

Die in den beiden Gräbern von Sacrau vorhandenen Geweberefte geben uns ein Zeugnis dafür, daß die Handfertigkeit der wandalischen Frauen in nichts den wandalischen Goldschmieden nachstand. Allein die zartgesponnene Wolle mit einer Fadenstärke von 0,1 mm zeigt, wie fein das Material war.

Grab 2 enthielt drei verschiedene Webarten: einen feinen Wollkörper, ein leinenbindiges Wolltuch und ein Brettchenband, auch aus Wolle. Haben wir es auch nur mit einzelnen Gewandstücken zu tun, so vermitteln uns diese doch eine genügende Anschauung von den damals getragenen Gewändern.

Grab 3 enthielt neun verschiedene Gewebearten, bei denen die Wolle vorherrscht. Nur ein Gewebe ist aus Flachs. Zu der Verschiedenartigkeit der Gewebearten wird auch die verschiedene Stärke der leinenbindigen Fadenverbindungen gerechnet. Es liegen vor: zwei verschiedene, wollene Köpergewebe, vier wollene Gewebe in Leinenbindung, aber jedes davon in einer anderen Fadenzahl zusammengesetzt, ein leinenbindiges Flachsgewebe und zwei verschiedene Muster in Brettchentechnik. Nur von einem Köpergewebe dürfen wir behaupten, daß es von dem eigentlichen Gewande der Toten herrührt. Alle übrigen dienten mehr oder weniger zur Umhüllung irgendeines Gegenstandes, zeugen aber mittelbar auch von der Vielfältigkeit der damaligen Gewänder.

Die Brettchenweberei, eine heute in Mitteleuropa fast ausgestorbene Webart, ist in Mittel- und Nordeuropa zur Vorzeit viel benützt worden, und war besonders bei den Germanen beliebt. Ihre Wiederentdeckung und der Nachweis ihrer Verbreitung auf der ganzen Erde — allerdings in neuerer Zeit — ist der Altmeisterin der Brettchentechnik Margarete Lehmann-Filhés zuzuschreiben<sup>19)</sup>. Sie hat ihre Technik erschöpfend behandelt. Weiterhin befaßte sich Hugo Ephraim<sup>20)</sup> in kurzen Zügen mit dem Wesen der Brettchenweberei. Göhe<sup>21)</sup> wies erstmalig auf ihre Bedeutung in der Vorgeschichte Deutschlands hin. Es folgte Stettiner<sup>22)</sup>, der in genauester Darstellung diese Technik in Funden der Völkerwanderungszeit nachweist. Hahne<sup>23)</sup> geht bei den für Niedersachsen in Frage kommenden Funden in gleicher Weise vor. Als letzte grundlegende Arbeit ist die Abhandlung von Margarete Halb<sup>24)</sup> zu erwähnen, welche die ältesten Brettchenarbeiten der Vorzeit Mittel- und Nordeuropas erschöpfend behandelt.

Den Namen Brettchenweberei entlehnt Margarete Lehmann-Filhés dem alten isländischen Wort „spjaldoefnadur“ (Bänder mit Brettchen gewebt). Diese Weberei wurde noch vor wenigen Jahrzehnten auf Island gepflegt, vereinzelt lebte sie auch noch auf Jütland unter dem Namen „Brikning“ (die Brettchen). In Südschweden und Finnland kannte man sie ebenfalls noch da und dort. Ebenso erwähnt Lehmann-Filhés aus alten isländischen Sagas

<sup>19)</sup> Margarete Lehmann-Filhés, Über Brettchenweberei, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, Jahrg. IX, 1899, S. 24—32. — Die selbe, Über Brettchenweberei, Berlin 1901, Verlag Ernst Wohsen.

<sup>20)</sup> Hugo Ephraim, Über die Entstehung der Webetechnik und ihre Verbreitung außerhalb Europas. Mitteilungen des städtischen Museums für Völkerkunde, Leipzig, Bd. I Heft 1, 1905, S. 9—11.

<sup>21)</sup> A. Göhe, Brettchenweberei im Altertum, Zeitschr. f. Ethnol. 40, 1908, S. 481—500.

<sup>22)</sup> Richard Stettiner, Brettchenweberei in den Moorfundten von Damendorf, Daetgen und Thorsberg, Mitt. d. Anthrop. Vereins in Schleswig-Holstein XIX, Kiel 1911.

<sup>23)</sup> Hahne, Vorzeitfunde in Niedersachsen, Teil 3.

<sup>24)</sup> Margarete Halb, Die Brettchenweberei in den vorgeschichtlichen Funden in Dänemark. Arbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie 1930, S. 277—301.

Wortverbindungen, insbesondere bei Frauennamen, die wie „hladhönd“ bedeuten: deren Hand als geschickt im Weben mit Brettchen bekannt ist. Wenn auch mehrfach in vorgeschichtlichen Funden, wie es noch die weiteren Darstellungen zeigen werden, anderes Material als Holz zu diesem Handwerkszeug verwendet wurde, so hat doch die Bezeichnung Brettchenweberei seine volle Berechtigung.

Die Technik dieser fast vergessenen Weberei ist folgende: Kleine quadratische Holz- oder Papptäfelchen von einer durchschnittlichen Größe von etwa 5—7 cm haben in jeder Ecke etwa 1 cm vom Rand entfernt ein kleines Loch (Abb. 2). Durch jedes dieser Löcher wird je ein Faden gezogen (Abb. 3), die sogenannte Kette. Sie ist in ihrem Anfang an einem Holzpfloß befestigt, darauf durch die Löcher der Brettchen gezogen und an ihrem Ende wieder an einem Pfloß festgebunden. Auf diese Weise ist die Kette straff gespannt, die Brettchen liegen dazwischen und die Arbeit kann beginnen. Die Öffnung zwischen den beiden oberen und unteren Fäden ist das sogenannte Fach, durch das der horizontal lagernde Schußfaden hindurchgeworfen wird (Abb. 1). Bei jeder Vierteldrehung des Brettchens (Abb. 3a u. b) drehen sich die Fäden schnurartig zusammen und werden durch den jeweils hindurchgeworfenen Schußfaden zusammengehalten und zu einer festen Schnur vereinigt. Soll ein Band gewebt werden, müssen entsprechend der Breite des Bandes eine Anzahl Brettchen in der gleichen Weise nebeneinander mit Fäden bezogen werden. Die Brettchen nehmen dann im einzelnen die Stellung ein wie Abb. 3a es zeigt. Im gesamten sehen wir die Nebeneinanderstellung auf Abb. 1. Die Brettchen werden in der Richtung der angegebenen Pfeile (Abb. 3) in Vierteldrehung je nach der Musterung bewegt. So werden durch die verschiedenartige Stellung der einzelnen Brettchen zueinander die verschiedensten Muster erzeugt. Stehen die Brettchen paarweise geordnet, so laufen immer die Kettenfäden zweier Brettchen auf der inneren, zueinander gefehrten Seite nach einer Richtung, und es ergibt sich das Muster, wie wir es an der Brettchenkante von Sacrau Taf. LII 1 wiederfinden. Abb. 4 zeigt ein neuzeitliches in Jütland gewebtes Band, von einer Breite und Regelmäßigkeit, wie es bis jetzt aus vorgeschichtlicher Zeit noch nicht bekanntgeworden ist. Es kann als Vergleich zu unserer Sacrauer Gewandkante (Taf. LII 1) dienen. Stehen nur die ersten vier Brettchen der beiden Kanten eines Bandes paarweise geordnet, die mittleren aber alle nacheinander — das heißt, laufen die Kettenfäden der einzelnen Brettchen alle parallel hintereinander —, erhalten wir die Musterung, wie es die Bänder aus Grab 2 und Grab 3 zeigen (Taf. LIV 4c u. LII 2). Bei längerem Weben mußten sich aber durch ein gleichmäßiges Beibehalten der Drehungsrichtung der Brettchen die hinter ihnen liegenden Kettenfäden, wie es Abb. 1 zeigt, verwirren. Zu diesem Zweck wird nach einer gewissen Anzahl von Vorwärtsdrehungen die Richtung gewechselt und die Brettchen werden bei jeder Bildung des Faches für den Schußfaden

eine Zeitlang rückwärts gedreht. Auf diese Weise entwirren sich die Fäden wieder. Auf dem Gewebe macht sich diese Umkehrung durch die nun entgegengesetzt laufende Musterung bemerkbar. Diese Umkehrung ist das Kennzeichen einer jeden echten Brettchenweberei.

Das erste sichere Handwerkszeug für die Brettchenweberei aus der Vorzeit Mittel- und Nordeuropas ist aus dem Torfmoor von Dejbjerg in Jütland gehoben worden. In einem Tongefäß der vorchristlichen Eisenzeit lagen zwei Brettchen aus Holz, von denen eines vollständig erhalten ist<sup>25)</sup>. Sie waren nach der Abbildung mit vier Löchern versehen. Die Größe der Brettchen von 4,7



Abb. 1. Brettchen mit angefangener Webarbeit

bis 5,5 cm nähert sich der Größe, wie sie bis vor wenigen Jahrzehnten noch in Nordeuropa üblich war. Neben Holzbrettchen sind in vorgeschichtlicher Zeit auch Täfelchen aus Knochen sehr geschätzt gewesen. Das handliche, weiche und doch widerstandsfähige Material eignete sich gut zum Weben. Abb. 2 gibt eines von den drei verzierten Knochentäfelchen aus der Völkerwanderungszeit von Planisch Kr. Alzey aus dem Wormser Museum wieder, deren Größe 3,5 cm im Quadrat beträgt. Die Zeugen dieser Art häufen sich jetzt und sind besonders in der Wikingerzeit recht zahlreich. Um nur einige zu nennen, barg der Osebergfund an einer Stelle 52 Brettchen und zwar mit je vier Durchlöcherungen. Das Material<sup>26)</sup> ist Buchenholz. Ein Knochentäfelchen aus Lund, mit Runen des 10. Jahrhunderts bedeckt, diente wahrscheinlich symbolischen Zwecken. Besonders zahlreich sind Webetäfelchen auf den Gräberfeldern des ostbaltischen Kulturkreises vertreten. Auf dem Gräberfelde von Anduln Kr. Memel aus dem 8. bis 12. Jahrhundert sind oft ganze Webewerkzeuge, aus drei bis vier Bronzetäfelchen bestehend, vorhanden. Dazu gehört immer ein bronzenes Webeschwert und eine bis zwei Nadeln aus Bronze oder Eisen. Mit einer bronzenen Drahtschlinge war alles verbunden. Die Größe der Täfelchen schwankt hier zwischen 2—2,7 cm, das kleinste ist 1,1 cm lang. Das Webeschwert ist meist 7—10 cm, die Nadeln

<sup>25)</sup> M. S a l d a. a. D. S. 393 Abb. 3.

<sup>26)</sup> A. W. Brögger, Sj. Falk und Saakon Schetelig: Osebergfund Bd. I, Kristiania 1917, S. 75 Abb. 57.

6—8 cm lang. Bei den bronzenen Täfelchen wird es sich kaum um gebrauchsfähiges Werkzeug, sondern nur um symbolisches Handwerkszeug gehandelt haben.

Im Gegensatz zu den verhältnismäßig späten Überresten des Handwerkzeuges dieser Weberei sind ihre Erzeugnisse in ganz vorzüglichen Beispielen bereits aus den dänischen Eichenfärgen der frühen Bronzezeit bekannt. Es sei vorausgeschickt, daß sämtliche Brettchenarbeiten der frühen Bronzezeit bis zur älteren Eisenzeit auf Brettchen mit nur zwei Durchlochungen hergestellt worden sind<sup>27)</sup>. Bei jeder Fachbildung der Brettchen wurde hier immer eine halbe Drehung der Brettchen vorgenommen. Auf diese Weise erhielt man die gleiche Webart wie mit vier Löchern.

Die Ausübung dieser Weberei erstreckt sich nur auf schmale Bänder oder Ranten von größeren Stoffstücken, wobei die Verbindung beider Webereien schon eine große Kenntnis der Webetechnik voraussetzt. Einzelne Versuche der Brettchenweberei werden schon in der jüngeren Steinzeit gemacht worden sein. Beweise dafür haben wir freilich noch nicht in der Hand. Man darf auch annehmen, daß die Brettchenweberei — unabhängig von ihrem Vorkommen in den südlichen Ländern Europas, besonders in Ägypten — in Nordeuropa entstanden sein kann.

In vollendeter Form tritt uns die Brettchenweberei an den Gürteln und Gewandkanten der frühbronzezeitlichen Eichenfärge von Borum Esbjerg, Trindhøj und Egved entgegen<sup>28)</sup>. Bei dem Gewebe des ersten Fundes wurde die Verschiedenfarbigkeit der Fäden besonders geschickt verwertet<sup>29)</sup>. Der Gürtel besitzt 20 Kettenfäden und ist daher mit 10 Brettchen gewebt. Der Richtungswechsel wurde beim Weben immer an einer Farbgränze vorgenommen. Der Gürtel von Trindhøj<sup>30)</sup> ist ebenfalls mit 10 Brettchen gearbeitet worden. Bei der Decke von Trindhøj<sup>31)</sup> tritt diese Weberei zum ersten Mal als Kante mit vier nacheinander gestellten Brettchen auf. Die Kette eines leinenbindigen Wolltuches bildet hier den Schuß der Brettchenborte, wie es auch an der Brettchenkante des Sacrauer Gewandes der Fall ist. Die Anordnung der Kettenfäden des Hauptstoffes für die Brettchenkante geschieht fast immer in dieser Art.

In der Völkerwanderungszeit haben wir zahlreiche Beweise für Brettchenweberei an den Gewandresten der Moorleichen von Schleswig<sup>32)</sup> und Nieder-

<sup>27)</sup> Ebendort S. 391

<sup>28)</sup> Wilh. Boye, Fund af Egetister fra Bronzealderen i Danmark. — M. Hald a. a. D.

<sup>29)</sup> M. Hald a. a. D. S. 397 Abb. 4.

<sup>30)</sup> Ebendort S. 399 Abb. 5.

<sup>31)</sup> Ebendort S. 405 Abb. 7.

<sup>32)</sup> Stettiner a. a. D.

sachsen<sup>33</sup>). Es seien hier nur die wichtigsten genannt. Der Mantel von Korselige<sup>34</sup>, Kirchspiel Sönder Uslev auf Falster, enthält mehrere Stoffreste, davon mehrere mit einer Brettchenkante versehen. Die von Stettiner veröffentlichten Moorfunde zeigen reiche, in Brettchentechnik ausgeführte Gewandkanten. Ein Körper oder leinenbindiges Tuch bildet dabei immer das Grundgewebe. Die Kette des Hauptgewebes ist auch hier der Schuß der Brettchenkante. Die Brettchenzahl ist an den Geweben des Mantels von Korselige ganz verschieden. Der „Schulter schmuck“ von Daetgen ist mit 19 Brettchen gewebt, die teils mit vier, teils mit zwei Kettenfäden bezogen waren<sup>35</sup>). Als Prachtstück der völker-

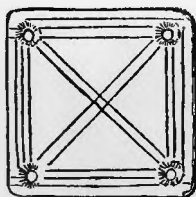


Abb. 2. Knochentäfelchen  
von Planisch Kr. Alzen.  $\frac{2}{3}$   
Nach Lehmann Filhés,  
über Brettchenweberei  
S. 16 Abb. 22

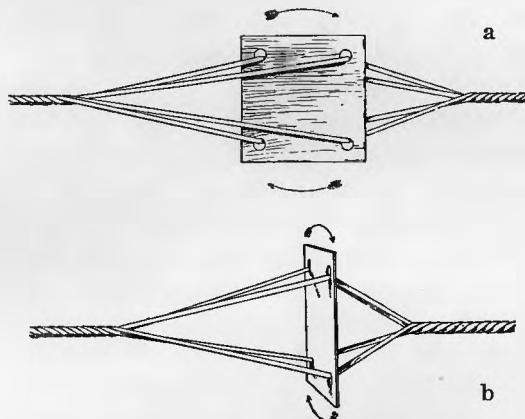


Abb. 3a und b nach Lehmann-Filhés,  
über Brettchenweberei S. 19 Abb. 27—28  
a Täfelchen parallel zur Kettenrichtung  
b Täfelchen rechtwinklig zur Kettenrichtung

wanderungszeitlichen Weberei — insbesondere der Brettchenweberei — ist der Mantel von Thorsberg<sup>36</sup>) zu nennen. Bei ihm sind alle vier Ränder mit einer Brettchenkante in abwechselnder Farbe gewebt. Das Grundgewebe war Körper. Der Weberahmen muß besonders gebaut gewesen sein, da die beiden Längsseiten ebenfalls in Brettchentechnik hergestellt sind. An einer Seite sind 137 Brettchen mit je 4 Kettenfäden in schwieriger Drehung zueinander nötig gewesen. Die Herstellung dieses Mantels mag viel Mühe gekostet haben und die Mägde

<sup>33</sup>) S a h n e a. a. D., Hofe von Obenaltendorf Taf. XXIV Abb. 1, 2, 2a, 3, 4, 5. —  
Gewand von Marg Stapelstein Taf. XVI Abb. 2, 3, 4.

<sup>34</sup>) M. S a l d a. a. D. S. 408 f. Abb. 8—9.

<sup>35</sup>) S t e t t i n e r a. a. D. Taf. II Abb. c.

<sup>36</sup>) Ebendort Taf. VII u. VIII.

mußten der Herrin fleißig zur Hand gehen. Eine Stelle im zweiten Gudrun-  
 liede sagt es<sup>37)</sup>:

„Sunnische Maide, die mit Brettchen weben  
 Und schönes Gold machen; so daß es Dir eine Lust deucht.“

Taf. LV 3 zeigt eine aufgenähte Brettchenborte vom Ärmel des Thorsberger  
 Hemdes. Sie hat eine Breite von 1,5 cm und ist mit 25 Brettchen gearbeitet.  
 M. Hald erwähnt aus einem wikingischen Fürstengrabe aus dem Hügel von  
 Bjerringhoj<sup>38)</sup>, Kirchspiel Mammen, Amt Viborg auf Jütland neben einer  
 Silberart, Stoffreste aus Seide, goldgestickte Bänder, ein mit Goldfitter be-  
 setztes Kleid, zwei seidene, in Brettchentechnik hergestellte Armbänder und zwei  
 Wollbänder, mit Brettchen für zwei Kettenfäden gearbeitet. Die Musterung  
 ist recht vielseitig. Die beiden aus Seide bestehenden Brettchenbänder sieht  
 M. Hald nicht für einheimische Arbeit an.

Die Brettchenweberei ist, wie die Darstellung zeigt, bei den Germanen  
 — besonders während und nach der Völkerwanderungszeit — sehr gepflegt  
 worden und bis heutigen Tages in Europa in der Hauptsache nur noch in den  
 nordischen Ländern bekannt. Nach M. Lehmann-Gilhés ist Island das Land  
 der kunstvollsten Brettchenweberei<sup>39)</sup>. So dürfte sich bis auf den heutigen Tag  
 bei jenen Resten der noch verhältnismäßig rein-germanischen Bevölkerung  
 in dem Festhalten an althergebrachten und schwierigen Webarten die Zähigkeit  
 und Ausdauer auch der germanischen Frau beweisen.

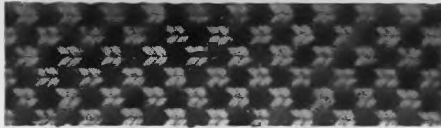


Abb. 4. Neuzeitliches jütisches Band mit zwölf  
 paarweise geordneten Brettchen gewebt

Nach Lehmann-Gilhés, über Brettchenweberei  
 S. 5 Abb. 3

<sup>37)</sup> Nach M. Lehmann. Die Stelle lautet bei Simrod: Sunnische Töchter, die  
 Teppiche weben, und Goldarbeit, Dich zu ergötzen.

<sup>38)</sup> M. H a l d a. a. D. S. 415 Abb. 11a—c.

<sup>39)</sup> M. L e h m a n n a. a. D. S. 30. — Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde, Jahrg. 1899.

# Ein kaiserzeitlicher Goldfingerring aus der Mark Brandenburg?

Von Wilhelm U. von Jenny - Berlin

Mit Tafel LVI und einer Abbildung

Unter den germanischen Schmuckgegenständen der Kaiserzeit bilden die goldenen Schlangenringe des 3. und 4. Jahrhunderts eine zeitlich und räumlich scharf umrissene Gruppe, die in der Literatur wiederholt behandelt worden ist<sup>1)</sup>. Der Typus der Schlangenringe umfaßt sowohl Arm- wie Hals- und Fingerringe; als kennzeichnendes Merkmal darf die Gestaltung der Ringendungen gelten, die in stark stilisierte, ja späterhin bis zur Unkenntlichkeit schematisierte Tierköpfe auslaufen. Das geschlossene Verbreitungsgebiet der Schlangenringe umfaßt Skandinavien und einen Teil Ostdeutschlands; Deutschland westwärts der Elbe hat bisher nur einige wenige Funde geliefert. Über die Herkunft der Schlangenringe gehen die Meinungen ziemlich auseinander: während Salin und andere skandinavische Forscher eine Abhängigkeit von provinzialrömischen Formen annehmen<sup>2)</sup>, scheinen Kossinna und Blume an eine selbständige Entstehung innerhalb des ostgermanischen Gebietes zu denken.

Durch einen glücklichen Zufall ist das Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte vor einigen Jahren in den Besitz eines Fundstückes gelangt, welches vielleicht einiges Licht auf die Herkunft eines bestimmten Typus von Schlangenringen zu werfen vermag. Es handelt sich um einen goldenen Fingerring (Taf. XVI 1), der aus dem Dorfe Königsberg Kr. Ostprignitz stammt. Der Ring wurde in den letzten Jahren des Weltkrieges beim Reinigen und Umgraben des Ortsfriedhofes gefunden; er gelangte dann in den Besitz eines Forstbeamten, der ihn längere Zeit am Finger trug, bis er ihn 1928 an das Museum verkaufte<sup>3)</sup>.

Der Ring besteht aus drei zusammengelöteten Goldreifen, die mit je einem plastisch ausgeführten Delphinkopf verziert sind. Die Anordnung der Köpfe ist

1) E. Blume, Die germanischen Stämme und Kulturen usw., Würzburg 1912, S. 64 f., mit weiteren Literaturangaben; Kossinna, Mannus XIV, 1922, S. 131 f.; D. Almgren und B. Nerman, Die ältere Eisenzeit Gotlands, 2. Heft, Stockholm 1923, S. 73 f. mit Angabe der nordischen Literatur.

2) B. Salin, Die altgermanische Tierornamentik, Stockholm 1904, S. 180; D. Montelius, Svenska fornmin. Tidkrift IX 257; J. Bøe (vgl. Anmerkung 12); gegen eine römische Ableitung S. Müller, Die Tierornamentik im Norden, Hamburg 1881, S. 27.

3) Kurz veröffentlicht in: R. Zahn, Katalog der Ausstellung von Schmuckarbeiten aus den Staatlichen Museen, Berlin 1932, S. 108, Nr. 13; W. U. von Jenny, Berliner Museen, XIV. Jahrg., 1933, Heft 3, S. 52 und Abb. 10. — Aus den etwas dürftigen Angaben des letzten Besitzers läßt sich kein deutliches Bild der Fundumstände gewinnen. Man muß grundsätzlich mit zwei Möglichkeiten rechnen. Der Ring kann ein Einzelfund sein oder aus einem zerstörten kaiserzeitlichen Grabe stammen, welches sich an der Stelle des gegenwärtigen Friedhofes befand. Es ist aber auch möglich, daß der Ring mit einer mittelalterlichen oder neuzeitlichen Bestattung in die Erde gekommen ist. Er wäre dann nicht das erste Beispiel, daß vorgeschichtliche Schmuckstücke von späteren Findern (hier sogar mehrmals!) wieder in Benutzung genommen wurden. Welche der beiden Möglichkeiten im gegebenen Falle wahrscheinlicher ist, vermag ich ohne persönliche Kenntnis der Fundstelle nicht zu entscheiden.

derart, daß der mittlere in umgekehrter Richtung blickt wie jene der beiden äußeren Reifen. Alle drei Reifen sind auf der Innenseite glatt und auf der Außenseite gewölbt, so daß sich ein annähernd dreieckiger Querschnitt ergibt. Auf der Außenseite jedes Ringes befindet sich ein umlaufender Grat aus falschem Filigran, d. h. ein Goldsteg, der durch schräge Einkerbungen geperlt erscheint. Dieser Grat zieht sich auch über die Körper der Delphine hin, hier aber nicht streng kreisförmig verlaufend, sondern dem natürlichen An- und Abschwellen der Formen folgend. Die Delphinfiguren sind zugleich mit den Reifen gegossen; alle feineren Einzelheiten aber wurden erst nachträglich mit dem Grabstichel herausgearbeitet. Die Art der Darstellung muß als ziemlich lebendig, ja realistisch gelten; selbst kleine Einzelheiten wie die Querstreifung der borstigen Schnauzen und die Zungen in den offenen Rachen sind nicht vergessen.

Der Ring hat einen größten Durchmesser von 2,1 cm, eine Höhe von 1,5 cm und ein Gewicht von 8,35 g (Katalog-Nr. If 10 977). Er ist ersichtlich durch längere Zeit getragen worden, wie die starke Abnützung und Abglättung der vorspringenden Teile zeigt. Auf der Innenseite des mittleren Ringes befindet sich eine rautenförmige Vertiefung von etwa 1 mm Länge — anscheinend ein Stempelschlag, in dessen Mitte sich ein kleiner Punkt erhebt.

Wie bereits die Beschreibung erkennen läßt, steht unser Ring zweifellos in irgendeiner Beziehung zu den germanischen Schlangenringen. Doch wird man ihn selbst dieser Gruppe kaum anreihen dürfen, da der realistische Charakter seiner figuralen Verzierungen allzu scharf von der durchaus schematischen Art der germanischen Tierköpfe abweicht. Suchen wir unter den Schlangenringen nach nächstverwandten Formen, so bietet sich eine kleine Anzahl goldener Fingerringe an, die alle aus Skandinavien stammen. Es handelt sich um folgende Stücke<sup>4)</sup>:

#### A. Dänemark

1. Mus. Kopenhagen Nr. 8557. Spiralring mit 4 Köpfen<sup>5)</sup>.
2. Thorsberger Moor. Spiralring mit 6 Köpfen<sup>6)</sup>.
3. Himlingeie. Spiralring mit 6 Köpfen<sup>7)</sup>.
4. Bornholm. Dreiteiliger Ring mit 6 Köpfen<sup>8)</sup>.
5. Mus. Kopenhagen Nr. 2289. Dreiteiliger Ring mit 6 Köpfen<sup>9)</sup>.

#### B. Schweden

6. Hälljom, Medelpad, Småland. Desgleichen<sup>10)</sup> Taf. LVI 2<sub>1</sub>.
7. Ekeröb, Byarum, Småland. Desgleichen<sup>11)</sup> Taf. LVI 2<sub>2</sub>.

<sup>4)</sup> Die Aufzählung ist vermutlich nicht vollständig. Ich vermag nur die Stücke zu nennen, die in der mir zugänglichen Literatur aufgeführt sind.

<sup>5)</sup> S. Müller, Die Tierornamentik im Norden, S. 28, Abb. 13.

<sup>6)</sup> Arbøgger, 1875, S. 26 Abb. 15.

<sup>7)</sup> Ebendort, Abb. 16.

<sup>8)</sup> E. Bedel, Bornholmens Oldtidsminder og Oldsager, Kopenhagen 1886, S. 123 Abb. 268.

<sup>9)</sup> S. Müller a. a. D. S. 28 Abb. 14.

<sup>10)</sup> Salin a. a. D. S. 181 Abb. 430.

<sup>11)</sup> Ebendort, Abb. 429.

## C. Norwegen.

8. Nautsdal, Førde, Sogne. Spiralring mit 2 Köpfen<sup>12)</sup>.
9. Nes, Kvinnerhad, Hordaland. Bruchstück eines ähnlichen Ringes<sup>13)</sup>.
10. Løddesøl, Øyestad, Austagder. Spiralring mit zwei völlig verkümmerten, knopfartigen Tierköpfen<sup>14)</sup>.
11. Kolste, Avalsnes, Rogaland. Dreiteiliger Ring mit 6 Köpfen<sup>15)</sup>.
12. Kjerstad, Fron, Oppland. Dreiteilig mit 6 Köpfen<sup>16)</sup> Taf. LVI 2<sub>a</sub>.

Diese Ringe gliedern sich deutlich in zwei Gruppen: in Spiralringe und in Formen, die nach einem dreiteiligen Schema gebaut sind. Die erste Gruppe können wir bei der weiteren Betrachtung übergehen, da sie mit unserm Fundstück nur die Tierkopfsenden gemein hat. Dagegen besteht ein unverkennbarer Zusammenhang mit den Ringen der zweiten Gruppe, die grundsätzlich den gleichen, dreiteiligen Aufbau zeigen. Man wird diesen Zusammenhang wohl dahin deuten dürfen, daß man den Königsberger Ring als eine Vorstufe der genannten Formen auffaßt.

Für diese Vermutung spricht zunächst die Tatsache, daß unser Ring noch aus drei einzelnen Reifen zusammengelötet ist. Er stellt dadurch einen ursprünglicheren Zustand dar als die skandinavischen Ringe, die bereits zu einem einheitlichen Gebilde verwachsen und in einem Stück gearbeitet erscheinen. Auch besitzen diese Ringe verschiedene Zutaten erweiternder und ausschmückender Art, die bei unserm Fundstück noch fehlen — ein Befund, der mit ziemlicher Sicherheit einen typologisch jüngeren Zustand anzeigt. So haben sich bei den meisten Stücken breite, filigranverzierte Blechstreifen zwischen die einzelnen Reifen geschoben; es ist damit auf der Vorderseite der Ringe eine langgestreckte, rechteckige Zierplatte entstanden, die schon durch ihre Form den wenig ursprünglichen, abgeleiteten Charakter dieser Typen zu erkennen gibt. Andererseits sind bei verschiedenen Ringen auch gewisse Veränderungen festzustellen, die, an unserm Fundstück gemessen, als Rückbildungserrscheinungen zu bewerten sind. So kommt es mehrfach vor, daß die drei Reifen nicht mehr vollständig erhalten sind; sie verwachsen entweder auf der Rückseite mit dem mittleren Ring zu einem einzigen Stück (Taf. LVI 2<sub>a</sub>), oder aber es tritt jener Zustand ein, wie ihn die Ringe von Bornholm (Nr. 4) und Ekeröd (Taf. LVI 2<sub>b</sub>) zeigen. Hier sind von den beiden äußeren Reifen rückwärts nur noch kurze Stummel vorhanden — eine Rückbildung, die mit der Verlängerung der vorderen Zierplatte zusammenhängt und einem bequemeren

<sup>12)</sup> Johs. Bøe, Norsk gravguld fra ældre jernalder (Bergens Museums Årbok 1926), Taf. IV 17.

<sup>13)</sup> Ebendort, Abb. 18.

<sup>14)</sup> Ebendort, Abb. 19.

<sup>15)</sup> Ebendort, Abb. 21.

<sup>16)</sup> Ebendort, Abb. 22.

Tragen des Ringes dient<sup>17)</sup>. Sie läßt erkennen, wie durch die übermäßige Erweiterung der Schau- und Schmuckseite allmählich der ganze Aufbau der Ringe, das ganze dreigliedrige Schema gesprengt wird.

Dieser typologische Befund der Ringformen wird durch den Vergleich der Ornamentik vollauf bestätigt. Auch hier steht unser Fundstück durch seine realistischen Delphinfiguren an dem Anfang der ganzen Gruppe, die sonst durchweg hochschematische Tierköpfe entwickelt hat. Ebenso wird man die Neigung zur Verdoppelung der Köpfe, die den nordischen Ringen eignet, als Zeichen eines späten und entarteten Zustandes auffassen dürfen<sup>18)</sup>.

Ergibt also der typologische Vergleich, daß der Königsberger Ring vermutlich in die Ahnenreihe der dreigliedrigen skandinavischen Goldfingerringe gestellt werden darf, so ist andererseits die Frage nach seiner kunstkreislichen Zugehörigkeit nicht leicht zu beantworten. Die realistische Ausführung der Delphinköpfe läßt zunächst an die Arbeit einer provinzialrömischen Werkstatt denken. Doch ergibt eine Durchsicht des einschlägigen Materials, daß das dreigliedrige Schema zumindest unter den Ringformen der römischen Rheinlande so gut wie völlig fehlt<sup>19)</sup>. Ähnlich steht es mit dem Delphinmotiv, das gerade auf Fingerringen römischer Herkunft äußerst selten erscheint. Ich vermag aus dem Rheinland nur zwei Stücke mit Delphinverzierung zu nennen: einen Goldring aus Kastell Niederbieber<sup>20)</sup> und einen Silberring, der zwischen Köln und Neuß im Rhein gefunden wurde<sup>21)</sup>. In beiden Fällen aber handelt es sich um Formen, die mit unserm Fundstück in keine unmittelbare typologische Beziehung zu bringen sind.

Wird man auf Grund dieses negativen Befundes die Möglichkeit einer provinzialrömischen Herkunft auch nicht völlig ausschließen dürfen, so scheint das Fehlen römischer Parallelen doch darauf hinzudeuten, daß unser Ring als germanisches Erzeugnis anzusprechen ist — ein Erzeugnis freilich, das durch Über-

<sup>17)</sup> Aus den gleichen Gründen sind bei den Ringen Nr. 5 und 6 (Taf. LVI 2<sub>a</sub>) die äußeren Reife auf der Rückseite fast rechtwinklig abgebogen und zum mittleren Ring hingeführt. Wollte man bei der übermäßig verlängerten Schmuckplatte die drei Reifen parallel führen, so wäre der tragende Finger in eine Art von Hülse eingeschlossen und zur Steifheit verurteilt. Die Verschmelzung der einzelnen Reifen miteinander oder ihre teilweise Verstümmelung hat also nur den Zweck, ein bequemeres Tragen zu ermöglichen. — Am nächsten steht unserm Fundstück in seinem ganzen Bau der Ring Nr. 12 von Kjerstad (Taf. LVI 2<sub>a</sub>). Wenn die Abbildung bei *Boe* nicht trügt, so will es mir scheinen, als ob auf der Rückseite des Ringes die ursprünglichen drei Reifen noch durch die Ornamentik angedeutet wären.

<sup>18)</sup> Möglich, daß auch die Kenntnis gewisser römischer Schlangenringe mit paarweise auftretenden Köpfen zu dieser Verdoppelung den Anstoß gegeben hat (vgl. *F. Henkel*, Die römischen Fingerringe der Rheinlande, Berlin 1913, Taf. II 43, 44).

<sup>19)</sup> Am nächsten kommen unserm Fundstück noch Formen wie *Henkel* a. a. O. Taf. VI 107, 108, 111.

<sup>20)</sup> *Henkel* a. a. O. Taf. XIII 260; Bonner Jahrb. 1911 Heft 120 S. 280 f. Taf. XVII 2—4. Der Ring ist durch seine Fundumstände in die Zeit vor der Zerstörung des Kastells (260 n. Chr.) datiert.

<sup>21)</sup> Bonner Jahrb. 1903, Heft 110, S. 317.

nahme eines römischen Tiermotives und in unmittelbarer Anlehnung an eine römische Vorlage entstanden ist. Der verhältnismäßig naturalistische Charakter der figuralen Verzierungen steht dabei einer germanischen Herkunft nicht unbedingt im Wege. Wir kennen aus der jüngeren Kaiserzeit verschiedene Arbeiten nordgermanischen Ursprunges, die an Lebendigkeit der Darstellung nicht wesentlich hinter unserm Fundstück zurückstehen. Das bekannteste Beispiel dieser Art sind vielleicht die nachträglich aufgenieteten, von germanischen Künstlern gefertigten Tierfiguren der Thorsberger Silberscheibe (Schleswig) — insbesondere der Fisch, der in der Art seiner Ausführung unsern Delphinen recht nahekommt<sup>22)</sup>. Ähnliches gilt aber auch von den Schmuckplatten von Häven in Mecklenburg<sup>23)</sup> und von gewissen skandinavischen Bronzeblechen des 4. Jahrhunderts, die mit gepreßten Tierfiguren verziert sind<sup>24)</sup>. Alle diese Arbeiten (wie später auch manche Brakteaten) zeigen, daß die germanischen Künstler bei unmittelbarer Anlehnung an römische Vorlagen sehr wohl einer einigermaßen realistischen Darstellungsweise fähig waren. Andererseits aber liefert gerade die Thorsberger Silberscheibe — vermutlich eine donauländische oder südrussische Kopie nach römischem Vorbild — durch ihre Delphinfiguren den Beweis, daß die für unsern Ring in Frage kommenden Vorlagen tatsächlich im Norden bekannt waren. Ich möchte daher — bei vorsichtiger Erwägung alles Für und Wider — doch eine germanische Herkunft unsres Fundstückes für wahrscheinlich halten. Was aber das engere Ursprungsgebiet anlangt, so scheinen die nahen Beziehungen zu den nordischen Ringen eher auf Skandinavien als auf Norddeutschland hinzudeuten.

Es bleibt noch die Frage nach der absoluten Zeitstellung zu beantworten. Von den skandinavischen Goldfingerringen mit dreiteiligem Bau gehören die norwegischen Stücke nach der vorzüglichen Untersuchung Boes<sup>25)</sup> durchwegs dem 4. Jahrhundert an; ein Gleiches mag von den dänischen und schwedischen Formen gelten. Sollte unser Ring wirklich an den Beginn der ganzen Entwicklungsreihe zu stellen sein, so dürfte eine Datierung in die Wende des 3./4. Jahrhunderts vermutlich das Richtige treffen<sup>26)</sup>.

<sup>22)</sup> E. Engelhardt, Thorsbjerg Mosefund, Kopenhagen 1863, Taf. VI 1d; Salin a. a. D. S. 178 Abb. 418; F. v. Scheltens, Die altnordische Kunst, Berlin 1924, Seite 168.

<sup>23)</sup> R. Bell, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtumes Mecklenburg-Schwerin, Taf. 63, 8a—b.

<sup>24)</sup> Salin a. a. D. S. 180, Abb. 421—422; Engelhardt a. a. D. Taf. XI 47.

<sup>25)</sup> Boe a. a. D. S. 73 f.

<sup>26)</sup> Es könnte verlockend erscheinen, unsern Ring mit gewissen nordischen Tierköpfen der Wikingerzeit in Verbindung zu bringen, die mitunter eine überraschende Ähnlichkeit zeigen (vgl. etwa den Silberring aus Ängermanland, Montelius, Antiquités Suédoises, Stockholm 1873, S. 167 Abb. 604 und die vermutlich irische — oder zumindest irisch beeinflusste — Bronzeplatte von Halsan, Levanger, Norwegen, D. Rygh, Norske Oldsager, Christiania 1885, Nr. 632). Doch hält der Vergleich einer genaueren Prüfung nicht stand. Es zeigt sich, daß diese Tiere niemals als Delphine gedeutet werden können — wie ja das durchaus klassisch-antike Delphinmotiv dem Norden an sich völlig fremd ist. Es taucht nur

## N a c h t r a g

Nachdem der vorstehende Aufsatz bereits zum Druck eingereicht war, stoße ich auf eine Ringsibel aus Schweden (Taf. LVI 2<sub>s</sub>), welche eine wesentlich abweichende Datierung des Königsberger Ringes nahelegen scheint. Es handelt sich um ein Fundstück aus Bestermanland im Historischen Staatsmuseum zu Stockholm, das der Zeit um 1300 n. Chr. angehört (Bror Emil und Hans Hildebrand, *Teckningar ur Svenska Statens Historiska Museum*, 1. Heft, Serie VI, Stockholm 1874, S. 12 und Taf. Xk). Die Ringsibel ist auf der Oberseite mit sieben gegenständig angeordneten Tierköpfen verziert, die — wenigstens in der Aufsicht — eine fast völlige Übereinstimmung mit den Köpfen unsres Fundstückes zeigen. So beachte man insbesondere die Darstellung der Augen, weiter die tief eingegrabenen Wellen, in denen das Haar nach beiden Seiten auseinanderstreicht. Betrachtet man jedoch die Köpfe von der Seite, so erscheint die Ähnlichkeit schon wesentlich geringer; hier verrät die stark abweichende Bildung der Schnauzen, daß es sich nicht um Delphine, sondern vermutlich um vierfüßige Tiere handelt. Auch fehlt bei den Tiergestalten der schwedischen Ringspange der charakteristische, längs des Rückens verlaufende Mittelgrat, der sowohl bei unsern Delphinfiguren, wie bei fast allen skandinavischen Schlangenfingerringen vorhanden ist. Ich möchte daher — trotz der auffälligen Übereinstimmung gewisser Einzelzüge — doch an der oben gegebenen Datierung des Königsberger Ringes in die jüngere Kaiserzeit festhalten. — Schließlich weise ich noch auf einen zweiteiligen Bronzefingerring (Abb. 1) der slawischen Epoche aus Groß Radwitz Kr. Löwenberg, Schlesien, hin (Altshlesien III, S. 103, Abb. 11), dessen Verzierung in zwei verflochtenen Schlangen besteht. Auch hier erinnern manche Einzelheiten lebhaft an unser Fundstück.



Abb. 1. Gr. Radwitz, Schlesien.  $\frac{1}{4}$

Nach Altshlesien III S. 103, Abb. 11

Fortsetzung von 28)

für eine kurze Weile im 4. Jahrhundert unter unmittelbar römischen Einfluß auf. Andererseits kenne ich auch unter den Ringen der Wikingerzeit keine Formen, die sich in ihrem Bau typologisch mit unserm Fundstück in Verbindung bringen ließen. Ich möchte daher diese Spur für abwegig halten.

# Nordgermanische Funde der Völkerwanderungszeit von Friedrichsthal bei Schwedt a. d. Oder

Von Hans Zeiß-München

Mit Tafel LVII—LVIII und 2 Abbildungen

Bei Baggerungsarbeiten des Kanalbauamtes Stettin in der Oder wurden am 15. März 1912 im „Durchstich Schwedt, Friedrichsthal, Teerosenablage“ einige Funde der Völkerwanderungszeit entdeckt<sup>1)</sup>, die bei dem seltenen Vorkommen gleichzeitiger Stücke in Ostdeutschland eine Besprechung gerade an dieser Stelle verdienen. Es handelt sich um ein Scheidenmundstück und zwei Spathaknäuse, welche ordnungsgemäß an das Staatliche Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin abgeliefert worden sind. Das Scheidenmundstück ist bereits von Robert Zahn im Führer durch die Ausstellung aus den Staatlichen Museen 1932 beschrieben<sup>2)</sup> und bei Jenny-Volbach abgebildet worden<sup>3)</sup>. Trotzdem wird eine nochmalige Vorlage, für welche der Direktion des Staatlichen Museums die Erlaubnis und das Abbildungsmaterial verdankt werden, nicht unwillkommen sein.

Scheidenmundstück aus Goldblech, Inv. Ic 3705 (Taf. LVII 3a u. b). L. 6,35, Br. 2,1 cm. Die eingehende Beschreibung Zahns sei wiederholt, da sie für jede fernere Beschäftigung mit diesem Stück als Ausgangspunkt zu dienen hat: „Beschläge vom oberen Rand einer Schwertscheide, aus Blechplatte gebogen. Auf der Vorderseite ist teils durch hochkantig gestellte Streifen, teils durch gezogene Leisten von dreieckigem Querschnitt ein Rahmen hergestellt, der an drei Seiten aus doppelten Wänden mit zwischengelegtem Zellenwerk besteht. In dem Innenfelde werden durch hochkantig aufgelötete Blechstreifen ein Rund und zwei an dieses mit den Spitzen stoßende Dreiecke dargestellt, wieder mit Zelleinteilung. Füllung durch rote Glasstücke auf gemusterten Folien. Der zwischen diesem erhöhten Zellenwerk erscheinende Boden ist durch sorgfältig in Reihen angeordnete Ringelchen und kleine eingerollte Bogen aus geförntem Draht besetzt. Auf der Oberkante der gezogenen Leisten ist solcher Draht in eine dafür vorgesehene Längsfurche eingelegt. Der Rückseite, die ebenfalls durch

<sup>1)</sup> Nach freundlicher Mitteilung von Stadtarchivar Westermann-Schwedt liegt der fragliche Teerofen (und die heutige Teerofenbrücke) 9,8 km stromabwärts von Schwedt an der sogenannten Westoder (eigentlich Friedrichsthaler Wasserstraße) 2,6 km südlich von Friedrichsthal (Kirche). Eine Anfrage bei der Wasserbaubehörde hat bis zur Drucklegung kein Ergebnis erbracht.

<sup>2)</sup> Ausstellung von Schmuckarbeiten in Edelmetall aus den Staatlichen Museen zu Berlin [Berlin 1932] 111 f. (P. G. Nr. 21). Fundangabe „aus der Oder bei Stettin“ (entsprechend der Beschriftung des Stücks).

<sup>3)</sup> W. A. von Jenny und W. J. Volbach, Germanischer Schmuck des frühen Mittelalters (Berlin 1933) Taf. XXIII (S. 43 unter 13). Eine selbständige Beurteilung wird hier nicht versucht.

Blechstreifen und Leisten eingeteilt ist, fehlt die Zelleneinlage fast völlig.“ Hierzu darf noch ergänzt werden, daß der senkrechte Blechstreifen in der Mitte der Rückseite die Lötstelle des zusammengebogenen Bleches zu verbergen hat; der Streifen ist gerippt, ebenso wie die Goldbleche, welche die Schmuckzellen auf dem filigranverzierten Feld bilden. Kleine Beschädigungen der Einlagen sind auf den Abbildungen zu erkennen. Die auf meine Bitte durch die Direktion des Museums veranlaßte Untersuchung seitens des Instituts für Edelfsteinforschung des Mineralogisch-Petrographischen Seminars der Universität Berlin hat ergeben, daß die Einlagen mit Ausnahme des runden Steins (wohl Karneol) sämtlich Almandine sind. Die Bestimmung der kleinen Öse auf der Rückseite ist unklar; offenbar ist ihretwegen ein schmaler Streifen (4 mm) des zum Beschlag bestimmten Goldblechs ausgeschnitten worden. Die Breite der ledernen Schwertscheide ist nach dem Beschlag auf 5,7 cm zu berechnen, so daß eine — durchaus übliche — Klingebreite von etwa 5 cm anzunehmen ist.

Oberteil eines Schwertknaufs, aus Bronze gegossen, Inv. Ic 3706 (Taf. LVII 1 u. Abb. 1). L. 4,9 cm, H. 1,7 cm, größte Br. 1,2 cm. Die Form nähert sich der eines Pyramidenstumpfes; doch sind die schmalen Seitenflächen konkav. Der Querschnitt ist trapezförmlich, welche Bezeichnung, als Parallelbildung zu den „dreieckigen“ Knäusen, im folgenden angewandt werden wird. Der kräftige hohle Knauf, der auf eine holzumschalte Angel aufgesetzt zu denken ist, schließt oben mit einem kleinen Quadrat ab und zeigt zwei seitliche Durchbohrungen für Niete zur Verbindung mit einem vergangenen, wohl hölzernen Mittelstück und der gleichfalls fehlenden unteren Begrenzungsplatte des Knaufs, ganz wie der bekannte Typus des Ringknauffschwertes von Gilton, Kent (Taf. LVIII 1). Die geschwungenen Ranten des Knaufs werden von einer Reihe eingepunzter Punkte begleitet.

Oberteil eines Schwertknaufs, aus Silber gegossen, Inv. Ic 3707 (Taf. LVII 2 u. Abb. 2). L. 4,5 cm, Höhe 1,5 cm, größte Br. 0,85 cm. Stimmt im Typ mit Abb. 2 überein; besitzt jedoch statt der seitlichen Durchbohrungen je ein Paar Ösen an den schmalen Seiten des Knaufs, in welchen sich noch die Niete befinden, während die übrigen Knaufteile nicht erhalten sind.

Die „ganz ausgezeichnete Arbeit“ des Scheidenmundstücks hat Zahn einer südlischen Werkstatt mit antiker Tradition zuschreiben wollen, unter Hinweis auf einige langobardische Ohrgehänge, die indessen nicht gerade als die nächsten Verwandten des Fundes von Friedrichsthal erscheinen. Gewiß sind Zellen- und Filigranarbeit im weiteren Mittelmeergebiet ausgebildet worden; von dorthier haben sie die germanischen Goldschmiede übernommen, und da gerade die langobardischen Grabfunde für beide Verzierungsarten gute Beispiele aufweisen, so ist die Anknüpfung an dieses Gebiet naheliegend. Indessen verrät das Stück aus der Oder engeren Zusammenhang mit Erzeugnissen nordgermanischer Werkstätten, vor allem mit Bügelsibeln in Stil I, deren Herstellung niemand in

südlichen Ländern vermuten wird. Kleine Blechauslagen mit Filigran und Schmuckzellen meist runder Form sind, wie die Werke von Salin und Åberg zeigen, in Skandinavien in der Zeit von Stil I üblich geworden<sup>4)</sup>; eine Fibel von Grönby in Schonen (Taf. LVII 4)<sup>5)</sup> besitzt auch eine dreieckige Zelle<sup>6)</sup> und stellt sich damit sowie durch das Filigranmuster der eingerollten Bögen besonders nahe zu unserem Fund. Am engsten verwandt ist ihm aber das Scheidenmundstück von Skjoldlev, Lading sn., Aarhus Amt (Taf. LVIII 2a-b)<sup>7)</sup>, mit völlig

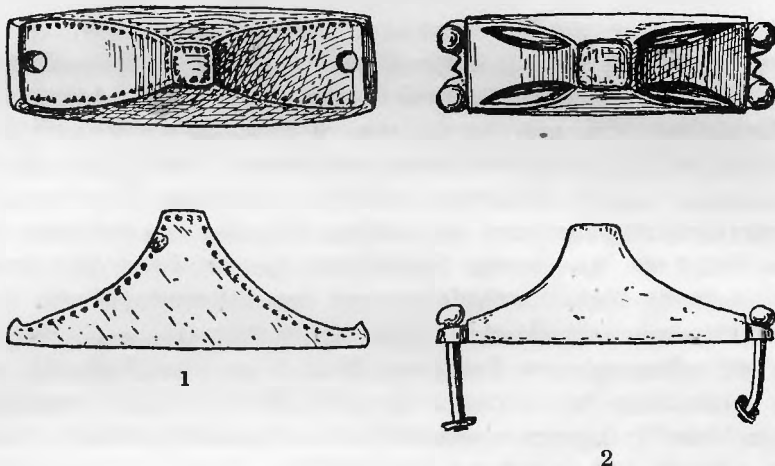


Abb. 1. Bronzener Schwertknauf von Friedrichsthal (=Taf. LVII 1).  $\frac{1}{4}$

Abb. 2. Silberner Schwertknauf von Friedrichsthal (=Taf. LVII 2).  $\frac{1}{4}$

gleichartiger Filigranarbeit und mit ähnlichen Schmuckzellen; wenn auch der Rahmen aus Zellenwerk fehlt, so möchte man die beiden Stücke doch derselben Werkstatt zuschreiben. Unser Fund scheint sich durch reichere Verwendung von Zellen, auch durch die Verwendung von solchen in Zickzacklinien, aus der Gruppe

<sup>4)</sup> Vgl. Salin, Die altgermanische Tierornamentik (Stockholm 1904) Abb. 538 und 540; Åberg, Den nordiska folkvandrings-tidens kronologi (Stockholm 1924) Abb. 78, 79, 89, 91, 121.

<sup>5)</sup> Salin Abb. 495 = Åberg Abb. 63 (hier für etwas älter als die übrigen gehalten). Die Abbildungsvorlage wird der freundlichen Vermittlung von St. Bolin-Lund verdankt.

<sup>6)</sup> Solche sind anscheinend im Langobardischen Gebiet nicht üblich, dagegen im angelsächsischen; vgl. z. B. [Reginald A. Smith], Brit. Mus. Guide to Anglo-Saxon Antiquities (1923) Taf. 1, 2, 6. Die engen Beziehungen zwischen der angelsächsischen und der nordgermanischen Kunst sind bekannt; z. B. ist der in Anmerk. 3 und 4 erwähnte Fibeltyp aus Skandinavien nach England gelangt, wo indessen gerade die hier wichtige filigranverzierte Abart nicht vorzukommen scheint.

<sup>7)</sup> Sune Lindquist, Vendelkulturens ålder och ursprung (Kungl. Vitt. Hist. och Antikv. Akad. Handl. 36 : 1, Stockholm 1925) Abb. 90 S. 74.

etwas abzufondern; doch hat dies angesichts der in genau derselben Technik ausgeführten skandinavischen Schwertknäufe<sup>8)</sup> nichts Auffälliges und ist daraus kein Gegen Grund gegen die Zuweisung an eine nordgermanische Werkstätte abzuleiten. Daß die Arbeit das besondere Lob eines so ausgezeichneten Kenners der antiken Goldschmiedekunst gefunden hat, ist das beste Zeugnis für die Kunstfertigkeit der nordischen Handwerker, welche in ihrem Bereich mit ursprünglichem Lehngut nicht minder trefflich zu schaffen verstanden, als es die germanischen Völker auf so mannigfachen Gebieten bewiesen haben.

Die Betrachtung der Schwertknäufe (Taf. VII 1-2) führt hinsichtlich der Heimatfrage zu dem gleichen Ergebnis. Trapezähnliche Knäufe treten zwar schon verhältnismäßig früh in England auf<sup>9)</sup>, aber die gleiche einfache Abart mit dem oberen quadratischen Abschluß ist auch aus Dänemark belegt<sup>10)</sup>. Unter diesen Umständen wird man in unserem Zusammenhang Herkunft aus dem nordgermanischen, nicht aus dem weiter entfernten angelsächsischen Gebiet annehmen; wo die fragliche Knaufform zuerst in Anwendung gekommen ist, kann als hier minder wichtig unerörtert bleiben. Aus Bohuslän liegt ein schönes filigranverziertes Stück vor, das an den Schmalseiten das für Taf. LVII 2 bezeichnete Ofenpaar aufweist; diese Einzelheit ist auch dem Schwertknauf aus Grab 14 von Wendel<sup>11)</sup> eigen, und für ihre jüngere Weiterbildung mag als Beispiel das Schwert mit zellenverziertem Knauf aus Grab 1 von Wendel genannt werden. In den Grabfeldern der südlichen Germanenstämme scheinen trapezähnliche Knäufe zu fehlen<sup>12)</sup>; dagegen erscheinen hier nahverwandte, meist als „dreieckig“ bezeichnete Stücke bald einfacherer, bald reicherer Form<sup>13)</sup>. Von der Gesamtgruppe haben sich die Ringschwerter seit jeher besonderer Aufmerksamkeit seitens der Forschung erfreut.

Für die Datierung des Fundes von Friedrichsthal kommen eine Reihe verschiedener Gesichtspunkte in Betracht. Das eben erwähnte Grab 14 von Wendel wird in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts gesetzt<sup>14)</sup>, und die einfachen dänischen Schwertknäufe hat Salin dem 6. Jahrhundert zugewiesen; das

<sup>8)</sup> Vgl. z. B. Olov Robert Janse, *Le travail de l'or en Suède à l'époque mérovingienne* (Orléans 1922) 194 Abb. 119 (= Salin Abb. 247) und 121; Lindquist a. a. O. 38 Abb. 20; Salin Abb. 252.

<sup>9)</sup> *Archaeologia* XXXVIII, 1860, Taf. II; vgl. Åberg, *The Anglo-Saxons in England* (1926) 141 f.

<sup>10)</sup> Salin 101 Abb. 245 und 246.

<sup>11)</sup> Lindquist a. a. O. 62 Abb. 67; Hj. Stolpe und T. J. Arne, *Gravfältet vid Wendel* Taf. 43,5 und 6.

<sup>12)</sup> Auch das Ringschwert von Mainz-Kastel, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V Taf. XXX Nr. 512, zeigt bereits eine abgewandelte Form.

<sup>13)</sup> Vgl. Salin Abb. 250 (Kent) und 662, dazu die vereinfachte Form Abb. 253; Harbauer, *Katalog Schreßheim 1* (Progr. Dillingen 1900/01) Abb. 37 u. a. m.

<sup>14)</sup> Stolpe-Arne a. a. O. 60.

Stück Taf. LVII 2 möchte man aus typologischen Gründen am liebsten dazwischen einreihen. Zum Scheidenmundstück von Skjoldlev erinnert Lindquist an die Schwerter aus Grab 1 und 32 von Rocera Umbra, die er in die Mitte des 6. Jahrhunderts datiert<sup>15)</sup>, wohl etwas zu früh<sup>16)</sup>. Angesichts dieser Beziehungen liegt es nahe, unseren Fund der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts zuzuschreiben. Vielleicht ist nach weiteren Forschungen über die allgemeine Chronologie der frühmittelalterlichen Germanenfunde eine noch genauere Festlegung möglich; sollte sich dann eine etwas spätere Ansetzung vertreten lassen, so wäre dies für die geschichtliche Auswertung des Fundes von einiger Bedeutung.

Allem Anschein nach handelt es sich um Reste von Waffen, die bei einem nordgermanischen Zug oderaufwärts auf irgendwelche Weise zu Verlust gegangen sind. Waren es Vorläufer der Wikinger von der Jomsburg, die einen kriegerischen Vorstoß in das Binnenland unternommen haben, oder Händler mit Waffen aus nordischen Werkstätten, die sicher weithin begehrt waren? Besitzen wir hier Zeugnisse für Beziehungen zum mitteldeutschen Germanengebiet oder zu dem noch weiter entfernten Süden? Es ist bekannt, daß die aus der skandinavischen Heimat ausgewanderten Stämme noch im 6. Jahrhundert Verbindungen nach dem Norden hin unterhalten haben. So gibt es mehrere Möglichkeiten, von denen vielleicht die eine oder andere bei weiterer Überprüfung größeres Gewicht erhalten mag. Besonders wichtig wäre es aber, dem Fund eine Stelle in der Besiedlungsgeschichte Ostdeutschlands anzuweisen.

Es ist bis heute unklar, wann die Slawen über die verödeten Wohnsitze der Ostgermanen bis an ihre spätere Westgrenze vorgeedrungen sind; bekanntlich versagen hier die Funde, auch in Gebieten wie Böhmen. Die Abwanderung der Langobarden aus Ungarn und das vertragsmäßig sich anschließende Einrücken der Awaren, der Oberherren der Westslawen, geben, wie seither angenommen wird, die obere zeitliche Grenze. Dank dem gelegentlichen, freilich seltenen Vorkommen von germanischen Resten des frühen Mittelalters östlich der Elbe vermögen wir indessen in dieser Frage weiter zu kommen. Bei der Untersuchung von Beziehungen, die noch in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts zwischen dem merowingischen Gebiet im Westen und Ostpreußen bestanden, hat J. Werner mit Recht angedeutet, daß dies für die Festlegung der Einwanderungszeit der Slawen von Belang ist<sup>17)</sup>. Auch der Fund von Friedrichsthal darf in diesen

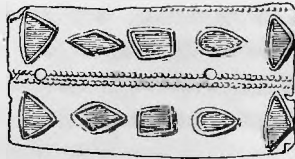
<sup>15)</sup> *Vendelkultur* 87; vgl. 75 (zu Abb. 90 S. 74).

<sup>16)</sup> Rocera Umbra kann aus historischen Gründen höchstens einige Gräber aus dem dritten Viertel des 6. Jahrhunderts enthalten.

<sup>17)</sup> *Kronologi* 28 ff. (vgl. auch Anmerk. 5).

<sup>18)</sup> *Germania* XVII 1933, 283.

Zusammenhang eingereiht werden. Er stammt offenbar aus einer Zeit, zu der den nördlichen Germanenstämmen die Wege durch Ostdeutschland noch nicht infolge des Vordringens der Slawen versperrt waren; mit Rücksicht auf die oben gegebene Datierung dürfen wir in ihm ein Zeugnis dafür sehen, daß die slawische Besitzergreifung des unteren Obergbietes in der Zeit vor rund 600 noch nicht erfolgt war<sup>19)</sup>. Ob aus dem reichen, von der rührigen ostdeutschen Forschung geborgenen Material sich bereits heute weitere einschlägige Zeugnisse beisteuern lassen<sup>20)</sup>, muß künftiger Untersuchung zu entscheiden überlassen werden.



Goldblech von Hödricht Kr. Ohlau.  $\frac{1}{4}$   
Nach Schlesiens Vorzeit N. F. III S. 47 Abb. 5

<sup>19)</sup> Funde von Münzschatzen und einzelnen Goldmünzen nach Justinian I. kommen in diesem Gebiet nicht mehr vor; vgl. Sture Bolin, *Fyndnen av romerska mynt i det fria Germanien* (Lund 1925) 242 ff. und XIX. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1929 (1930) 125. Dies bedeutet indessen nicht, daß die fraglichen Funde alle bereits in der Zeit Justinians in den Boden gelangt sind. Für den Fund von Biesebrow Kr. Angermünde (Bolin AH 2 = *Fyndnen*, Anh. 64) wird sogar ein Vorkommen von Phokasmünzen behauptet, was angesichts der ungenügenden Bestimmung dieses Schatzes freilich unsicher ist.

<sup>20)</sup> Hingewiesen sei auf die Riemenzunge von Michaelisbruch Kr. Ruppin (Prähist. Zeitschrift XIX 1928, 373 Abb. 3; vgl. Mannus, *Ergänzungs-Bd. VII* 1929, 169), welche O. Felsberg a. a. O. 374 mit einer frühslawischen Besiedlung im Zusammenhang bringen wollte. Sie gehört wohl richtiger in die hier behandelten Zusammenhänge. Unter den von Kossinna, *Germanische Kultur im 1. Jahrtausend nach Christus* (Mannus-Bibl. 50, 1932) 249–252 behandelten Brautatenfunden kann einer (Groß-Lüben, Kr. Westprignitz) in die Zeit des Fundes von Friedrichsthal gehören; der Fundort ist indessen zu weit westlich, als daß er mit dem Oderweg in Beziehung zu setzen wäre.

# Die Chronologie der Merowingerzeit im Lichte einiger neuer Funde

Von Nils Åberg - Stockholm

Mit Tafel LIX und einer Abbildung

In der Forschung der letzten Jahrzehnte über die Archäologie der Merowingerzeit scheinen Brenners<sup>1)</sup> späte Datierungen kaum weitgehendere Zustimmung gefunden zu haben, dagegen haben sich in letzter Zeit Bestrebungen in entgegengesetzter Richtung geltend zu machen begonnen. So ist Lindqvists<sup>2)</sup> interessanter Datierungsversuch bekannt, nach dem Stil II in der provincial-römischen Kunst des 5. Jahrhunderts wurzelt und gewisse Elemente noch ein weiteres Jahrhundert zurückzuverfolgen sind. Ähnliche Bestrebungen treten auch bei süddeutschen Erforschern der Merowingerzeit, besonders bei Weeß<sup>3)</sup>, hervor und neuerdings auch bei englischen, u. a. bei Kendrick<sup>4)</sup>.

Ich habe früher zu Brenners<sup>5)</sup> und Lindqvists<sup>6)</sup> Datierung Stellung genommen und dabei in dieser Frage den Weg eingehalten, der durch Salin in seiner Arbeit über nordische Tierornamentik vorgezeichnet ist. Nichts ist bisher in der Forschung eingetroffen, was mich von diesem Wege, der mir im Verhältnis zu den ebengenannten Extremen andauernd den goldenen Mittelweg darzustellen scheint, hätte abdrängen können. Vielmehr sind in jüngster Zeit einige in chronologischer Hinsicht interessante Grabfunde hinzugekommen, die entschieden zugunsten der Salinschen Auffassung sprechen und die wir daher hier einer kurzen Untersuchung unterziehen wollen.

Zwei von diesen Funden sind chronologisch ungefähr gleichwertig und rühren aus Gräbern bei Schrehheim<sup>7)</sup> in Bayern und bei Herbrechtingen<sup>8)</sup> in Württemberg her. Das erstere Grab enthielt zwei Relieffspangen vom Typus Taf. LIX 1, eine Rosettenfibel mit einfacher Granatmosaik, eine S-förmige Fibel mit Granaten, eine durchbrochene Zierscheibe sowie einen Goldbrakteaten, geprägt nach einer Münze von Justinianus (527—565); das andere Grab barg zwei Relieffspangen vom Typus Taf. LIX 2, eine runde Scheibensfibel mit dichter Granatmosaik (Purpurglas), eine einfache S-förmige Fibel, eine durchbrochene Zierscheibe, eine einfache Schnalle mit beginnendem Schilddorn, Bruchstücke eines

1) Bericht der Römisch-germanischen Kommission VII, Frankfurt a. M. 1915.

2) Rig 1919 u. 1925; Fornvännen 1922 u. 1925; Bitterhetsakademiens Handlingar 1926.

3) Fundberichte aus Schwaben, N. F. III, 1926, S. 180; Weeß, Die Alamannen in Württemberg, Stuttgart 1932.

4) Kendrick, Polychrome Jewellery in Kent: Antiquity 1933.

5) Rig 1919; Mannusbibliothek XXII, 1922.

6) Fornvännen 1926.

7) Jahresbericht des historischen Vereins von Dillingen, Bd. VIII.

8) Weeß, Germania XIV, Heft 2, Frankfurt a. M. 1930.

Riemenbeschlags mit undeutlicher Tierornamentik in Stil I sowie sechs Nachprägungen von Goldmünzen des Justinianus, laut Angabe in dem Fundbericht in Ravenna geprägt zwischen 555 und 565.

Die beiden Relieffspangen haben die gleiche Rankenverzierung, die gleichen in Zonen eingeteilten Knöpfe und weichen voneinander nur durch die Form der Kopsplatte ab. Die Spange von Schrehheim stimmt auch in der Form vollständig mit den ältesten Langobardenspangen in Italien überein, und wenn diese auch der Rankenverzierung entbehren, kann ihre Zeitstellung doch nicht weit von der der Schrehheimer Spange abliegen. Von diesem Gesichtspunkt aus ließen sich also die beiden Gräber in die Zeit um die Mitte des 6. Jahrhunderts oder wenig später verlegen. Für diese Datierung sprechen auch die Schnalle mit beginnendem Schilddorn, die S-Fibeln und die runden Granatfibeln, sämtlich Typen darstellend, die auch aus italienischen Langobardengräbern her bekannt sind<sup>9)</sup>. Wenn also Beec auf Grund der Münzensunde das Grab von Herbrechtingen in die Zeit um 565, den Zeitpunkt des Langobardeneinfalls in Italien, verlegt, kann man auch aus stilistischen Gründen einer solchen Datierung beitreten. Weniger ansprechend ist dagegen Beecs Ausnützung desselben Grabfundes für eine Zurückdatierung des Stils II. Das mit Tierornamentik versehene Beschlagbruchstück in dem Funde zeigt nämlich, soweit man sehen kann, nicht die mindeste Andeutung von Stil II.

Etwas jüngeren Charakters sind zwei andere Funde, der eine von Soest<sup>10)</sup> in Westfalen, der andere von Läbingen<sup>11)</sup> in Württemberg, beides reiche Frauengräber in Holzkammer oder großer Kiste. Dem erstgenannten Funde gehört die vergoldete und längs den Rändern niellierte Silberspange Taf. LIX 3 an, die stilistisch eng an die in Abb. 1 wiedergegebene Spange von Heidingsfeld in Bayern anknüpft, gleichwohl aber in der Formgebung wie auch in der Verzierung etwas altertümlichere Züge aufweist. Die Spange von Heidingsfeld hat nämlich größere Knöpfe und einen kräftiger ausgebildeten Tierkopf an der Spitze des Fußes, und ihre Verzierung ist in verhältnismäßig klarem und durchsichtigem, obwohl nicht elegantem Stil II ausgeführt, während dagegen die Verzierung der anderen Spange zwar dem Stil II am nächsten steht, aber doch noch etwas von der geknäuelten und unklaren Komposition des älteren Stils bewahrt hat. Hiernach zu urteilen, muß die Spange von Soest in die eigentliche Übergangszeit zwischen den beiden Stilen fallen, also etwa in die Zeit um 600 oder unmittelbar vorher.

Die übrigen Grabbeigaben sprechen auch nicht gegen eine solche Datierung. Man bemerkt darunter eine mit dichter Granatmosaik bedeckte Goldfibel von

<sup>9)</sup> Åberg, Die Goten und Langobarden in Italien, Uppsala 1923, Abb. 126–129, 143, 120, 164.

<sup>10)</sup> Stieren, Germania XIV, Heft 3, Frankfurt a. M. 1930.

<sup>11)</sup> Beec, Germania XVI, Heft 1, Frankfurt a. M. 1932.

runder Form, eng anknüpfend an die Typen aus den Langobardengräbern in Italien, obwohl fast noch prachtvoller als diese. Zu dem Inventar gehören ferner ein Halsband mit Perlen und Hängezieraten aus Gold, diese letzteren verziert mit Filigran oder Granatmosaiken und stark erinnernd an die verfeinerte keltische Goldschmiedekunst aus dem Ende des 6. und dem folgenden Jahrhundert. Zwei der Hängezierate bestehen aus Münzen, eine von Valentinianus I. (364—365), die andere von Justinianus (527—565), letztere mit breiter „Flechtborte“ und olivenförmiger Öse, bedeckt mit Ringen in Goldsiligran. Die Münzen selbst bieten kaum Datierungsmöglichkeiten, kommen doch Justinianusmünzen noch in so späten Funden wie Langobardengräbern aus dem Beginn des 7. Jahrhunderts oder dem einem mehr vorgeschrittenen Teil desselben Jahrhunderts angehörenden Goldschatz von Wiewerdt<sup>12)</sup> in Friesland vor. Chronologisch wichtiger sind die Flechtborte und die filigranverzierte Olivenöse, beide im Wiewerder Schatz vertreten, der Ösentypus auch in keltischen, süddeutschen und langobardischen Funden aus dem Ende des 6. Jahrhunderts oder noch jüngeren Gräbern, dagegen bisher nicht bekannt in älteren Funden<sup>13)</sup>.

Das Grab von Läbingen enthält die in Taf. LIX 4 wiedergegebene Reliefspange, die der von Skandinavien ausgehenden Spangengruppe mit beißenden Tierköpfen zwischen Bügel und Fuß angehört, die aber gleichwohl weder nordischen noch mitteleuropäischen, sondern eher angelsächsischen Ursprungs und wahrscheinlich in der Grafschaft Kent angefertigt ist. Wir charakterisieren die Spange hier kurz unter Bezugnahme auf das Abbildungsmaterial in der ebengenannten Arbeit über die Angelsachsen.

In ihrer allgemeinen Formgebung knüpft die Spange zunächst an die keltische Gruppe Abb. 139—141 a. a. D. an, weicht aber in mehreren Einzelheiten ab, die ihre Entsprechungen vielmehr bei anderen angelsächsischen Spangentypen haben. Die mit Gesichtern verzierten Rundel um die Fußpartie herum erscheinen in Abb. 141, desgleichen die halb plastisch ausgeformten Bierfüßler längs den unteren Rändern des Fußes. Die Verzierung der Fußpartie besteht aus einem von oben gesehenen Bierfüßler (Taf. LIX 4c) von einem in der angelsächsischen Kunst bisher einzigartigen Typus, gleichwohl aber mit typisch im angelsächsischen Stil I (a. a. D., Abb. 210) ausgebildeten Füßen. Die beißenden Tierköpfe (Tafel LIX 4b) haben halbrunde Augeneinfassungen, ausgezogene Schnauzenpartien und in eine Schlinge umgewandelte Riefer mit einem vollständig aufgelösten kleineren Tierkopf zur Seite. Angelsächsische Entsprechungen sind a. a. D., Abb. 108—111 wiedergegeben. Die Kopfplatte hatte eine Borte vom Typus Abb. 98—99, und das innere Feld zeigt Rankenverzierung wie die angelsächsischen Typen Abb. 103, 122 und 123. Das Mittelfeld nehmen zwei rechtwinklig gebogene Tierfiguren (Taf. LIX 4a) in typischem angelsächsischem Stil I

<sup>12)</sup> Åberg, *The Anglo-Saxons in England*, Uppsala 1926, S. 149.

<sup>13)</sup> Sechs Goldhängezierate mit derartigen Ösen sind abgebildet *Fornvännen* 1926, S. 126.

ein, wie sie wohlbekannt sind von Spangen mit beißenden Tierköpfen (a. a. D., Abb. 119, 120, 128), wie auch von Schnallenbeschlägen (a. a. D., Abb. 210) her<sup>14)</sup>.

Der angelsächsische Ursprung der fraglichen Spange kann also als wahrscheinlich betrachtet werden, und die Anknüpfung an die Gruppe Abb. 139—141 könnte möglicherweise auf einen keltischen Herstellungsort hinweisen. Die zeitliche Stellung der Spangengruppe Abb. 139—141 ist a. a. D., S. 84 behandelt worden, und die angeführten Fundvergesellschaftungen sprechen für den späteren Teil des 6. Jahrhunderts, wobei möglicherweise die jüngeren Typen noch etwas in das 7. Jahrhundert hinein fortleben. Die Spange von Tübingen ist stilistisch älter als der Typus Abb. 141, kann aber dennoch zeitlich kaum weiter rückwärts als in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts verlegt werden.

Eine derartige Datierung wird nicht erschüttert durch das rankenverzierte innere Feld der Kopfplatte, auch nicht durch die mit Nielloeinlagen versehenen Randleisten. Die Rankenverzierung mag ihre Blüte früher gehabt haben, sie kommt aber beispielsweise auf ostschwedischem Gebiet und auch in England noch bis gegen den Anfang des 7. Jahrhunderts vor. Die Nielloeinlage geht zwar auf klassischen Ursprung zurück, lebt aber in germanischer Kunst nachweislich bis ins 7. Jahrhundert fort. Die Beispiele sind zahlreich sowohl aus süddeutschem Gebiet wie auch aus dem langobardischen Italien<sup>15)</sup>. Ein später Zug bei der Tübinger Spange ist es auch, daß der Nadelhalter den Charakter einer reich verzierten Hülse erhalten hat, eine Konstruktion, die auch an der runden Fibel im selben Grabe und an der Wittislinger Spange wiederkehrt, die aber sonst nur von der „Kingston Brooch“, einer englischen Prunkfibel aus dem 7. Jahrhundert (a. a. D., Abb. 206), her bekannt ist.

Das übrige Inventar im Grabe von Tübingen macht eher einen noch jüngeren Eindruck als die ebengenannte Spange und ist vergleichbar mit dem Grabgut von Soest. Man bemerkt hier eine mit filigranverzierter Nadelhalterhülse versehene runde Goldfibel mit prachtvoller Granatmosaik von so gut wie vollständig demselben Charakter wie an einer solchen Fibel aus Grab 168, von Castel Trofino, einem nach dem Jahre 578 angelegten langobardischen Gräberfeld<sup>16)</sup>. An das langobardische Italien knüpft ebenso eine zu dem Fund gehörige Schnalle an, mit zispeligem Beschlag und querverlettem Draht um die Nietenköpfe herum; vielleicht gilt Ähnliches auch von einer einfachen Bronzeflasche „orientalischen“ Aussehens. An die keltische Goldschmiedekunst erinnern dagegen

<sup>14)</sup> Festsländische Entsprechungen zu den rechtwinklig gebogenen Tieren des angelsächsischen Stils I finden sich außer auf der Tübinger Spange, meines Wissens nur auf Relieffspangen von Herpes in der Charente (aus Kent eingeführt) sowie auf einer Spange von Weimar („Franken und Westgoten“, Abb. 139).

<sup>15)</sup> Die angelsächsische Nielloeinlage nützt Rendrië für seine chronologischen Zwecke auf eine vom wissenschaftlichem Gesichtspunkt höchst gewagt erscheinende Weise aus, wenn er an das 5. Jahrhundert und den Silberfund im Nidamer Moor anknüpft. Und mit derartigen Beweismitteln als wissenschaftlichem Rüstzeug glaubt Rendrië die Arbeit seiner Vorläufer als „profoundly wrong“ (a. a. D., S. 433) bezeichnen zu können.

<sup>16)</sup> „Goten und Langobarden“, Abb. 127.

vier goldene Hängezierate mit gefaßten Granaten in lichter Verteilung, die Bodenplatte bedeckt mit erlesenstem Filigranwerk.

Schließlich gehört zu dem Grabinventar von Tübingen auch eine runde Bronzescheibe mit Silber- und Goldeinlage. Das Muster tritt zwar in der Abbildung des Fundberichts etwas undeutlich hervor, man unterscheidet aber doch vier Tierköpfe (mit um den eigenen Schwanz beißenden Riesern?) und eine Augeneinfassung von einem Charakter, der in Stil I beginnt, aber in Stil II hinein fortlebt<sup>17)</sup>. Die Tierkörper sind ringförmig gebogen und bilden, der Abbildung nach zu urteilen, eine vierblättrige Rosette in der Mitte. Diese mehr oder weniger an die Ringkette erinnernde Komposition ist sehr charakteristisch für den keltischen Stil II, tritt aber auch im Book of Durrow sowie in einigen wenigen skandinavischen und kontinentalgermanischen Funden, sämtlich aus dem 7. Jahrhundert, auf<sup>18)</sup>.

Fassen wir unsere Beobachtungen betreffs der vier hier beschriebenen Grabfunde zusammen, so kann man sagen, daß die Verzierung der Relieffspangen verschiedene Stufen der germanischen Stilentwicklung zeigen. Zwei der Spangen bewahren noch die flächendeckende Rankenverzierung aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts, die beiden anderen sind stilistisch jünger. Wenn nun die erstgenannten in ihrer Formgebung an die ältesten Langobardenspangen in Italien anknüpfen, und wenn die Münzen des Grabes von Herbrechtingen nach 555 geprägt sind, so folgt daraus, daß die Spangen in den beiden anderen Gräbern entschieden einer jüngeren Zeit entstammen als der Mitte des 6. Jahrhunderts. Das ergibt sich auch aus dem übrigen Grabinventar, dessen Charakter teilweise in die Formenwelt überleitet, das das 7. Jahrhundert und die Zeit des Stils II kennzeichnet.



Abb. 1. Heidingsfeld  
Bayern.  $\frac{2}{3}$   
Nach Salin,  
Tierornamentik. Abb. 641

<sup>17)</sup> Vgl. „Franken und Westgoten“, Abb. 253: 12, 13, 42.

<sup>18)</sup> „Anglo-Saxons in England“, S. 171 und Abb. 228, 249, 250, 289, 298, 313. Vgl. auch Wendelgrab X.

# Neue Grabung im Mamannfriedhof von Oberflacht Oberamt Tuttlingen

Von Walther Beed-*Stuttgart*

Mit Tafel LX—LXIV und 3 Abbildungen

Keinem der gegen 800 bekannten württembergischen Reihengräbersriedhöfe kommt eine solche Bedeutung zu wie dem von Oberflacht im Oberamt Tuttlingen. Denn hier hat sich infolge ganz besonders günstiger Bodenverhältnisse Kulturgut erhalten, wie wir es in keinem anderen germanischen Reihengräbersriedhof der Völkerwanderungszeit bisher gefunden haben: Gegenstände aus vergänglichen Stoffen, aus Holz, aus Leder, Reste von Geweben, von Obst, von Pflanzen, daneben natürlich noch die auch sonst in völkerwanderungszeitlichen Gräbern vorkommenden Beigaben aus Metall, Ton, Glas und Bein. Die Gräber befinden sich 1,20—1,50 m tief in einer von Grundwasser gesättigten blautonigen Ablagerung des Braunjura, der sie fast völlig gegen den Zutritt der Luft abschloß und so den Zerfallsprozeß erheblich verlangsamt hat.

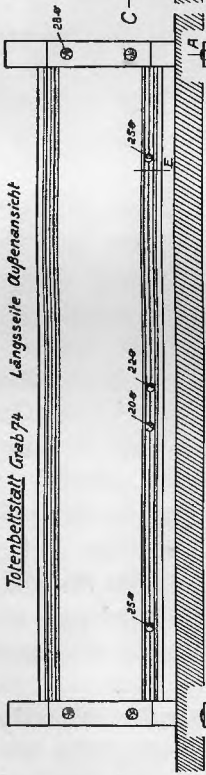
Hart nördlich von Oberflacht zwischen dem Bergkegel des Hohenkarpsen und dem Tafelberg des Lupfen weitet sich das Tal und hier am Wege nach Durchhausen auf dem Kreuzbühl liegt das Grabfeld. Es ist schon bekannt seit dem Jahre 1809, wo man beim Behmsch für eine in der Nähe befindliche Ziegelei den ersten Sarg fand. Auch in den Folgejahren kamen immer wieder Gräber zutage. Hierdurch wurde der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein veranlaßt, im Jahre 1846 durch von Dürrieh und Menzel das Grabfeld erstmalig untersuchen zu lassen. Die Grabung ist für damalige Verhältnisse vorbildlich. Es wurden 52 Gräber geöffnet, davon 40 mit Beigaben. Die Ergebnisse der Grabung sind in einem zuverlässigen Grabungsbericht niedergelegt, sämtliche gehobenen Funde sind sofort bei der Bergung gezeichnet worden. Diese Zeichnungen sind für uns überaus wertvoll, denn sie geben uns allein einen Gesamteindruck von dem damals Gefundenen und seinem außerordentlichen Wert. Denn leider sind viele Gegenstände, da man sie nicht in der nötigen Weise behandeln konnte, um sie zu erhalten, zugrunde gegangen oder haben ihre alte Gestalt verloren und sind unansehnlich geworden.

Nach der Ausgrabung von 1846 hatte der Friedhof Ruhe bis zum Jahr 1886, wo er gelegentlich einer Straßenverbesserung neu entdeckt wurde. Die Kunde hiervon kam auch nach Stuttgart an den Vorstand der staatlichen Altertümersammlung. Er hat aber die Bedeutung des Friedhofs nicht erkannt. Er erwarb die beiden besterhaltenen Holzsäрге mit ihren Beigaben. Er griff nicht ein und öffnete dadurch der Raubgrabung Tor und Tür. Seit 1886 bis um 1900 haben Unberufene in dem Grabfeld gegraben, viele Funde vernichtet, vieles verschleudert. Wir hören, daß man sich aus dem wohlerhaltenen Holz der Gräfte sogar Möbel machen ließ! Die Raubgräber arbeiteten mit dem Erdbohrer. Stießen sie bei ihren Bohrungen auf Holz, so setzten sie den Spaten an und gruben das betreffende Grab aus.

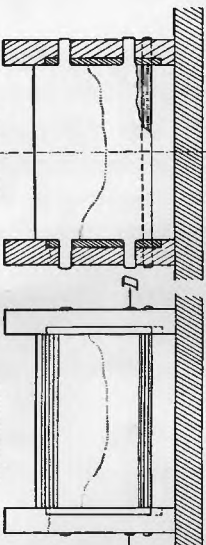
Da nun anzunehmen war, daß nicht alle Gräber bei diesem Vorgehen aufgefunden worden sind, betrieb ich schon seit 1921 eine neue Untersuchung des

5. 4. 1934

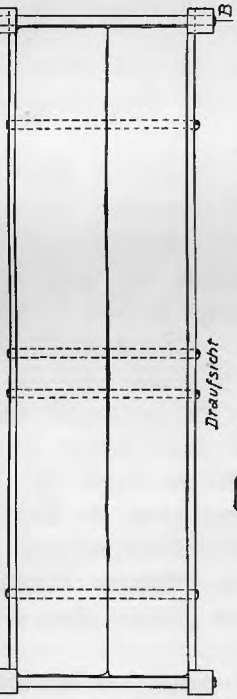
Totenbettstatt Grab 74 Längsseite Außenansicht



Totenbettstatt Kopfende Außenansicht

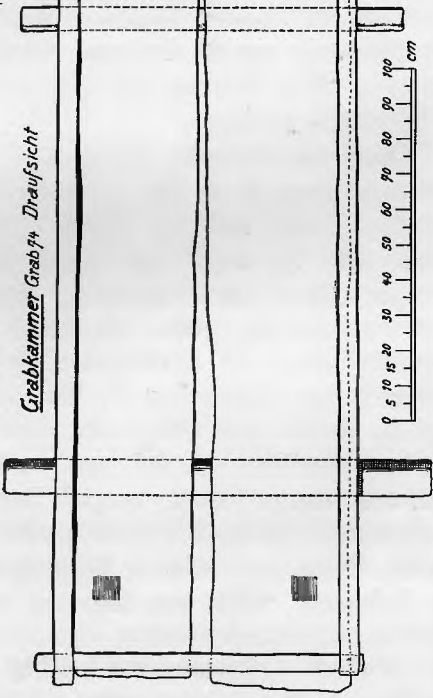


Schnitt A-B



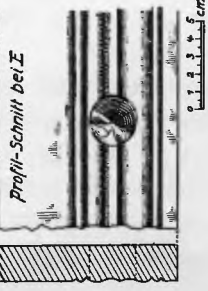
Draufsicht

Grabkammer Grab 74 Draufsicht

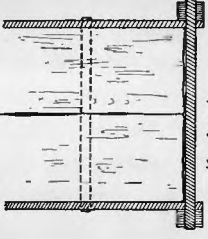


0 5 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 cm

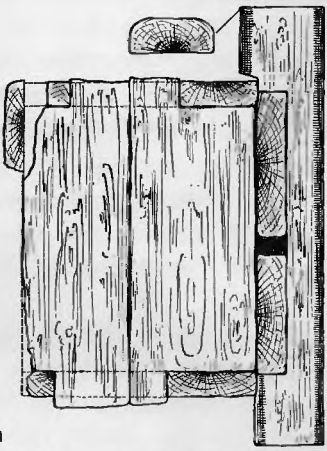
Profilschnitt bet Z



Kopfende Schnitt C-D



Fußende Außenansicht



Oberflacht - Olamannenfriedhof 1933j.

Grabfeldes, aber erst im Herbst 1933 wurde sie möglich. Unterstützt wurde ich bei der Grabung aufs beste durch unsern Präparator Alwin Peter, dem ich auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank sage.

Der Bericht, welchen ich hier vorlege, kann nur ein vorläufiger sein, weil es nur langsam mit der Behandlung der Funde vorwärts geht. Es wird jede Sorgfalt angewandt, um alles unverfehrt zu erhalten. Daß dies gelingt, dafür bürgen die bis jetzt behandelten Gegenstände. Eine abschließende Würdigung der Grabung wird erst möglich sein, wenn wir das Grabfeld noch einmal ganz durchsucht haben. Der zweite Teil der Ausgrabung ist für das Ende dieses Jahres vorgesehen.

Unsere Untersuchung erstreckte sich sowohl auf den westlich wie auf den östlich der Straße Oberflacht—Durchhausen liegenden Teil des Grabfeldes. Die Feststellungen waren verschieden. Im Westteil, der auf in bäuerlichem Eigenbesitz befindlichen Äckern liegt, fanden wir drei unberührte Gräber mit geringen Beigaben, aber hier waren die Holzsäрге und Grabkammern fast völlig vergangen; durch die im Jahre 1886 durchgeführte Tieserlegung der Straße war in diesem höher gelegenen Teil der Grundwasserspiegel sehr gesenkt.

Unders verhielt es sich mit den im Ostteil befindlichen Gräbern, sie liegen auf der Gemeinde-Allmende in Wiesen und Krautgärten. Hier sind die noch im Erdboden befindlichen Gräber vorzüglich erhalten. Aber wir erlebten eine große Enttäuschung: von 81 Gräbern, welche wir hier aufdeckten, waren nur drei unberührt. Aber trotzdem verlohnte sich die Ausgrabung, wir konnten viele neue Erkenntnisse gewinnen.

Von den früheren Ausgräbern ist nämlich vieles nicht gehoben worden. Meistens haben sie die aus mächtigen Eichenbohlen gefügten Gräfte im Erdboden belassen. Aber auch der Inhalt dieser Grabkammern wurde nur mangelhaft untersucht. In vielen von ihnen fanden wir noch die zusammengebrochenen Totenbettstätten aus Buchenholz. Unsere Taf. LX 1-2 gibt einen Eindruck von dem Ausgrabungsbefund. Besonders Taf. LX 2 zeigt deutlich noch die Reste der Totenbettstatt in der Grabkammer, sie zeigt aber auch, wie schnell sich das Grundwasser in den aufgedeckten Gräbern wieder gesammelt hat. Dieses Grundwasser hat die Gräfte und Säрге mit einem dünnflüssigen Schlamm gefüllt. Es bedurfte der größten Sorgfalt, um aus diesem Schlick alle die beigegebenen Kleinfunde zu bergen. Diese Sorgfalt haben jedoch die Ausgräber nicht geübt, und so fanden wir denn auch in den zerstörten Gräbern noch allerhand: Metallgegenstände, Perlen, zerbrochenes Tongeschirr, Obstreste, Ledersachen, und auch ab und zu Holzfasen, welche von ihnen bei der Herausnahme zerbrochen und dann als wertlos weggeworfen waren.

Wesentlich für uns war zunächst einmal die Erkenntnis der Bauweise der Gräfte und der in ihnen stehenden Totenbettstätten. Es genügt, hier nur den Befund einiger weniger wiederzugeben, da sich alle in ihrem Aufbau ziemlich gleichen.

Das Grab 74 enthielt eine Grabkammer, die aus roh gespaltenen 6—8 cm starken Eichenbohlen gezimmert war. Sie stand auf zwei zangenartigen, vierkant zugehauenen Eischwellen, welche aus einem 25—30 cm starken und 1,25 m langen Stammstück durch Spaltung gewonnen waren. In sie waren die Bodenschwellen der Grabkammer eingelassen (Abb. 1: Grabkammer, Draufficht). Die Kammer war 2,40 m lang, 0,90 m breit und 0,8 m hoch. Seiten-, Kopf- und Fußwände waren ineinander ungleich verzahnt (Abb. 1: Fußende Außenansicht). — Bei anderen Grabkammern, wie etwa bei denen aus Grab 3 und 4, fanden wir, daß die Eichenbohlen durch etwa 2 cm starke Holzzapfen zusammengehalten wurden. Bei Grab 4 waren außerdem die Kopf- und Fußseite, die aus fenkrecht gestellten Bohlen bestanden, gegen das Eindrücken nach innen durch einen vorgelegten, 3 cm starken Querstab gesichert, der mit seinen Enden durch in die Längswände gebohrte Löcher gesteckt war. — Abgedeckt war die Gruft gleichfalls durch längsgelegte Eichenbohlen. Diese aber waren von den Grabräubern beim Einfüllen der Gräber wahllos in die Grabkammer hineingeworfen und haben die in ihr stehende Totenbettstatt vollständig zertrümmert. Es gelang uns jedoch, die Reste zu bergen und sie wiederherzustellen.

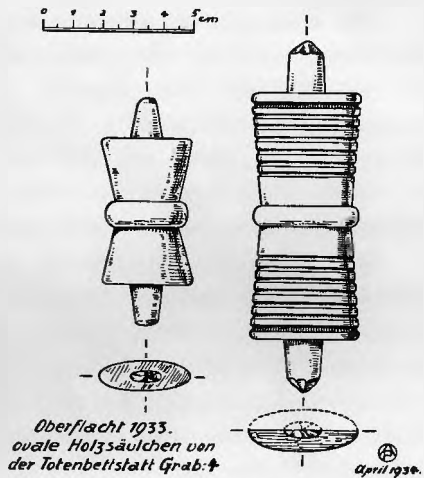


Abb. 2

Die Totenbettstatt hatte vier 7 cm starke Eckpfosten von quadratischem Querschnitt. Kopf- und Fußseite waren in den Eckpfosten doppelt verzapft. Diese Verzapfung ging gleichzeitig durch die in den Eckpfosten eingelassenen Seitenwände (Abb. 1: Totenbettstatt. Kopfende Schnitt A B und C D). Die Wände der Totenbettstatt waren durch eingehobelte Profile geziert (Abb. 1: Profilschnitt bei E), ihr Boden bestand aus zwei dünnen, etwa 2 cm starken Buchenbrettern, welche auf vier runden, in den Seitenwänden eingelassenen Querschälzern aus Haselnuß von 2—2,5 cm Durchmesser ruhten (Abb. 1: Totenbettstatt, Längsseite. Außenansicht und Draufficht).

Bei einer anderen Totenbettstatt aus Grab 68 waren die Seitenwände außer mit den eingehobelten Profilen noch mit eingeritzten ineinandergreifenden Halbkreisen geziert.

In dem schon erwähnten Grab 4 fanden wir zunächst, daß früher einmal über der Gruft eine Steinschüttung von etwa 3 Zentnern gelegen hat. Diese Last war in die Grabkammer hineingebrochen und hatte die in ihr beigefetzte Totenbettstatt vollkommen zerdrückt. Diese Totenbettstatt hatte ein doppeltes

aus einzelnen kleinen Holzsäulchen gefertigtes Geländer. Das Aussehen dieser Holzsäulchen gibt die Abb. 2 wieder. Als wir beim Heben dieser Grabkammer die Bodenbohlen herausnahmen, fanden wir unter ihnen die Reste eines größeren Holzfeuers, das beim Einsetzen der Grabkammer noch in Glut gewesen sein muß, so daß Teile des Bodens derselben wie der Totenbettstatt stark angekohlt waren. Diese Beobachtung ist vereinzelt.

Die Mehrzahl der von uns aufgedeckten Grabkammern enthielten die Reste von Totenbettstätten oder waren völlig leer, nur in einer, in Grab 40, fanden wir den Unterteil eines Sarges, eines sogenannten Totenbaumes. Die Beisetzung von Totenbäumen in Grabkammern haben auch von Dürrieh und Menzel beobachtet. Es scheint aber, daß man im allgemeinen, wenn man zur Bestattung des Toten einen Totenbaum verwendete, den Sarg nicht in eine besonders aus Eichenbohlen hergerichtete Gruft gestellt hat.

Die unberührten Gräber 16, 53 und 72 jedenfalls enthielten Totenbäume, welche frei von sonstiger Umhüllung dem Erdboden übergeben waren. Doch scheint der Sarg in diesen Gräbern auch in einem Hohlraum gestanden zu haben, der dadurch erreicht wurde, daß man über den Sarg eine waagerechte Decke aus dicken Eichenbohlen gebreitet hat. (Taf. LXI 2 gibt die Bohlendecke über Grab 72 wieder.) Erst über diese Bohlenlage wurde der Erdboden geschüttet. Die Abdeckung hatte eine Länge von 2,30 m und eine Breite von 1 m. Sie hat natürlich nicht verhindern können, daß im Laufe der Zeit sich die Höhlung unter ihr mit einem dünnflüssigen Schlamm füllte, der auch in den Sarg selbst eindrang. Taf. LXII 1 zeigt den ungeöffneten Sarg des Grabes 72 in dem Schlamm stehend und Taf. LXII 2 den geöffneten Sarg, angefüllt mit Schlamm und in ihm schwimmend am Fußende (gerade über dem Schöpfer, mit dem wir den Schlick herausbefördert haben) zwei Holzgefäße und ein Bündel dünner geschälter Weidenruten. Am Kopfende ist der Schädel zu erkennen. Er zeigt die Kaufläche des Oberkiefers dem Beschauer. Der Sarg ruhte auf zwei Halbrundhölzern. Er ist aus einem Eichenstamm gefertigt und hat eine Länge von 1,98 m, eine Breite von 40 cm und eine Höhe von 42 cm. Über den Deckel zieht sich als Zierat ein gezahnter Schlangenkörper, der an beiden Enden in Köpfe endigt (Taf. LXI 1). In dem Totenbaum ruhte auf einem Polster von Heu und Moos das vollkommen erhaltene Skelett einer Frau. — Durch diesen Befund wird die Angabe von Dürrieh und Menzel, daß nur Männer in solchen Särgen mit Schlangenkörper beigelegt seien, berichtigt. — Als Beigaben konnten wir bergen: eine Perlenkette in der Halsgegend, einen Beinkamm, der am Schädel lag, Leder- und Gewebereste (Taf. LXIII) in der Beckengegend. Dazu kommen noch Pflaumen, Wal- und Hafelnüsse und schließlich die Weidenruten und die beiden Holzgefäße (Taf. LXIV 3 u. 5). Beide sind aus Birnbaumholz gedreht. Der Topf (Taf. LXIV 5) hat kugelige Form und unter dem abgesetzten Hals einen dünnen Wulst. Der Topf ist 9 cm hoch und hat 14 cm Durchmesser. Besonders schön

ist die fast papierdünne kleine Holzschale (Taf. LXIV 3). Sie ist  $3\frac{1}{2}$  cm hoch und hat einen Durchmesser von 11 cm.

Auch in den Gräbern 16 und 53 hatten wir einen ähnlichen Befund. Das Grab 53 war ein Kindergrab. Der Totenbaum stand auf zwei je 50 cm langen Halbrundhölzern als Lager. Er war 1,70 m lang und 40 cm breit und aus

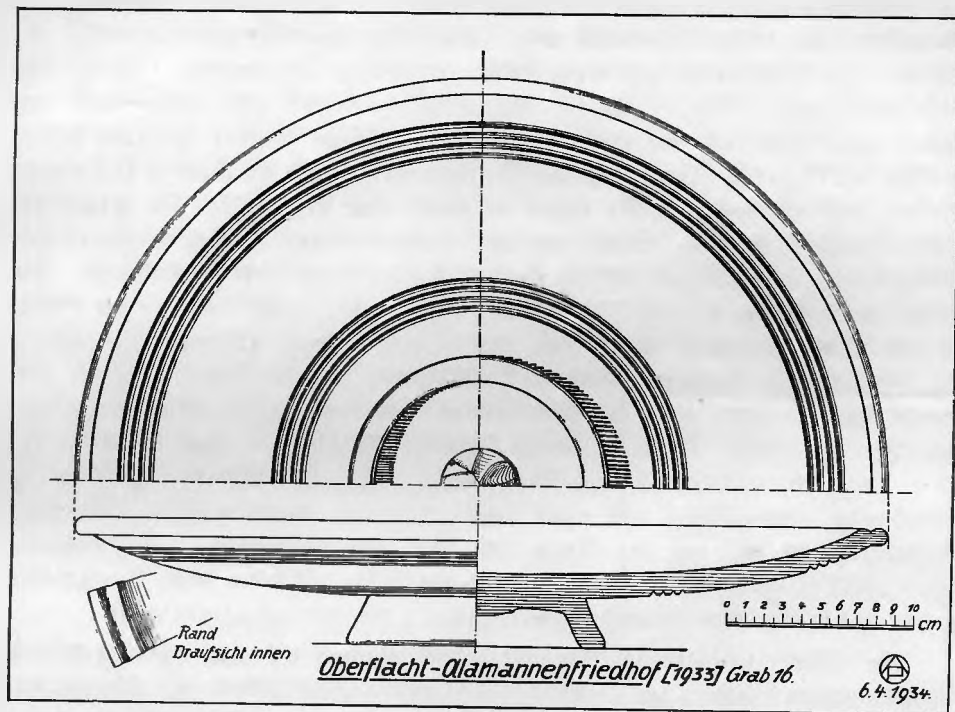


Abb. 3

einem seiner Rinde entkleideten Kirschenstamme (?) gefertigt. Das Holz war aber derartig morsch, daß der Sarg beim Versuch der Bergung in einzelne Teile zerfiel. Das Skelett war fast gänzlich vergangen. Es ruhte auf einem Lager aus Stroh und Moos. In der Halsgegend lagen einige wenige Perlen, in der Mitte des Sarges über den Oberschenkeln eine zerbrochene Holzschüssel. Zu Füßen stand ein doppelkonischer Topf aus gelbem Ton, 12,5 cm hoch und 15 cm Durchmesser (Taf. LXIV 2). Außerdem bargen wir aus dem Schlamm Gewebereste, drei Kirschkerne und Reste eines Apfels.

Das Grab 16 war ein Frauengrab. In 1 m stießen wir auf die schlecht erhaltene Lage von etwa 1 m langen Bohlen, welche den Sarg deckten. Der Sarg selbst war 2 m lang, 44 cm breit und 40 cm hoch. Gefertigt war er aus einem seiner Rinde entkleideten mächtigen Eichenstamm; der Deckel war ohne Verzierung. Er ruhte auf zwei Halbrundhölzern. Das Skelett war fast ganz

aufgezehrt. Von den größeren Knochen fand man noch die äußere Knochenhaut, der Schädel war um ein Geringes besser erhalten. Das Skelett ruhte auf einem Lager von Stroh, Moos und Schilf. Unter dem Schädel fanden wir Gewebereste und einzelne Federn, die wohl von einer mit Federn gezierten Haube herrühren. Am Hals lagen eine Anzahl kleine Glasperlen und eine durchbohrte Eichel, welche als Anhänger getragen wurde, über dem Becken ein 25 cm langes Brettchen aus Nadelholz, das leider zerbrochen war. Über den Unterschenkeln schwamm ein schöner aus Buchenholz gedrehter Teller von 44 cm Durchmesser. Er ist noch nicht konserviert. Abb. 3 gibt ihn in Zeichnung wieder. Zu Füßen stand das schöne Holzfäßchen aus Tannenholz, das aus einzelnen Dauben kunstvoll gesügt ist (Taf. LXIV 7). Die Holzreifen aus Weidenruten, welche die Dauben zusammenhielten, sind zerbrochen. Wir haben sie durch neue ersetzt, die aber genau den alten nachgebildet sind. Oben hat das Fäßchen einen Henkel gleichfalls aus Weidenruten und zwei mit kleinen Hartholzstopfen geschlossene Spundlöcher. Die Höhe des Fäßchens beträgt 17 cm, sein Durchmesser oben 14 cm, am Boden 15 cm. Bemerkenswert ist es, daß bis in den Anfang unseres Jahrhunderts die schwäbischen Bauern dieselben Trinkfäßchen, die sie Regel nennen, verwandt haben. Zwei ganz ähnliche konnten wir noch in Oberflacht erwerben. Zwischen den Füßen stand das kleine schwarze Tontöpfchen (Taf. LXIV 1). Es ist 7 cm hoch und hat 10 cm Durchmesser. Über der Schulter trägt es als Verzierung einen Kranz von nach oben gerichteten eingestempelten Dreiecken. Bemerkenswert ist, daß die Form ganz der des Holzgefäßes aus Grab 72 (Taf. LXIV 5) gleicht. Der Inhalt von Holzsteller, Fäßchen und Tontöpfchen wurde geborgen, seine Untersuchung ist aber noch nicht abgeschlossen.

An andern bemerkenswerten Holzfunden bargen wir aus schon zerstörten Gräbern einen Leuchter aus Buchenholz (Grab 74; Taf. LXIV 8). Er war von den Grabräubern wieder in die Grube hineingeworfen, da sein Fuß zerbrochen war. Er ist wieder von uns nach einer alten Vorlage aus dem Jahre 1846 ergänzt worden. Der Leuchter ist 33 cm hoch. In dem Grab 59 stand neben der unteren Hälfte eines ausgeplünderten Totenbaums der schöne fäßchenartige Becher aus Eichenholz mit eingesprengtem Weichholzboden, 20 cm hoch und 13 cm Durchmesser (Taf. LXIV 6). Als Deckel stand der stark verlezte aus Wurzelholz gedrehte Napf (Taf. LXIV 4) oben auf dem Becher. Er ist 6 cm hoch.

Die übrigen Beigaben sind die gewöhnlich in alamannischen Gräbern des 5. bis 7. Jahrhunderts vorkommenden. Es verlohnt sich nicht, an dieser Stelle darauf einzugehen. Wenn man jedoch die hier beschriebenen Holzfunde betrachtet, so kann man sich einen Begriff machen von den durch unverantwortliche Schatzgräber verursachten Verlusten. Württemberg besäße jetzt die bedeutendste Sammlung von völkerwanderungszeitlichen germanischen Geräten und Gefäßen aus Holz sowie aus anderen vergänglichen Stoffen. Hoffen wir nur, daß bei Fortsetzung der Grabung sich doch noch manches von diesen Gegenständen bergen läßt.

# Der Wifingerfund aus Libau in der Provinz Posen

Von Herbert Januhn-Kiel

Mit Tafel LXV—LXVII und 5 Abbildungen

Im Jahre 1928 erwarb das Altertums-Museum in Breslau einen Fund, der zwar nicht aus Schlefien stammt, der aber für die Besiedlungsgeschichte Ostdeutschlands in einer der dunkelsten Perioden von Bedeutung ist, da er auf Vorgänge Licht wirft, die für Schlefien zum ersten Mal auf breiterer Basis behandelt zu haben, ein Verdienst Segers ist<sup>1)</sup>. Wenn der Fund hier noch einmal kurz besprochen wird, so geschieht das nicht deshalb, weil die erste Veröffentlichung an einer versteckten Stelle geschah<sup>2)</sup> und die zweite, umfassende in polnischer Sprache in einer heute vergriffenen Zeitschrift erschienen ist<sup>3)</sup>, sondern weil ein Hinweis auf die mit diesem Fund zusammenhängenden Fragen sehr lohnend scheint. Der Fund besand sich ursprünglich im Besitz von Herrn Justizrat Engel, aus dessen durch zahlreiche Veröffentlichungen in der Zeitschrift für historische Waffenkunde bekannten Sammlung er in den Besitz des Breslauer Museums überging. Daß es sich bei dem Fund um ein geschlossenes Grabinventar handelt, bestätigte Herr Justizrat Engel<sup>4)</sup>.

Der Fundplatz liegt östlich des Dorfes Libau auf dem Wege, der von der Chaussee Posen—Gnesen nach Rzegnowo führte (Abb. 1). Dort stieß man 1912/13 beim Tieserlegen des Weges auf Funde und deckte auch neben dem Wege mehrere Skelettgräber auf. Im ganzen waren es etwa acht Gräber. In einem Grab sollen mehrere Skelette gelegen haben. Außer dem hier zu besprechenden Grabfund wurden noch drei Schädel mit Unterkiefer, drei Tongefäße<sup>5)</sup> und Bruchstücke von Eisenmessern geborgen. Diese Gegenstände kamen ins Provinzial-Museum nach Posen.

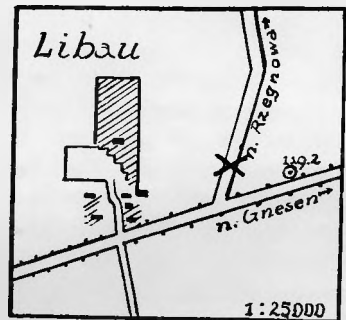


Abb. 1. Lage des Fundortes X

Zu dem Fund, der einem Skelettgrab entstammt, gehören folgende Beigaben: Eine Lanze mit tauschierter Tülle, eine Axt, ein Sporn, ein Messer, zwei

<sup>1)</sup> H. Seger, Die Schlefischen Silberfunde der spät-slawischen Zeit. AltSchlefien II (1929) S. 129 ff. besonders S. 154 ff.

<sup>2)</sup> Zeitschr. f. historische Waffen- und Kostümkunde VI (1912/14) S. 328 Abb. 3.

<sup>3)</sup> Przegląd archeologiczny 1921 (Kostrzewski). Für Hilfe beim Übersetzen dieses Aufsatzes bin ich Herrn Dr. Jazdzewski-Warschau zu Dank verpflichtet.

<sup>4)</sup> Nach freundlicher brieflicher Mitteilung vom 19. 4. 1932 von Herrn Dr. E. Petersen-Breslau. — Vgl. auch AltSchlefien III (1931) S. 313 mit Abb. 19.

<sup>5)</sup> Kostrzewski a. a. O. Taf. XV 1—4.

ganze und Reste von weiteren Eimerbändern<sup>9)</sup>. Wie diese Stücke im Grabe gelegen haben, läßt sich nicht feststellen.

Die Lanzenspitze (Mus. Breslau, Kat. Nr. 510 : 28; Taf. LXV 1) ist ganz erhalten und hat eine Länge von 42,8 cm. Das Blatt ist flach abgedacht, die abgedachten Flächen schwingen ganz schwach nach innen ein; größte Breite des Blattes 7,0 cm; größte Dicke etwa 0,8 cm. Die Tülle greift zungenförmig auf das Blatt über; sie hat am unteren Ende einen Durchmesser von 3,0 cm außen und 2,5 cm innen. Am Übergang zum Blatt ist die Tülle oval (2,1 × 1,8 cm). Die größte Breite des Blattes liegt sehr weit unten. Die Schneiden setzen an der Tülle breit an und werden nach der breitesten Partie des Blattes zu scharf. Die eine Schneide ist durch Rost stärker beschädigt als die andere. Eine Damaszierung läßt sich auf dem Blatt nicht feststellen. Die Tülle ist mit Silber plattiert und mit Kupfer taufchiert. Der Eisengrund ist, soweit man aus Stellen, an denen die Silberplattierung fehlt, schließen kann, geriest, um der Auflage einen besseren Halt zu geben. Das Silber ist in dünnen Streifen aufgelegt, was man an einzelnen Stellen auf Taf. LXVI erkennen kann. Aus der Silberplattierung sind Streifen ausgeschnitten, in die Kupfer eingehämmert ist, so daß sich ein rötliches Muster auf silbernem Grund ergibt. Die Ränder der silbernen Flächen sind teils glatt, teils gezahnt und zwar bisweilen gegenständig, so daß die Kupferinlage ein tannenzweigartiges Muster bildet.

Die Verzierung ist in drei Zonen gegliedert. Die untere Zone ist nach dem Tüllenrand zu durch ein silbernes Fischgräten-Band und nach dem Blatt zu durch einen glatten Kupferstreifen abgeschlossen. Auf dem unteren Abschluß stehen mit Kupfer taufchierte Dreiecke, die an den beiden Längsseiten mit je einem schräg gekerbten Silberband abgeschlossen sind. Die mittlere Zone ist oben und unten durch einen glatten Kupferstreifen verziert. In der Schneidenebene ist diese Zone durch je vier Streifen auf beiden Seiten in zwei Teile geteilt, die durch Kupferstreifen in rautenförmige und dreieckige Felder geteilt sind. Die obere Zone trägt ein dreiteiliges Flechtband aus beiderseitig mit Kupferstreifen abgeschlossenen Silberbändern. Der obere Abschluß der Zone erfolgt durch einen schmalen oder einen breiteren Streifen aus Kupfer. Die beiden zungenartig auf das Blatt übergreifenden Tüllen- teile tragen je zwei Kreise mit nach oben zu fortlaufenden Streifen. Der obere Abschluß ist auf beiden Seiten zerstört; es handelt sich hier wohl um die Andeutung von Augen eines Tierkopfes.

Die Einordnung der Lanzenspitze nach Zeitstellung und Herkunft ist schon von Kostrzewski vorgenommen<sup>7)</sup>. Sie gehört ihrer Form nach, um einer von Jan Petersen aufgestellten Typenreihe zu folgen, zum Typ G.<sup>8)</sup> Die Form ist durch verzierte Stücke, die Ebert zusammenfassend besprochen hat, zeitlich in die Jahrzehnte um die Jahrtausendwende, hauptsächlich in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts festgelegt<sup>9)</sup>. Die Vergleichstücke für das Muster hat Kostrzewski

<sup>9)</sup> Der Sporn befindet sich nicht im Breslauer Museum, er war in der Sammlung Engel nicht aufzufinden.

<sup>7)</sup> Kostrzewski a. a. O.

<sup>8)</sup> Jan Petersen, De norske Vikingesverd. Kristiania 1919, S. 29.

<sup>9)</sup> M. Ebert, Zu den Beziehungen der Ostseeprovinzen mit Skandinavien in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Baltische Studien, Riga 1914, S. 117 ff.

ebenfalls zusammengestellt<sup>10)</sup>. Zu diesen Funden kommen einige Stücke aus Deutschland. Eine Lanzenspitze aus Pareß<sup>11)</sup> (Taf. LXVII 1-1a), eine Spitze aus der Ober (Taf. LXVII 2-2a) bei Stettin<sup>12)</sup>, eine Spitze aus Linkuhnen<sup>13)</sup> (Abb. 2), eine Spitze aus Haitthabu<sup>14)</sup>. Aus Ungarn ein Stück aus der Donau<sup>15)</sup> und weitere Stücke aus Scandinavien. Von den hier angeführten Stücken gehören einige zu einer Gruppe, die durch geometrische Muster und zwar unter anderem durch Rautenverzierungen gekennzeichnet sind: Die Lanze aus Rätorp (Deland), die Lanze aus Helgaslätt<sup>17)</sup>, die Spitze aus Uloso<sup>18)</sup>, die Spitze aus dem Kirchspiel Kaarman (Desel)<sup>19)</sup>, und das mit dieser Spitze verwandte Stück aus Linkuhnen (Abb. 2), außerdem die Lanzenspitze aus Gotland<sup>20)</sup>, eine Spitze aus Rönnebecksholm, die im Nationalmuseum Kopenhagen (Kat. Nr. C 9488) aufbewahrt wird und eine aus Deland stammende Lanze, die im Museum Lund aufbewahrt wird. Davon gehört die Lanze aus Rätorp, das Stück aus Deland im Museum Lund, die Spitze aus Uloso, die Lanze aus Rönnebecksholm und die Lanze aus Gotland zu einer kleinen Gruppe, für die man wegen der gleichen oder doch sehr ähnlichen Muster einen gemeinsamen Mittelpunkt, vielleicht die gleiche Werkstätte annehmen muß.

Von allen Stücken gehört diese kleine Gruppe eng mit unserem Stück zusammen. Sie haben ein, wenn auch abweichendes, Winkelband und die Verwendung von Rautenmuster gemeinsam, gehören außerdem zum gleichen Typ.

<sup>10)</sup> Gustafson, Norges Oldtid Abb. 415; S. Müller, Ordnung II, 583; Montelius Kulturgeschichte Schwedens S. 265 Abb. 428. Fornvännen III (1908) S. 297 Abb. 182 und VIII (1913) S. 311 Abb. 101, 102; Prähist. Zeitschr. V S. 556 Abb. 43; Rigaeer Katalog 1896 Taf. XXIII 8-9; Aspelin, Antiquités S. 371 Abb. 2010, S. 376 Abb. 2049, 2051, S. 362 Abb. 1954, S. 293 Abb. 1543; Fornminnes Föreningens Tidskrift XVII (1897) S. 314 Abb. 3. Lanze aus Gotland: Roßtrzewski a. a. D. Abb. 5 (Mus. Stockholm 5352); Aspelin, Antiquités S. 363 Abb. 1960. Zwei Lanzen aus Gudrings-Gotland. Prähist. Zeitschr. V S. 556; weitere Stücke aus Nordlivland und Estland, Prussia Ber. XV (1888/89) Taf. XIII 8c; a. a. D. Bd. XXIII S. 166 Abb. 45, 46 und S. 173 Abb. 54, 55.

<sup>11)</sup> Staatliches Mus. Berlin If. 2383. Zeitschr. f. Ethnologie 1887, S. 409f. Mannus XX (1929) S. 99. Mannus Ergänzungs-Bd. VII (1929) S. 157 Abb. 180, S. 159.

<sup>12)</sup> Staatliches Mus. Berlin Ic 3671. Mannus XXI (1929) S. 99.

<sup>13)</sup> Mus. Tilsit, Mainzer Zeitschrift XXVI (1931) S. 108 Abb. 20<sub>13</sub>. Ob sich unter den neueren Funden aus Linkuhnen noch weitere Stücke befinden, entzieht sich meiner Kenntnis.

<sup>14)</sup> Museum Kiel.

<sup>15)</sup> Archaeologia Hungarica XII (1933) S. 7ff. (Paulsen)

<sup>16)</sup> Fornvännen 1913, S. 311 Abb. 101, 102.

<sup>17)</sup> Månadsblatt 1903-1905, S. 10 und Abb. 14 auf S. 12. Das gleiche Stück bei Nerman, Die Verbindungen . . . S. 119 Abb. 114.

<sup>18)</sup> Universitetets Oldsaksamling Oslo C 5613. Zum Fundbericht vgl. Marsberetning 1871 S. 89 Nr. 124; Rygh, Norske Oldsager 531; J. Peterfen, De norske Vifingefærd S. 29.

<sup>19)</sup> B. Nerman, Die Verbindungen . . . S. 109 Abb. 106 a. C.; Aspelin, Antiquités Nr. 1960. Tallgren, Eesti II S. 130 Abb. 162.

<sup>20)</sup> Roßtrzewski a. a. D. Abb. 5.

Der untere Abschluß mit Dreiecken verbindet unsere Lanze mit dem Stück aus Helgeslätt. Im Gegensatz zu den Rautenmustern der oben erwähnten Stücke hat unsere Lanze keine verschiedenfarbig angelegten Flächen bei den Rauten, sondern diese sind nur durch gezahnte Bänder aus dem silbernen Grund ausgeschnitten, eine Verzierung, die sonst bei Steigbügeln und Sporen beliebt ist. Über die Datierung der Lanzenform ist schon gesprochen worden. Ob das Stück aus Mlso, das ja mit einem Schwert zusammen gefunden zu sein scheint, auf Grund dieses Schwertes anders datiert werden muß, kann ich nicht sagen. Was den Herstellungsort angeht, so scheint die Verbreitung der wenigen Funde für das Ostseegebiet zu sprechen, jedenfalls aber für das eigentliche Wikingergebiet und nicht für die Kolonien am Südufer der Ostsee. Für die Annahme einer Herstellung in Ostpreußen, wie Kostrzewski vermutete, lassen sich keine Stützen beibringen. Für die Verwendung von Flechtbändern im nordgermanischen Kreis hat Vegow zahlreiches Material beigebracht<sup>21)</sup>.

Die Art (Mus. Breslau Kat. Nr. 511 : 28; Taf. LXV 2) ist durch Rost stark beschädigt. Größte Länge 13,0 cm; größte Breite der Schneide 9,8 cm. Der Rücken ist schwach abgebogen. Ob die Schneide ursprünglich auch oben breit abschloß oder symmetrisch nach oben gezogen war, ist nicht ganz sicher, jedoch scheint die Schneide schon ursprünglich ungleichmäßig gewesen zu sein. In der Schneide sitzt ein Loch. Die Parallelen für diese Form hat Kostrzewski ebenfalls angeführt<sup>22)</sup>. Urne hatte schon früher darauf hingewiesen, daß diese Form, die gelegentlich auch im Norden auftritt, als Einfuhrgut aus dem Südosten betrachtet werden muß<sup>23)</sup>, und hat eine Reihe von Funden aus dem russischen Gebiet aufgeführt, aber auch aus Ungarn<sup>24)</sup>, und sogar aus Hessen<sup>25)</sup> erwähnen Urne und Kostrzewski Parallelen. Die Art aus Libau steht aber in Ostdeutschland nicht allein. Aus Dollkeim Kr. Fischhausen stammt ein jetzt im Preussia-Museum bewahrtes Stück ähnlicher Art<sup>26)</sup>, bei dem die Schneide aber heute wenigstens nicht nach unten zu spitz zuläuft, sondern etwas abgesehritten erscheint, wenn es sich dabei nicht um eine Zerstörung durch Rost handelt. Auch das Loch im Schneidenteil findet sich bei diesem Stück wieder. In der Art haben wir eine Form, die also nach dem Südosten weist; es ist allerdings nicht sicher, ob sie vom Osten direkt nach Posen gekommen ist, oder ob sie über das Südost-

<sup>21)</sup> Einar Vegow, Hovedlinjerne i entrelacornamentikkens historie. Bergens Museum Aarbod 1921/22, S. 1 ff.

<sup>22)</sup> Kostrzewski a. a. O. S. 145 Anm. 17 ff.

<sup>23)</sup> Urne, La Suède et l'Orient S. 202.

<sup>24)</sup> Hampel, Altertümer des Mittelalters Ungarns Atlas 418<sub>g</sub>.

<sup>25)</sup> Osborn, Beil, Taf. XIX 34.

<sup>26)</sup> Preussia-Mus. 11699. Im Preussia-Museum befindet sich ein weiteres aus Dollkeim stammendes Stück mit der Kat.-Nr. 11697, das wohl auch auf Beziehungen zum Osten schließen läßt.

baltikum gegangen ist, wofür gewisse Beziehungen zwischen dem Weichselmündungsgebiet und Ostpreußen oder dem Südostbaltikum sprechen könnten<sup>27)</sup>.

Der Sporn (Abb. 3) ist verschollen und wurde nicht vom Museum in Breslau erworben. Nach Kostrzewski war der Bügel U-förmig und im Querschnitt plan-konvex. Der Dorn war im Querschnitt rund. Die Enden der Bügel waren flach gehämmert. Die ganze Länge betrug 16 cm, davon entfielen auf den Dorn 6,3 cm. Der Abstand der Schenkellenden voneinander betrug 8,5 cm. Auf einige Parallelen hat Kostrzewski hingewiesen<sup>28)</sup>. Eine gute Entsprechung bildet ein Sporn, der aus dem Grab 11 in der Raup stammt und dort in einem Grabe des 10. Jahrhunderts gefunden wurde<sup>29)</sup>. Das Grab ist wikingsch, so daß das Auftreten dieser Sporenart in wikingschen Funden gesichert ist.

Das Messer (Mus. Breslau Katalog Nr. 513:28; Taf. LXV 3) ist stark durch Rost beschädigt; es hat eine Länge von 12,2 cm, von denen etwa 4 auf die Griffangel entfallen. Diese ist nur schwach gegen den Rücken abgesetzt. Nach der Klinge zu ist der Übergang stark zerstört. Diese Messerform ist zu untypisch, als daß sie für die Einordnung des ganzen Fundes herangezogen werden könnte.

Ein zweites Eisenmesser kam in das Museum Posen (Kat. Nr. 1913:7), es scheint nach der Beschreibung von Kostrzewski nur schlecht erhalten zu sein.

Von den eisernen Eimerbeschlägen (Mus. Breslau Kat. Nr. 512:28; Taf. LXV 4) sind fünf Stücke, die zu einem Eimer gehört haben, erhalten, davon

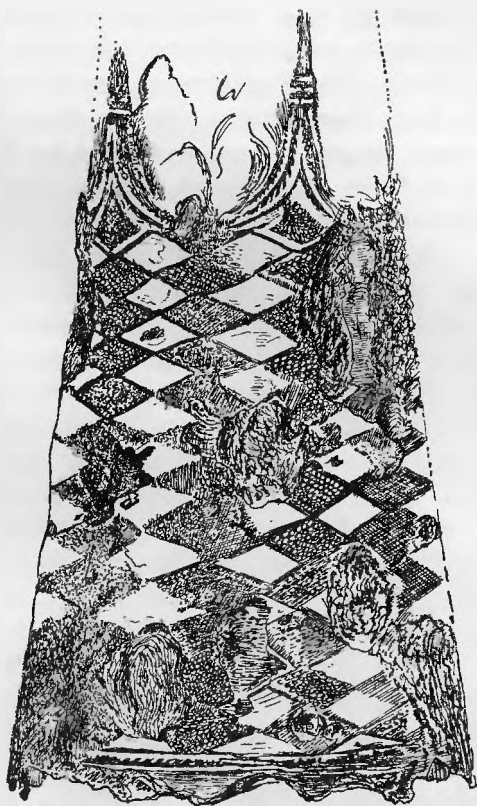


Abb. 2. Abgerolltes Muster der Lanzenspitze von Lintuhnen in Ostpreußen.  $\frac{1}{4}$

<sup>27)</sup> Ein von Kostrzewski veröffentlichtes Ortband von Dombrowa gehört zu einem für das Baltikum kennzeichnenden Typ (vgl. Urne, Montelius Festschrift 1913, S. 387 Abb. 34, 35), der auch in Ostpreußen vertreten ist. Auch das Ortband aus Dyhöft (Seekreis Pomerellen) besitzt Parallelen in Ostpreußen, wie ein Stück aus Löbertshof zeigt, wenn auch dieser Typ nicht baltisch ist, sondern ein sehr viel größeres Verbreitungsgebiet hat.

<sup>28)</sup> Swiatowit VII 24 Abb. 10; Mertins, Wegweiser S. 137 Abb. 330. Prussia Bericht XV Taf. XIII, XIV; Staro, Zeme czeske III Heft 1, S. 122 Abb. 1 und Taf. XXXI 2.

<sup>29)</sup> Prussia Bericht XXI Taf. IX 6; Gaerte, Urgeschichte Taf. XVII 6.

ein Reifen recht gut. Sein Durchmesser beträgt 14,3 cm, doch ist er ursprünglich etwas größer gewesen, da die beiden Enden übereinandergreifen. Der Querschnitt ist dreieckig und zwar liegt die Grundfläche nach innen. Die Breite beträgt 0,6, die Stärke 0,3 cm. Ein zweiter in seinen Ausmaßen ähnlicher Reifen ist etwas verdrückt. Außerdem liegen zwei Bruchstücke von weiteren Reifen und ein Stück mit einer, wie es scheint, ursprünglichen Verkröpfung vor; dieses letzte Stück könnte wohl die Nse für den Henkel darstellen, von dem nichts erhalten ist.

Solche Eimer gehören zu dem Grabgut der Wikinger, wie die Bruchstücke aus dem schon oben erwähnten Grab 11 aus der Kaup, und andere Funde zeigen. Außerdem kommen sie auch im slawischen Gebiet vor, können dort aber, wie auch die Grabsitte der Kammergräber wohl aus dem germanischen Gebiet entlehnt sein.

Die beiden wichtigsten Stücke des Fundes sind die Lanzenspitze und die Art, wichtig, weil sie gleichsam die beiden Pole angeben, zwischen denen der Fund liegt und denen er seine Bedeutung verdankt, das skandinavische Wikingergebiet und Südrußland als nordgermanisches Kolonialreich. Bedeutungsvoll aber ist der Fund auch noch aus einem anderen Grunde. Es handelt sich hierbei nicht nur um Stücke wikingischer Herkunft, sondern um das Grab eines Nordgermanen auf einem sogenannten slawischen Friedhof. Dieser liegt in der Nähe eines Verwaltungsmittelpunktes auf einer kleinen Insel im Ledniga-See an der Straße, die die beiden Hauptpläze des Landes Posen und Gnesen miteinander verbindet. Das Grab wirft ein Licht auf die Verhältnisse dieses Gebietes um die Jahrtausendwende und auf die Beziehungen zum Norden. Der germanische Anteil an der Besiedlung jenes Landes ist wesentlich stärker als die gewöhnlich herangezogenen Funde es erscheinen lassen, wie Langenheim das für ein kleines Gebiet gezeigt hat<sup>30)</sup>. Man muß in diesem Zusammenhang berücksichtigen, daß nur die Funde als nordgermanisch angesprochen werden, die typisch wikingische Gegenstände geliefert haben. Es ergibt sich aber auch bei den Untersuchungen im wikingischen Kerngebiet, in Gegenden, die ausschließlich wikingisch besiedelt sind, daß nur ein Bruchteil der Gräber wirklich so reich ausgestattet ist, daß man sie unbedingt als wikingisch erkennt, daß daneben aber eine große Menge von beigabenlosen oder doch an Beigaben armen Gräbern vorkommt, die außerhalb des wikingischen Gebietes nicht als wikingische erkannt werden. Sehr lehrreich ist dafür das vom Schloßmuseum in Sonderburg ausgegrabene Gräberfeld von Ketting auf Ulfen<sup>31)</sup>. Unter den Gräbern, die infolge ihrer Beigabenarmut vollklich nicht einzuordnen sind, befindet sich in Ostdeutschland wahrscheinlich eine Reihe von germanischen Gräbern, von denen nur die reicheren bisher als solche erkannt sind. Daß eine Karte der wikingischen Funde oft ein ungenaues Bild von der Siedlungsdichte geben kann, zeigt die Untersuchung

<sup>30)</sup> Langenheim, Spuren der Wikinger um Truso. Elbinger Jahrbuch Heft 11 (1933).

<sup>31)</sup> Raben, Wikingerspuren auf Ulfen. Apenrade (1933).

eines Gebietes, das im Wikingerkreis von großer Bedeutung war, die Umgebung von Haithabu. Dort ergaben sich nur wenige Funde (Abb. 4), zu einem großen Teil einzelne Gegenstände und nicht größere Fundgruppen. Daß die Besiedlung sehr viel dichter war, zeigt ein Blick auf die Karte wikingischer Ortsnamen in jenem Gebiet, die in Abb. 5 nach La Cour wiedergegeben ist. In Gegenden, wo uns das Hilfsmittel der Ortsnamen fehlt, kann das Bild der Besiedlungsverhältnisse unzureichend ausfallen. Die Ortsnamenforschung hat dieses Gebiet noch nicht genügend bearbeitet. Zwar haben Kossinna, Ekblom und Basmer einige Ortsnamen herausgestellt, zu denen noch andere kommen, wie Warrenzin (Mecklenburg)<sup>82)</sup>, Warengen und Schwendlund (Kr. Fischhausen)<sup>83)</sup>. Damit aber ist die Zahl sicher noch nicht erschöpft. Für Posen und Schlesien sind die wikingischen Funde kürzlich von Petersen zusammengestellt worden<sup>84)</sup>. Besonders wichtig sind die Funde aus Oppeln<sup>85)</sup>, die — wie auch Funde aus Zantoch — zeigen, daß der wikingische Einfluß gerade auch in den Mittelpunkt des Landes vorhanden war. Die Verbreitung der Funde zeigt für Ostdeutschland drei Mittelpunkte, die Obermündung, die Weichselmündung und das Samland als altes Memelmündungsgebiet. Daß gerade die Flußmündungen so starke Beziehungen nach dem Norden aufweisen, ist nicht so verwunderlich; bilden sie doch schon seit frühester Zeit die Einfallswegen in den mitteleuropäischen Raum von Norden her. So zogen an der Weichsel die Basternen, die Goten und später die Wikinger entlang, während an der Obermündung die Wandalen und Silingen nach Ostdeutschland vorrückten.

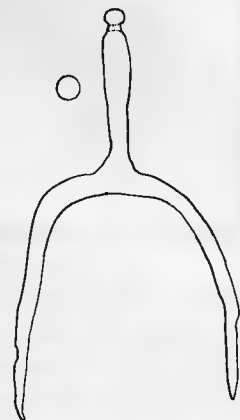


Abb. 3. Eisensporn  
von Libau.  $\frac{1}{8}$

So ist es auch kein Zufall, daß jedem dieser Fundmittelpunkte eine Siedlung entspricht: An der Obermündung die Jomsburg, für deren Lage bei

<sup>82)</sup> W. D. Asmus, Wikingerspuren in Mecklenburg. *Mannus* (im Druck).

<sup>83)</sup> Janekuhn, Ein mittelalterl. Goldring aus Schlesien. *Prähist. Zeitschr.* XXIV (1933) S. 201

<sup>84)</sup> E. Petersen, Eine Karte der Wikingerfunde Nord- und Ostdeutschlands. *Mannus* XXV, S. 147 ff. Zu den a. a. O. S. 152 angegebenen Funden aus Schlesien könnte man als vielleicht wikingisch beeinflusst hinzufügen: 1. Striegau, Waageballen, Mus. Breslau 6665, Schles. Vorzeit N. F. III Taf. II 30. — 2. Oberglogau Kr. Neustadt, Art und Lanzen Spitze, Mus. Ratibor, (wikingisch?) — 3. Kl. Tinz Kr. Liegnitz, Steigbügel (Mus. Breslau 130:98). — 4. Militzsch, Knochenstück mit ausgesprochen wikingischer Verzierung, die ein Gegenstück auf einem Messergriff aus Oppeln hat. Zu der Entstehung des Musters vgl. Einar Løxow, Ringkjeden. *Bergens Mus. Aarbok* 1917/18, S. 1 ff. — 5. Poppshüh Kr. Frenstätt, Eiserne Art (Mus. Breslau 1540:27) (wikingisch?)

<sup>85)</sup> G. Raschke, *Prähist. Zeitschr.* XXIII (1932) S. 323.

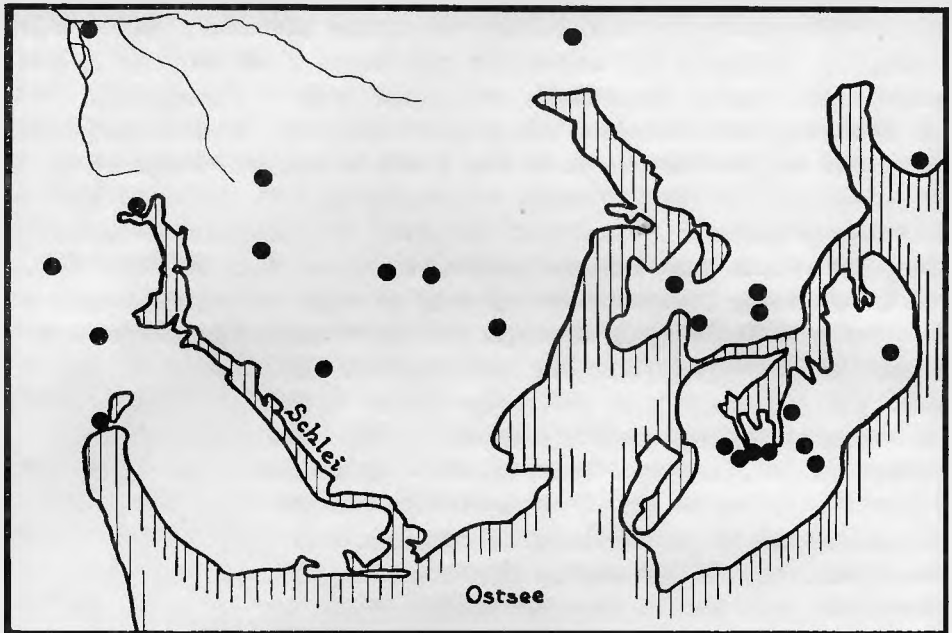


Abb. 4. Karte der Wifingerfunde um Haithabu

Wollin nicht nur historische, sondern auch archäologische Gründe sprechen<sup>26)</sup>, in der Nähe der Weichselmündung Truso und im Samland die Siedlung von Wisltauten. Diese Flußmündungen sind die Mittelpunkte wikingischer Herrschaftsgebiete, die uns historisch bekannt sind. Im Westen kommt dazu Wagrien, das mindestens ein germanisches Fürstengeschlecht hatte<sup>27)</sup>. Wieweit für Böhmen ein nordgermanischer Anteil der Bevölkerung in Betracht kommt, was der kürzlich ausgegrabene Grabfund auf der Prager Burg nahelegt, läßt sich noch nicht mit Sicherheit sagen.

Aber auch für das Innere des Landes haben wir historische Nachrichten, die für einen starken germanischen Einfluß in jener Zeit sprechen, Nachrichten, die sich auf die Gründung des polnischen Staates beziehen. Hier wird die Einigung der kleinen Stämme, wie die polnische National Sage in ihrer ältesten Fassung berichtet<sup>28)</sup>, durch ein neues Geschlecht herbeigeführt, das — wie es scheint — auswärtige Hilfe hatte.

Der richtige, in der Kommendationsurkunde des „Reiches Gnesen“ für den ersten großen polnischen König Mifisco erwähnte Name heißt Dago und deutet

<sup>26)</sup> Aus Wollin stammen außer dem schon oft herangezogenen Messergriff ein verziertes Hirschhornbruchstück (Baltische Studien XXXVI Taf. V 19) und in einem Schatzfund, der im Staatlichen Museum in Berlin aufbewahrt wird, zwei Stücke ganz sicher wikingischer Herkunft: ein Silberbruchstück mit Tierköpfen, die Seitenstücke in den Hängekreuzen vom Typ der Hiddenseer Stücke haben und das Bruchstück eines silbernen Thorshammers. (Kat. Nr. II 2541/42).

<sup>27)</sup> Marquardt, Osteuropäische und Ostasiatische Streifzüge S. 322 ff.

<sup>28)</sup> Lambert Schulte, Die älteste polnische National Sage. Zeitschr. des Vereins f. Geschichte Schlesiens Bd. 49 (1915) S. 91 ff.

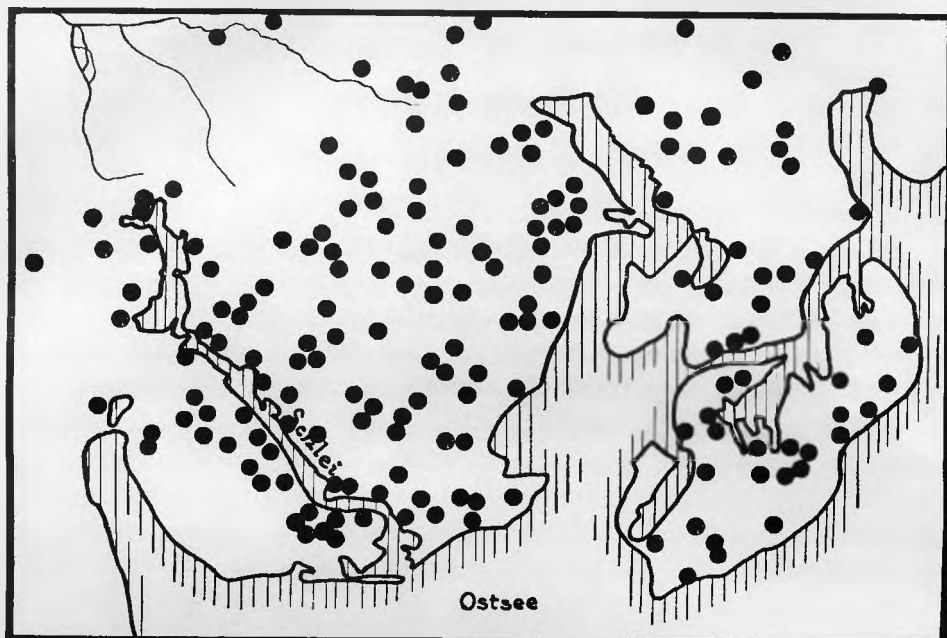


Abb. 5. Die wikingischen Ortsnamen in der Gegend von Haithabu nach La Cour damit absolut sicher auf germanische Herkunft<sup>39)</sup>. Die für seine Zeit in arabischen Quellen geschilderte Einrichtung der Gefolgschaft ist ganz germanisch<sup>40)</sup>, und die germanischen Funde in der Nähe militärisch wichtiger Punkte weisen deutlich auf die Herkunft der Mitglieder dieser Kriegergenossenschaften hin. Die familiären Bindungen nach dem germanischen Gebiet hin sind wichtig, und die Tatsache, daß noch zwei Jahrhunderte danach beim schlesischen Adel Familienbeziehungen nach wikingischen Gebieten bestehen, beweist die Stärke der Verbindungen<sup>41)</sup>, wie an anderer Stelle gezeigt ist.

Im Mittelpunkt der Gründung des polnischen Reiches durch die Wikingen liegt nun der Fund aus Libau, der von der archäologischen Seite aus jene historisch nur unvollkommen bekannten Vorgänge beleuchtet, und ein Zeugnis für die Richtigkeit der Überlieferungen darstellt. Eine Tatsache, die auch erklärt, wie es kam, daß die Wiedereindeutung des ostdeutschen Gebietes so schnell und so gründlich erfolgte, weil nämlich in slawischer Zeit nicht nur germanische Reste die Stürme der Völkerwanderung in Ostdeutschland überdauerten, sondern weil sie auch vor dem Beginn der Kolonisation blutmäßig Zuzug aus dem germanischen Norden erhielten, wofür der Libauer Fund ein sicherer Beweis ist.

<sup>39)</sup> Holzmann, Böhmen und Polen im 10. Jahrhundert. Ebendort Bd. 59 (1918) S. 1 ff.; Lambert Schulte, Beiträge zur ältesten Geschichte Polens, a. a. O. S. 38 ff.

<sup>40)</sup> Rutzbeba, Polnische Verfassungsgeschichte, Berlin 1912, S. 10 f.

<sup>41)</sup> Friedrich Reiche, Die Herkunft des Peter Wlast. Zeitschr. d. Vereins f. Geschichte Schlesiens Bd. 60 S. 127 ff.; Fedor v. Heydebrand und der Lasa, Peter Wlast und die nordgermanischen Beziehungen der Slawen. Ebendort Bd. 61 (1927) S. 247 ff.

# Zur Entstehung der wifingerzeitlichen Wellenverzierung

Von Birger Nerman-Stockholm

Mit Tafel LXVIII—LXIX

Die in großen Teilen Nord- und Mitteleuropas während der Wifingerzeit auf Tongefäßen auftretende Wellenverzierung hat noch keine planmäßige Behandlung bekommen. Schon betreffs des Ursprungs herrscht Unklarheit. Zwar ist diese Keramik gewöhnlich als slawisch angesehen, es hat jedoch nicht an Stimmen gefehlt, die an der Richtigkeit dieser Meinung gezwweifelt haben.

Neuerdings hat B. von Richthofen<sup>1)</sup> die Ansicht vertreten, daß die wifingerzeitliche Wellenverzierung jedenfalls nicht in allen Ländern slavischen Ursprungs wäre. Er hat besonders für Schweden und Finnland einheimische Voraussetzungen für diese Verzierung angenommen. Ich werde zu dieser Ansicht, insofern sie Schweden betrifft, hier kurz Stellung nehmen.

Aus der Darstellung von Richthofens bekommt man den Eindruck, daß in Schweden mehrere Beispiele der fraglichen Keramik aus älteren Epochen als der Wifingerzeit vorhanden wären. Dies ist nicht der Fall. Ich kenne nur ein einziges solches Stück, das Gefäß Taf. LXVIII 1, auch von Richthofen erwähnt und abgebildet (a. a. O., S. 121, Abb. 3a). Das Gefäß stammt aus einem von einem Fachmann, F. Nordin, 1890 untersuchten Grab des Friedhofes von Bjärs, Asp. Hejnum, Gotland (Statens Historiska Museum, Stockholm, Inv.-Nr. 8767: Grab 120)<sup>2)</sup>. Durch die Begleitfunde, u. a. eine sogenannte tierkopffähnliche Fibel wie Antikvariskt Tidskrift för Sverige, XXII, Heft 4, Abb. 8, eine sogenannte Rückenknoeffibel wie ebendort Abb. 26 (wieder abgebildet von Richthofen a. a. O. Abb. 3b) und eine Schnalle wie ebendort Abb. 81, steht die Datierung fest: das Gefäß gehört der Mitte des 7. Jahrh. an.

Innerhalb der vorwifingerzeitlichen gotländischen Keramik ist unser Gefäß, was die Verzierung betrifft, ganz einzigartig. Aber es scheint sehr leicht zu erklären, wie das Wellenmuster in unserem Falle entstanden ist. Während der zweiten Hälfte des 5. und während des 6. Jahrh. besteht eines der beliebtesten Ziermotive in rings um die Tongefäße herumlaufenden S-förmigen Figuren. In Taf. LXVIII 2 sehen wir ein ähnlich verziertes Gefäß, das auch von Nordin auf demselben Grabfelde von Bjärs gehoben worden ist (Statens Historiska Museum,

<sup>1)</sup> von Richthofen, Zur Verbreitung und Volkszugehörigkeit der frühgeschichtlichen und mittelalterlichen Tongefäße mit Bodenzeichen und Wellenlinien. Mannus XXV, 1933, S. 115 ff.

<sup>2)</sup> Antikvariskt Tidskrift för Sverige XV, Heft 3, S. 45, 114 ff.; das Gefäß ist auf S. 115, Abb. 72 wiedergegeben.

Stockholm, Inv.-Nr. 10 298: Grab 161<sup>3</sup>). Zuweilen sind die S-Figuren so dicht und schräg gestellt, daß sie beinahe den Eindruck von Wellenlinien erwecken, z. B. auf den Gefäßen Taf. LXIX 1—2 aus dem Grabfeld von Stora Hästnäs, Landesgem. Wisby (Untersucher N. Enqvist), und dem erwähnten Grabfelde von Bjärs, Rsp. Hejnum (Statens Historiska Museum, Stockholm, Inv.-Nr. 18 913: Grab 5, und 10 298: Grab 162<sup>4</sup>). Man versteht, wie leicht aus solchen S-Figuren ein wirkliches Wellenband entstehen kann.

Das Gefäß Taf. LXVIII 1 zeigt auch Spuren einer solchen Entstehung. Wie bei Taf. LXVIII 2 und LXIX 1—2 bestehen bei ihm die Wellenbänder aus parallelen Linien. Die Wellen — dies gilt besonders von dem großwelligen Band — haben eine schräge Richtung, eben als ob sie aus zusammengefügten schräggestellten S-Figuren beständen. An einigen Stellen sieht man sogar Fugen, als Erinnerungen an die einstigen S-Enden.

Die Richtigkeit der hier angenommenen Entstehung der Wellenverzierung des Gefäßes Taf. LXVIII 1 scheint dadurch bestätigt zu werden, daß gerade auf diesem Gefäße ein ringsherum laufendes Band sowie kürzere Bänder von zusammengefügten einfachen S-Figuren — auch einzeln stehende S-Figuren — vorkommen (die kleinen „Wellenlinien“; nicht ganz deutlich zu erkennen in den Abbildungen in Antikvarisk Tidskrift und im Mannus).

Abgesehen von dem Gefäße Taf. LXVIII 1 kann ich mich keines Beispielen von gotländischen Tongefäßen mit Wellenverzierung erinnern, das älter als das 11. Jahrh. wäre. Auch in diesem Jahrhundert sind solche Gefäße nicht besonders zahlreich.

Zwar ist es richtig, daß die gotländischen Tongefäße, die während des 5. und 6. Jahrh. überaus zahlreich vertreten sind, im 7. Jahrh. seltener werden, und daß wir aus dem Ende dieses Jahrhunderts und dem 8. Jahrh. fast keine Tongefäße kennen; auch aus dem 9. und 10. Jahrh. sind sie spärlich vorhanden. Man könnte sich deshalb vorstellen, daß ein reicheres Fundmaterial uns auch Gefäße mit Wellenverzierung liefern würde, die die Lücke zwischen dem 7. und 11. Jahrh. ausfüllen würden. Obwohl diese Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen ist, scheint es jedoch am wahrscheinlichsten, daß Gefäße wie Taf. LXVIII 1 in bezug auf ihre Verzierung eine mehr zufällig entstandene Gruppe bilden, die keine Sprößlinge bekommen hat. Jedenfalls kann dies alleinstehende Gefäß nicht einen einheimischen Ursprung der wikingerzeitlichen Wellenverzierung beweisen.

Das von Richthofen (a. a. O., S. 122, Abb. 5) abgebildete Gefäß aus dem Grabfelde von Södra Berga und Folkesta, Rsp. Lumbo, Södermanland (Statens

<sup>3</sup>) Antikvarisk Tidskrift för Sverige XV, Heft 3, S. 62, 141; das Gefäß ist abgebildet S. 141, Abb. 108.

<sup>4</sup>) Antikvarisk Tidskrift för Sverige XV, Heft 3, S. 63, 141 f.

Historiska Museum, Stockholm, Inv.-Nr. 18212: Grab 7) stammt aus der Wikingerzeit; es ist u. a. zusammen mit einem Kamm und einigen eisernen Eisnägeln aus dieser Zeit gefunden worden. Auf dem schwedischen Festlande sind wellenverzierte Tongefäße erst aus der Wikingerzeit bezeugt. Nach freundlicher Mitteilung Dr. Holger Arbman, der das überaus reiche Material aus Birka vorbereitend durchmustert hat, kommen auf diesem Platz Tongefäße mit Wellenmustern vereinzelt aus dem Ende des 9. Jahrh. vor, z. B. das von Richthofen (a. a. O., S. 122, Abb. 4) abgebildete Gefäß aus Grab Nr. 606. Jedenfalls können vorläufig keine Tongefäße von Birka schon in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts gesetzt werden.

Das Ergebnis unserer Untersuchung ist verneinend ausgefallen: es fehlen in Schweden bis jetzt vor-wikingerzeitliche Voraussetzungen der Wellenverzierung. Aber auch ein solches negatives Ergebnis ist zur Klärung notwendig, ehe die Frage der Entstehung der wikingerzeitlichen Wellenverzierung gelöst werden kann.



Slawisches Gefäß mit Wellenlinien aus Mertschütz Kr. Liegnitz.  $\frac{1}{3}$

Nach Altischlesien I, Taf. IX 4

# Das altpreußische Gräberfeld von Conradswalde Kr. Elbing

Von Werner Neugebauer-Elbing

Mit Tafel LXX

Die Elbinger Höhe, das östliche Hochufer der Weichsel-Nogat-Niederung, weist für verschiedene vorgeschichtliche Zeitstufen eine starke Besiedlung auf<sup>1)</sup>. Besonders reichlich vertreten sind Funde aus der preußischen Zeit, der Jahrhunderte zwischen der Völkerwanderungszeit und der Eroberung des Landes durch den Deutschen Orden. In jüngster Zeit ist in Conradswalde im nordöstlichen Teil des Elbinger Landkreises ein weiteres altpreußisches Gräberfeld entdeckt worden, das eine wesentliche Bereicherung des im Städtischen Museum zu Elbing aufbewahrten Fundstoffes der baltisch-preußischen Kultur gebracht hat<sup>2)</sup>.

Die neue Fundstelle liegt am Wege von Conradswalde nach Luifenthal in einer Entfernung von 500 m vom Dorfausgange (Mestischblatt Tolkemit 397). Dort wurden bei Schachtarbeiten zum Bau der neuen Chaussee, die die Richtung des alten Weges innehält, vorgeschichtliche Gegenstände gefunden. Auf Grund der sofortigen Meldung wurde die Fundstelle vom 19. bis 21. April 1934 vom Staatlichen Vertrauensmann für Westpreußen, Prof. Dr. Ehrlich-Elbing, untersucht und dabei festgestellt, daß etwa zehn, zum Teil sehr beigabenreiche Gräber und Pferdebestattungen zerstört waren. Aus diesen Grabstellen stammen die von den Schachtarbeitern eingelieferten Pferdeknochen, Tonscherben und Gegenstände aus Bronze und Eisen.

Aus den Tonscherben konnten mehrere Gefäße zusammengesetzt werden. Einige von ihnen haben doppelkonische Form mit ziemlich hohem, leicht eingezogenem Hals (Taf. LXX 5a, g, i). Ein Gefäßrest zeigt einen umlaufenden, durch Schrägstriche gekerbten Wulst (Taf. LXX 5f). Ein schwärzliches Tongefäß mit leicht eingezogenem Hals und weichem Umbruch ist mit schräg gestellten und umlaufenden Strichen verziert (Taf. LXX 5e). Im ganzen rühren die eingelieferten Scherben von zwölf verschiedenen Gefäßen her. Von Schmucksachen wurden gerettet: ein bronzenener Armring mit Hafenerschluß (Taf. LXX 3c), zehn Stücke eines bronzenen Zaumzeugbeschlages mit gut erhaltenen kleinen Nietnägeln (Taf. LXX 4f), zwei kleine bronzene Schnallen von sehr einfacher Form (Taf. LXX 3d), eine bronzene Armbrustfibel mit Schlußkreuz (Taf. LXX 3f), der Bügel einer bronzenen Fibel mit Schlußkreuz (Taf. LXX 3i), der Bügel einer bronzenen Fibel mit einem durch Querscherben verzierten Fuß (Taf. LXX 3h), der Rest einer Armbrustfibel und eine in zwei Teile zerbrochene Riemenzunge, die mit eingetieften Dreiecken und senkrechten Strichen verziert ist (Taf. LXX 3e). Von den übrigen Gegenständen sind noch die Reste von sechs eisernen Pferde-

<sup>1)</sup> Die letzte vollständige Zusammenstellung bei R. D o r r, Übersicht über die prähistorischen Funde im Stadt- und Landkreise Elbing, Elbing 1893 und 1894, Beilagen zum Programm des Elbinger Realgymnasiums.

<sup>2)</sup> Herrn Prof. Dr. Ehrlich danke ich bestens für die Veröffentlichungserlaubnis.

trensen, ein eisernes Messer (Taf. LXX 4a) und eine dicke Ringperle aus Bernstein (Taf. LXX 3a) erwähnenswert.

Bei der planmäßigen Ausgrabung wurden 20, meist noch unberührte Brandgruben festgestellt. Sie zeigten in einer Tiefe von 0,30 m unter der Erdoberfläche eine runde oder ovale Verfärbung von 0,30 bis 1,10 m Durchmesser, deren Tiefe 0,08 bis 0,70 m, meistens 0,20 bis 0,30 m betrug. Der Inhalt bestand aus Holzohle und Leichenbrand; an Beigaben traten Gefäße, Schmucksachen und Werkzeuge auf. Ein gutes Beispiel für die Anlage der Brandgruben bieten die Stellen 4 und 18. Grab 4 (Taf. LXX 1) wies in der Mitte der kreisförmigen schwarzen Mulde ein sehr beschädigtes, doppelkonisches Tongesäß mit leicht eingezogenem Oberteil (Taf. LXX 5d) und ein Bruchstück eines Bronzeringes auf. Grab 18 (Taf. LXX 2) zeichnete sich durch eine besonders dichte Packung von Holzohle und Leichenbrand aus und enthielt ein zusammengebogenes eisernes Messer (Taf. LXX 4b). Sehr zerstört und daher in seiner Anlage nicht ganz eindeutig war das von den Schichtarbeitern angeschnittene Grab 6, aus dem zwei kubooktaedrische Bronzeperlen stammen (Taf. LXX 3b). Die Brandgrube senkte sich sehr tief hinab und ließ in ihren untersten Schichten eine Gruppe schwarzer Striche im gelben Sande erkennen, die auf eine hölzerne Umkleidung der Grube, vielleicht sogar auf eine Unterteilung derselben hindeuten könnten. In Grab 15 wurden Bernsteinstücke, Eisenreste und ein Topfboden geborgen. An die schwarze Verfärbung schlossen sich in nördlicher Richtung versprengte Leichenbrand- und Holzohlestückchen an; darunter lagen unverbrannte Tierknochen und Scherben. Zu diesem Grabe gehörte eine große Anzahl der von den Arbeitern eingelieferten Tierknochen. Nach der Bestimmung durch Prof. Müller-Elbing<sup>3)</sup> stammen sie von einem jungen Hengst von kleinem Wuchs, wie ihn die Panjepferde der russischen Bauern aufweisen<sup>4)</sup>. Die Sichtung der Pferdezähne ergab die Feststellung, daß im Grabe 15 zwei Pferde bestattet worden sind. Ein Teil der Gebisse wurde noch in alter Lagerung angetroffen. Über die genauere Lage der beiden Pferdegerippe ließ sich nichts mehr ermitteln, da die meisten Knochen, besonders die Rumpfteile von den Arbeitern geborgen worden waren. Außer den Knochen aus Grab 15 sind noch Reste von zwei oder drei Pferden vorhanden. Die Gebisse von vier Pferden sind fast vollständig wiederhergestellt. Ein Gebiß zeigt Grünfärbung, die von Bronzetreisen herrühren könnte. Allerdings sind solche unter den Streufunden nicht vorhanden. Es besteht aber die Möglichkeit, daß sie verloren gegangen oder nicht abgeliefert worden sind. Die Zahl der festgestellten Pferde stimmt ungefähr mit der Anzahl der erhaltenen Trensen überein.

Von den in den Gräbern 1 bis 20 geborgenen Gegenständen verdienen außer den schon genannten Stücken noch erwähnt zu werden: eine bronzene Arm-

<sup>3)</sup> Herrn Prof. Dr. Tr. Müller-Elbing spreche ich auch an dieser Stelle meinen besten Dank für die mühevollen Arbeit der Bestimmung der Pferdeknochen aus.

<sup>4)</sup> Dieselbe Rasse ist auch in Benkenstein Kr. Elbing vertreten: Elbinger Jahrbuch I, 1920, S. 185 f. (Chrlsch).

brustfibel aus Grab 5 (Taf. LXX 3g), ein verziertes, doppelkonisches Tongefäß mit hohem Oberteil aus Grab 9 (Taf. LXX 5c) und eine Schale mit abgesetztem, leicht eingezogenem Hals aus Grab 11, zu der vielleicht eine Scherbe eines hohlen Fußes aus demselben Grabe gehört.

Steinsetzung war bei keinem der planmäßig untersuchten Gräber vorhanden. Auch die zerstörten Gräber wiesen nach Aussage der Arbeiter keine Steinsetzung auf. Anhaltspunkte dafür, daß die Gräber in Reihen angeordnet waren, ergaben sich kaum. Bemerkenswert ist, daß zwischen Grab 15 und Grab 19 eine eiserne Lanzenspitze (Taf. LXX 4d) einzeln in reinem Sande gefunden wurde; unter denselben Fundumständen wurden an einer anderen Stelle des Gräberfeldes zwei Lanzenspitzen (Taf. LXX 4c, e) zusammen ausgegraben. Sämtliche Conradswalder Fundstücke sind jetzt im Städtischen Museum zu Elbing unter den Nummern 1—84:34 aufbewahrt.

Zur chronologischen Einreihung des Gräberfeldes geben die Tongefäße und die Fibeln den besten Anhalt. Ihrer doppelkonischen Form wegen gehören die Tongefäße in die Stufen D und E der nachchristlichen Eisenzeit nach der Einteilung Tischlers und Kemkes<sup>5)</sup>. Der weich- und scharfkantige Umbruch, der leicht eingezogene Hals und die Verzierung mit umlaufenden Strichen und schräg gestellten Strichgruppen sind Eigentümlichkeiten der altpreußischen Keramik der Völkerwanderungszeit<sup>6)</sup>. Die Gräberfelder vom Silberberg bei Lenzen<sup>7)</sup> und von Benkenstein Kr. Elbing<sup>8)</sup> bieten eine Anzahl guter Vergleichsstücke. Die Fußbildung, die an einem Scherben aus Grab 11 zu erkennen ist, tritt auch bei einem Gefäß vom Silberberg auf<sup>9)</sup>. Der doppelkonische Henkelnapf (Taf. LXX 5b) gehört noch in einen frühen Abschnitt der Periode D, da sich die Henkelbildung während dieser Stufe verliert<sup>10)</sup>. Der bei einem Gefäß auftretende Wulstring erscheint auch an anderen Gefäßen der Stufe D<sup>11)</sup>. Für die senkrechten geferbten Leisten zwischen Hals und Umbruch ist ein sehr gutes Vergleichsstück von Dollkeim Kr. Fischhausen vorhanden<sup>12)</sup>.

Dieselbe Datierung wie die Tongefäße geben die Fibeln. Von ihnen gehören drei zum Typus der Fibeln mit Schlußkreuz. Diese Form erscheint nach Tischler und Kemke in den Stufen D und E<sup>13)</sup>. Die Conradswalder Fibeln haben noch eine ziemlich einfache Form, denn die vordere Platte am Bügel ist noch nicht

<sup>5)</sup> Otto Tischler und Heinrich Kemke, Ostpreußische Altertümer aus der Zeit der großen Gräberfelder nach Christi Geburt, Königsberg 1902, Taf. XX—XXX.

<sup>6)</sup> Eberts Realexikon der Vorgeschichte Bd. IX, S. 306 f. § 20 (Ehrlich).

<sup>7)</sup> R. Dorr, Die Gräberfelder auf dem Silberberg und bei Serpin, Elbing 1898, Taf. II—3, 6.

<sup>8)</sup> Ehrlich, Elbinger Jahrbuch I, 1920, S. 196 Abb. 3. — W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, 1929, Abb. 246.

<sup>9)</sup> Dorr, Silberberg, Taf. I 4.

<sup>10)</sup> Tischler und Kemke a. a. O. Taf. XXIV 11, 12.

<sup>11)</sup> Ebendort, Taf. XXVII 18, Taf. XXVIII 5, Taf. XXX 10, 17.

<sup>12)</sup> Ebendort, Taf. XXIX 16.

<sup>13)</sup> Ebendort, Taf. V 24—26.

so stark ausgebildet wie in der eigentlichen Stufe E. Sie stehen deswegen einer Fibel von Preußisch-Holland<sup>14)</sup> näher als den Stücken vom Silberberg und von Benkenstein. Die vierte Fibel aus Conradswalde, die einen durch Querstriche verzierten Fuß besitzt, hat Vergleichsstücke aus der Stufe D in Ostpreußen<sup>15)</sup>.

Schwierigkeiten bei der Zeitbestimmung bereitet die Riemenzunge. Ein gleiches oder ähnliches Stück ist augenblicklich nicht zu finden, sie scheint aber nach der Blumeschen Typologie eine verhältnismäßig junge Form zu haben<sup>16)</sup>. Die kubo-oktaedrischen Bronzeperlen gelten zusammen mit Bernsteinperlen gleicher Form als Nachbildungen eingeführter Glasperlen; sie erscheinen auch an Fibeln der Stufen C und D<sup>17)</sup>. Die Bernstein-Ringperle kann mit einem ähnlichen Stück aus Benkenstein verglichen werden<sup>18)</sup>. Die Zaumzeugbeschläge, Trensen, Lanzenspitzen und Messer bieten im Vergleich mit den Stücken aus Benkenstein und vom Silberberg nichts Außergewöhnliches<sup>19)</sup>, auffallend ist nur die Zusammenbiegung des Messers aus dem Grabe 18, die bisher auf preußischen Gräberfeldern Ostpreußens nicht beobachtet worden ist.

Das Gräberfeld von Conradswalde gehört nach Ausweis seiner Fundstücke in die Übergangszeit von Stufe D zu E. Die Mehrzahl der Gegenstände scheint aber noch am Ende der Stufe D in die Erde gelangt zu sein. Die Belegung des Gräberfeldes dürfte daher um die Wende des 6. zum 7. Jahrhundert n. Chr. erfolgt sein. Die Übereinstimmung mit den bekannten Gräberfeldern dieser Zeit aus dem Elbinger Kreise zeigte sich schon beim typologischen Vergleich der Gegenstände. Außerdem sind den Gräberfeldern von Benkenstein und Conradswalde die Einzelfunde von Waffen zwischen den Gräbern gemeinsam<sup>20)</sup>. Pferdebestattungen konnten in Benkenstein und am Silberberg<sup>21)</sup> genauer als in Conradswalde untersucht werden. Es wird anzunehmen sein, daß in Conradswalde die Pferde ebenso wie in Benkenstein und am Silberberg mit erhobenem Kopf und angehockten Beinen bestattet worden sind. Eine Doppelbestattung konnte aber bisher nur in Conradswalde beobachtet werden. Hier fehlen aber im Gegensatz zu Benkenstein und zum Silberberg die Steinsetzungen und die reihenförmige Anordnung der Grabstellen<sup>22)</sup>. Auch mit dem benachbarten Gräberfeld von Pr.-Holland ergaben sich Übereinstimmungen. Kulturell stehen aber die drei Gräberfelder aus dem Elbinger Kreise einander näher als dem von Pr.-Holland. Das hat seine Ursache darin, daß die drei

<sup>14)</sup> Elbinger Jahrbuch III, 1923, S. 193 Taf. IX Abb. 1. = Gaerte a. a. D. Abb. 2471.

<sup>15)</sup> Tischler und Kemke a. a. D., Taf. V 21; Gaerte a. a. D. Abb. 249,1 u. 2.

<sup>16)</sup> Blume, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur Römischen Kaiserzeit, I, Würzburg 1912, Mannus-Bibliothek VIII, S. 53 ff.

<sup>17)</sup> Blume a. a. D. S. 103.

<sup>18)</sup> Elbinger Jahrbuch I, 1920, Abb. 2c.

<sup>19)</sup> Dorr, Silberberg, Taf. I 19, 23, 25.

<sup>20)</sup> Ehrlich, Benkenstein, Elbinger Jahrbuch I, 1920, S. 181.

<sup>21)</sup> Dorr, Silberberg, S. 7; Ehrlich, Benkenstein, S. 184 f.

<sup>22)</sup> Dorr, Silberberg, Abb. 2 und 3; Ehrlich, Benkenstein, S. 187 f.

Elbinger Gräberfelder zum samländisch-natangischen Kulturkreis gehören, während das von Pr.-Holland auch Einflüsse aus anderen altpreußischen Gebieten zeigt<sup>23)</sup>.

Die Erforschung der kaiserzeitlichen und völkerwanderungszeitlichen Kulturgruppen Ostpreußens ist dank der Arbeiten Tischlers, Kemkes, Blumes, Ehrlichs, Gaertes und Engels<sup>24)</sup> jetzt so geklärt, daß die drei großen einheimischen Kulturkreise — der samländisch-natangische, der masurische und der memeländische — ziemlich streng geschieden werden können. Der samländisch-natangische Kulturkreis ist schon in der älteren römischen Kaiserzeit klar zu erkennen und hebt sich deutlich von der auch auf der Elbinger Höhe siedelnden Weichselmündungskultur der gotischen Stämme ab. Seine Träger sind baltische Stämme gewesen, die Aisten des Tacitus, die Vorfahren der Preußen. Nachdem die Goten und Gepiden endgültig abgerückt sind, schieben sich die samländisch-natangischen Stämme — vielleicht unter germanischer Oberschicht — weiter nach Westen vor. In der Stufe C bildet die Passarge die Grenze. In der folgenden Stufe dringen sie nach Westen vor und nehmen die Elbinger Höhe in Besitz. Aus dieser Zeit stammen die ersten Anfänge der Gräberfelder des Elbinger Kreises. Eine weitere Ausdehnung der preußischen Besiedlung nach Westen läßt sich für die Stufen D und E nicht nachweisen. Erst in der jüngsten heidnischen Zeit finden sich preußische Siedlungen auch westlich der Weichsel<sup>25)</sup>.

Die Bedeutung des neu entdeckten Gräberfeldes von Conradswalde liegt in seiner im Vergleich mit den anderen bekannten Elbinger Gräberfeldern sehr frühen Zeitstellung. Es gibt damit wohl den frühesten Zeitpunkt der Besitzergreifung des Landes durch die altpreußischen Stämme an.

Es verdient noch erwähnt zu werden, daß sich auf der Gemarkung Conradswalde ein 1920 von Ehrlich entdeckter, wahrscheinlich preußischer Burgwall befindet<sup>26)</sup>. Er trägt den Flurnamen „Hünenberg“ und liegt südöstlich des Ostausganges des Dorfes. Im Mittelpunkt der Anlage befindet sich ein halbkreisförmiger Doppelwall mit steilem Abhang. Eine amtliche Ausgrabung ist noch nicht erfolgt. An der Stelle der heutigen Gemeindefandgrube, am „Heidenberg“, haben Rosfinna und Ehrlich 1923 preußische Siedlungsfcherben aufgefunden<sup>27)</sup>. Daher liegt die Vermutung nahe, daß hier Friedhof, Siedlung und Burg des alten preußischen Dorfes entdeckt worden sind, auf dessen Gebiet 1308 der Elbinger Komtur des Deutschen Ordens, Heinrich von Gera, das Dorf Conradswalde nach kulmischem Recht ausgesetzt hat<sup>28)</sup>.

<sup>23)</sup> Ehrlich, Elbinger Jahrbuch III, 1923, S. 196 ff.

<sup>24)</sup> Tischler und Kemke a. a. D.; Blume a. a. D.; Ehrlich in Eberts Reallexikon Bd. IX, S. 284 ff.; Gaerte a. a. D.; Engel, Die Bevölkerung Ostpreußens in vorgeschichtlicher Zeit, Gumbinnen 1932.

<sup>25)</sup> Erich Keyser, Preußenland, Danziger Beiträge Heft 3, 1929, S. 13.

<sup>26)</sup> Ehrlich, Elbinger Jahrbuch II, 1922, S. 163 f.; Kerstan, Die Geschichte des Landkreises Elbing, Elbing 1925, S. 40 f. und S. 178.

<sup>27)</sup> Elbinger Jahrbuch IV, 1924, S. 166 f. (Ehrlich); Kerstan a. a. D. S. 179 u. Anm. 1.

<sup>28)</sup> Kerstan a. a. D. S. 175.

# Ein spätslawisches Haus am Fuße des Burgwalles von Gückow in Vorpommern

(Aus der vorpommerschen Denkmalspflege)

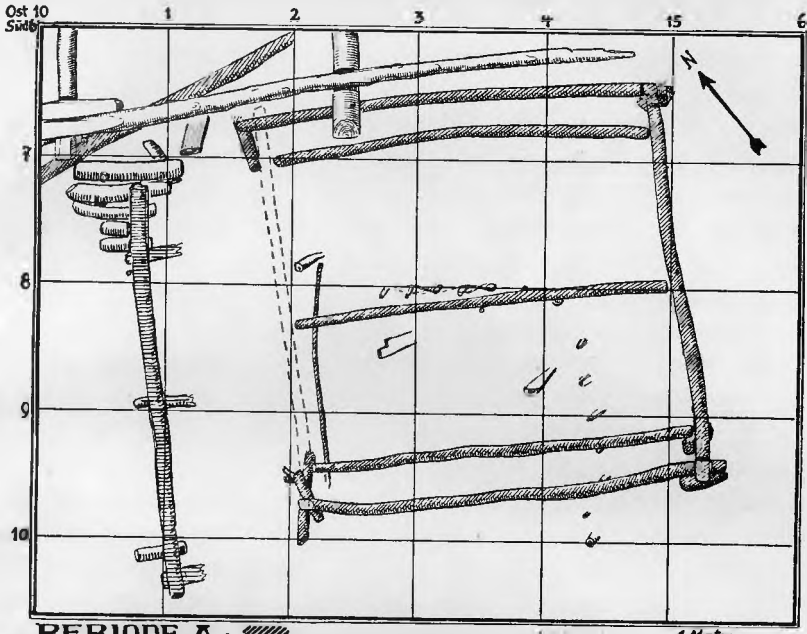
Von Wilhelm B e h f c h = Greifswald

Mit Tafel LXXI—LXXIII und 2 Abbildungen

Wenn Herr Professor Seger an seinem 70. Geburtstag auf seine Lebensarbeit und ihre Ergebnisse zurückschaut, so wird er kaum auf ein anderes Werk mit größerer Befriedigung zurückblicken können als auf die Erfolge seiner Tätigkeit als Vertrauensmann für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer Schlesiens. Jede Nummer der Ostschlesischen Blätter mit ihrer schier unübersehbaren Menge von Fundmeldungen, der langen Reihe freiwilliger Mithelfer aus allen Kreisen der Bevölkerung legt Zeugnis davon ab, in wie hohem Maße er es verstanden hat, das Interesse für die Vorgeschichte der Heimat in weitesten Kreisen zu wecken und lebendig zu erhalten. Die Fortbildungslehrgänge für die Lehrerschaft, die Errichtung des Landesamts für vorgeschichtliche Denkmalspflege, die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses, — alles zeugt davon, wie feste Wurzel die vorgeschichtliche Denkmalspflege und Forschung im schlesischen Volke und bei den schlesischen Behörden geschlagen hat. So war es kein Wunder, daß Segers Schüler, Dr. Raschke, bei der Ausgrabung der alten Slawensiedlung Dppeln auf ebenso großes Interesse der Bevölkerung wie Entgegenkommen seitens der Provinzialbehörden sich stützen konnte.

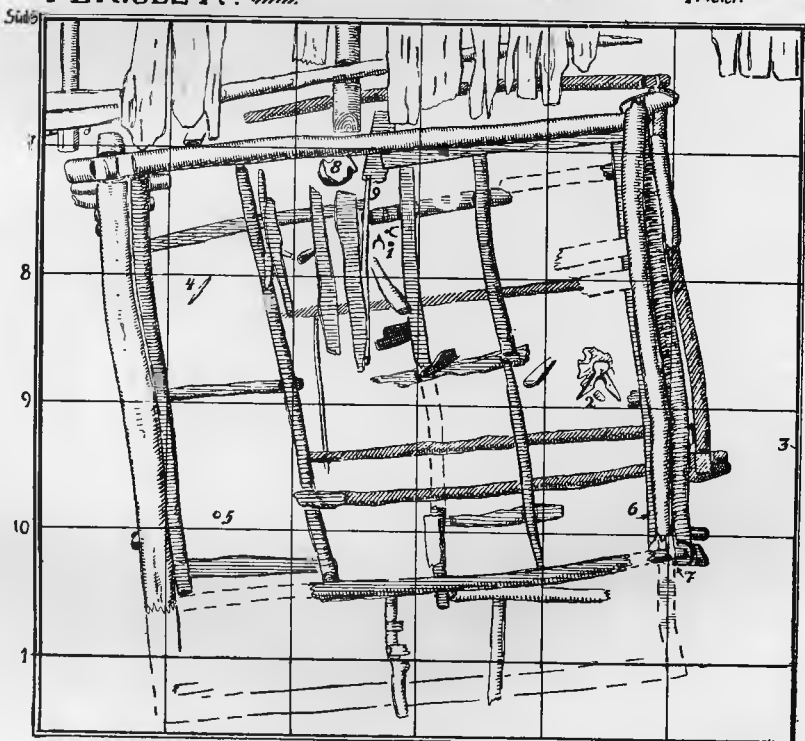
In wie weitem Abstände ein anderes preußisches Grenzland, die Provinz Pommern, in dem Verständnis für vorgeschichtliche Denkmäler hinter dem schlesischen Vorbild zurückbleibt, das möge ein Beispiel aus dem vorpommerschen Arbeitsgebiet des Verfassers zeigen.

Im Kreise Greifswald liegt in geringer Entfernung vom Peenetal das Städtchen Gückow, einst als Sitz der Grafen von Gückow weit berühmt, heute eine Kleinstadt von kaum 2000 Einwohnern. Als Bischof Otto von Bamberg auf seinem zweiten Missionszuge 1128 nach Gückow kam, zerstört er hier einen Göztempel, den die Gückower gerade mit großen Kosten wieder aufgebaut hatten. Als politisches Oberhaupt des Ortes verhandelt mit ihm der Fürst Mizlaw von Gückow. Der Ort muß also in slawischer Zeit als Kultstätte und Fürstensitz eine beträchtliche Bedeutung gehabt haben. 1164 verbrennt Heinrich der Löwe nach dem großen Siege bei Verchen über das Wendenheer den Ort, und schon 1177 belagert Waldemar von Dänemark die Burg Gückow erneut und zerstört sie. Ein halbes Jahrhundert später, um 1230, befehlt der Pommernherzog den Edlen Jaczo von Salzwedel mit der Grafschaft Gückow, und dessen Geschlecht hat über 100 Jahre hier regiert. Nach einer Zerstörung des Grafenschlosses durch die Greifswalder und Stralsunder ließ Herzog Barnim VII. es



PERIODE A :

1 Meter.



PERIODE B und C

K.A.Wilde. März 34

Abb. 1. Drei Hausgrundrisse A-C einer Hausstelle

um 1425 wieder aufbauen; nach seiner Zeit ist es dann verfallen. — Die Stadt Gützkow liegt heute auf einer Anhöhe, die auf drei Seiten, im Osten, Norden und Westen, von dem breiten, sumpfigen Tal des Swinow-Baches umgeben wird. Im äußersten Nordwinkel des Baches, der zuerst von Osten nach Westen fließt und dann scharf nach Süden zur Peene umbiegt, liegt eine andere Höhe, der Schloßberg, von einer südlich davon gelegenen etwa dreieckigen Hochfläche durch einen etwa 15 bis 20 m breiten Graben getrennt. Die benachbarte, kaum 20 m breite Hochfläche fällt steil nach Süden ab und ist durch eine Schlucht von dem südlich davon liegenden Stadtberge, der die deutsche Stadt trägt, getrennt. Man erkennt deutlich, daß der Schloßberg und seine Nachbarhöhe ursprünglich eine Einheit gebildet haben müssen und daß der sie trennende Graben künstlich hergestellt ist. Auf der Westseite des Schloßberges befand sich bis 1933 ein Teich, durch den der Swinowbach hindurchfloß. In diesen Teich schütteten die Umwohner vielfach ihre Abfälle und Exkremente, was sie jedoch nicht hinderte, auch ihre Wäsche darin zu spülen. So bildete der Teich einen Typhuserd, und die Stadtverwaltung beschloß, den Teich mit Hilfe des Freiwilligen Arbeitsdienstes zuzuschütten und dazu den Schloßberg abzutragen — gegen den Einspruch des Vertrauensmannes für Bodenaltertümer.

Schon im Jahre 1930 war bei der Entfernung mittelalterlicher Schloßfundamente festgestellt worden, daß die frühdeutschen Fundamente unmittelbar auf einer starken slawischen Brandschicht auflagerten, und so wurden die abzutragenden Teile des Schloßberges vor der Abtragung untersucht; die Mittel bewilligte die Burgwall-Arbeitsgemeinschaft, die Untersuchung wurde unter ständiger Überwachung des Verfassers von cand. prähist. Wilde ausgeführt. An der Überschneidung der slawischen Kulturschicht mit der alten Grabenböschung ließ sich nachweisen, daß der breite Graben erst bei der Errichtung der frühdeutschen Burg angelegt war. Im weiteren Verlauf der Abtragung ergab sich dann, daß das zur Herstellung des Grabens ausgehobene Erdmaterial (Lehm) dazu verwendet war, den niedrigeren Westteil des Schloßberges aufzuschütten, so daß für die frühdeutsche Burganlage eine gleichmäßig planierte Fläche entstand. Dabei war ein slawisches Suburbium, das hier am Westhang des Schloßberges dicht am Ufer des Teiches gelegen hatte, völlig mit Lehm überdeckt (Taf. LXXI 1) und kam nun bei den Abtragungsarbeiten wieder zum Vorschein. Schon als die Kulturschicht angeschnitten wurde, kamen etwa 1 m über der Talsohle wohlerhaltene Holzbalken zutage; aber der damalige Bürgermeister von Gützkow lehnte es ab, auf die Untersuchung der Kulturschichten irgendwelche Rücksicht zu nehmen und drohte mit Auflösung des Arbeitslagers, falls er durch behördlichen Druck gezwungen werden sollte, die Schichten zu schonen. Zudem wurde von der Gützkower Bevölkerung sämtliches Holzwerk, das der Leiter des Arbeitsdienstes verständig geschont hatte, während der Dunkelheit als Brennholz weggeschleppt. Das hörte erst auf, als der neu ernannte Landrat des Kreises

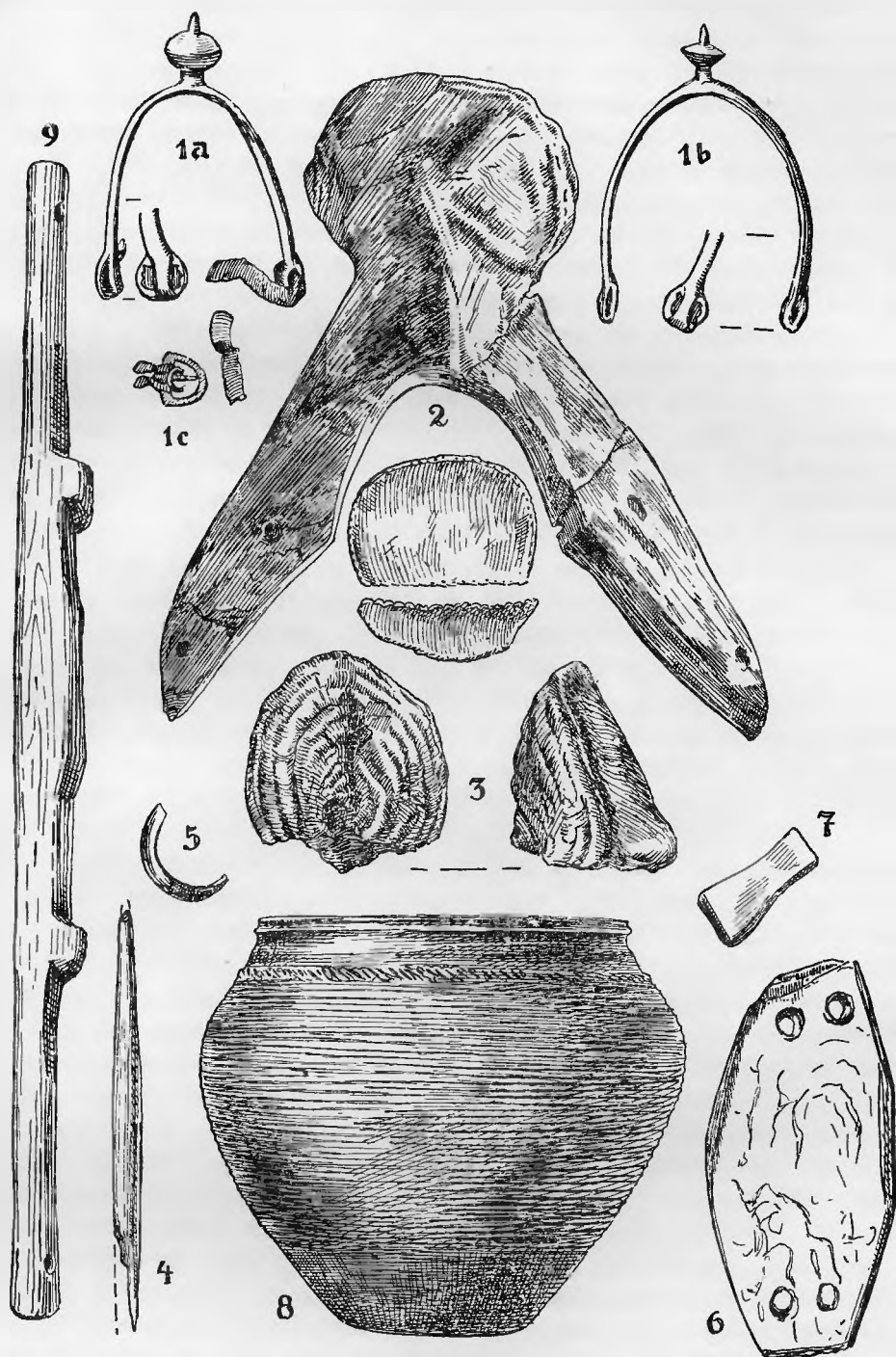


Abb. 2. Fundstücke aus der slawischen Hausstelle. 1–4, 6–8 in  $\frac{1}{8}$ ; 5 in  $\frac{2}{3}$ ; 9 in  $\frac{1}{9}$  nat. Gr.

Greifswald, Dr. Ebhardt, eingriff und der Bürgermeister abgesetzt wurde. Zwar waren 6 bis 7 Kulturschichten (wie man an der Bergwand ablesen konnte) abgetragen, aber nun wurden sofort die Abtragungsarbeiten an dieser Stelle eingestellt, und so konnten wenigstens die beiden untersten Kulturschichten planmäßig untersucht werden. Es kamen hier die Schwellbalken großer, mehr-räumiger Häuser heraus (Taf. LXXI 1), in der Richtung NO—SW orientiert, mit verbrannten Dielen und verkohlten Balkenköpfen. Durch die verbrannten Dielen des größten Bauwerkes waren eine Anzahl schwacher Pfosten oder Staken in die Erde getrieben, die in gerade Reihe von SO nach NW verliefen und am Oberende ebenfalls verkohlt waren. Da hier klare Grundrisse nicht zu gewinnen waren, wurde das südlich angrenzende Gebiet, das im Frühjahr als Garten verwendet war, nach der Ernte untersucht. Hier ergab sich ein regelrechter Bohlweg, der jedoch einer höheren Schicht als der verbrannten angehörte, und in gleicher Höhe nach Süden anschließend Rechteckhäuser, von denen eines besonders gut erhalten ist und mehrere Bauperioden aufweist. Bohlweg und Häuser sind in dieser Schicht ostwestlich orientiert (Taf. LXXI 2).

Die drei Bauperioden des Hauses sind klar zu unterscheiden (Abb. 1). Die älteste A ruht auf einer Schicht Mist, die ihrerseits eine Brandschicht überdeckt, in der wieder dieselben verkohlten Staken stecken. Haus A (Abb. 1 oben) bildet ein Quadrat von 3,20 m Seitenlänge (Taf. LXXII 1; die Verzahnung der Ecke s. Taf. LXXII 2). Da der Schwellenbalken der Nordwand des Hauses unter dem Bohlweg liegt, muß es älter sein als dieser. Das darüber liegende Haus B hat ungefähr dieselbe Ostwand (Taf. LXXII 2), ist aber etwas nach Süden verschoben und erweitert, besonders aber nach Westen vergrößert, so daß es ein Rechteck von  $4,60 \times 3,80$  m darstellt (Abb. 1 unten und Taf. LXXIII 1). Die Nordseite stößt unmittelbar an den Bohlweg an, die Balken sind wesentlich kräftiger; die NW-Ecke weist sogar zwei Verzahnungseinschnitte nebeneinander auf (Taf. LXXIII 2). In der dritten Bauperiode C ist daselbe Haus noch einmal nach Süden erweitert, so daß seine Ausmaße  $4,60 \times 4,50$  m betragen (Abb. 1 unten).

Unter den Fundstücken aus dem Bereich dieses Hauses (massenhaft sind neben Scherben und Tierknochen vor allem kleine Holzgeräte gefunden) sind von besonderem Interesse Reste eines Sattels neben Lederstücken, vor allem der aus Holz geschnitzte Sattelbügel (Abb. 2, 2), ferner zwei Sporen (Abb. 2, 1), die nebeneinander lagen, der eine (Abb. 2, 1 b) versilbert (fremder — wikingischer? — Herkunft), der andere — mit erhaltenen Riementeilen und Schnalle — aus Eisen (Abb. 2, 1 a und c) und sichtlich vergröberter, einheimischer Arbeit. Ein Tongefäß (Abb. 2, 8) spätlawischer Art, aber mit gerade aufsteigendem Rand, ist zur Hälfte erhalten, eine Spindel aus Holz (Abb. 2, 4) zeugt mit nicht wenigen Spinnwirteln von Frauenarbeit. Daß eine Wagenachse (Abb. 2, 6) als Dielenunterlage Verwendung gefunden hatte, sei nur nebenbei erwähnt. In der SO-Ecke des Hauses fand sich ein Neßschwimmer (Abb. 2, 6) aus Rinde (Kiefer,

während sonst meist Birke verwendet ist). Schließlich sind noch ein halber Glasring und ein kleiner Wehstein (Abb. 2,<sub>5</sub> u. 7) zu nennen. Unweit von der Südostecke des Hauses A fand sich ein ausgehöhlter Baumschwamm (Abb. 2,<sub>3</sub>), dessen Verwendung unklar ist.

Die zeitliche Einordnung des Hauses ist einigermaßen schwierig. Verbrannt ist es nicht, wohl aber nach einem großen Brande erbaut. War dieser Brand die Zerstörung durch Heinrich den Löwen im Jahre 1164? Stammt die verbrannten Staken von „Notwohnungen“ mit leichten Flechtwerkwänden, die Waldemar von Dänemark 1177 verbrannte? Dann müßten die 6—7 Schichten, die darüber liegen (im Bergabhang ist bei mehreren von ihnen Brandschutt zu erkennen), sich auf das 13. Jahrhundert zusammendrängen; denn die frühdeutschen Tonscherben liegen erst über der obersten slawischen Schicht. Oder war der große Brand derselbe, bei dem der Göztempel zerstört war, den die Güzkower 1128 gerade wiederaufgebaut hatten?



Schmuckstücke aus dem Had Silberfunde von Rudelsdorf II Kr. Nimptsch.  $\frac{1}{2}$

Nach Seger, Alttschlesien II S. 141

# Zum Hack Silberfund von Łącz-Mühle Kr. Posen-Ost

Von Kurt Tadenberg-Leipzig

Mit Tafel LXXIV—LXXV und einer Abbildung

Im Jahre 1872 kam bei Łącz-Mühle ein großer Hack Silberfund zutage, der dem Berliner Museum für Völkerkunde geschenkt wurde. Der Fund ist schon oft in der Literatur herangezogen worden. Zuerst hat ihn Schwarz in der Beilage zum „Programm des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Posen“ 1876 erwähnt, zuletzt — soweit ich die polnische Literatur verfolgen konnte — Antoniewicz in „Archeologia Polski“, der drei Gegenstände, einen Ohrring, einen Halsring und Teile einer Perlenkette, abgebildet hat. Die Vorlagen dazu sind aus Kostrzewski „Wielkopolska w. czasach przedhistorycznych“ entnommen, wo noch mehr Einzelfunde auf Taf. XIV zusammengestellt sind. Die weitgehendste Beschreibung des Fundes verdanken wir Menadier in der Abhandlung „Funde deutscher Münzen aus dem Mittelalter“<sup>1)</sup>. Sie genügt den heutigen Ansprüchen allerdings nicht mehr, da der Verfasser als Numismatiker auf die in den Hack Silberfunden vorkommenden Münzen den meisten Wert legte und die Schmuckstücke nicht sehr beachtete. Trotzdem erfahren wir durch Menadier, daß der Fund von Łącz-Mühle in einem Gefäß lag und von einer eisernen Schüssel bedeckt war, — die Vergleichsstücke dazu stellte Seger zusammen<sup>2)</sup> — und daß er vier gewundene Halsringe und Spangen im Gewicht von 320 g, anderen Silberschmuck im Gewicht von 370 g und außerdem 2220 g Hack Silber und 140 g größere Münzbruchstücke enthielt. Die Münzen sind sämtlich bayrischen und kufischen Gepräges.

Obwohl die Arbeit von Menadier im Jahre 1887 — also nur wenige Jahre nach Auffindung des Fundes — erschienen ist, hat er nicht den gesamten Fund berücksichtigt; denn schon 1880 sind Teile des Fundes auf dem Wege des Austausches ins Landesmuseum Hannover gelangt, von wo sie vor kurzem als Leihgabe an das Vorgeschichtliche Institut der Universität Göttingen weitergegeben worden sind.

Es ist bedauerlich, daß der schöne Fund derartig auseinandergerissen worden ist. In der Zeit, als die Teilung erfolgte, sand man allerdings noch nichts dabei. Daß die damalige Leitung des Berliner Museums nicht die besten Stücke dem Museum Hannover überwiesen hat, ist verständlich. Eine Veröffentlichung dieses Teilfundes ist aber trotzdem von Wert, da es notwendig ist, den Fund von Łącz-Mühle vollständig zu kennen und „die Schmuckformen“, wie Seger in seiner wichtigen Arbeit über die schlesischen Silberfunde der spätlawischen Zeit ausführt<sup>3)</sup>, „möglichst vollständig in Wort und Bild wiederzugeben, weil nur so die

<sup>1)</sup> Zeitschrift für Numismatik XV, 1887.

<sup>2)</sup> Altshlesien II S. 143 und Abb. 60.

<sup>3)</sup> Altshlesien II S. 130 ff.

Identität der Stücke für alle Zeiten gesichert wird, dann aber auch, weil es von allgemeinem Interesse ist, den landläufigen Charakter dieses Formenkreises mit aller Genauigkeit festzustellen und damit die vielerörterte Frage seiner Herkunft einer Lösung näherzubringen.“

Jakimowicz bemüht sich seit einer Reihe von Jahren, durch vollkommene Erfassung alles Hack Silbermaterials den Ursprung der Einzelformen zu klären. Die zusammenfassende Arbeit darüber ist angekündigt. Schon der Vortrag von Jakimowicz auf dem zweiten baltischen Archäologenkongreß in Riga 1930 und der Bericht darüber<sup>4)</sup> lassen erkennen, daß viele weittragende Ergebnisse gewonnen sind. Jeder Materialzuwachs ist dabei natürlich willkommen, sei es, daß er das Bild abrundet, sei es, daß er eine Bestätigung der Ergebnisse bringt.

Das im Institut der Universität Göttingen aufbewahrte Material setzt sich aus 88 g Münzen und Münzresten und 270 g Hack Silber zusammen. Die Münzen und Münzreste bestehen, soweit man aus dem schlechten Erhaltungszustand erkennen kann, ausschließlich aus orientalischen Geprägten. J. S. Mordmann, Berlin hatte vor einiger Zeit die Güte, eine Bestimmung vorzunehmen. Er konnte folgende Münzen feststellen:

#### Samaniden:

1. Ismail ibn Ahmed; 279—295 d. S. = 892—907 n. Chr. — Ein Bruchstück; geprägt 293 d. S.
2. Ahmed II ibn Ismail; 295—301 d. S. = 907—913 n. Chr. — Ein gut erhaltenes Stück; geprägt 298 d. S., Prägeort Samarkand.
3. Nasr II ibn Ahmed; 301—331 d. S. = 913—942 n. Chr. — Fünf Bruchstücke.
4. Ruh I ibn Nasr; 331—343 d. S. = 942—954 n. Chr. — Ein Bruchstück.
5. Mansur I ibn Ruh.; 350—366 d. S. = 961—976 n. Chr. — Ein Bruchstück.
6. Prägeort Samarkand (alles andere unlesbar). — Zwei Bruchstücke.

#### Bujiden.

1. Lustar-min (?); Prägeort Schiraz. — Ein Bruchstück.
2. Muicz(?)-eddaula. — Ein bis zwei Bruchstücke.
3. Imâd-eddaula; 320—337 d. S. = 932—949 n. Chr. — Ein bis zwei Bruchstücke.

Die einigermaßen erhaltenen Schmuckstücke unter dem Hack Silber des Teilfundes sind auf Taf. LXXIV—LXXV abgebildet. Zu den vier in Berlin befindlichen gedrehten Halsringen kommen noch zwei hinzu. Der eine besteht aus sechs zusammengeflochtenen Doppeldrähten, die nach der Mitte an Stärke zunehmen (Taf. LXXIV 1). Die Verschlussplatten fehlen. Vom zweiten Halsring sind sie vorhanden, wenn sie auch nicht mehr mit den Drähten verbunden sind (Taf. LXXIV 2a, b). Ihre Zusammengehörigkeit ist aber erwiesen, da die

<sup>4)</sup> Congressus secundus Archeologorum Balticorum. Riga 1931, S. 251 ff. m. Abb.

Bruchstellen aneinanderpaffen. Die Endplatten haben die bekannte Form (Taf. LXXIV 2a) und sind mit den üblichen Einpunzungen verziert. Das Drahtgewinde besteht wiederum aus sechs Doppeldrähten. Nach der Mitte ist noch ein weiterer Doppeldraht eingeflochten; er hebt sich dadurch besonders ab, daß er dünner ist als die übrigen (Taf. LXXIV 2b). Die schwächste Stelle des Halsringes war sicher der Übergang vom Drahtgewinde zu den breitgehämmerten Endplatten. Zu ihrem Schutz sind hier dünne Doppeldrahtbänder darüber gewunden gewesen. Nicht oft begegnen wir dieser Verstärkung an den gewundenen Halsringen. Daß wir es dabei wirklich mit einer Schutzmaßnahme zu tun haben, sehen wir an dem Halsring von Nieder-Landin<sup>6)</sup>; dort findet sich ein ähnliches Drahtgewinde nicht am Übergange vom Ring zu den Endplatten, sondern ein Stück davon entfernt die Drähte des Ringes umgebend. Die Lage ist vollkommen unbegründet, wenn wir nicht annehmen, daß eine verletzte Stelle durch den Drahtüberzug geschützt und ausgebeffert werden sollte.

Zu den Seltenheiten in Hack Silberfunden gehören kreuzförmige Anhänger, wie einer im behandelten Material auftritt (Taf. LXXIV 3). Wieder ist es der Hack Silberfund von Nieder-Landin, der herangezogen werden muß, weil er zwei Parallelen geliefert hat<sup>6)</sup>. Urne bildet ein ähnliches Stück ab und bezieht sich als einzigen Vergleichsfund auf den von Nieder-Landin<sup>7)</sup>. Jakimowicz rechnet den Typ seiner Gruppe I zu, die Ostdeutschland und Polen umfaßt<sup>8)</sup>. — Nicht häufig erscheint ferner ein Anhänger, wie er in Taf. LXXIV 4 wiedergegeben ist. Durch ein feines Drahtgewinde werden kleine „Türmchen“ miteinander verbunden.

Alle übrigen Gegenstände bilden das übliche Inventar der Hack Silberfunde. Es überwiegen Perlen, teils rund, teils länglich-oval, stets mit aufgesetzten Drähten oder Kügelchen geschmückt (Taf. LXXV oben und rechts unten). Auch Reste von halbmondförmigen Ohrringen sind zahlreich. Bei einigen sind noch die Gehänge erhalten, die aus dünnen Silberdrähten bestehen und in rautenförmige Bleche oder doppelkonische Perlen enden (Taf. LXXV links und rechts). Die letzteren sind oft als Zwischenglieder eingeschoben (Taf. LXXV Mitte). Sie stehen technisch den tropfenförmigen Bommeln am nächsten (Taf. LXXV Mitte). Diese sind stets unverziert, im Gegensatz zu den runden Bommeln, die reiche Filigranmuster aufweisen (Taf. LXXV obere Reihe). Schlecht erhalten sind gewöhnlich die Körbchenanhänger — die besten Stücke zeigt Taf. LXXV Mitte und unten — und desgleichen die Täschen, die aus zwei aneinandergelöteten Silberblechen bestanden. Nur von zwei Täschen sind die Oberseiten unzerschnitten geblieben

<sup>6)</sup> Friedel, Hack Silberfunde des märkischen Museums, in: Hervorragende Kunst- und Altertumsgegenstände des Märkischen Museums I, 1896, Taf. V, Abb. mit der Inv.-Nr. 27366.

<sup>6)</sup> a. a. D. Taf. V Abb. 27367.

<sup>7)</sup> Urne, La Suède et l'Orient. S. 212.

<sup>8)</sup> a. a. D. S. 256 Abb. 3. Karte.

(Taf. LXXIV 5). Ihre Verzierungen bestehen bei einem Stück aus drei, beim anderen aus zwei hohlgearbeiteten Oberkörpern von Tieren, deren Ohren durch kleine Öfen gebildet werden. Blechbruchstücke und die eben geschilderten Tierfiguren liegen einzeln noch zahlreich vor, so daß die Täschen weit verbreitet und beliebt gewesen sein müssen (Taf. LXXV Mitte).

Vergleichen wir unsere Gegenstände mit den in Berlin befindlichen desselben Fundes, so ergibt sich, daß dort alle Typen in besserer Auswahl wieder erscheinen, bis auf den kreuzförmigen Anhänger und den mit Türmchen. Als Besonderheiten im Berliner Material sei nochmals auf die großen Blechperlen mit der Buckelverzierung und die einzigartigen großen Ohrringe mit der breiten Schauffeite hingewiesen. So zeigt der Hacksilberfund von Łącz-Mühle eigenes Gepräge, wenn er sich auch ohne weiteres in größeren Zusammenhang einordnen läßt. Die meisten der aufgezählten Gegenstände sind nach Jakimowicz Leitformen für den Ostdeutschland und Posen umfassenden Kreis der Hacksilberfunde, über den wir demnächst in seiner zusammenfassenden Arbeit Näheres und wohl Endgültiges erfahren werden.

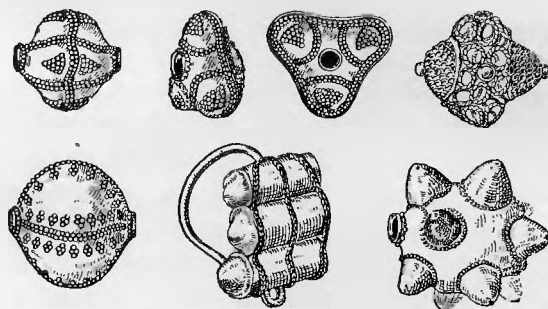


Abb. 1. Silberschmuck aus dem Funde von Zintwitz Kr. Münsterberg.  $\frac{1}{4}$

Nach Seger, Mittelschlesien II S. 138 Abb. 33–38

# Ein mittelalterlicher pommerischer Münzschatzfund als landesgeschichtliches Denkmal

Von Otto Kunkel-Stettin

Mit einer Karte

In Greifenhagen an der Oder (Regierungsbezirk Stettin) wurde am 11. September 1933 auf dem Sparkassengrundstück Wiedestraße 11 bei Fundamentausfachungen ungefähr 1,90 m tief ein recht ansehnlicher Silberschatz gehoben. Ein ziemlich grober, 19 cm hoher schwärzlicher Kugeltopf (Skizze auf der Karte) war mit Hart- und Hohlpfennigen überwiegend der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gefüllt. Von den Münzhüllen liegen noch linnene Beutelreste vor. Auch zwei silberne Haken- und ein Dfenrossettschen (ebenfalls auf der Karte) dürften von Geldbörsen stammen, da der Schatz sonst kein ungemünztes Metall aufwies. Zusammengerostete Klümpchen bestanden mehrfach aus Stücken einerlei Währung, und öfters hafteten gleiche Gepräge wie Teile einstiger Geldröllchen aneinander. Vereinzelt waren zwei oder drei Hohlpfennige als „Päckchen“ doppelt zusammengefaltet. Wir haben wohl das nach und nach eingetopfte Vermögen eines Handelsmannes vor uns.

Die Fundgeschichte ist keineswegs rühmlich: Hastig-raffende Bergung, Bemühungen des Kreispflegers Mittelschulrektor Dr. Worch um behördliche Erfassung des Schatzes und Aufklärung der Fundumstände, Übergabe einer rund sechspfündigen Silbermasse nebst Gefäß- und Beutelresten durch die Polizeiverwaltung an den Vertrauensmann, Verdacht eines gewichtigen Fehlbetrages aus den Patinaspuren im Topfinneren, Geständnis einer örtlichen Stelle, „sicherheitshalber“ fast ein Pfund des Inhalts zurückbehalten zu haben, schließlich durch Regierungsbaumeister a. D. Schnuhr noch Beitreibung von über 1000 Münzen aus Privathand. Gewiß ist der Fund immer noch nicht ganz restlos erfaßt. Doch ergab die vergleichende Sichtung der Hauptmasse und der beiden Nachträge eine fast völlig einheitliche Zusammensetzung.

Zur Verzeichnung der Münzen erfreute ich mich genauer Angaben Herrn Schnuhrs über den von ihm beigebrachten Schatzteil. Fast alle nicht aus Pommern, Mecklenburg und der Mark Brandenburg stammenden Gepräge (rund 200 Stück) hat Professor A. Suhle vom Staatlichen Münzkabinett in Berlin bestimmt. Er wird auch die fach-numismatische Auswertung des Fundes besorgen. Ich selber möchte dem verehrten, durch diese Festschrift gefeierten Vorkämpfer der Alttertumsforschung unseres Ostens den Greifenhagener Schatz hauptsächlich als Spiegelbild der Deutschwerdung des Unterodergebiets zur Kenntnis bringen.

Der Fund lieferte uns 6062 ganze und 1556 halbe Münzen: 5469 ganze und 1504 halbe Hartpfennige, 593 ganze und 52 halbe Hohlpfennige,

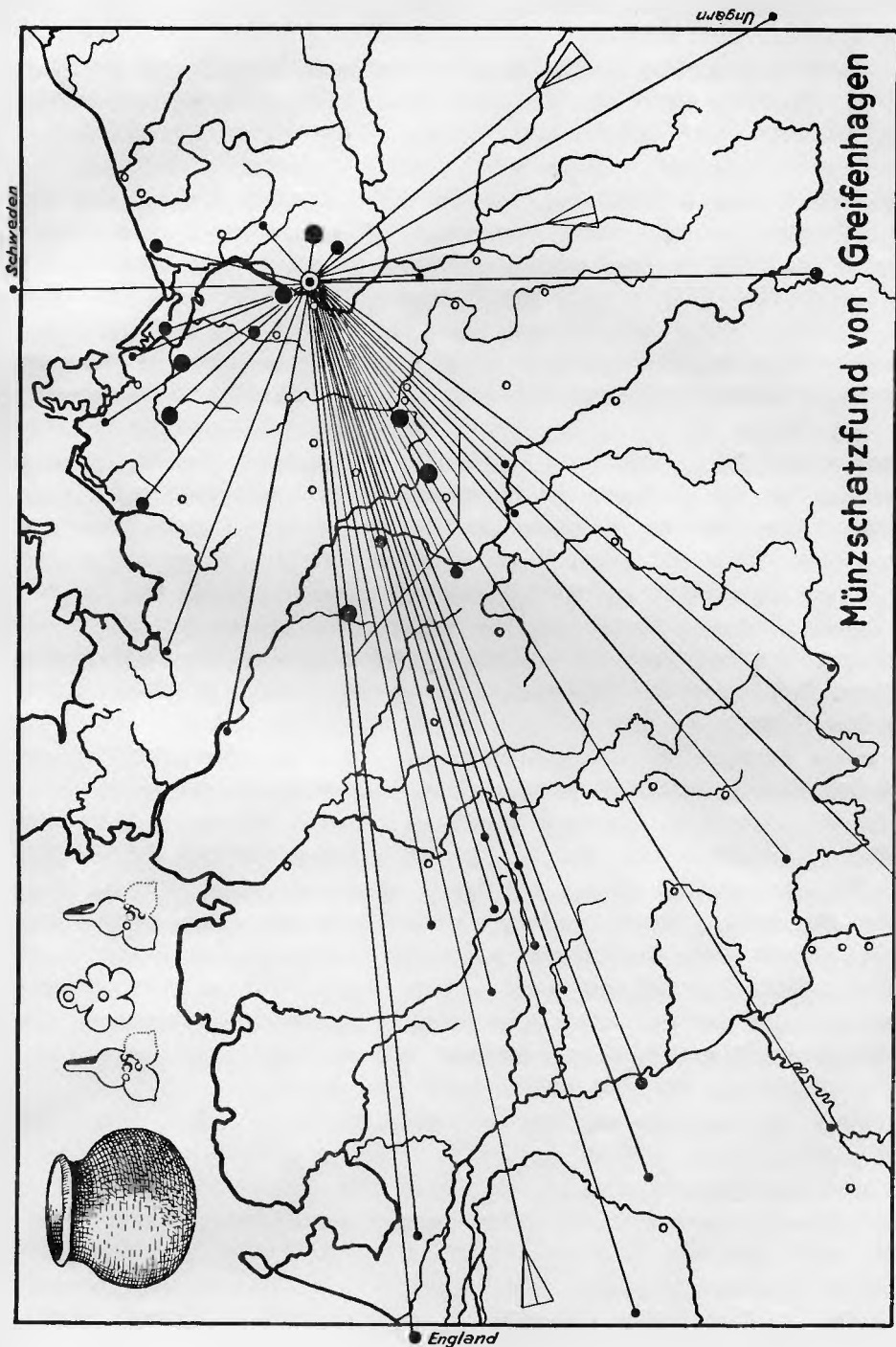


Abb. 1. Die Herkunft der Münzen des Greifenhagener Schatzfundes

189 verschiedene Gepräge. Ein kleiner verrotteter Rest blieb unbestimmbar und ungezählt.

Auf Pommern entfallen 2027 ganze und 347 halbe kleine Denare, 477 ganze und 38 halbe kleine Brakteaten, insgesamt 31 verschiedene Gepräge, auf Mecklenburg 40 ganze und 1 halber Denar, 72 ganze und 2 halbe kleine Brakteaten, insgesamt 9 verschiedene Gepräge, auf die Mark Brandenburg 3269 ganze und 1145 halbe Denare, 2 Brakteaten, insgesamt 59 verschiedene Gepräge. Der Rest mit 133 ganzen und 11 halben Hartmünzen, 42 ganzen und 12 halben Hohlmünzen, insgesamt 90 verschiedenen Geprägungen verteilt sich auf Schweden (1), Nordwestdeutschland (8 ganze, 2 halbe), England (20), Niederlande (11), Köln (28) und das übrige Rhein/Maingebiet (12), Westfalen/Lippe/Braunschweig (30 ganze, 3 halbe), Magdeburg (11 ganze, 7 halbe), Sachsen/Anhalt (25 ganze, 8 halbe), Niederlausitz/Schlesien (25 ganze, 3 halbe), Böhmen (3), Ungarn (1).

Am ältesten ist ein niederelbischer Agrippiner (11. Jahrhundert). Es folgen eine Brüsseler Maille (1. Hälfte 12. Jahrhundert) und das einzige schwedische Gepräge (2. Hälfte 12. Jahrhundert). Die Hauptmasse des Schazes entstammt aber erst der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Nur ein geringer Bruchteil ist früher oder etwas jünger anzusetzen. Den Endtermin würde man getrost ins 3. Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts verlegen — wenn dem nicht der vereinzelt Stargarder Denar des 15. Jahrhunderts (Dannenberg 243b) entgegen wäre. Solche Spätlinge kommen ja gelegentlich vor. Doch räume ich in unserem Falle lieber die Möglichkeit eines Versehens ein. Trotzdem verbaut uns dies Splittermünzchen natürlich den sicheren Schluß auf Zeit und Anlaß des letzten Schatzverstecks — sofern man dafür bei einem offensibaren Spartopf besondere Gründe überhaupt suchen will und das Grübeln, warum ein so beträchtliches Vermögen ungenutzt verborgen blieb, wirklich für allgemeingeschichtlich belangvoll, nicht bloß für eine Frage nach persönlichem Schicksal hält.

Wichtiger erscheint mir die Gewißheit, daß der Greifenhagener Schatz im wesentlichen während der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts angeammelt worden ist. Er veranschaulicht uns die wirtschaftlichen Beziehungen der jungen deutschen Stadt, die 1254 von Barnim I. nach magdeburgischem Recht begründet worden ist, rasch erblühte und bei den politischen Auseinandersetzungen zwischen Pommern und Brandenburg, den Herzögen und dem Adel leidend und gelegentlich mitentscheidend eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Unter Hintansetzung gewisser Zufallsmöglichkeiten versuchte ich, den Bestand unseres Fundes nach der Herkunft der Münzen zu kartieren. Das konnte nur annähernd gelingen, weil die Prägestätte selber allzu häufig unbekannt ist. Von den 2504 ganzen und 385 halben pommerschen Stücken sind nämlich nur 1286 ganze und 163 halbe einigermaßen ortsbestimmt: Anklam 208 ganze, 53 halbe, Demmin 123 ganze, 31 halbe, Cammin 81 ganze, 4 halbe, Pasewalk 26 ganze, 2 halbe, Pyritz 774 ganze, 65 halbe, Stargard 1 ganzes, Stettin

25 ganze, 7 halbe (gerade Stettin hat aber gewiß einen Großteil der Herzogsgepräge geliefert), Stralsund 14 ganze, 1 halbes, Usedom 33 ganze, Wolgast 1 ganzes. Von den 3271 ganzen und 1145 halben zweifellos märkischen Münzen gar müssen 2677 ganze und 964 halbe im engeren Sinne „heimatlos“ bleiben, so sicher auch Stil und Einzelzüge oft genug auf eine der hier für die Minderzahl zu nennenden Prägestätten und namentlich auf die altmärkischen deuten: Brandenburg 137 ganze, 30 halbe, Friesack 4 ganze, 1 halbe, Lebus 2 ganze, 2 halbe, Salzwedel 166 ganze, 72 halbe, Soldin 15 ganze, 3 halbe, Spandau 247 ganze, 67 halbe, Stendal 23 ganze, 6 halbe. Vielleicht durfte daher das Kartenbild durch einige Zwischenlinien etwas retuschiert werden. Wenn schließlich auch die Markierung der beteiligten Münzorte (schwarze Punkte) und wichtigerer „unvertretener“ Prägestätten (offene Kreise) noch in mehrlei Hinsicht problematisch sein mag — den Gesamteindruck wenigstens wird man nicht als wertlos abzulehnen brauchen.

Besonders auffallend ist die Armut des Greifenhagener Schatzes an Werten aus Nordwestdeutschland, aus dem skandinavischen Norden, aus dem Osten und dem Südosten: Mit Niedersachsen stand vorwiegend nur der pommerische Küstenstrich durch den kolonialisatorischen Besiedelungsvorgang in engerer Verbindung, und nach den übrigen Richtungen waren die früheren wendisch/wikingerzeitlichen Beziehungen des „Landes am Meer“ von den Deutschen noch nicht wieder aufgenommen. Selbst die Oberstraße hatte für unseren Fund eine verhältnismäßig nur geringe Bedeutung. Daß die nächstbenachbarten Teile Pommerns, mit denen Greifenhagen politisch und wirtschaftlich verflochten war, große Geldmengen hierher geliefert haben, nimmt nicht wunder.

Vor allem beachtlich ist jedoch das Überwiegen der märkischen Denare, denen sich sächsisch-anhaltische Münzen zugesellt haben. Der Zustrom sächsischen Geldes dürfte auch die rhein/mainischen Münzen, insbesondere die weithin geschätzten großen Kölner Denare, die niederländischen Gepräge und auch die beliebten englischen Sterlinge mitgebracht haben. In diesem Abschnitt ist die Herkunftskarte unseres Münzschatzes einer Besiedelungskarte des Greifenhagen/Pyriker Wirtschaftsgebietes überraschend ähnlich<sup>1)</sup>: Die hier im 13. Jahrhundert vom Zisterzienser-Kloster Colbarg angefetzten deutschen Bauern stammten zumeist aus der Ullmark, ihre Urheimat lag aber größtenteils im Sächsischen und am Niederrhein.

<sup>1)</sup> Vgl. die grundlegenden besiedelungsgeschichtlichen Ausführungen von R. S o l f t e n, Aus dem Pyriker Weizacker, Volkskunde, Stettin (E. Saunier) 1914, S. 95—104. — Erst als diese Fundmitteilung schon im Druck war, lernte ich das Werk von A. J a s t e r über die Geschichte der skandinavischen Kolonisation, Breslau (F. Sirt) 1934, kennen: Text und Karten erleichtern das Verständnis der Zusammensetzung unseres Greifenhagener Münzschatzes. — Schließlich sei noch auf die besiedelungsfundlichen Ergebnisse verwiesen, die R. S o l f t e n auf einem Sondergebiet seiner Forschungen, nämlich durch die Untersuchung der ältesten deutschen Flurnamen in Pommern, gewonnen hat (Baltische Studien N. F. XXXV, 1933, S. 1—42).

## Hans Seger und die schlesischen Wehranlagen

Von Max Hellmich - Breslau

Zur Vollendung des siebenten Lebensjahrzehntes des in seiner Heimat noch immer rüstig wirkenden Altmeisters der Vorgeschichtsforschung will ich aus meinen Erinnerungen von einem Teile seines Lebenswerkes berichten, der jetzt erst auch äußerlich durch Veröffentlichungen in Erscheinung zu treten beginnt.

Seine Förderung der Erkenntnis vom Wesen und Zwecke der Wehranlagen in den letzten dreißig Jahren ist bisher wohl noch nicht so bekannt geworden, wie sie es verdient. Auf dem Wege zu diesem Ziele habe ich Seger in der zweiten Hälfte seines und meines bisherigen Lebens begleitet und mich seiner stets bereiten und fördernden Hilfe und Belehrung erfreuen dürfen.

Zum Verständnis dafür, unter welchen Verhältnissen sich diese Zusammenarbeit angespannt und entwickelt hat, muß ich einen kurzen Überblick über die damaligen Verhältnisse geben, die Seger bei seinem Eintritt beim Museum Schlesischer Altertümer vorfand.

In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts standen dem Schlesischen Altertumsvereine, der damals im wesentlichen neben der Förderung des Museums besonders die Erforschung der Vorzeit betrieb, eine immerhin beschränkte Zahl von Freunden zur Verfügung. Setzte es doch einen gewissen Bekanntheit voraus, sich dem mitleidigen Lächeln und der wiederholt offen ausgesprochenen Ablehnung der zünftigen Historiker zum Trotz zu einer Wissenschaft von der Vorgeschichte zu bekennen, die als Steckenpferd von Laien galt und deswegen keine Anerkennung fand. Diese Helfer kamen aus den verschiedensten Berufen: Ärzte, allen voran der unvergessene Grempler, der nicht nur durch wissenschaftliche Untersuchungen, wie seine Veröffentlichung der einzigartigen Grabfunde von Sacrau, sondern auch durch die hochherzige, leider durch die Geldentwertung nach dem Kriege fast vernichtete Stiftung in den Annalen der Vorgeschichte immer einen hervorragenden Platz einnehmen wird, ferner Lustig, der Erforscher des Silings und seiner Geschichte; weiter Geistliche, von denen Söhnle die erste Zusammenstellung der schlesischen Wehranlagen veröffentlichte, die Landmesser Klose und Grundey, welche aus ihrem Berufe heraus immer wieder neue Funde beobachteten, meldeten, bargen und bearbeiteten, der Major Stöckel, der sein engeres Heimatgebiet — Ratibor und seine Umgebung — nach urgeschichtlichen Funden durchforschte und Ulrich, der bescheidene, ehemalige Werkmeister eines großen Unternehmens, der nach seinem, durch Krankheit erzwungenen Ausscheiden aus seinem Berufe sich selbstlos zu jeder Zeit in den Dienst der ständig anwachsenden Rettungsgrabungen stellte und durch Hingabe und Fleiß es zu einer für die damalige Zeit vollendeten und immer weiter verfeinerten Technik brachte, die ihm wiederholt Anerkennung von berufener

Seite eintrug und seine Verwendung trotz seines hohen Alters bis wenige Jahre vor seinem kürzlich erfolgten Tode unentbehrlich erscheinen ließ.

Einer dieser Veteranen, Klose, mit dem ich in Oppeln in Berührung kam, hatte mich durch seine Ausgrabungen für die Sache gewonnen. Er riet mir, gelegentlich das Breslauer Museum und seine vorgeschichtlichen Sammlungen zu besuchen und mich dabei dem Direktor oder seinem Vertreter Seger vorzustellen. Im Sommer 1897 mußte ich dessen Hilfe in Anspruch nehmen, da ich gerade an einem Tage hinkam, an dem das Museum für das große Publikum geschlossen war. Unter Segers Führung durften meine Frau und ich die Sammlungsschätze besichtigen, und bei dem Rundgange kam es zu einer Verabredung über meine Beteiligung an der Beobachtung der Gegend um meinen damaligen Wohnort Glogau. Jetzt begann ein lebhafter schriftlicher und mündlicher Meinungs-austausch über Funde und Ausgrabungen; denn meine Amtstätigkeit führte mich in Niederschlesien weit herum. Im Jahre 1901 gelang mir die Entdeckung der Gräberfelder von Zeppern und Gurschen. Bei einer Grabung auf dem ersteren konnte ich mit Seger zusammen auch an der Aufdeckung des am reichsten ausgestatteten Grabes arbeiten.

Da mir nebenher die Aufnahme von Gräberfeldern und die Herstellung ihrer Lagepläne anvertraut wurde, schlug Seger mir im Jahre 1901 vor, die Verzeichnung der vorgeschichtlichen Fundplätze in den Westischblättern auszuführen und erwähnte, wie ich aus dem Briefwechsel feststellen kann, dabei auch zum ersten Male die Burgwälle. Kurz darauf erhielt ich die Akten des Museums über Burgwälle zur Einsicht. Seit dieser Zeit verschwinden die Wehranlagen nicht mehr aus dem Gesichtskreise. Im Jahre 1903 wird von uns die Aufnahme der schlesischen Burgwälle erwogen. Das erste Relief des kurz vorher aufgenommenen Burgwalles von Gustau und die Schwierigkeiten der Aufnahme mit dem Nivellierinstrument wurde zwischen uns besprochen, und das hat Seger offenbar stark beschäftigt. Denn schon im April 1904 macht er mich auf den Goeßeschen Böschungsmesser aufmerksam und empfiehlt ihn mir zur Prüfung. Immer häufiger werden dann in den Briefen die Wehranlagen erwähnt. In den Dezember 1906 fallen die ersten tastenden und leider erfolglosen Versuche, den Bestand eines Walles in Friedemost zu sichern, der an den hohen Geldforderungen der drei beteiligten Grundbesitzer scheitert.

Jetzt nimmt Seger den Plan einer umfangreichen Aufnahme der schlesischen Wälle und deren Kartierung in den von mir vorgeschlagenen Schichtenplänen ernstlich in Angriff und es gelingt ihm durch eingehend begründete Anträge, mir im Jahre 1907 zunächst sechs Wochen Urlaub für die Aufnahmearbeiten vom Landwirtschaftsminister zu verschaffen. Beantragt war der ganze, für die Arbeiten zunächst veranschlagte Zeitraum von einem Vierteljahr. Im Jahre 1908 werden es acht und für 1909 sogar zehn Wochen. In diesen vierundzwanzig

Wochen wurden alle damals bekannten Wehranlagen bereist, in den Westschlättern verzeichnet, beschrieben und etwa sechzig von ihnen mit dem von mir verbesserten Goeßeschen Höfchungsmesser aufgemessen. Der Aufwand für diese Reisen wurde, und zwar wieder dank Segers Bemühungen, von der Gremplerstiftung gedeckt. Die so gewonnenen Aufnahmen wurden in den folgenden Jahren zu Lageplänen verarbeitet und dem Museum überwiesen. Sie liegen jetzt in dem 1930 gegründeten Landesamte für vorgeschichtliche Denkmalpflege.

Diese Tätigkeit wurde durch den Krieg, wenigstens für mich durch meine Verletzung nach Stettin, unterbrochen. Immerhin gab der Stellungsbau um Breslau nach der Aufgabe der Befestigungen auf der Oswiger Schwedenschanze Seger die willkommene Gelegenheit zu großzügigen Untersuchungen der dort bloßgelegten vorgeschichtlichen Mauerbauten, an denen ich mich während eines Urlaubs einige Tage beteiligen konnte. Schon zwischen 1910 und dem Ausbruch des Weltkrieges waren die Wehranlagen auf dem Burgberge von Mertschütz, auf dem Breiten Berge bei Striegau und dem Streitberge bei Ober-Streit eingehend untersucht worden. Ich hatte, soweit es mein Beruf zuließ, an diesen Unternehmungen teilgenommen.

Die Notzeit des traurigen Nachkriegszustandes bot auch nach meiner Rückveretzung nach Schlesien Ende 1919 wenig Gelegenheit zur Fortsetzung des so kräftig Begonnenen, obgleich sich langsam die Überzeugung durchrang, daß die früher geleistete Arbeit weiter ausgebaut werden mußte. Während man nämlich von 1907 bis 1909 meinte, daß es genüge, von ähnlichen Formen nur eine oder einige wenige genau aufzunehmen und die anderen auf sie zu beziehen, überzeugte man sich nach und nach, daß es geboten sei, wenn auch nicht alle, so doch mindestens die zweifellos vorgeschichtlichen Anlagen einzeln so aufzunehmen, daß ihre jetzige Form durch die Pläne für alle Zukunft festgehalten wird.

Diese auch anderwärts angestellten Erwägungen und vor allem der Plan einer umfassenden Erforschung aller ostdeutschen Wehranlagen führten schließlich zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der nord- und ostdeutschen Wall- und Wehranlagen.

Mein Übertritt in den Ruhestand Anfang 1928, infolge einer Magen-erkrankung als Folge des unregelmäßigen Lebens im Berufe, bot eine günstige Gelegenheit, die Arbeiten in Schlesien wieder aufzunehmen, da ich bei ihnen mehr Rücksicht auf meine Gesundheit nehmen konnte. So ergab sich die Gelegenheit mit Hilfe eines Stipendiums der Rotgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in den folgenden fünf Jahren eine durchgreifende Überholung der älteren Arbeiten und ihre Ergänzung durch neue Aufnahmen vorzunehmen und bis auf geringe Reste zu erledigen. Auch hierbei wieder, wie schon so oft vorher, muß ich der anspornenden und vorforgenden Tätigkeit Segers dankbar gedenken, der besonders bei den Verhandlungen mit der Rotgemeinschaft der Erfolg zu danken war.

Aber meine Ausführungen wären unvollständig, würde ich nicht erwähnen, daß auch die Erforschung der Schlesiſchen Dreigräben gleich am Anfange des Jahrhunderts und noch vor der Beſchäftigung mit den Rundwällen auf Segers Wunsch von mir ausgeführt wurde. Noch mehr aber habe ich in dieſem Zusammenhange — und um ſo lieber, da ich dabei ganz ausſcheide — deſſen zu gedenken, was Seger hier in Schleſien durch die Erforschung des inneren Aufbaus der Wehranlagen geleistet hat. Dank ihm und ſeiner unermüdliehen Tätigkeit und Förderung ſind die Anlagen auf dem Breiten Berge bei Striegau und dem Streitberge unfern davon, der Burgberg in Mertschütz, der Wall in Poppſchütz, die Schwedenschanze und der Kapellenberg in Oſwiß, die Schanze von Bankwiß am Fuße des Silings und die Anlagen auf dieſem heiligen Schleſierberge ſelbſt, ſowie die 2 km langen Steinwälle ſeines Nachbarn, des Geiersberges neben manchen kleineren Anlagen, dem Alten Hoſe von Wenig-Mohnau, dem Rumelsberge, dem Walle von Heidevorwerk und dem Groß-Grädiger Walle, und zwar die erſtgenannten eingehend und die letzteren ſoweit unterſucht worden, daß Aufbau und Zeitſtellung geklärt werden konnten.

Alle dieſe Arbeiten ſind auch da, wo Seger nicht ſelbſt mit Hand angelegt hat, doch von ihm veranlaßt und gefördert worden. Nur weniges hat biſher eine abſchließende Veröffentlichung durch den Druck erlebt, wie der Breite Berg in Striegau, wenn auch vorläufige Berichte in den Fachzeiſchriften Rechenschaft über die wiſſenſchaftlichen Ergebnisse zur Kenntnis der Fachgenossen gebracht haben. Hoffen wir, daß es Seger vergönnt iſt, ſie ſo zu veröffentlichen, wie es ihm vorſchwebt und wie es der erſte Band über den Breiten Berg beſpiehhaft zeigt.

Wenn ich meine Arbeitsbeteiligung in den vorſtehenden Ausführungen häufiger erwähnen mußte als mir lieb iſt, ſo ſoll das nur den Drang erklären, der mich zur Feder greifen ließ, um meinem Lehrer und Führer meinen Dank auszusprechen für alle Förderungen in den verfloſſenen 37 Jahren.



Mittelalterlicher Brakteat mit der Darstellung eines Burgtores

Nach Verfu, Der Breite Berg bei Striegau S. 40

## Alte Wege am Siling

Von Georg Lustig-Breslau

Mit einer Karte und einer Abbildung

Wo alte Wege aus der Vorzeit sich deutlich erkennbar erhalten haben, haben sie für die Geschichte ihres Landes einen hohen Wert. Freilich ist der Nachweis ihrer Zeitstellung nur selten unzweifelhaft zu erbringen, da ihr äußeres Bild keineswegs für die Feststellung des Alters solcher Wege allein beweisend sein kann. Meist wird nur in Bergwäldern die Erkennung solcher jahrhundertalter Wege möglich sein, während im ebenen Land die steten Wandlungen des Bodens die Spuren der Vergangenheit zerstört haben werden.

Als typisches Beispiel historischer Wege in Deutschland kann der vielbeschriebene „Rennstieg“ auf den Höhen des Thüringer Waldes genannt werden, oder im Harzgebirge der „Kaiserweg“, der im Mittelalter als Heerstraße der Sachsenkaiser von Goslar nach Walkenried in der Richtung nach Italien gedient hat. Dort kann man streckenweise noch die alten Wagen Spuren als Gleise auf den Felsplatten erkennen, ähnlich wie sie sich auf der Via Appia vor Rom oder in Pompejis engen Straßen finden. So großzügig und so deutlich sind die Spuren, die der alte Silingerberg bietet, freilich nicht. Trotzdem erscheint es notwendig, auch hier einmal die erhaltenen alten Wege zum Berggipfel, soweit sie sicher erkennbar sind oder soweit ihr Verlauf durch Bodenfunde der Vorzeit wahrscheinlich gemacht wird, für die späteren Zeiten festzulegen oder wenigstens ihren heutigen Zustand zu schildern für den Fall späterer Zerstörung durch Waldwirtschaft oder Wegebau.

Drei Wege führen aus der dem Berge nördlich vorgelagerten Ebene auf den Siling: unmittelbar von Norden aus der Stadt Zobten, von Nordosten aus Striegelmühle und von Nordwesten aus Gorkau, wo seit dem 12. Jahrhundert eine Abtei gelegen hat. Diese drei Wege vereinigen sich in der Gegend des „Kreuzsteins“ zu dem Hauptbergweg. Hier am „Kreuzstein“ beginnt das unverändert gebliebene Hauptstück des Weges vom Peterstein (bisher seit 1733 „Jungfrau“ genannt) bis zum Gipfel. Dieses Wegstück trägt, wie wir sehen werden, am deutlichsten die Spuren der Vergangenheit.

Der Striegelmühler Bergweg führt aus dem oberen Dorfe Striegelmühle heraus über Wiesen, bald steil ansteigend, zu der Stelle (im Distrikt 47), wo bis etwa 1904 die sogenannte „Sau“ lag, richtiger ein steinerner Bär<sup>1)</sup>, der heute auf dem Berggipfel aufgestellt ist. Dieses Steinbild — das nach Sadebeck früher ein eingemeißeltes Grenzkreuz in liegender Stellung aufwies — kennzeichnet den „Sauweg“ als uralten Weg, ebenso wie das vor etwa 10 Jahren

<sup>1)</sup> Der Bär (Sau) bei Striegelmühle wurde zwecks seiner Erhaltung von seiner Stelle im Forstdistrikt 47 auf den Gipfel des Berges gebracht und 1907 vor dem Eingang der Neuen Baude aufgestellt.

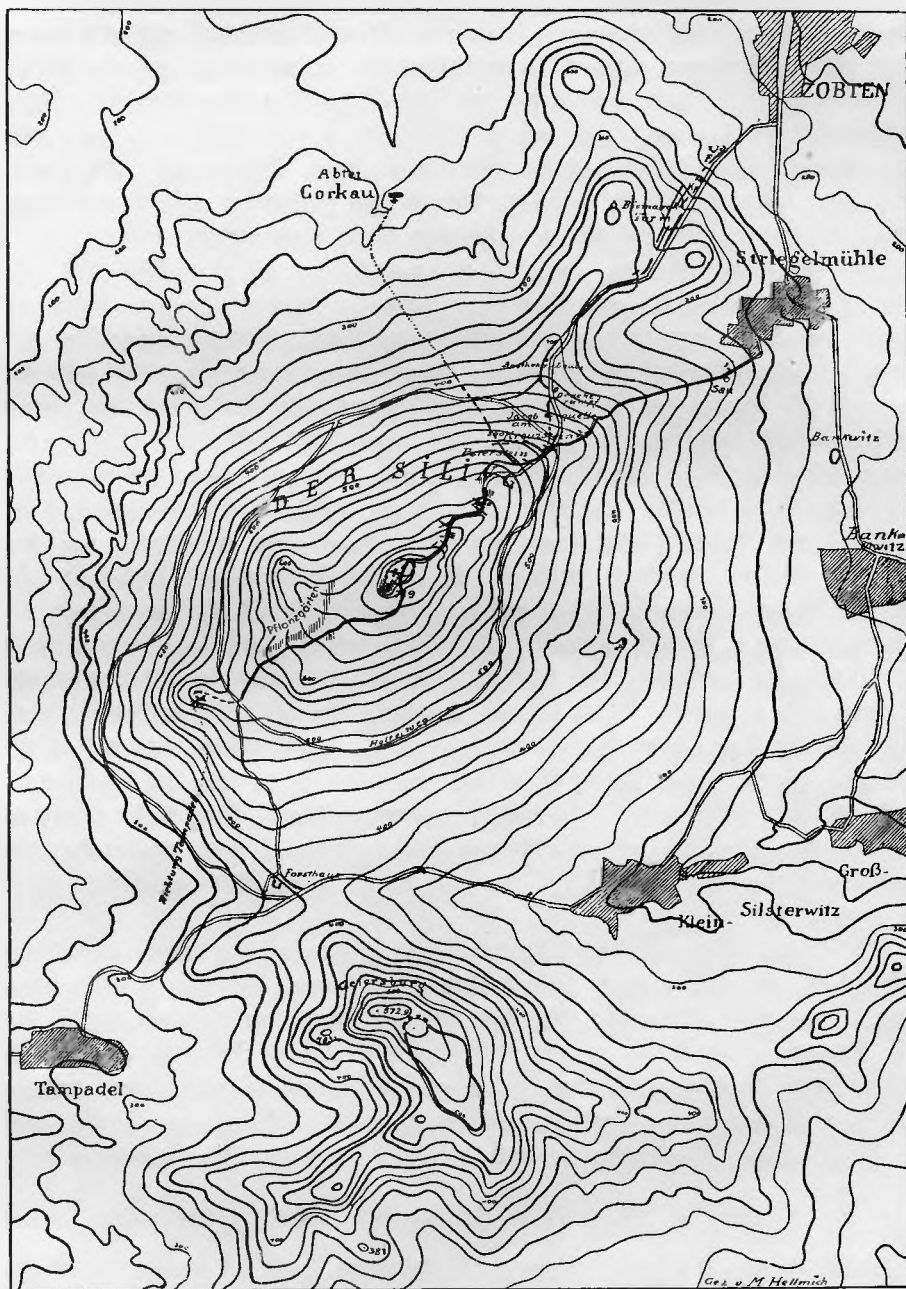


Abb. 1. Übersichtskarte alter Wege zum Siling. 1 : 50000

am oberen Ende dieses Weges im Distrikt 24 an einem Felsen („Sperberstein“ genannt in alten Prozeßakten der Breslauer Stadt-Bibliothek) entdeckte Grenzzeichen gleicher Art, nur etwa 80 m unterhalb des „Kreuzsteins“ gelegen, wo der Hauptweg von der Stadt Zobten her mit dem Sauweg zusammentrifft. Dieser Striegelmühler Bergweg führt fast gradlinig durch den Wald und weist nach seiner Beschaffenheit keine weiteren Merkmale seines Alters auf. Die Grenzzeichen aber lassen erkennen, daß auch hier Herzog Heinrich I im Jahre 1209 die Grenze zwischen geistlichem und herzoglichem Besitz abgeschrieben hat<sup>2)</sup>.

Der Zobtener Bergweg (heute „Hauptbergweg“) verläßt die alte Siedlung, die heute mit dem slawischen Namen „Zobten“ benannt wird, am Südende der Stadt und führt parallel der neuzeitlichen „Lärchen-Allee“ bis zum „Leuchtscherbelplan“. Für das Alter des Weges kann man einen Fund römischer Münzen<sup>3)</sup> als Beweis gelten lassen, der 1921 unmittelbar am Wege, etwa 200 m südlich des Logierhauses Concordia, auf ehemaligem Waldgebiet gefunden worden ist. Auch die grabenähnlichen, parallel gerichteten Wegespuren westlich der Lärchen-Allee müssen als Reste von Wegen alter Zeit angesehen werden.

Oben am Leuchtscherbelplane, wo ein Berggrat den Kreuzberg mit dem Siling verbindet, wurden westlich der „Apothekerlaube“ Scherben der ältesten Eisenzeit (Periode VI) gefunden<sup>4)</sup>. Von dieser Stelle aus steigen alte Hohlwege bergan, die sich zunächst nicht genau verfolgen lassen, aber bald in zwei Richtungen aufwärts sich spalten. Sicher erkennbar wird der alte Weg erst etwa 150 m höher. Etwa 100 m unterhalb der neuzeitlichen Jacob-Quelle zweigt westlich vom heutigen Hauptbergweg ein alter Hohlweg ab, der zeitlich durch den Fund eines gotischen Radsporns wenigstens bis zur Hussitenzeit zurück (zwischen 1420 und 1470) festgelegt werden kann. Von dieser Stelle an kann man den alten Weg als Hohlweg deutlich verfolgen, vorbei an der heutigen Jacob-Quelle bis zum „Kreuzstein“, wo, wie erwähnt, der Striegelmühler „Sauweg“ einmündet.

Als dritter Weg, der von Gorkau und seiner einstigen Abtei zum Gipfel geführt hat, ist ohne weitere Kennzeichen oder Funde der alte Fußsteg anzusprechen, der etwa 20 m oberhalb des „Petersteines“ von Westen her in den alten Hauptweg einmündet und hier durch die an seinen Rändern angehäuften Gabbro-Blöcke deutlich erkennbar ist. Dieser Steg muß mangels eines anderen erhaltenen Weges als der mittelalterliche Weg der Mönche von Gorkau nach dem Gipfel angesehen werden, zumal er sich nach unten hin streckenweise bis

<sup>2)</sup> Vgl. G. L u f t i g, Die Rätzel des Zobtenberges. Schlesische Monatshefte II, 1925, S. 20.

<sup>3)</sup> Vgl. F. G e s c h w e n d t, Siling der Schlesierberg, S. 20 und Alt-schlesien I S. 267.

<sup>4)</sup> Im Sommer 1928 fanden sich wenige Meter westlich der Apothekerlaube am Theodor-Körner-Wege in einem kleinen Erdloch, aus dem zur Wegbesserung Erde entnommen war, eine Anzahl früheisenzeitlicher Scherben (Museum Breslau, Jnv. Nr. 857 : 28). Vgl. Alt-schlesien III S. 304.

nahe an die Abtei Gorkau gut verfolgen läßt, ohne gerade Beweise feines Alters erkennen zu lassen. Es muß hierbei bemerkt werden, daß der heute „Theodor-Körner-Weg“ genannte Aufstieg von Gorkau her neuester Zeit entstammt und deshalb hier nicht in Betracht kommt.

Der Hauptbergweg, der alle drei erwähnten Wege nunmehr vereinigt und zusammenfaßt, um zum Gipfel auf einer Art von Berggrat emporzuführen, ist der wichtigste und am besten bezeichnete Wegteil. Er beginnt, wie erwähnt, am „Kreuzstein“ (als Grenzstein gekennzeichnet durch das Grenzkreuz von 1209) neben dem heutigen Fahrweg, der vor Jahrzehnten der einzige Aufstieg und Fahrweg zum Gipfel war und heute in sichtbarem Verfall liegt. Der alte Weg ist fast durchweg als Hohlweg gleich erkennbar, wenn auch im Sommer durch wuchernden Pflanzenwuchs vielfach unwegsam. Durch die Arbeit des Jobten-Gebirgs-Vereins 1905/08 ist der Aufstiegsweg von der Fahrstraße in die alte Rinne unseres vorzeitlichen Bergweges verlegt worden, wodurch — von unserem Standpunkte aus leider — der unberührte Zustand des ehrwürdigen Weges durch Aufschüttung von Wegmaterial (Bankett-Weg) streckenweise zerstört worden ist, — jedoch nur auf dem Boden des Hohlweges, während die hohlweg-artigen Ränder gut erhalten geblieben sind.

Schon 20 m höher durchschneidet dieser Hohlweg den Steinwallrest, der in weitem, etwa 500 m langem Bogen als mörtelloses Gemäuer, sichtlich als Fundament einer großzügigen Sperranlage, die Bergnase umzieht, die den „Peterstein“ trägt<sup>5)</sup>. Die Vermutung, daß er eine hallstattzeitliche Anlage darstellt, kann auch ohne den bisher mangelnden Beweis von Scherben- oder Bodenfunden durch die Bauart und die gleichartigen Sperranlagen in den oberen Teilen des Berges: am Kriemhildenstein, an der „Dreimauer“ und an der Gipfelumwallung<sup>6)</sup> als ausreichend begründet angesehen werden. Ob diese Umwehrung großen Stiles neben ihrem Verteidigungszweck noch eine Umgrenzung eines heiligen Bezirks darstellte, den dann die christliche Kirche später mit einer Petruskapelle bedachte, mag hier dahingestellt bleiben. An der Schnittstelle mit dem Steinwall sind die Seitenwände des Hohlweges von auffallend großen Felsstücken besetzt, so daß sie eine Art von Tor gebildet haben müssen.

Unser alter Weg führt als tiefeingeschnittener Hohlweg weiter nahe beim „Peterstein“, der gleichfalls das mittelalterliche Grenzkreuz trägt, vorbei, während der neuzeitliche Fahrweg 20 m östlich davon entfernt bleibt. Am Peterstein ist 1906 der bekannte Inschriftstein<sup>7)</sup> aus Granit (entstanden um 1130) ausgegraben worden, ebenso Reste von Baustücken der romanischen Epoche, die als

<sup>5)</sup> G. L u f t i g, Die vorgeschichtlichen Steinwälle am Jobtenberg. AltSchlesien I, 1926, S. 176 ff.

<sup>6)</sup> F. G e s c h w e n d t, Zur Technik des Burgenbaus der Vorzeit. AltSchlesien II S. 37 ff. Der Hauptwall am Gipfel ist durch Scherbenfunde als früheisenzeitlich erwiesen.

<sup>7)</sup> G. L u f t i g, Schlesiens ältester Inschriftstein. AltSchlesien II, S. 126—128.

Reste eines kapellenartigen Baues des 12. Jahrhunderts sicher erkennbar sind<sup>9)</sup>.

Bald wird der alte Weg wieder hohlwegartig, biegt nach etwa 100 m Entfernung im großen Bogen vom heutigen Wege nach Westen zu ab und kehrt erst am Kriemhildenplatz zu ihm zurück. Der Platz hat seinen Namen vom Kriemhildenstein erhalten, einer etwas weiter oberhalb gelegenen Felsgruppe, an der unser alter Weg dicht vorbeiführt. Die Bedeutung des Kriemhildensteins als mittelalterliche Grenzbezeichnung westdeutschen Ursprungs ist bereits an anderer Stelle dargelegt worden<sup>9)</sup>.

Der Hohlweg führt, gekennzeichnet durch zahlreiche, beiseite gewälzte Felsblöcke (während seine Belegung mit Steinplatten erst neuerer Zeit, um 1850, entstammt), weiter auswärts zum eben genannten Kriemhildenstein. Kurz vor dieser Felsgruppe lag am Wege bis 1925 wiederum ein Kreuzstein, der leider damals in Verkennung seiner geschichtlichen Bedeutung weggeschafft und als Grabstein für einen Privatmann auf einem Zobtener Friedhof verwendet worden ist<sup>10)</sup>. Die Felsgruppe trägt ebenfalls einen mauerartigen, mörtellosen Steinwall, dessen senkrechte Schichtung der Gabbroblöcke noch erhalten ist. Auch diese Steinmauer ist in vorchristlicher Zeit als Wegsperre errichtet worden.

Diese Befestigungen wiederholen sich in 200 bis 300 m Entfernung weiter oben in dreifacher Ausföhrung, eine Anlage, die daher den Namen „Dreimauer“ erhalten hat. Hier ist der Hohlweg so tief eingeschnitten, daß er als uralter Torweg deutlich erkennbar ist. Kurz vor der Dreimauer befindet sich wieder ein erst in den letzten Jahren entdecktes Grenzkreuz auf einem festliegenden Gabbroblock eingemeißelt. Die Wehranlage der „Dreimauer“<sup>11)</sup> entspricht in ihrem Aufbau durchaus den meisten anderweitigen Wehrbauten des Berges. Die dreifache Folge der Quermauern in Verbindung mit großen, senkrecht stehenden Felsblöcken an den Wegrändern bildet mehrere viereckige Räume, die besonders östlich vom Wege noch gut zu erkennen sind. Sie schlossen den Weg ursprünglich völlig ein und bildeten offenbar eine mehrfache, überdachte, zwingerartige Toranlage. Hier ist unser Weg in seinem Alter am deutlichsten mit den Wehranlagen verknüpft. In der Dreimauer sind zwar bisher noch keine Scherben oder sonstige Altertümer gefunden worden; aber ihr ganzer Charakter und ihr Aufbau stimmt so deutlich mit den Steinwällen auf dem Berggipfel überein, daß wir die Dreimauer mit großer Wahrscheinlichkeit in die Zeit der Gipfelwälle, die frühe Eisenzeit (Periode VI) setzen können.

<sup>9)</sup> G. Lufstig, Der Peterstein am Zobtenberge. Schlesiſche Monatshefte II, 1925, Nr. 2, S. 86.

<sup>9)</sup> G. Lufstig, Die alten Grenzzeichen und der Kriemhildenstein am Zobtenberge. Mitteilungen der Schlesiſchen Gesellschaft für Volkskunde. 1907.

<sup>10)</sup> Jetzt, wo die allgemeine Anteilnahme an den Zeugen der Vergangenheit unserer Heimat so stark gewachsen ist, müßte es erreicht werden können, daß der Fehlgriff eines einzelnen durch Rückſchaffung eines ehrwürdigen Geschichtsdenkmales an seine alte Stelle, wo es allein der Allgemeinheit nützen kann, wieder gut gemacht wird.

<sup>11)</sup> Vgl. Altſchleſien I S. 178—183 mit Taf. XIX 1—2.

Der alte Weg durchschneidet etwas oberhalb nochmals am sogenannten „Tor“ eine breite Sperrmauer, deren eine Torwange an dieser Stelle noch erhalten ist. Diese Mauer hat durch ihre wohlgefügtten Steine und den rechtwinklig umbiegenden Torflügel ein jüngeres Aussehen als die übrigen Wehranlagen; sie stammt am ehesten aus der slawischen Epoche. Hinter dem Tor betritt man einen weiten Platz, den „nördlichen Vorhof“, der rings von den Fundamenten eines Walles umgeben ist und durch zahlreiche Bodenfunde als zur slawischen Epoche gehörig erkannt werden konnte<sup>12)</sup>.

Nach einem kurzen, aber steilen Anstiege auf dem einzigen von Norden her einmündenden Altwege erreichen wir schließlich die Gipfelwiese durch die Reste einer nur noch niedrigen Umwallung hindurch, die ursprünglich eine 2 m starke Steinmauer bildete. Neuere Grabungen haben durch Scherbenfunde einwandfrei erwiesen, daß diese oberste Mauer in der frühen Eisenzeit errichtet worden ist. In ihrem Brandschutte lagen einige stnthische Pfeilspitzen, die bezeugen, daß die Gipfelburg um 500 v. Chr. von Stnthen gestürmt worden ist<sup>13)</sup>.

Runmehr stehen wir auf der breiten Bergwiese am Gipsfels, der einst eine Herrenburg und Heiligtümer der vorgermanischen, germanischen und slawischen Zeit getragen hat. Bei der Einführung des Christentums entstanden hier kirchliche Bauten oder eine klösterliche „Cella“, über deren verfallenem Mauerwerk sich später eine Ritterburg erhob, die ebenfalls der Zerstörung anheim fiel. Auf ihren Resten wieder wuchs schließlich die heutige Kirche empor. Von dem mittelalterlichen Klosterbau müssen auch die alten Bausteine stammen, die später den Kirchen in Queitsch (erbaut um 1250 n. Chr.) und Gorkau zum Schmuck oder als Grundsteine eingefügt worden sind<sup>14)</sup>.

Der alte Weg verläßt den Gipfel nach Süden zu durch den Einschnitt des großen Steinwalles<sup>15)</sup> in der Richtung nach Lampadel, um nach jenem Grenzkreuz zu führen, das kürzlich erst im Distrikt 35/36 am Palmenstein („Predigtstuhl“) westlich der „Lampadler Eiche“ festgestellt wurde<sup>16)</sup>. Für unsere bisherige Annahme, daß der alte Bergweg über den „Rassen Weg“ nach Süden ging, sprach die Beschaffenheit großer Teile dieses Weges, die ähnlich eingetieft sind wie der Hauptweg nördlich des Gipfels. Etwa 20 m westlich des „Rassen Weges“ im Distrikt 5/6 sind auch die von W. Grempler<sup>17)</sup> beschriebenen „Hansa-Schüsseln“, ein ausgesprochenes Kloster-Gerät der romanischen Zeit (um 1150), beim Roden gefunden worden. Demgegenüber muß aber auch hervorgehoben

<sup>12)</sup> Vgl. Mittelslesien I S. 178 ff. und Taf. XXI 27—31.

<sup>13)</sup> Vgl. Mittelslesien IV S. 114 und S. 113 Abb. 4—6.

<sup>14)</sup> G. Luftig, Die Anfänge des monumentalen Stiles in Schlesien. Schles. Vorzeit N. F. IX, 1928, S. 27 ff. — Derselbe, Die Rätsel des Zobtenberges. Schlesische Monatshefte II, 1925, S. 14 ff. mit weiteren Abbildungen.

<sup>15)</sup> Vgl. Mittelslesien II S. 37 ff.

<sup>16)</sup> Mittelslesische Blätter, 1933, S. 85.

<sup>17)</sup> Schles. Vorzeit V, 1894, S. 271 f. und Taf. XXXIII bis XXXIV.

werden, daß der heute hauptsächlich benutzte, neu hergerichtete Tampadler Weg dicht an sehr zahlreichen „Pflanzgärten“ vorüber unmittelbar zur Tampadler Eiche führt. Diese land- oder viehwirtschaftlichen Anlagen können wohl am ehesten ins späte Mittelalter oder in den Beginn der Neuzeit gehören und rechtfertigen vielleicht die Annahme, daß an ihnen entlang der alte Weg in der Richtung zum „Palmenstein“ lief.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß der benachbarte, südlich gelegene Geiersberg, der eine 2 km lange hallstattzeitliche Gipfelummauerung aufweist, ebenfalls zwei Zugangswege von Osten und Westen her erkennen läßt, die jedoch an die Bedeutung des alten Siling-Weges nicht heranreichen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in Schlesien sich noch weitere Wege aus ferner Vergangenheit werden finden oder nachweisen lassen<sup>18)</sup>. Hier jedoch ist zum ersten Male eine Wegeanlage festgelegt worden, die mit ihren mannigfaltigen geschichtlichen und vorgehichtlichen Erinnerungen ein großartiges Bild der Vergangenheit der schlesischen Heimat wider spiegelt. Wer auf diesen alten Wegen abseits von vielbetretenen Pfaden mit offenem Sinn zum Gipfel des Silings wandert, dem wird klarer bewußt, daß er zu einer der geweihten Stätten des deutschen Vaterlandes emporsteigt.



Abb. 1. Die oberste „Dreimauer“ vom Siling

Nach AltSchlesien I Taf. XIX 2

<sup>18)</sup> In Schlef. Vorzeit VII S. 247 ist bereits 1897 eine Umfrage nach schlesischen „Rennsteigen“ — alten Grenzwegen — veröffentlicht worden. Daraufhin ist damals nur eine Mitteilung über einen Weg namens „Toter Hengst“ bei Groß Wilkau Kr. Nimptsch a. a. D. S. 440 bekanntgegeben worden.

# Schalensteine als Kultsymbole des Donnergottes

## Versuch zur Lösung eines sehr alten Rätsels

Von Gustav Schwantes-Riel

Mit Tafel LXXVI—LXXIX

Das Rätsel der Schalensteine ist annähernd ebenso alt wie die Vorgeschichtswissenschaft selber; die Literatur darüber füllt eine kleine Bibliothek. Je einfacher ein symbolisches Zeichen ist, desto schwieriger ist naturgemäß seine Deutung, da es zu viele Vergleichsmöglichkeiten gibt. So ist denn auch die runde Vertiefung der Schalen gruben mit allen möglichen runden oder auch vertieften Vorkomnissen in Beziehung gebracht, ohne eine befriedigende Lösung zu ergeben. Den gelungensten Vorstoß in das Dunkel, das die Schalensteine auf immerdar zu umgeben schien, bedeutet wohl Sophus Müllers bekannte und geistvolle Verbindung dieser Denkmäler mit den Geräten zum Feuerbohren. Nach ihm sind die Schalen gruben Symbole des Feuers, mithin der Sonne. Mißlich war bei diesem Lösungsversuch eigentlich nur die Übertragung von Holz auf Stein; im übrigen hatte die Einordnung der Schalen gruben unter die auf heiligen Steinen so vielfach vorkommenden Sonnensymbole eine außerordentlich große Wahrscheinlichkeit. O. Umgren ist in seiner bedeutsamen Studie über die nordischen Felszeichnungen, die jetzt in erweiterter Form auch in deutscher Ausgabe vorliegt<sup>1)</sup>, auf keine neue Erklärung verfallen, sondern hat die schon von Sophus Müller in seiner Nordischen Altertumskunde verfolgte Verbindung der Schalen gruben mit dem altindischen Yoni-Symbol, dem Sinnbild der Fruchtbarkeit, wieder glaubhaft zu machen versucht. Gerade im norddeutsch-standinavischen Kreise tritt aber diese Ähnlichkeit sehr in den Hintergrund; außerdem ist das Vergleichsobjekt etwas zu weilläufig aus der Ferne herangeholt. W. Hansen kehrt auf Grund seiner Studien über die Schalensteine sogar resigniert zur alten Deutung als Opfergruben zurück<sup>2)</sup>.

Die meisten Beziehungen zu den von Umgren in Abb. 138 der deutschen Ausgabe abgebildeten Yoni-Symbolen haben die mit kreisförmiger Furche umgebenen Schalen gruben, wie wir sie auf dem Schalenstein von Bunsöh in Holstein bemerken (Taf. LXXVI). Dieser, der interessanteste der in unserer Provinz gefundenen Schalensteine, umfaßt ungefähr alle auf solchen Denkmälern vorkommenden Zeichen: allein stehende oder durch Rillen miteinander verbundene oder mit Kreisfurchen umgebene Schalen gruben, ein Sonnenrad, Fuß- und Handbilder. Der Stein gehört zur Bedeckung einer ehemals in einem Hügel verborgenen Megalithkammer, die von C. Rothmann untersucht und veröffentlicht wurde<sup>3)</sup>. Auf dem Deckstein der Kammer war ein frühbronzezeitliches Grab

<sup>1)</sup> O. Umgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden. Frankfurt a. M. 1934.

<sup>2)</sup> W. Hansen, Zur Deutung der grubenförmigen Vertiefungen in Geschiebesteinen. Der Naturforscher, 1931, S. 45 ff.

<sup>3)</sup> Mitteilungen des Anthropolog. Vereins in Schleswig-Holstein XIX, 1911, S. 20 ff.

angelegt, so daß die Zeichen auf dem ehemals vielleicht freistehenden Deckstein spätestens aus dieser Periode stammen können; ebenso wahrscheinlich ist aber, daß sie schon in der Steinzeit angebracht wurden, da Schalenrunden und Sonnenräder schon für diese Zeit bezeugt sind. Nach Umgren bilden die Schalensteine und die mit den Schalenrunden vergesellschafteten Zeichen, wie man sie auf dem Bunsöher Stein findet, den Ausgangspunkt für die durchweg auf Skandinavien beschränkte bronzezeitliche Weiterentwicklung dieser Symbolsteine, wie sie uns in den schwedischen Felszeichnungen entgegentritt.

Ich glaube, daß man die Schalensteine sehr einfach und zwanglos mit einer ganz anderen Klasse von kultlichen Altertümern in Verbindung bringen kann, wodurch die Schalenrunden viel von ihrer Rätselhaftigkeit einbüßen und eines der ältesten Probleme unserer Wissenschaft wenn nicht gelöst, so doch der Lösung erheblich nähergerückt wird.

Wiederum Sophus Müller ist es gewesen, der in seiner Nordischen Altertumskunde Bd. I S. 171 darauf hinwies, daß es eine nicht geringe Anzahl von Steinbeilen gibt, deren Durchbohrung völlig unnütz erscheint. Außerdem findet man innerhalb der Klasse von Steinbeilen mit angefangener Durchbohrung viele, bei denen die Art oder Lage der Bohrung darauf hindeutet, daß man nie daran gedacht hat, sie zu Ende zu führen. Das gilt vor allem für solche Beilbruchstücke wie Taf. LXXVIII 1, die geschäftet überhaupt kein Beil ergeben, da die Schneide fehlt! Das Steinbeil mit Absatz (Taf. LXXVIII 4), das einem auf der kimbriischen Halbinsel nicht allzu seltenen Typ angehört, hat lediglich auf der einen Seite eine schalenförmige Vertiefung erhalten. Da solche Beile ja ihre Schäftungsmöglichkeit durch den Absatz bereits erhalten haben und auch nie mit späterer Durchbohrung gefunden sind, dürfte dieser Bohrversuch kein praktisches Ziel verfolgt haben. Die beiden Felsgesteinsbeile (Taf. LXXVIII 1 u. 3), von denen unser Museum eine ganze Reihe besitzt, zeigen am Nackenende angebrachte und derartig kleine Bohrstellen, daß diese für eine Schäftung nicht in Betracht kommen können. Vielleicht sind aber solche Beile in späterer Zeit mit Hilfe dieser Bohrlöcher zu Beschwerern für irgendeinen technischen Zweck oder zu Amuletten umgearbeitet worden. Taf. LXXVIII 2 zeigt ein merkwürdiges kleines Beil mit abgerundeten Enden, also ohne Schneide, und außerordentlich großer Durchbohrung, das für praktische Arbeit wegen seiner Form und Zerbrechlichkeit schwerlich verwandt worden sein dürfte. Taf. LXXVIII 5 dagegen stellt einen Gegenstand aus einer tonartigen, leicht abreibbaren Masse dar, der, wenn er nicht in die Klasse der symbolischen Beilnachahmungen gehört, allenfalls auch ein Beschwerer hat sein können. Dieser letztere Gegenstand erinnert an die von W. Pechsch im *Mannus* 1933, S. 145 veröffentlichte, in Vorpommern gefundene tönerner Nachbildung eines Steinbeiles mit unvollendeter Bohrung auf beiden Seiten. Pechsch hat mit Recht darauf hingewiesen, daß durch dieses Fundstück die rituelle

Bedeutung solcher angefangenen Beilbohrungen einwandfrei bewiesen werde. Interessante Beispiele für rituelle Durchbohrungen sind außerdem vor allem von E. Lehmann (Mannus 1932, S. 62) aus Mitteldeutschland veröffentlicht worden.

Besonders unsere Abbildungen Taf. LXXVII 1 u. LXXVIII 4 zwingen im Verein mit dem erwähnten tönernen Fundstück aus Pommern zu dem Schluß, daß die Beilbohrung als Kultakt empfunden wurde. Bekanntlich sind ja Nachbildungen von Beilen, vor allem die Bernsteinbeilchen aus Riesensteingravern, als Sinnbilder des Donnergottes außerordentlich beliebt gewesen. Es mag daher jedes Beil, vor allem aber der durchbohrte Streithammer, in gewisser Weise symbolischen Charakter gehabt haben und seine Herstellung als eine Art kultischer Handlung empfunden worden sein, vor allem auch die Beilbohrung, was durch die erwähnten ganz durchgeführten oder nur angedeuteten völlig unpraktischen Bohrungen nahegelegt wird.

Allgemein bekannt sind im nordischen Kreise im Durchschnitt etwa faustgroße regelmäßige oder unregelmäßige Steine, auf denen schälchenförmige Vertiefungen angebracht sind (Taf. LXXVII 3). Am häufigsten sind flache Gerölle, die je eine derartige Vertiefung auf den beiden Flachseiten zeigen. Oft sind diese Steine am Rande oder an den Enden abgestoßen, so daß man sie ehemals als Schlagsteine deutete, deren Vertiefungen den Fingern einen Halt geben sollten. Abgesehen von dem geringen Nutzen, den derartige, schwierig herstellbare Vertiefungen gewähren, spricht gegen jene Deutung das Vorkommen solcher Steine mit mehreren und oft unregelmäßig verteilten Vertiefungen (Taf. LXXIX 3). Diese hat schon Sophus Müller mit den Schalensteinen in Beziehung gebracht (Nordische Alttertumskunde Bd. I S. 183). Ich habe daraufhin bereits 1908 in meinem Buche „Aus Deutschlands Urzeit“ S. 78 solche sogenannten Schlagsteine geradezu als kleine Ausgaben der Schalensteine angesprochen.

Daß tatsächlich die engsten Beziehungen zwischen dieser Klasse von Funden und den Schalensteinen bestehen, wird dadurch bewiesen, daß gelegentlich auch auf den kleinen Schalensteinen benachbarte Schälchen durch eine Furche miteinander verbunden sind, wie man das auf dem Bunsöher Schalenstein (Taf. LXXVII) bemerkt. Taf. LXXIX 1 zeigt einen im Museum von Heide in Norderdithmarschen befindlichen kleinen Stein, der diese Eigentümlichkeit in deutlichster Weise hervortreten läßt. In dieselbe Klasse gehört auch offenbar der in Taf. LXXIX 2 dargestellte Stein, an dem furchenartig verbundene Vertiefungen fast zu einer Rille zusammengefloßen sind, derselbe Vorgang also, den man an vielen Schalensteinen beobachtet, auf denen es schließlich zu von vornherein als solchen gewollten und angelegten Furchendarstellungen kommt (s. Sophus Müller, Nordische Alttertumskunde Bd. I Abb. 83). Warum die Schälchen mit Hilfe von Rillen verbunden wurden, ist ein Rätsel für sich und soll hier nicht weiter besprochen werden. Die Erscheinung interessiert uns hier nur als wertvolles Anzeichen für die engste Zusammengehörigkeit der kleinen Schalensteine mit den großen.

Entscheidend für den anzutretenden Beweis ist nun aber die Beobachtung, daß die eben besprochenen kleinen Schalensteine in Verbindung stehen mit den rituellen Beilbohrungen. Man hat nämlich solche kleinen Schalensteine ab und zu aus länglichen Geröllen gefertigt, die offenbar wegen ihrer Beilähnlichkeit dafür gewählt wurden. Taf. LXXVIII 6 zeigt ein Beispiel aus dem Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin, dessen Bild ich der Freundlichkeit von W. Unverzagt verdanke. Dieser Stein trägt zwei einander gegenüberstehende angefangene Bohrungen genau wie unzählige Beile. Sehr bezeichnend ist auch das Geröllstück Taf. LXXVII 2 aus Holstein, das sowohl auf den Breit- wie auf den Schmalseiten einander gegenüberstehende Schalenrücken trägt. Zur selben Klasse zählt auch das Fundstück Taf. LXXVII 4 aus Dithmarschen, das jedoch nur auf den Breitseiten gegeneinander gestellte Vertiefungen zeigt, während nur eine der Schmalseiten damit versehen ist. Durch diese und viele andere Beispiele wird eine Art Übergang von den rituell durchbohrten oder angebohrten Steinbeilen zu den zunächst beilartigen, später aber auch in anderer Form gewählten Geröllsteinen mit schalenförmigen Vertiefungen veranschaulicht. Wir bemerken, wie die bei der angefangenen Beilbohrung entstehende Schalenrinne sozusagen von den Beilen losgelöst und zunächst noch auf annähernd beilförmige, später aber auch auf andere Geröllsteine übertragen wird. Von hier bis zur Übertragung auf irgendwelche anderen Steine ist wiederum nur ein Schritt. Das Ergebnis dieser allerletzten Übertragung wären also die großen Schalensteine.

Nun ist es für die Sinndeutung der Schalenrücken von größtem Wert, daß der Nachweis der Beziehung der Schalenrücken der großen Denkmäler zu den begonnenen rituellen Beilbohrungen möglich ist. Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, die schalenförmige Vertiefung, dieses in seiner Vereinzelung unsagbar schwer deutbare Symbol, in irgendeine Beziehung zum Beilkult zu bringen, d. h. also zur Verehrung des beilschwingenden Gewittergottes, der, wie schon Montelius überzeugend nachgewiesen hat, einmal wesensgleich gewesen ist mit dem Sonnen- und Himmelsgott.

Daß die Schalenrücken tatsächlich die einfachsten und daher am leichtesten herstellbaren Sinnbilder des Sonnengottes gewesen zu sein scheinen, ergibt sich auch aus ihrer häufigen Vergesellschaftung mit anderen Symbolen derselben Gottheit, mit Sonnenrädern und Fußsohlenfiguren. Die letzteren hat Ullgren in seinem genannten Werk eingehend behandelt (S. 229 ff.). Fußsohlen kommen mit Sonnenrädern zusammen auch auf gewissen jütischen Tongefäßen der römischen Kaiserzeit vor (Ullgren a. a. O. Abb. 134). Es ist anzunehmen, daß diese beiden magischen Zeichen den Inhalt der Gefäße weihen sollten. Wenn es ferner wahr ist, daß die auf den gewöhnlichen Schalensteinen vereinten Symbole, zu denen wir auch die Hände rechnen dürften, alle daselbe bedeuten, nämlich Sinnbilder des Sonnen- und Himmelsgottes (bezüglich der Hände vgl. Ullgren a. a. O. S. 140 und 336), so ergibt sich daraus mit aller wünschens-

werten Klarheit eindeutig, daß die Schalensteine Kultsteine des Sonnengottes gewesen sind: die einheitliche Sinndeutung der Bestandteile ermöglicht endlich die einheitliche Deutung des Gesamtdenkmals.

Die Herstellung der Schalensteine läßt sich bis in die Wikingerzeit verfolgen. Verehrt werden sie bekanntlich in manchen Gegenden Schwedens aber noch jetzt, da man in den Schalen gruben, die vom Landvolk Elfenmühlen genannt werden, Gaben für die Elfen niederlegt. Danach zu urteilen, wäre die vorausgesetzte einstige Bedeutung der Schalen gruben heute völlig vergessen. Man darf vermuten, daß vielleicht schon in der vorgeschichtlichen Zeit hinsichtlich der Anschauung, die man mit den Schalen gruben verband, Verschiebungen und Wechsel eingetreten seien. Da der Sonnenkult eng mit Fruchtbarkeitsriten verbunden war, können letztere z. B. zur Erklärung der Schalen gruben im Sinne des Döni-Symbols geführt haben. Andererseits könnte der Vorgang der Beilbohrung selber schon frühzeitig zu dieser Verknüpfung geführt haben. Andere im Laufe der Zeiten eintretende Wechsel in der Ausdeutung der Schalen gruben haben vielleicht Veranlassung zur Furchenverbindung und schließlich zur Überführung der Schalen in Furchensysteme geführt. Was hier aber vor allem versucht werden sollte, war der Nachweis der großen Wahrscheinlichkeit des ursprünglichen Zusammenhanges zwischen der Verehrung der Schalen gruben und dem Beilkult.

Bekanntlich treten mit beiderseitigen Grübchen versehene flache Geröllsteine schon in den Maglemosensunden Dänemarks auf<sup>4)</sup>. Sie werden als Geröllkeulen gedeutet. Bei mehreren derartigen Stücken ist die Bohrung, wenn auch unvollständig, durchgeführt. Falls es sich hier wirklich um Keulen handeln sollte, müssen diese in einer uns völlig unbekanntem Art geschäftet gewesen sein. Vielleicht paßten dann gewisse Vorsprünge der Schäftungsvorrichtung in die Schalen des Steines hinein. Es mag daher möglich sein, daß ein Teil dieser und auch jüngerer Geröllsteine mit paarweise gegeneinander stehenden Schalenvertiefungen tatsächlich praktische Bedeutung gehabt haben, vor allem die am Rande mit Abstoßungsspuren behafteten. Es eröffnet sich in diesem Falle die Möglichkeit, die Herleitung der kleinen und großen Kultsteine mit Schalen gruben statt von den rituellen Beilbohrungen auf rituelle Keulenbohrungen zurückzuführen. Andererseits ist an die Möglichkeit zu denken, daß jene Steine die Abnutzung bei kultischen Bräuchen erhielten. Es ist aber auch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß selbst die mesolithischen oder noch älteren Gebilde dieser Art bereits rein rituell verwandt wurden, da sowohl die Beilbohrung in Geweih als auch in Stein schon in der Maglemose-Zeit bekannt war.

Wie sehr die Anbringung der Schalen gruben auf Geröllsteinen vielfach einer praktischen Verwendung zuwiderläuft, wird besonders gut auch durch den Stein (Taf. LXXVII 5) von Deversee im Kreise Flensburg bezeugt, der nur auf der einen Seite drei nebeneinander liegende Schalen gruben aufweist.

<sup>4)</sup> Nordbøger 1927, S. 99. Broholm.

# Eine bronzezeitliche Kanne mit Sonnenwagen- darstellung

Von Ernst Sprockhoff=Mainz

Mit Tafel LXXX—LXXXI und 7 Abbildungen

Bei Premnitz an der unteren Havel wurde vor einigen Jahren eine tönernerne Kanne in Scherben geborgen, bei deren Zusammensetzung sich zeigte, daß sie mit einem höchst interessanten Muster versehen ist (Taf. LXXX 4). Ihre Form ist einfach: Ein hoher, zylindrischer, oben trichterförmig ausladender Hals sitzt auf einem gedrungenen bauchigen Unterteil. Der Henkel setzt erst etwas unterhalb der Mitte des Halses an und geht dann mit dem Rande bündig. Die Verzierung paßt sich der Gefäßform organisch an. Durch eine umlaufende Linie wird ein schmaler Bodenteil abgetrennt, während der bauchige Unterteil fransenartig durch senkrechte Strichgruppen verziert ist. Von der Halswurzel bis zum unteren

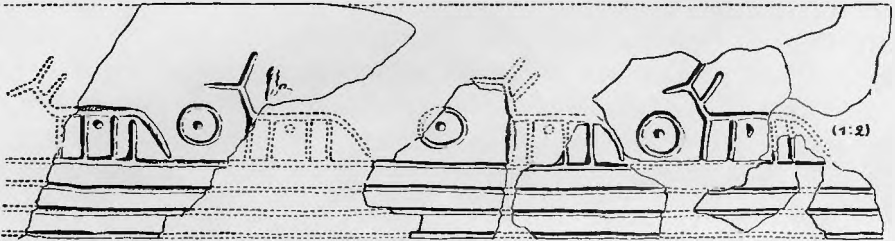


Abb. 1. Abgerolltes Muster der Kanne von Premnitz Kr. West-Havelland (Taf. LXXX 4).  $\frac{1}{2}$

Henkelansatz laufen vier waagerechte Linien ringsum, und die obere Halshälfte ist durch einen Fries verziert, bei dem immer eine männliche Tiergestalt, wohl ein Pferd, mit einem Punktkreis abwechselt (Abb. 1). Die Verzierung zeichnet sich dadurch aus, daß sie in sehr kräftiger Technik ausgeführt ist. Alle Linien sind tief rinnenförmig in den Ton eingerissen.

Da die Kanne von Premnitz ohne zeitbestimmende Begleitsunde wieder an das Tageslicht gekommen ist, läßt sich ihr Alter nur aus ihrem eigenen Charakter und im Vergleich mit Verwandtem erschließen.

Die Grundform der Premnitzer Kanne entstammt zweifellos der Lausitzer Kultur. Daß wir es hier aber nicht mit reiner Lausitzer Ware zu tun haben, ersieht man aus der kräftig gefurchten Rillenverzierung, die wie eine wieder-auferstandene Tieffischware der Steinzeit anmutet. Die keramische Gattung, von der wir in der Kanne von Premnitz einen Vertreter vor uns haben, bildet — so scheint es mir — eine besondere germanische Gruppe im Gebiet der unteren Havel und Mittelelbe. Sie gehört hier offenbar der vierten Periode (nach Montelius) an, wie es z. B. der altmärkische Friedhof von Depokolk bezeugt.

Seine Grabinventare sind zwar nicht mehr im einzelnen auseinanderzuhalten, aber die Beigaben (Taf. LXXXI), wie die kleinen Plattensibeln, das Rasiermesser, die Nippzange, die lanzettförmige Pfeilspitze, der Zierknopf und der rundstabige massive Armring in der Form der späteren, goldenen Eibringe mit der feinen umlaufenden Rippe am Ansatz der trompetenförmigen Enden gehören hier im allgemeinen diesem Zeitabschnitt an.

Dieser zeitliche Ansatz erhält eine Bestätigung, wenn man der Frage nach der Bedeutung des Frieses und der Herkunft seines Grundelementes, der Verbindung der Pferdefigur mit dem Rade nachgeht. Es dürfte nämlich nicht zweifelhaft sein, daß wir es hier mit der abgekürzten Darstellung des Sonnenwagens zu tun haben. Der berühmte Trundholmer Sonnenwagen gehört der älteren Bronzezeit an, der vierten Stufe Sophus Müllers<sup>1)</sup>, also dem Ende der zweiten Periode nach Montelius und Kossinna. Es ist der einzige wirkliche Sonnenwagen, der uns im Original aus dem germanischen Gebiet bekannt ist. Bei einem Kultgerät von so grundlegender Bedeutung wird man schon ohne

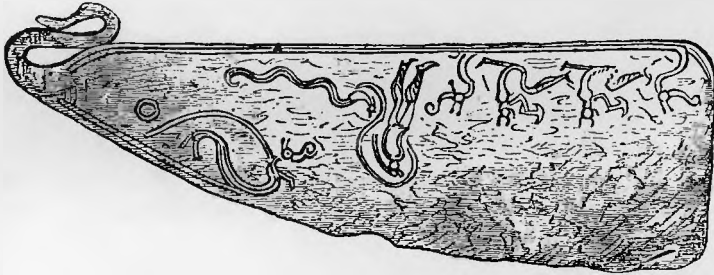


Abb. 2. Rasiermesser von Vestrup in Jütland.  $\frac{1}{1}$ . Nach S. Müller, Bronzealterens Kunst Abb. 119

weiteres eine längere Lebensdauer, als sie durch den Fund an sich gegeben ist, annehmen müssen, so daß dem Fehlen von Zeugnissen für den Sonnenwagen in der dritten Periode (nach Montelius) keine besondere Bedeutung beizumessen ist. Für den Beginn der jüngeren Bronzezeit aber, die vierte Periode, ist dann die immer noch lebendige und wirksame Vorstellung des Sonnenwagens einwandfrei aus den Funden zu erschließen. Mehrere dänische Rasiermesser dieser gerade in jenem Lande besonders reich zur Entfaltung gelangten Stufe Sophus Müllers (Taf. LXXX 1—2 und Abb. 2) tragen als Verzierung das Sonnenpferd mit der Sonnenscheibe, also eine Darstellung, die noch ganz dem Vorbilde des alten Sonnenwagens von Trundholm entspricht. Die Rasiermesser von Kettinge auf Volland (Taf. LXXX 1) und Vester Lem in Jütland (Taf. LXXX 2) bringen

<sup>1)</sup> Bronzealterens Kunst S. 12 ff.

<sup>2)</sup> Acta Archaeologica II, 1931, S. 200—1 Abb. 1 und 3 (Brøndstedt). — S. Müller, Bronzealterens Kunst S. 33 Abb. 119. Die Darstellung des Sonnenwagens auf diesem Messer ist offenbar noch niemals als solche erkannt worden, da man das Messer immer nur von der anderen Seite zu betrachten pflegt.

noch in naturalistischer Weise die Sonne mit einem Strahlenkranz, fest mit dem Roß durch die Leine verbunden<sup>2)</sup>. Auf dem Messer von Bestrup (Abb. 2) erscheint dagegen die Sonne schon ohne Strahlenkranz, sie ist nur durch konzentrische Kreise dargestellt, und die Leine hängt vom Pferdekopf — zwar noch wie üblich mit zwei Zügeln — nur noch formal, nicht mehr in fester Verbindung, zur Sonne herüber<sup>3)</sup>. Auf der Ranne von Premnitz fehlt dann die Leine überhaupt, und so könnte es demjenigen, der den geistigen Gehalt und den Werdegang der Darstellung nicht kennt, scheinen, als bildeten das Tier und der Punktkreis willkürliche Ornamentmotive, ohne jede innere Beziehung zueinander<sup>3)</sup>. Zu diesen einzigartigen Darstellungen auf den Rasiermessern gesellt sich jene bekannte Felsenzeichnung aus der schwedischen Provinz Bohuslän<sup>4)</sup>, die wohl der gleichen Zeit angehören dürfte (Abb. 3).



Abb. 3. Felsenzeichnung von Kalleby (Westschweden) nach Kossinna, Deutsche Vorgeschichte Abb. 181

An diese Darstellungen aus Dänemark und Schweden, die einem späten Abschnitt der vierten Periode angehören, knüpft nun unsere Ranne von Premnitz unmittelbar an. Es ist genau das gleiche Sonnenpferd mit derselben Sonnenscheibe. Wenn die Darstellung des Sonnenwagens hier auf einem Tongefäß erscheint, was aber nicht weiter auffallend sein muß, und außerdem der Sonnenwagen in prozessionsartiger Folge als Friesrings um den Hals des Gefäßes eintönig wiederholt wird, so offenbart sich sowohl in der Übernahme des Motives auf ein Tongefäß wie in seiner friesartigen Reihung der unverkennbare Einfluß jenes donauländischen Geschmacks, den wir als hallstädtisch zu bezeichnen pflegen.

Das Auftreten eines so wichtigen Fundes gerade im Mittelgebirge ist nicht verwunderlich. Mit der gewaltigen Entfaltung der „illyrischen“ Urnenfelderkulturen, die am Ende unserer älteren nordischen Bronzezeit einsetzt, und die sich mit dem Beginn der jüngeren Bronzezeit ganz allgemein geltend macht, tritt gerade das mittlere Norddeutschland um Elbe und Havel in einen besonderen Brennpunkt der geschichtlichen Vorgänge. Hier ist die große Pforte, in der die mannigfachen Kulturbeziehungen des nordischen Kreises sich mit den südlich liegenden Kraftzentren vereinigen und von hier aus geschlossen in den germanischen Norden eintreten. Hier münden die Wege, die aus dem westalpinen Pfahlbaugbiet und aus dem italischen Süden, die Ströme, die aus Ungarn und dem mitteldonauländischen Hallstattraum gebend oder empfangend mit dem

<sup>2)</sup> Im Hinblick darauf kann man wohl nun auch die Darstellung auf einem Rasiermesser aus der Gegend von Viborg als abgekürzte Wiedergabe des Sonnenwagens deuten (Bröndstedt a. a. O. S. 202 Abb. 4). Es wäre sogar zu erwägen, ob es sich hierbei nicht vielleicht um ein allerdings perspektivisch verzeichnetes Doppelgespann handeln könnte. Unter die gleiche Betrachtung fallen natürlich auch Felsbilder wie die von Telemarken und Tröndelag (Mannus XIV, 1922, S. 266 Abb. 22, 23).

<sup>4)</sup> Kossinna, Deutsche Vorgeschichte 4. Aufl. 1925, S. 81 Abb. 181.

Germanentum engere Beziehung aufnehmen. Andererseits wird dieses Land an Elbe und Havel zum Hort und Verwalter für rein germanische Dinge, die damals in anderen Provinzen des nordischen Kreises keine Pflege mehr erfahren haben. So finden wir, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, nordische Tierplastiken im germanischen Norddeutschland nur hier im Gebiet, wo der Hallstatteinfluß am stärksten wird: Barchentin (Mus. Schwerin, Belz, Die vorgech. Altertümer Taf. XLIII 98), Hundisburg (Mus. Neuhaldensleben, Jpef 1929, Taf. IV), neben solchen, die entweder eingeführt oder nach fremden Vorbildern hier in fremder Art gefertigt wurden: Warbende (Mus. Neustrelitz, Belz, Vorgeschichte des Landes Stargard, Kopsfleiste), Löcknitz (Mus. Stettin, Kunkel, Pommerische Urgeschichte Taf. XXXII), Kössen (Staatmuseum Berlin).

Die historische Bedeutung, die dem Elb-Havel-Gebiet während dieser Zeit zukommt, besteht nun darin, daß offenbar im wesentlichen von hier aus der Ausbruch zur ersten Germanisierung Ostdeutschlands erfolgte. Ein Beispiel dafür bildet die Kanne von Premnitz mit ihrer Tierdarstellung. Es ist die älteste Darstellung aus Norddeutschland, die wir kennen, denn sie gehört offenbar noch der reinen vierten Periode (nach Montelius) an.

Eine etwas jüngere Darstellung aus dem Übergang von der vierten zur fünften Periode stammt aus dem östlichen Mecklenburg von Groß Methling<sup>5)</sup> (Abb. 4). Es ist die gleiche Pferdefigur, nur ohne Sonnenscheibe, ebenfalls aber auf einem Gefäß der mit tiefen Rillen verzierten Premnitzer Gruppe. Einzigartig ist in Mecklenburg das Muster, die Keramik und die Bestattungsart der Steinkiste, alles offenbar herrührend aus dem Elb-Havel-Gebiet, wo in dieser Zeit schon Grabform und Keramik etwas früher durchaus geläufig sind<sup>6)</sup>. Weiter kennen wir die gleichen Pferdeplastiken aus Funden im Gebiet der unteren Oder, von Schmarfow Kr. Demmin<sup>7)</sup> (Taf. LXXX 5) und Staffelde Kr. Randow<sup>8)</sup> (Taf. LXXX 3). Die Keramik von Schmarfow enthält Premnitzer Ware, eine Kanne, zwar behäbiger nun, aber mit tiefen Rillen versehen. Die Schmarfower

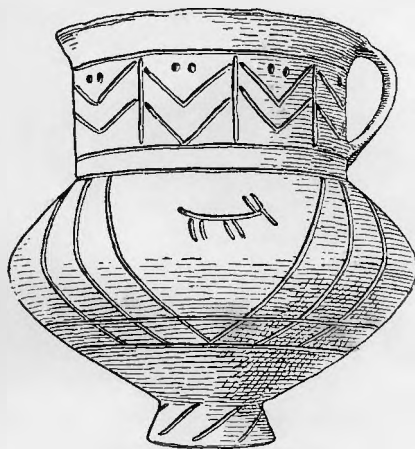


Abb. 4. Groß Methling (Mecklenburg).  
Etwa  $\frac{1}{6}$ . Nach Belz, Montelius-Festschrift 1913, S. 93 Abb. 3

<sup>5)</sup> Belz, Montelius-Festschrift S. 91 ff.

<sup>6)</sup> Engel, Vorzeit an der Mittelelbe S. 252 ff.

<sup>7)</sup> Für die freundliche Überlassung dieses neuen Fundes zur Veröffentlichung an dieser Stelle danke ich Herrn Dr. Kunkel herzlich.

<sup>8)</sup> Berl. Fot. Ab. III Taf. XXII. La Baume, Jpef 1928 Taf. XIII auf S. 53.

Siedlung gehört der fünften Periode (nach Montelius) an, für welche Zeit die tiefgerillte Premnitzer Tonware im Gebiet der unteren Oder auch durch das Depot von Schwennenz bezeugt ist<sup>9)</sup>. Die Scherbe von Staffelde entstammt einem Grab aus der beginnenden Eisenzeit. Das nächste Glied in der hier verfolgten Kette der Tierdarstellungen knüpft unmittelbar hier an. Es sind die bekannten Zeichnungen auf den Gesichtsurnen der Steinkistenkultur des unteren Weichselgebietes (Abb. 5—6).

Die dargelegte zeitliche Ordnung der Funde ist wohl unumstößlich, ein innerer Zusammenhang zwischen den Zeichnungen in Anbetracht des historischen Vorganges, der sich hier vollzieht, ebenfalls unabweislich. Aber es folgt nicht daraus, daß die bildlichen Darstellungen der frühgermanischen Gesichtsurnenkultur nun restlos im Elb-Havel-Gebiet wurzelten und sich lediglich von hier aus entwickelt hätten. Wir sahen bereits oben, daß die besondere Art der Tierdarstellung, ihre Reihung auf dem Gefäß als Zeugnis hallstattischen Einflusses gewertet werden mußte. Und dieser Hallstatt einfluß wandert mit den nach Osten ziehenden Ger-

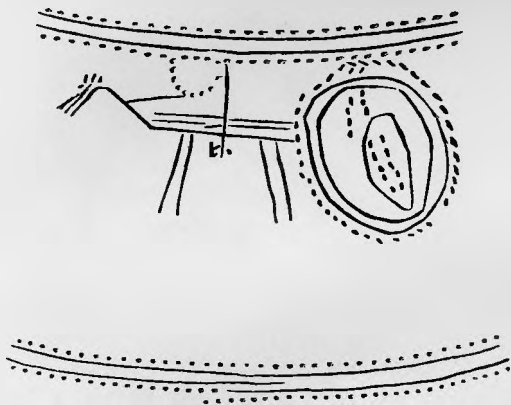


Abb. 5. Darstellung auf einer Gesichtsurne aus der Provinz Posen.  $\frac{1}{2}$

manen immer mit. Die hier werdenden Ostgermanen ziehen ständig im Regel dieses Scheinwerfers, so daß sie immer vom Lichte der Hallstattkultur bestrahlt werden, das ihren Kulturerzeugnissen vielfach einen ganz besonderen Stil verleiht, der sie unterscheidet von den Werken der Zurückgebliebenen und denen im altgermanischen Gebiet, wo dieser Einfluß matter geworden war oder überhaupt zu wirken aufgehört hat. Aber diese fast magnetischen Verbindungen der heranreisenden Ostgermanen hindern nicht, daß sich die Entwicklung ihrer Kultur auf heimischer Grundlage nach den eigenen konservativen Gesetzen des germanischen Nordens vollzieht, was sich an zahlreichen Gegenständen deutlich verfolgen läßt.

Die Kanne von Premnitz ist hier nur ein Beispiel für viele, die alle zeigen, daß die Grundlagen der frühgermanischen Kultur des unteren Weichselgebietes zum größten Teile dem mittleren Elbgebiet entstammen. Für die Hinterlassenschaft, die am meisten unter den Funden der jüngeren Bronzezeit in die Augen fällt — das sind die Bronzen —, läßt sich dies an über 20 Typen entwicklungs-geschichtlich klar beweisen. Aber auch die Tonware kann uns schon einige Hinweise dafür geben, wie die Premnitzer Tierdarstellung gezeigt hat. Es sei in

<sup>9)</sup> Kunkel, Urgeschichte 1931 Taf. L 7.

diesem Zusammenhang auch an das Muster der Wellenlinie erinnert, das wir vom Elbegebiet aus der vierten Periode kennen (Rudolfstal Kr. Stendal<sup>10</sup>). In der fünften Periode taucht es im Kreis der unteren Oder auf, so an dem Tongefäß von Schwennenz<sup>11</sup>) und dem Bronzebecken von Wendorf<sup>12</sup>), und dann findet es sich auf Gesichtsurnen z. B. in Ostrotschen Kr. Karthaus<sup>13</sup>). Vielleicht kann man die kräftige Rillentechnik, in der die Muster ausgeführt sind, ebenfalls hier nennen.

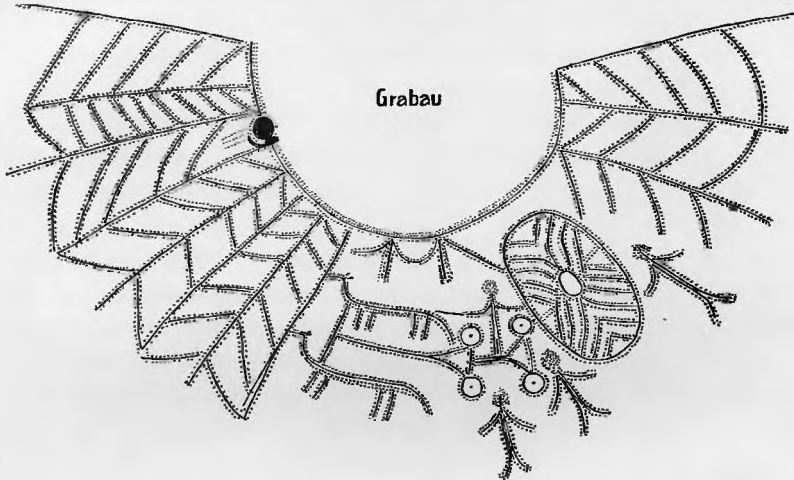


Abb. 6. Darstellung auf der Gesichtsurne von Grabau Kr. Pr.-Stargard (vgl. Abb. 7).  
Etwa  $\frac{1}{6}$ . Nach La Baume, Ipef 1928, S. 56

Weiter wäre auf Grabform und Bestattungsitten aufmerksam zu machen, wenn auch zunächst mit einem gewissen Vorbehalt. Die Glockengräber im Mittelelbegebiet gehören der vierten Periode an<sup>14</sup>), das pommerische Glockengrab aus dem Kreise Saahig, der zum Gau der unteren Oder gerechnet werden muß, stammt offenbar aus der fünften Periode (nach Montelius<sup>15</sup>), und an der Weichsel sind sie in ihrer überwiegenden Mehrheit wiederum jünger<sup>16</sup>). Ähnliche Verhältnisse spiegeln die Steinkisten wider, die im Mittelelbegebiet und in der Uckermark, was sonst in Norddeutschland und Skandinavien nicht allgemein germanischer Brauch war, in der Form der Familiengräber bereits während der

<sup>10</sup>) Berlin, Staatsmuf. I g 1342.

<sup>11</sup>) Kunkel, Urgeschichte 1931 Taf. L 7.

<sup>12</sup>) Acta Archaeologica 1933 S. 48 Abb. 20.

<sup>13</sup>) La Baume, Arch. f. Anthr. N. F. XXIII Taf. VI B., f. a. Petersen, Die frühgermanische Kultur S. 33.

<sup>14</sup>) Mannus XVI, 1924, S. 170 (Koffinna).

<sup>15</sup>) Kunkel, Urgeschichte 1931 Taf. LVI.

<sup>16</sup>) Petersen, Die frühgermanische Kultur S. 10.

vierten Periode erscheinen<sup>17)</sup>, wie später die bekannten früheisenzeitlichen im östlichen Hinterpommern und an der Weichsel. Es handelt sich immer wieder um die gleiche Gesetzmäßigkeit und denselben Rhythmus. Die Keimzelle liegt jedesmal im Lande um Mittel- und Havel, zwar nicht im eigentlich altgermanischen Gebiet, sondern in einer Randprovinz, an deren germanischem Charakter allerdings kein Zweifel ist. Sie stellt bereits während der älteren Bronzezeit eine eigene Gruppe dar, die dann von dem Übergang der älteren zur jüngeren Bronzezeit einen kräftigen Zustrom von der unteren Elbe her erhält.

Die inneren Gründe für diese Erstarkung des Mittel- und Ostdeutschlands zu Beginn der jüngeren Bronzezeit aufzuzeigen und der tieferen Ursache für die erste Germanisierung Ostdeutschlands nachzugehen, ist hier nicht der gegebene Ort. Wir müssen uns mit dem Hinweis begnügen, daß alle diese Dinge offenbar in unmittelbarem Zusammenhang mit der großen Ausbreitung der Urnenfelderkultur stehen.

In den weiten Rahmen dieser Zusammenhänge muß die Premnitzer Kanne gestellt werden. Ihr kommt zunächst deswegen besondere Bedeutung zu, weil sie zu den ältesten Anknüpfungspunkten der oben aufgezeigten norddeutsch-germanischen Reihe gehört, dann aber auch besonders aus dem Grunde, weil ihre Verzierung noch in durchaus eindeutiger Weise den Sonnenwagen zur Darstellung bringt, also doch wohl die schon von Bröndstedt ausgesprochene Vermutung nachdrücklich zur Gewißheit erhebt, daß der Sonnenkult im Norden mit gleichem Vorstellungsinhalt wie ihn der Trundholmer Fund aufweist, mehrere Jahrhunderte weitergelebt hat und noch in der jüngeren Bronzezeit in voller Blüte stand<sup>18)</sup>. Bei der bekannten Fähigkeit naturverbundener Bauernvölker im treuen Bewahren ihrer Weltanschauung im allgemeinen und dem ausgeprägten Sinn für Überlieferung bei den bronzezeitlichen Germanen im besonderen sollte man nach alledem erwarten, diesen nun schon Jahrhunderte überdauernden germanischen Sonnenwagen auch auf den Gesichtsurnen irgendwie in Erscheinung treten zu sehen. Bisher sind keine entsprechenden Beobachtungen angestellt worden, und man hat sich wohl auch in dieser Richtung keine besonderen Gedanken gemacht. Wir müssen aber, die Richtigkeit der Deutung der Premnitzer Zeichnung als Sonnenwagen und der germanischen Wanderung von der Elbe zur Weichsel vorausgesetzt, unbedingt entsprechende Zeugnisse erwarten. So zeigt — um hier nur einiges anzudeuten — eine Mützenurne aus der Gegend von Danzig noch eine an die Premnitzer Tierzeichnung unmittelbar anschließende Darstellung nebst dem gleichen Punktkreis, allerdings in flüchtiger oder mißverständlicher Anordnung<sup>19)</sup>. Oder man betrachte unter diesem Gesichtspunkt einmal die

<sup>17)</sup> Engel, Vorzeit an der Mittel- und Havel S. 252 ff. Mannus XV, 1923, Taf. III 28 (v. d. Hagen).

<sup>18)</sup> a. a. O. S. 202.

<sup>19)</sup> La Baume, Ipef 1928 Taf. III 5 und IX. Zu der gleichen Gruppe ist wohl auch die Darstellung auf einer Gesichtsurne aus der ehemaligen Provinz Posen zu rechnen (Mus. Hildesheim), die dann einen Reiter mit der Sonnenscheibe dahinter wiedergeben würde (Abb. 5).

Zeichnung der Prachturne von Grabau (Abb. 6—7). Ein Zweispänner mit Lenker, dahinter ein großes, vielstrahliges Gebilde, und als Begleitung die drei schreitenden Männer. Das vielstrahlige Gebilde hat man gemeinhin als Schild gedeutet; dagegen spricht, daß die ganze Zeichnung in ihren Ausmaßen wohl- abgewogen ist; Pferd, Wagen, Räder und Menschen stehen alle in durchaus natürlichem Verhältnis zu einander. Der Schild wäre dann doppelt so groß wie die Männer, eine unglaubliche Vorstellung, noch unwahrscheinlicher als die Annahme, daß die den Schutzaffen sonst so abholden Germanen gerade den Schild als etwas ganz Besonderes und Kostbares durch seine Größe hätten hervorheben wollen<sup>20)</sup>. Etwas ganz Hervorragendes bedeutet das vielstrahlige Gebilde fraglos, das bezeugt die große Auf- machung der Szene mit ihrer Feierlichkeit und den den Zug würdig begleitenden Män- nern<sup>21)</sup>. Es liegt für den, der vom Sonnen- wagen von Premnitz her kommt, und der den Ablauf der Dinge in ihrer historischen Ent- wicklung von der Elbe her betrachtet, mit einer an Gewißheit grenzenden Wahr- scheinlichkeit auf der Hand, daß es sich hier eben auch um einen Sonnenwagen handelt, größer und prächtiger noch als der Wagen von Trundholm, prunkvoller und üppiger, wie eben so vieles, was die jungen Ostgermanen in ihrer neuen Heimat aus den Dingen ihres Ahnenerbes gemacht haben.



Abb. 7. Gesichtsurne von Grabau Kr. Pr.-Stargard (vgl. Abb. 6). Etwa  $\frac{1}{6}$  Nach La Baume, Blätter für deutsche Vorgeschichte Heft 1 S. 7 Abb. 2

Soviel ist jedenfalls sicher, daß uns die Ranne von Premnitz über das Geistesleben der norddeutschen Germanen zur jüngeren Bronzezeit neues Licht gebracht hat, das geeignet ist, neue Linien zu verfolgen und Altes in neuer Beleuchtung erscheinen zu lassen.

<sup>20)</sup> Die ovale Gestalt der Zeichnung steht ihrer Deutung als Sonnenscheibe nicht entgegen. Vgl. Umgren, Nordische Felszeichnungen S. 88.

<sup>21)</sup> Man vergleiche für den vorliegenden Fall die Wiedergabe auf der Urne von Grabau mit der Felszeichnung von Lilla Arendal im Kirchspiel Tanum (Umgren, Nordische Felszeichnungen S. 100 Abb. 61 c).

# Verzierte Bronzerasiermesser aus Niedersachsen und ihre kultische Bedeutung

Von Karl Hermann Jacob-Friesen (Hannover)

Mit 9 Abbildungen

Die verzierten Rasiermesser der jüngeren Bronzezeit haben bisher in Deutschland eine nur geringe Beachtung gefunden. In Dänemark beschäftigte sich als erster Sophus Müller ausführlich mit ihnen<sup>1)</sup>, ferner Hans Rjaer<sup>2)</sup>, schließlich J. Bröndstedt<sup>3)</sup>.

Im folgenden zähle ich die wichtigsten mir bekannt gewordenen verzierten Rasiermesser aus Niedersachsen auf und gebe zunächst die Fundgeschichten, soweit überhaupt welche vorliegen, sowie eine kurze Beschreibung.

1. Harfefeld-Griemshorst Kr. Stade (Abb. 1). Eigentum des Heimatmuseums Stade. Katalog-Nr. 223. Der Leiter der urgeschichtlichen Abteilung des Stader Museums, Herr Caffau, berichtet dazu: „Da das Messer bereits 1864 katalogisiert ist, fehlen leider genaue Angaben über die Fundverhältnisse. Die Katalognotiz lautet: Fundort Griemshorst Kr. Stade, gefunden in einem Hügel unweit der Harfslah bei Griemshorst. Mit Harfslah kann nur die sogenannte Harfelah, ein Wald 5 km südlich von Harfefeld gemeint sein. Sowohl Griemshorst, ein Gutsbezirk, als auch die Harfelah gehören zur Feldmark Harfefeld.“

Länge des Stückes 8, größte Breite 1,6 cm. Es ist stark beschädigt, der Griff ist abgebrochen, ebenso das Messerende. Parallel zum Rücken ist ein schmales Band durch Schrägstrichelung angebracht, das oben von zwei parallelen Linien und einer Punktreihe begleitet wird. Nach dem Griff und nach dem Ende zu ist das Linienband S-förmig nach innen umgebogen, so daß eine Schiffsfigur entsteht. Im Innenraum dieses Schiffes sind zwei, zwar schon stilisierte, doch aber immerhin noch einigermaßen naturgetreu wiedergegebene Pferde gezeichnet, die klarer erscheinen, wenn man sie — entgegen der sonstigen Betrachtungsart — von der Schneide aus ansieht. Die Pferdekörper sind durch zwei parallele Linien gebildet, die Bauchlinien werden von einer Punktreihe begleitet, die Ohren sowie die Beine, von denen nur zwei wiedergegeben sind, sind durch je zwei senkrechte Linien gekennzeichnet, die in Punkten enden.

2. Boizen Kr. Zeven (Abb. 2). Privatsammlung des Herrn Hans Müller-Brauel in Zeven. Nach Mitteilung des Besitzers wurde das Rasiermesser zusammen mit einem einfachen Bronzefriemen in einer Aschurne gefunden, die mit einem Deckel verschlossen war, und zwar unmittelbar vor der großen Haustür des Hofes Hains in Boizen (früher Langes Hoffstelle). Hier liegt ein umfangreicher bronzezeitlicher Urnenfriedhof, der bei Hofarbeiten teilweise zerstört wurde. Es sind etwa 30—40 Urnen hier gefunden worden.

Länge des Stückes 10,1 cm, größte Breite 2,3 cm. Das Messer ist gut erhalten, nur Rücken und Schneide sind etwas ausgebrochen. Der Griff wird durch eine S-förmige Bandschleife gebildet, die größtenteils in einer Rückenkerbe liegt. Rücken und Messerende werden

<sup>1)</sup> Sophus Müller, Billed- og fremstillings Kunst i Bronzealderen. Aarbøger for nordisk Oldkyndighed Bd. 55, 1920, S. 125 ff.

<sup>2)</sup> Hans Rjaer, To votivfund fra yngre Bronzealder fra Fyen og Jylland. Ebendort Bd. 62, 1927, S. 235 ff.

<sup>3)</sup> J. Bröndstedt, Pferd und Sonnenscheibe auf jungbronzezeitlichen Rasiermessern. Acta Archaeologica II, 1931, S. 199 ff.

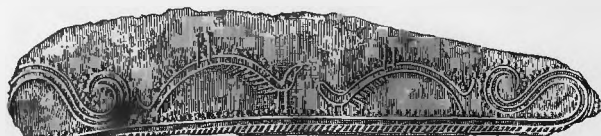


Abb. 1. Harsefeld-Briemshorst Kr. Stade.  $\frac{1}{1}$

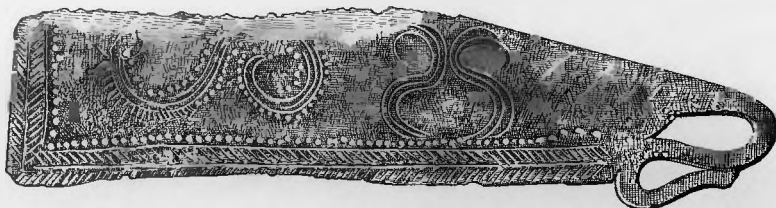


Abb. 2. Boitzen Kr. Zeven.  $\frac{1}{1}$

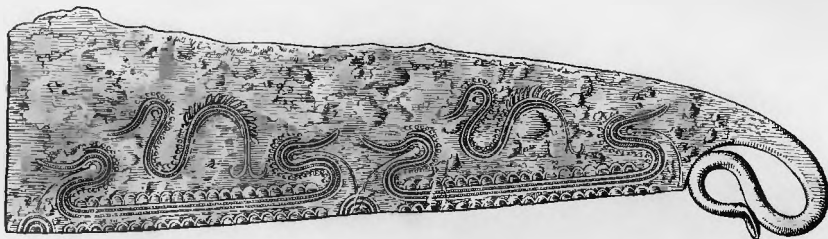


Abb. 3. Umgebung von Lathen Kr. Wschendorf-Hümmling.  $\frac{1}{1}$

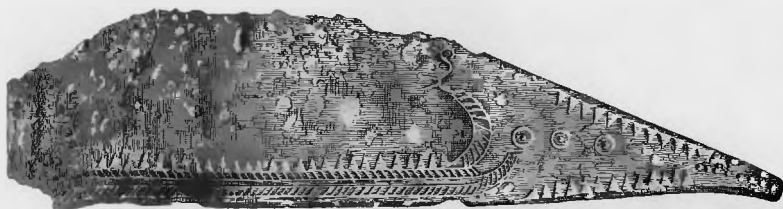


Abb. 4. Adendorf, Landkreis Lüneburg.  $\frac{1}{1}$

Abb. 1–4. Verzierte Bronzerasiermesser aus Niedersachsen

Wegen der bildlichen Darstellungen sind die Messer mit dem Rücken nach unten wiedergegeben worden

von einem Fischgrätenmuster begleitet, das nach innen zu von einer Linie und einer Punktreihe abgeschlossen ist. Auf dem Blatt finden sich nach dem Griff zu zwei S-förmige, voneinander abgekehrte Gestalten, die durch drei parallele Linien wiedergegeben sind. Nach dem Ende zu ist ein stark stilisiertes Pferd angebracht und zwar in schlangenförmiger S-Gestalt. Den Körper bilden drei parallele Linien, die Ohren sind durch zwei von Punkten begrenzte Striche, die Mähnenhaare durch Schrägstriche angedeutet. Die Bauchlinie und auch die Rückenlinie, soweit sie nicht von der Mähnenzeichnung eingenommen ist, wird von je einer Punktreihe begleitet.

3. Umgebung von Lathen Kr. Aschendorf-Himmeling (Abb. 3). Im Besitze des Kaufmanns Herrn Böning in Lathen. Nähere Fundumstände waren leider nicht zu erlangen.

Das Stück ist 10,6 cm lang und hat eine größte Breite von 2,9 cm. Sehr gut erhaltenes Messer, bei dem nur die Schneide etwas ausgebrochen ist. Der Griff wird durch einen S-förmig gestalteten Rundstab gebildet, der in einer halbkreisförmigen Ausbuchtung des Rückens liegt. Die Verzierung des Messerblattes stellt zwei Schiffe dar, die vorn und achtern in einen Pferdekopfstern auslaufen. Schiffskörper und Steven werden durch drei parallele Linien gebildet, die Pferdeköpfe sind nach innen zu durch eine Punktreihe betont. Die Reling der Schiffe wird durch einen Eierstab wiedergegeben, der unter den Schiffen, gewissermaßen als Wasserlinie, wiederholt ist. Über jedem Schiff schwebt ein schlangenartig stilisiertes Pferd mit stark hervorgehobenem Auge. Kopf und Hals werden oben von einer Punktreihe begleitet, die Mähnenzeichnung ist stark nach hinten gerutscht, der Schweif ist fischschwanzartig gespalten. Von den Augen der Stevenpferdeköpfe verläuft bogenförmig nach unten, dem Messerrücken zu, je eine Linie. Am Messerende sowie in der Messermitte stoßen diese Bogenlinien auf je drei konzentrische Halbkreise.

4. Adendorf, Landkr. Eileneburg (Abb. 4). Eigentum des Landesmuseums zu Hannover. Inv. Nr. 14 249. Nähere Fundangaben fehlen.

Länge des Stückes 10,2 cm, größte Breite 2,6 cm. Das Messer ist stark beschädigt, der anscheinend bandförmige Spiralgriff ist abgebrochen, das Messer-Ende nach der Schneide und nach dem Rücken zu ausgebrochen. Die Hauptdarstellung ist ein Schiff mit geteilten Vorder- und Achtersteven. Der Schiffsrumpf wird durch zwei schräg gestrichelte Bänder, die fischgrätenartig übereinandergestellt sind, gebildet. Der Oberteil des Vorderstevens ist sichelförmig aufgebogen und läuft in eine einlinige S-Spirale aus. Ein Pferdekopf ist hier durch zwei Ohren angedeutet, von denen eines in einem Punkt endet (vgl. die Darstellung der Pferdeohren auf Abb. 1). Der Untertheil des Vorderstevens ist schwach nach oben gebogen. Der Achterstevens schneidet in seinem Untertheil gerade ab, der Obertheil ist durch eine sanft geschwungene aufrechtstehende Linie angedeutet, die nach außen zu Schrägstrichelung in der Art der Pferdemaähnen zeigt. Die Reling wird durch eine Reihe spitzwinkliger Dreiecke bezeichnet. Ähnliche Dreiecksreihen wiederholen sich an den Rändern des spitzwinkelig ausgezogenen Grifftheiles. Dort, wo sie aufeinanderstoßen würden, sind sie durch eine Punktreihe abgelöst. Vor dem Vorderstevens des Schiffes sind waagrecht drei Kreise mit stark betontem Mittelpunkt angebracht.

5. Ulrich Kr. Ulrich (Abb. 5). Eigentum des Landesmuseums Hannover. Inv. Nr. 7402, nähere Angaben fehlen. In der Literatur ist das Stück schon erwähnt und abgebildet: Katalog der Ausstellung zu Berlin 1880, S. 171. Remble, *Horae feriales*, London 1863, Taf. X 12. Lindenschmit, *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit*, Bd. II 3 Taf. III 9. Müller-Reimers, *Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover*, Taf. VII 62.

Das Stück ist 14,2 cm lang und hat eine größte Breite von 3,5 cm. Es ist im allgemeinen gut erhalten, nur an der Schneide und am Rücken leicht beschädigt. Der Griff ist bandförmig und nach einer S-Schleife spiralförmig aufgerollt. Die ganze Fläche des Blattes

einnehmend sind außer einer Spiralkreihe vier Schiffe angebracht. Das größte Schiff, aus parallelen Linien mit Dreiecksreihen gebildet, zeigt einen geteilten Vorder- und Achtersteven. Der Unterteil des Vorderstevens ist sanft nach oben gebogen, der Oberteil nach rückwärts geschwungen und zeigt am Stevenaufsatz deutlich einen Pferdekopf mit abgesetzter Schnauze, die Ohren sind durch je zwei Parallel-Linien angegeben. Der Unterteil des Achterstevens ist leider nicht erkennbar, war aber wahrscheinlich ähnlich den übrigen Stücken gerade abgesehen, der Oberteil des Achterstevens ist nach oben geschwungen und zeigt einen Pferdekopfaufsatz ähnlich dem des Vorderstevens, nur ist hier noch die Pferdemaähne deutlich gezeichnet. Aber diesem Hauptschiff schwebt ein weiteres Schiff, bei dem Border- und Achtersteven in symmetrischer Form S-förmig nach innen gebogen sind. Auf diesem kleineren Schiff stehen drei S-förmige Gestalten, von denen zwei einander zugekehrt sind. Das nächste Schiff ist umgekehrt am Schneidenteil nach dem Griff zu angebracht, zeigt ebenfalls symmetrisch S-förmig gebildete Steven; auf ihm stehen zwei S-förmige Gestalten voneinander abgekehrt. Das kleinste Schiff ist ebenfalls nach dem Griff zu, aber an den Rücken angelehnt, gezeichnet. Es hat dieselbe symmetrische Stevensform wie die beiden vorigen Schiffe, auf ihm steht nur eine S-förmige Gestalt. Messerende, Schneide und Griffabschluss sind mit Parallel-Linien und Dreiecksreihen verziert. Die aus Spiralen gebildete Wellen-Reihe nach der Schneide zu zeigt 9 Wellenköpfe.

6. „Im Bremischen gefunden“ (Abb. 6). Eigentum der Familie Blumenbach in Hannover, zur Verfügung gestellt durch Herrn Rechtsanwalt Robert Blumenbach in Hannover. Der ursprüngliche Besitzer, der Geh. Regierungsrat Georg Blumenbach, beschreibt das Messer selbst in der „Zeitschrift des Historischen Vereins in Niedersachsen“ Jahrg. 1852, Hannover 1855, in einem Aufsatz „Resultate aus germanischen Gräbern“, VII. Kapitel, das betitelt ist „von Schermessern, Haarkneipen, Haarkämmen“ auf S. 17 ff. folgendermaßen:

„Ich bin im Stande, bei dieser Gelegenheit die Abbildung eines solchen Messers aus meiner Sammlung mitzuteilen, das sich eben so sehr durch seine erhaltene Vollständigkeit, als durch die Eigentümlichkeit der darauf eingegrabenen Darstellung auszeichnet. Ich kann zwar den Fundort dieses Messers nicht angeben; da ich es aber zugleich mit mehreren anderen im Bremischen ausgegrabenen Altertümern erworben habe, so wird auch dieses Scheermesser dahin zu rechnen sein. Das Einzelne dieser Darstellung gibt zu verschiedenen Betrachtungen Veranlassung. Der Hauptgegenstand ist das Schiff, das hier auf einer weit ausgedehnten Meeresfläche schwimmend gedacht ist. Um über diese gleichsam in der Vogelperspektive dargestellte Meeresfläche keinen Zweifel zu lassen, ist dieselbe durch zwei Wassergeschöpfe, einen Fisch und eine fingierte Wasserschlange bezeichnet. Endlich ist gerade unter jenem Fische ein kleineres Schiff, vielleicht nur ein Boot, zu sehen, das halb auf das Ufer gezogen zu sein scheint. Die ganze Auffassung dieser Szene und das Bestreben, sich verständlich zu machen, ist höchst merkwürdig, da wir so selten eine Spur eines eigentlichen Kunsttriebes auf germanischen Altertümern wahrnehmen. Betrachten wir aber das Hauptschiff mit der darin knieenden und ein Ruder haltenden Menschenfigur, so mag hier Tacitus selbst die Erklärung liefern. Er sagt nämlich (Germania Cap. 44, wo er gerade die Schiffe der Schweden beschreibt): Die Völkerschaften der Suionen sind stark durch ihre Flotten. Die Gestalt ihrer Schiffe unterscheidet sich darin, daß das Borderteil von beiden Seiten dem Anlanden eine paßliche Stirn bietet; daß sie weder durch Segel regiert werden noch Ruder in Reihen auf den Seiten führen. Ihr Steuerruder ist lose, wie bei gewissen Flußfahrzeugen und veränderlich hier oder dort, wie es die Umstände erfordern.“

Das Stück ist im allgemeinen gut erhalten, ist 12,9 cm lang und hat eine größte Breite von 3,6 cm. Der Spiralgriff ist abgebrochen, die Schneide ist etwas schartig. In der

Literatur erwähnt: C. Schuchhardt, *AltEuropa* Abb. 82b. G. Wille, *Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung* Abb. 14. A. Nordén, *Neue Ergebnisse der Schwedischen Felsbildforschung*, Spec 1927, Taf. 53<sub>2</sub>.

7. G ö d e n s t o r f Kr. Winsen a. d. Luhe (Abb. 8). Eigentum des Landesmuseums zu Hannover. Inv. Nr. 4651. Der Katalog vermerkt nur: „Zusammengefunden mit der Pinzette Inv. Nr. 4783“, etwa 50 Ruthen nördlich von Dorfe in einem Erddenkmale.“ In der Literatur erwähnt und abgebildet: Lindenschmit, *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit*, Bd. II 3, Taf. III 8. Lewes, *Unsere Vorzeit* S. 36. Müller-Reimers, *Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover* Taf. VII 64.

Das Stück hat eine Länge von 14,4 cm und eine größte Breite von 4,7 cm, es ist im allgemeinen gut erhalten, nur an der Schneide scharf. Der Griff ist als Vierkantstab ausgezogen und nach einer S-Biegung zur Spirale aufgerollt.

Parallel zum Rücken und zum Messerende verlaufen mehrere Linien und Punktreihen. Fast das ganze Blatt wird eingenommen von einer großen Schiffszeichnung. Vorder- und Achterstevens des Schiffes sind geteilt. Der Unterteil des Vorderstevens ist schräg nach oben gebogen, der Obertheil S-förmig zunächst nach rückwärts und dann waagrecht nach vorn umgebogen. Der Unterteil des Achterstevens ist kurz abgeschnitten, der Obertheil steigt wellenförmig nach oben und endet in einer Spirale. An dem Obertheil des Achterstevens sind nach innen zu zwei Ohren angebracht, die sicherlich einen Pferdekopfstevens andeuten sollen. Als Schiffsbesatzung sind fünf S-förmige Gestalten wiedergegeben. Vor dem Schiff zeigen sich drei nebeneinanderstehende S-Figuren.

8. G e g e n d v o n B ö r s t e l Kr. Versenbrück (Abb. 7). Eigentum des Städtischen Museums zu Osnabrück, Inv. Nr. 2405/13. Hans Gummel gibt in dem von ihm bearbeiteten „Führer durch das Museum der Stadt Osnabrück“ (Heft 1, Führer durch die urgeschichtlichen Sammlungen) auf S. 43 das Stück in Abbildung wieder, wobei auch der mit dem Messer gefundene Stangenknopf abgebildet ist.

Das Stück hat eine größte Länge von 8,9 cm und eine größte Breite von 3,4 cm. Es ist gut erhalten. Der Griff ist handförmig ausgezogen, schwach S-förmig gekrümmt und an den Rücken angelehnt. Auf dem Blatt sind zwei Schiffszeichnungen übereinander angebracht, das untere Schiff zeigt geteilten Vorder- und Achterstevens. Der Obertheil des Vorderstevens ist S-förmig nach rückwärts gebogen, an ihm deuten zwei Ohren, wiedergegeben durch zwei in Punkten endende Striche, den Pferdekopf an. Der Unterteil des Vorderstevens läuft schräg nach oben und ist vorn kolbenförmig verdickt. Der Obertheil des Achterstevens ist dem des Vorderstevens ähnlich gebildet, nur fehlen hier die Ohren. Der Unterteil des Achterstevens geht in die Randbegrenzung des Messerendes über und diese endet nach der Schneide zu in einer S-förmigen Ausbiegung. Über dem großen Schiff schwebt ein kleines, ganz ähnlich wiedergegebenes, bei dem nur der Unterteil des Achterstevens kurz abgeschnitten ist und der Obertheil des Achterstevens ebenfalls zwei Pferdeohren zeigt. Der Griffansatz ist durch Strichbänder in Sitzackform verziert, die zur Schneide führende Kante ist durch drei parallele, von Punktreihen begleitete Linien verziert, die S-förmig nach innen aufgebogen sind.

9. H a r s e f e l d - K ö n i g s g r a b Kr. Stade (Abb. 9). Eigentum des Landesmuseums zu Hannover. Inv. Nr. 18 298. Gefunden in der Steinkammer eines Hügelgrabes zusammen mit einem schmalen Messer, dessen gerader Rundstabstiel in einen Ring endet. Ein ausführlicher Fundbericht über dieses bedeutungsvolle „Königsgrab“ ist leider noch nicht veröffentlicht. Im vierten Bande des „Mannus“ (Würzburg 1912) erwähnt E. Sneath den Vortrag Hans Hahn's über „Neue Forschungen und Erfahrungen aus der Vorgeschichte der Provinz Hannover“. Er schreibt dort auf S. 336: „Der späteren Bronzezeit gehört das Königsgrab bei Harsfeld an. Auch hier waren Sagen im Umlauf über einen König, der an einer Tafel mit goldenen Geräten saß. Unter den Fundstücken sind zu beachten ein

Rasiermesser mit S-förmigen Figuren und Schiffsdarstellungen, wie sie für die V. Periode bezeichnend sind. Auch ein Bronzemesser mit nach oben gebogener Spitze und einem Griff, der in einen Ring ausläuft, in dem wiederum zwei Ringe hängen, hat die für diese Periode oft übliche Form“. In seiner „Totenlehre im alten Norden“ (Sena 1929) schildert Hans Bahne



Abb. 5. Aurich Kr. Aurich.  $\frac{1}{1}$



Abb. 6. Gegend von Bremen.  $\frac{1}{1}$

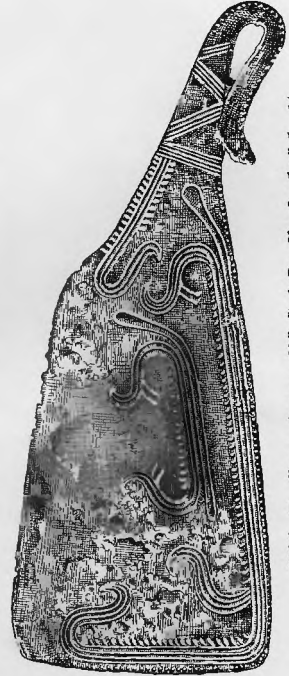


Abb. 7. Gegend von Birstel Kr. Verjenbrück.  $\frac{1}{1}$

Abb. 5–7. Verzierte Bronzerasiermesser aus Niedersachsen

das Grab in folgenden Worten: „Ein fest gefügtes starkes Steintammergrab von geringen Ausmaßen in einem Hügel birgt den Leichenbrand eines Toten. Der lag aber sonderbarerweise weder frei im Grab noch in einer Urne, sondern auf einem Steintisch, und als Beigabe fanden sich — wahrscheinlich als der Rest des ursprünglich vorhandenen, aus vergangenem Material gefertigten Totengutes — zwei prachtvoll gearbeitete, reich mit Sinnbildern in

Punztechnik verzierte messerartige Geräte. Der weitblickende Hügel dient heute noch als „Osterberg“ beim Volksbrauch der Frühlingsfeier, und die Bevölkerung, seit damals unterbrochen nordisch, heute germanisch-deutsch, erzählte sich schon vor der Entdeckung des Grabes, daß hier ein König mit seinem Tisch und Eßgerät ruhe“.

Unser Rasiermesser (größte Länge 15,4 cm, größte Breite 4,2 cm) ist leider stark beschädigt, doch sind alle wesentlichen Teile noch gut erkennbar. Der Griff ist rundstabförmig ausgezogen, S-förmig umgebogen und am Ende in einer Ausbuchtung des Rückens spiralförmig aufgerollt. Die Hauptverzierung wird durch zwei ineinandergesetzte Schiffe gebildet, wobei über dem kleineren noch ein Dreiwirbel schwebt. Das größere, das untere Schiff zeigt geteilten Vorderstevan, dessen Unterteil in sanftem Bogen nach oben strebt, während der Oberstevan stärker gekrümmt ist und in einen Pferdekopf mit abgesetzter Schnauze endet. Der Hinterstevan ist ebenfalls geteilt, wobei der Unterteil kurz und stumpf endet, während der Oberstevan dem des Vorderstevans entsprechend gebildet ist. Das kleinere obere Schiff ist ähnlich dem unteren gezeichnet, nur sind die Stevanpferdeköpfe durch eine einfache Schleife angedeutet. Der Dreiwirbel, der über dem oberen Schiffe schwebt, ist aus einer S-förmigen liegenden Doppelspirale mit aufgesetzter einfacher Spirale gebildet. Vor dieser Schiffsgruppe liegen drei S-förmige Doppelspiralen. Vom Griff aus ziehen sich den Rücken und das Messerende entlang je drei parallele Linien, die nach innen zu größtenteils durch eine Dreiecksreihe abgeschlossen sind. Dieses Linienband biegt dort, wo das Messerende in die Schneide übergeht, in eine Schleife um, an die sich drei einfache Spiralen anschließen. Auch nach der Schneide zu verläuft vom Griff aus ein solches Linienband, das vor der Schiffsgruppe S-förmig abschließt.

Alle diese Rasiermesser gehören in die Perioden IV und V der Bronzezeit nach Montelius. Zeitlich genauer durch Befunde sind nur Nr. 7, 8 und 9 (Abb. 7, 8, 9) bestimmt; sie gehören nach Periode V. In der Form des Griffes erinnert Messer Nr. 3 (Abb. 3) an Periode IV. Eine typologische Scheidung der Messer und damit eine einwandfreie Zuteilung auf bestimmte Perioden ließ sich an der Hand unseres doch nicht sehr umfangreichen Materiales nicht durchführen. Wollte man typologische Entwicklungsreihen aufstellen, so würden diese je nach Gesamtform, Griffgestalt, Schiffstypen, Pferdedarstellungen oder Verzierungsmotiven immer anders ausfallen.

An Darstellungen finden wir auf den Messern: Schiffe, Pferde, Menschen, S-förmige Gestalten, einen Fisch, konzentrische Halbkreise und Kreise sowie einen Dreiwirbel.

Mit Ausnahme von Nr. 2 (Abb. 2) sind auf allen Messern Schiffe dargestellt. Aber gerade die Nr. 2 zeigt, wie das Schiffsmotiv überhaupt auf Rasiermesser kommt. Das Schiff ist nämlich ursprünglich weiter nichts anderes als eine Weiterbildung der Randverzierung; es ist also gewissermaßen nur hineingelesen worden in die Randverzierung. Das wird besonders deutlich, wenn wir das dänische Rasiermesser betrachten, das wir bei Sophus Müller „Ordning af Danmarks Oldsager“ Bd. I Taf. XIV Abb. 188 finden. Bei unserem Messer Nr. 2 halte ich die Randverzierung aber nicht für den Anfang der Entwicklung, sondern für eine Entartungsform. Es zeigt sich ja häufig bei allen diesen Entwicklungsreihen, daß beginnende und entartende Entwicklung ganz ähnliche Formen aufweisen.

Am naturgetreuesten ist das Schiff (genau so wie der Mensch und der Fisch) auf Messer Nr. 6 (Abb. 6) wiedergegeben. Wir sehen deutlich die geteilten Steven, bei denen der Unterteil vorn lang ausgezogen, achtern dagegen kurz abgeschnitten ist. Die Obertheile der Steven sind hoch aufgerichtet. Diese Schiffsform entspricht dem Brandskoger Typus<sup>4)</sup>. Die gleiche Schiffsform findet sich auf Messer Nr. 4, 5 (aber nur beim Hauptschiff!), 7, 8 und 9 (Abb. 4, 5, 7, 8, 9).

Eine andere Schiffsform, nämlich die mit symmetrisch gebildetem Vorder- und Achtersteven zeigen die Messer Nr. 1, 3 und 5 (Abb. 1, 3, 5); bei letzterer nur die drei kleineren Schiffe). Auffallend ist, daß auf Messer 5 beide Schiffstypen, der Brandskoger und der symmetrische gemeinsam dargestellt sind.

Ineinandergeschachtelte Schiffe, dergestalt, daß ein kleineres über einem größeren schwebt, finden sich auf den Messern 5, 8 und 9 (Abb. 5, 7, 9).

Die Pferdendarstellungen sind am naturgetreuesten auf Messer Nr. 1 (Abb. 1) gezeichnet, doch muß man hier, wie schon erwähnt, im Gegensatz zu den übrigen Darstellungen, die Pferde von der Messerschneide und nicht vom Messerrücken aus betrachten. Die Umwandlung dieser Vierfüßler in schlangenartige Gebilde, die aber eben weiter nichts als stilisierte Pferde sind, hat Sophus Müller in seiner eingangs erwähnten Arbeit deutlich gezeigt. Während auf unserem Messer Nr. 1 die Vorderbeine, der Kopf, die Ohren und die Mähne noch deutlich sichtbar sind, erkennen wir an der S-förmigen Schlangengestalt des Messers Nr. 2 (Abb. 2) nur noch die Ohren und die Mähne, auf Nr. 3 (Abb. 3) nur noch die Mähne. Berunglückt erscheint zunächst die Zeichnung auf Messer Nr. 6 (Abb. 6), die vor dem Menschen über dem Schiffe schwebt. Sie ist sicherlich auch ein Pferd (vgl. auch die fischschwanzartige Teilung des Schweifes, die an die Pferde auf Messer Nr. 3 [Abb. 3] erinnert), aber so undeutlich durchgeführt, daß Blumenbach sie für eine Wasserschlange halten konnte.

Die starke Stilisierung der Pferde spiegelt sich in den Stevenauflagen wieder. Bei Nr. 3 (Abb. 3) finden sich als Stevenauflage dieselben Pferdeköpfe, wie sie die über den Schiffen schwebenden ganzfigurigen Pferde zeigen. Am Vordersteven des Schiffes auf Messer Nr. 3 sind Pferdeohren erkennbar, ebenso auf Nr. 5, 6, 7 und 8 (Abb. 5, 6, 7, 8).

Ein Mensch ist deutlich als Paddler auf Messer Nr. 6 (Abb. 6) gezeichnet. Die Fortbewegung der bronzezeitlichen Schiffe durch Paddelruder und nicht etwa durch lange Riemen oder Segel wird ja auch durch die Felszeichnung von Brandskog<sup>5)</sup> bewiesen. Als größere Schiffsbesatzung können wir zweifellos auch die fünf S-förmigen Gestalten auf Messer Nr. 7 (Abb. 8) ansehen.

Auch die Messer Nr. 2 u. 5 (Abb. 2 u. 5) zeigen mehrere S-förmige Gestalten in den Schiffen. Auffallenderweise sind diese Gestalten nun nicht alle wie auf Messer Nr. 7 (Abb. 8) in einer Richtung angebracht. Bei Messer Nr. 2 (Abb. 2)

<sup>4)</sup> Vgl. A. Nordén, Neue Ergebnisse der schwed. Felsbildforschung. Spek 1927, S. 161 ff.

<sup>5)</sup> Vgl. Nordén a. a. O.

sind zwei Gestalten einander „mit dem Rücken“ zugekehrt, ebenso auf dem zweitgrößten Schiff des Messers Nr. 5 (Abb. 5), während auf demselben Messer bei dem über dem größten Schiff schwebenden kleineren zwei Gestalten „mit dem Gesicht“ einander zugekehrt sind. Nach dem Vorgang der Schiffsbesatzung auf Messer Nr. 7 (Abb. 8) sind auch diese S-förmigen Gestalten Menschen und zwar „Zwillinge“. Naturgetreu wiedergegeben erscheinen derartige Zwillinge auf dem dänischen Rasiermesser, das Sophus Müller im 1. Bande seiner nordischen Altertumskunde in Abbildung 125 veröffentlichte.

Über die kultsymbolische Bedeutung der Zwillinge äußert sich Georg Wilke<sup>6)</sup>: „Bei allen indogermanischen Völkern gelten die Zwillinge als Wohltäter der Menschheit. Sie gewähren ihnen Nahrung, Reichtum, Glück und Ruhm, heilen Krankheiten aller Art, stehen dem Bedrängten in Not und Gefahr bei, besonders bei Schiffsbruch, wie sie denn überhaupt mit dem Schiff eng verknüpft sind. Im Rigveda bewegen sie sich, das Himmelsgewölbe Tag und Nacht bewachend, dreimal bei Nacht und dreimal am Tage wie ein Schiff auf dem Meere durch den Himmelsozean (Rigv. I 46, 7, 8, V 73, 8) und man nennt sie deshalb auch Söhne der See (Rigv. I 46, 2). Wie die indischen Urvins, so waren auch die griechischen Dioskuren Beschützer der Schiffer, denen sie das baldige Aufhören des Sturmes durch Flämmchen auf den Masten anzeigten. Die keltischen Dioskuren Westfrankreichs, die den Anwohnern des Ozeans als die höchsten Götter galten, sollen nach einer uralten Sage im Schiff über den Ozean zu ihnen gekommen sein, und die slawischen Holtšny, Zel und Polel genannt, die von den alten Chronisten mit dem römischen Castor und Pollux gleichgesetzt werden, soll man als ein auf einem Baumstamme, also wohl auf einem Einbaum, stehendes Brüderpaar dargestellt haben. Endlich findet sich diese Beziehung auch noch mehrfach in lettischen und litauischen Liedern, wo die Zwillinge gewöhnlich „Gottesöhne“ genannt und gleichfalls als Helfer in der Not angerufen werden. So in dem Liede:

Die Sonnentochter watet im Meere.

Man sah nur noch das Krönchen,

Rudert das Boot, ihr Gottesöhne,

Rettet der Sonne Leben.“

Wolfgang Schulz<sup>7)</sup> bringt für diese Dioskuren weitere bronzezeitliche Belege von schwedischen Felszeichnungen. Daß wir in den Zwillingen auch unserer Messer Göttergestalten zu erkennen haben, unterliegt also keinem Zweifel.

In diesem Zusammenhange sei der merkwürdigen „baumartigen“ Gebilde gedacht, die auf dänischen Rasiermessern erscheinen<sup>8)</sup>. Schuchhardt behandelte

<sup>6)</sup> Georg Wilke, Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung, Leipzig 1923, S. 191.

<sup>7)</sup> Wolfgang Schulz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild, München 1934, Abb. 45 u. 46.

<sup>8)</sup> Mad sen, Afbildninger af danske oldsager og mindesmaerker. Band bronzealderen. Kopenhagen 1872/76, Taf. XXIV 14 u. 15.



Abb. 8. Gödenstorf Kr. Wimpfen a. d. Luhe.  $\frac{1}{4}$



Abb. 9. Harlfeld-Königsgrab Kr. Stade.  $\frac{1}{4}$

Abb. 8–9. Verzierte Bronzemesser aus Niedersachsen

sie in einem Aufsatz „Der Busch als Segel“ in der Prähist. Zeitschr. IX, 1917, S. 178 und 179. Er sagt, diese Gebilde „erheben sich wie eine Trauerweide mitten im Boden“ und er glaubt an der Hand ethnographischer Vergleiche diese Gebilde als „Baumsegel“ ansprechen zu dürfen, d. h. als natürliche Bäume, die im Boote aufrechtgestellt und befestigt sind, so daß der Wind durch die Baumkrone das Boot vorwärts treibt, er meint also, die Germanen der Bronzezeit

hätten „vor dem Busch gefegelt“. Dieser Auffassung vermag ich mich nicht anzuschließen. Nach meiner Meinung stellen diese Gebilde auch das Zwillingsspaar dar, noch deutlich erkennbar in der einfacheren Zeichnung, in der die S-förmigen Gestalten, die wir auf unseren Messern finden, nur in die gestreckte Form von zwei Haken gebracht wurden, während dann in der stilistischen Weiterentwicklung ein Bogen über sie gespannt und so allerdings ein buschähnliches Gebilde hervorgerufen wurde.

Bemerkenswert ist auf unseren Messern auch die Dreiheit von S-förmigen, also stilisierten menschlichen Gestalten vor den Schiffen auf den Messern Nr. 7 und 9 (Abb. 8 u. 9). In anderer Form erscheint die Dreigestalt, nur durch Kreise mit stark betontem Mittelpunkt wiedergegeben, auf Messer 4 (Abb. 4). Wir irren wohl nicht, wenn wir auch in ihnen göttliche Symbole sehen, die etwa der Dreigestalt auf dem Bildstein von Anderlingen<sup>9)</sup> und auf schwedischen Felszeichnungen entsprechen.

Die Halbkreise auf Messer Nr. 3 (Abb. 3), die aus der durch den unteren Eierstab angedeuteten Wasserlinie auftauchen, und die mit den Pferdeköpfen der Schiffssteven verbunden sind, stellen zweifellos die aufgehende Sonne dar. Diese Bedeutung erkennen wir deutlich, wenn wir die von einem Pferd gezogenen Sonnenscheiben auf den durch Brøndstedt abgebildeten Messern von Kettinge und Vester Lem betrachten. Bei uns ziehen nur nicht die über dem Schiffe schwebenden Pferde, sondern die Steven-Pferdeköpfe die Sonne. Wir haben also typische Sonnenschiffe vor uns.

Die Sonne über dem Schiff erscheint auf Messer Nr. 9 (Abb. 9) in Gestalt eines Dreiwirbels oder dreischenkelligen Hafent Kreuzes. Es ist dies eine Abart der Sonnendarstellung, die uns von den nordischen Felszeichnungen hinreichend bekannt ist<sup>10)</sup>, wo über oder unter den Schiffen die Sonne in Form von einfachen Kreisen, konzentrischen Kreisen oder vier- und mehrspeichigen Rädern in unmittelbarer Verbindung mit dem Schiff oder über ihm schwebend wiedergegeben sind.

Einen ähnlichen Dreiwirbel finden wir hinter einem mit Pferdesteven geschnückten Schiff als Gegenstück zu einer Sonne auf einem Rasiermesser, das Madsen (Abbildungen a. a. O. Taf. XXIV 16) wiedergibt. Einen weiteren hinter einer Sonne auf dem Rasiermesser von Hovedgaarden Bygholm bei Horsens, abgebildet in Sophus Müllers Arbeit in den *Arbøger* 1920 S. 141 Abb. 11 und schließlich einen über einem Schiff auf dem Rasiermesser von Udby Sogn, Rougsøe Herred, abgebildet bei Sophus Müller a. a. O. S. 145 Abb. 15.

Eine besonders feltene Zeichnung ist die eines Fisches auf unserem Messer Nr. 6 (Abb. 6). Über die mythische Bedeutung des Fisches schreibt Wilke

<sup>9)</sup> Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte Taf. XXX.

<sup>10)</sup> N. Nordén, Östergötlands Bronsålder S. 191, Abb. 125–129.

(a. a. D. S. 125 ff.): „Das nächtliche Verschwinden der Sonne und ihre rätsel-hafte Rückkehr nach Osten hat man sich auf verschiedene Weise begreiflich zu machen versucht ... So kann die Sonne ihre Reise aus eigener Kraft ausführen, indem sie die Gestalt eines Wassertieres, also eines Fisches oder eines Wasservogels annimmt. Häufiger aber begegnet man der Vorstellung, daß sie zurück-befördert wird. Dies geschieht vor allem im Leibe eines Fisches, gewöhnlich eines Walfisches oder Delphins, der die abends ins Meer herabstürzende Sonne ver-schlingt und dann nach Osten zurückträgt, wo sie sich entweder selbst befreit oder von einem Sonnenhelden befreit wird. Als Träger der Sonne erscheint häufig auch ein Wasservogel, also eine Gans, eine Ente oder ein Schwan, auf dem sie reitet. Endlich kann sie sich zu ihrer Fahrt auch noch eines Bootes bedienen, das dann bisweilen noch von Wassertieren, Delphinen, Schwänen usw. gezogen wird.“ Eine ähnliche Fisch-Darstellung über einem Schiff bildet Madjen (Abbildungner a. a. D. Taf. XXIV 18) ab.

Betrachten wir die Zeichnungen auf unseren Rasiermessern insgesamt, so sehen wir, daß sie reich mit Kultsymbolen geschmückt sind, die mit der Sonnen-verehrung zusammenhängen. Auf Messer Nr. 9 (Abb. 9): die Sonne über zwei Schiffen mit Pferdekopfsternen. Auf Messer Nr. 3 (Abb. 3): zwei auf-gehende Sonnen, gezogen von Schiffen, die Pferdekopfsternen haben und über denen Pferde schweben. Auf Messer Nr. 1 (Abb. 1): zwei Sonnenpferde über dem Schiffe schwebend, auf Messer Nr. 2 (Abb. 2): das Sonnenpferd mit den beiden Dioskuren. Auf Messer Nr. 5 (Abb. 5): zweimal die Zwillingspaare. Auf Messer Nr. 6 (Abb. 6): das Sonnenpferd über dem Schiff, der Sonnen-fisch vor dem Schiff, das Schiff selbst geführt von dem Sonnenfährmann (oder Sonnenheld nach Wilkes Deutung?) Hier sei eingeschaltet, daß der Sonnen-fährmann auch bei dem Brandskoger Schiff erscheint, nur nicht auf dem Schiff, sondern unter ihm. Ähnlich ist eine Sonnenscheibe nicht auf, sondern unter einem Schiff wiedergegeben<sup>11)</sup>.

Einfache Schiffe ohne unmittelbare Sonnensymbole zeigen das Messer Nr. 4 (Abb. 4), wo es allerdings von drei Kreisen geführt wird, fowie das Messer Nr. 7 (Abb. 8), wo das Schiff von drei menschlichen Gestalten (eine Dreiheit, die auch auf Messer Nr. 9 [Abb. 9] vor dem Schiffe liegt) geführt wird. Auf Messer Nr. 8 (Abb. 7) sind nur zwei ineinandergeschachtelte Schiffe, alle aber mit deutlich erkennbaren Pferdekopfsternen, gezeichnet.

Die wenigen niedersächsischen Rasiermesser dürften gezeigt haben, welch wichtiger kultsymbolischer Stoff auf ihnen verzeichnet ist, und es wäre dringend zu wünschen, daß bald eine Sonderbehandlung aller verzierten Rasiermesser des gesamten nordischen Kulturkreises durchgeführt würde.

<sup>11)</sup> A. Nordén, Östergötlands Bronsälder S. 191, Abb. 129b, auch nicht über dem Schiff, sondern unter ihm.

# Ein Runentopf in dem wandalischen Männergrabe von Sedschütz Kr. Neustadt OS.

Von Georg Raschke-Ratibor OS.

Mit Tafel LXXXII—LXXXIII und 2 Abbildungen

Im Jahre 1895 hat der Altmeister der schlesischen Vorgeschichte, Prof. H. Seger, zum ersten Male bei Behandlung der Grabfunde von Köben Kr. Steinau einen bestimmten Formenkreis von Bodensunden als dem 3. Jahrhundert zugehörig erkannt und ihn dem Volkstum der Wandalen zugeschrieben<sup>1)</sup>. Die hier gewonnenen Erkenntnisse sind später durch Hunderte von Beispielen bestärkt worden. Durch Jahn sind zuletzt für ganz Schlesien die einzelnen Zeitabschnitte der wandalischen Kultur gegliedert und zusammenfassend dargestellt worden<sup>2)</sup>. Aber die Denkmalsflegetätigkeit in den Provinzen Ober- und Niederschlesien fördert immer neue Grabfunde aus dem Boden. Hierdurch werden die erstaunlichen Leistungen und die Kulturhöhe der schlesischen Wandalen immer offener. Wenn man glauben möchte, daß es nun der Funde genug seien, so erlebt man stets von neuem große Überraschungen. Erst neuerdings ist in einem wandalischen Grabfunde Oberschlesiens ein mit Schriftzeichen versehener Topf zum Vorschein gekommen, der für die Geschichte der schlesischen Wandalen von größter Bedeutung ist.

## Sedschütz Kr. Neustadt, Fundplatz 2, Grab 2

Am 12. Oktober 1931 teilte Frau Anna Lazar dem Landesamt für Vorgeschichte in Ratibor OS. mit, daß ein Grabfund in der Sandgrube südwestlich der Kolonie Servitut auf ihrem Acker zum Vorschein gekommen sei. Daraufhin wurde Präparator Hanske mit der Ermittlung der Fundumstände beauftragt und er stellte folgendes fest:

Drei Meter nordwestlich der Stelle, an der bereits vor einem halben Jahr ein römischer Münzschatz von 131 (ursprünglich etwa 140) Denaren in einem rohen Topfe (Grab 1) gefunden worden war<sup>3)</sup>, hatte der Sohn den neuen Grabfund entdeckt. Ein schwärzlicher Fleck war zum Teil mit „Steinen umgeben“ gewesen und beim Tieferschürfen an dieser Stelle waren Scherben entdeckt worden. Dabei lagen auch Eisengegenstände. Nach den Angaben des Finders kamen die ersten Funde in 0,20—0,30 m Tiefe zum Vorschein, dürften aber nach der Höhe des aus den Scherben zusammengesetzten Gefäßes in einer Grabgrube von 0,40—0,50 m Tiefe gelegen haben. Zwischen den Scherben beobachtete er Leichenbrand. Präparator Hanske fand noch an Ort und Stelle die abgeschachtete schwarze Schicht vor und sammelte aus dem Sande Leichenbrandstückchen und Scherben. Einige waren auf der Außenseite mit geritzten Linien verziert. Da an dieser Stelle der Sand ausgeschachtet und zum Teil ins Dorf gefahren worden war, konnte mit Sicherheit angenommen werden, daß

<sup>1)</sup> H. Seger, Ein schlesischer Begräbnisplatz des 3. Jahrhunderts n. Chr. bei Köben an der Oder. Schles. Vorzeit VI S. 179—186.

<sup>2)</sup> M. Jahn, Die Gliederung der wandalischen Kultur in Schlesien. Schles. Vorzeit N. F. VIII S. 20—26.

<sup>3)</sup> G. Raschke, Zwei römische Münzfunde in Oberschlesien, Germania XVI S. 146 bis 147.

nicht mehr alles aus diesem Grabe erhalten war. Nach dem Zusammensetzen der Scherben ergaben sich zwei Gefäße. Das eine, ein roher Topf, kam nahezu vollständig zusammen, nur fehlte ein Viertel des oberen Randes. Das zweite Gefäß ließ sich nur zu einem Drittel zusammensetzen, es fehlten zwei Drittel des Randes und die untere Hälfte. Während die Randstücke frischen Bruch aufweisen, sind die Bruchkanten an der unteren Hälfte des Gefäßes alt. Es ist also dieses Gefäß offenbar unvollständig in die Grabgrube gelegt worden. Der Leichenbrand ist grobknochig, er füllt noch jetzt die Hälfte des ersten Topfes. Dieser scheint daher auch die Urne gewesen zu sein. Über die Lage der Eisensachen ist angegeben worden, daß sie neben den Scherben der im Erdboden zerdrückten Urne lagen. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß sie ursprünglich in der Urne gelegen haben, was der Finder bei dem zerdrückten Zustande des Gefäßes nicht beobachtet hat. Über die Lage des zweiten Gefäßes, das, wie sich später herausstellte, Runen-Schriftzeichen trägt, liegen keine Beobachtungen vor. Da Präparator Hanske aber Scherben mit Ritzungen auch noch an Ort und Stelle vorfand, besteht kein Zweifel an der Zugehörigkeit dieses Gefäßes zu dem Grabe.

Bemerkenswert ist, daß man nach der Auffindung des Münzfundes (Grab 1) sehr sorgfältig auf Funde geachtet hat, und daß man sonst bei der Schachtung in der kleinen Sandgrube nichts beobachtet hat. — Sie besaß bis zur Entdeckung des Grabes 2 eine Ausdehnung von 21 m in der Länge und 4 m in der Breite. — Bei den günstigen Erbbedingungen, dem feinen Sande, wären Funde jeder Art ohne weiteres aufgefallen. Später sind in größerem Abstände die Gräber 3 bis 6 z. T. bei amtlicher Untersuchung entdeckt worden. Sämtliche Funde verwahrt das Landesamt für Vorgeschichte Oberschlesiens in Ratibor DE.

Das Grab 2 setzt sich aus folgenden Funden zusammen:

1. Gefäß 1, wohl Urne, rötlich-gelber Topf mit gut geglätteter Außenseite, Hals eingezogen, Rand ausladend, aber etwas unregelmäßig geschwungen. Aus Scherben zusammengesetzt, ein Drittel des Randes fehlt. Höhe 32,5 cm, Mündung 26 cm, Boden 13 cm. Taf. LXXXII 2.

2. Gefäß 2, Runentopf, rötlich-gelb, ähnlich Gefäß 1 mit glatter Außenseite, eingezogenem Halbe und ausladendem schwach geschwungenem Rande. Aus Scherben zusammengesetzt, ein Drittel erhalten. Untere Hälfte zeigt alte Bruchkanten, Randstücke offenbar frisch abgebrochen. Auf der Außenseite 6 cm unter dem Rande eingeritzt acht Buchstaben. (Vgl. Taf. LXXXIII und den folgenden Aufsatz von Prof. Krause.) Die Schriftzeichen sind vor dem Brennen eingeritzt, die Buchstaben 1 bis 5 etwa 2—3 mm tief, Buchstaben 4 bis 8 schwächer; offenbar wurden letztere bei der Herstellung des Gefäßes durch Berühren mit der Hand verwischt. Mündungs-Dm. etwa 30 cm, ursprüngliche Höhe wohl 30 cm, erhaltene Höhe 21 cm, Wandstärke 0,8 cm. Taf. LXXXII 1 u. Abb. 2.

3. Leichenbrand, grobknochig, weiß gewaschen, lag offenbar in Gefäß 1.

4. Einige Scherben, die im Feuer verschlackt sind, ohne besondere Merkmale.

5. Lanzenspiße mit schmalem, dachförmigem Blatt und vielkantiger, 12 cm langer Tülle. Gesamtlänge 38,5 cm, Breite 3,8 cm, Stärke der Tülle 1,8 cm. Abb. 1, 6.

6. Lanzenspiße wie 5, nur verbogen. Gesamtlänge 43 cm (!), Breite 3 cm, Länge der Tülle 11 cm, Durchmesser der ebenfalls vielkantigen Tülle 1,6 cm. Abb. 1, 1.

7. Eisernes Messer mit geradem Rücken; Raft abgesetzt gegen die Griffangel; entlang dem Rücken verläuft eine eingehauene Linie. Länge des Messers 13 cm, Schneidlänge 9 cm. Abb. 1, 7.

8. Schildbuckel mit hoher Stange, nach dem Ende zu verdickt, aber flach endigend; am schmalen Schildrand drei Nieten, Nietköpfe platt, Durchmesser 1 cm. An der einen Seite beschädigt. Größter Durchmesser des Buckels 14,5 cm, Gesamthöhe 14,5 cm, Durchmesser der Stange 1,5—2 cm. Abb. 1, 10.

9. Schildgriff mit dreieckigen Endplatten und 12 mm langem Niet, Nietkopf 1 cm. In drei Stücke zerbrochen. Abb. 1.<sub>11</sub>.

10. Pflriem, 8 cm lang, in der Mitte durchgebrochen. Abb. 1.<sub>8</sub>.

11. Feuerstahl mit rundlicher Spitze, hängt an einem mit Draht umwickelten Glied an einem u-förmigen Beschlagstück, das durch zwei Nieten befestigt werden konnte. Rand durch eine Linie eingefasst. Länge des Feuerstahls 9 cm, Länge des Kettengliedes 2,8 cm, größte Länge des u-förmigen Beschlagstückes 3,6 cm. Abb. 1.<sub>2</sub>.

12. U-förmiges Beschlagstück mit zwei Nieten, an den Enden mit kreuzförmigen Erweiterungen, auf der Außenseite gefeibt. Länge des u-förmigen Beschlagstückes 3,6 cm. Abb. 1.<sub>3</sub>.

13. Pflriemenähnlicher Anhänger, hängt an einem drahtumwickelten Glied an demselben Beschlagstück wie der Feuerstahl Nr. 11. Länge des Pflriemens 5 cm, Länge des Kettengliedes 2,5 cm. Zweckbestimmung des Anhängers noch ungeklärt. Abb. 1.<sub>2</sub>.

14. Rechteckige Riemenchnalle mit breiter Riemenkappe, Achse an den Enden gefeibt, Breite der Riemenchnalle etwa 3 cm, Gesamtlänge 4 cm. Abb. 1.<sub>2</sub>.

15. Riemenzunge, Länge 9,5 cm, in einen Ring auslaufend, Breite 11 cm. Abb. 1.<sub>3</sub>.

16. Eiserne Fibel mit umgeschlagenem Fuß, Bügelquerschnitt dreieckig, Nadelkraft fehlt, etwas beschädigt, Gesamtlänge 6,8 cm, Breite des Bügels 0,5 cm. Abb. 1.<sub>3</sub>.

Sämtliche Eisenstücke weisen an der Oberfläche Brandrost auf, sind also dem Scheiterhaufenfeuer ausgesetzt gewesen.

Der Grabfund 2 von Sedschütz schließt sich einer Reihe ähnlicher Funde aus Ober- und Niederschlesien an. Wie in Köben Nr. Steinau (vgl. Seger a. a. O.), Chorulla Nr. Groß Strehlitz und sonst in Oberschlesien<sup>4)</sup> findet sich hier die für die Wandalen eigentümlich Ausrüstung eines Kriegergrabes. Eine Urne enthält die verbrannten Gebeine, daneben liegen die auf den Scheiterhaufen gestellten und dort verschlackten Gefäße oder deren Reste; neben und in die Urne sind die Waffenbeigaben des Mannes mitgegeben: zwei Lanzenspitzen, Schildbuckel und Griff, Messer und Pflriemen, die Fibel und das Riemengehänge (Schnalle, Beschlagstücke, Feuerstahl und ein schwer deutbarer Pflriemen). Es ist also der übliche Bestand eines Kriegergrabes nahezu vollständig vorhanden. Man würde noch die Sporen, einen knöchernen Kamm, vielleicht ein Rasiermesser oder die Schere vermissen, doch lehrt die Erfahrung, daß das eine oder andre auch in gut beobachteten Gräbern zu fehlen pflegt. Wesentliche Stücke sind bei dem Sedschützer Grabe nicht in Verlust geraten. Ungewöhnlich ist dagegen das Vorkommen des Runentopfes. Man könnte an eine zweite Bestattung mit dem Runentopf als Graburne denken, die den üblichen Leichenbrand, aber keine besonderen Beigaben enthielt. Dem widerspricht freilich, daß die Scherben der beiden Gefäße vermischt waren, und daß sich die Zweizahl der Gefäße endgültig erst beim Zusammenkleben in der Werkstatt ergab. Ferner weist der Topf alte Bruchanten auf, die sich von den frischen Bruchstellen (besonders an dem Rande) deutlich unterscheiden. Offenbar hat er zur Bedeckung der Urne des

<sup>4)</sup> Vgl. M. Sahn, Die ober-schlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit. Prähist. Zeitschr. X S. 80—149 und XIII S. 127—149.

Grabes 2 gedient oder war neben ihr hingelegt worden. Der Brauch, Urnen mit Scherben zu bedecken, ist neuerdings wiederholt in Chorulla beobachtet worden, doch sind hierfür häufig verschlackte Gefäße verwendet worden, das heißt Gefäße,

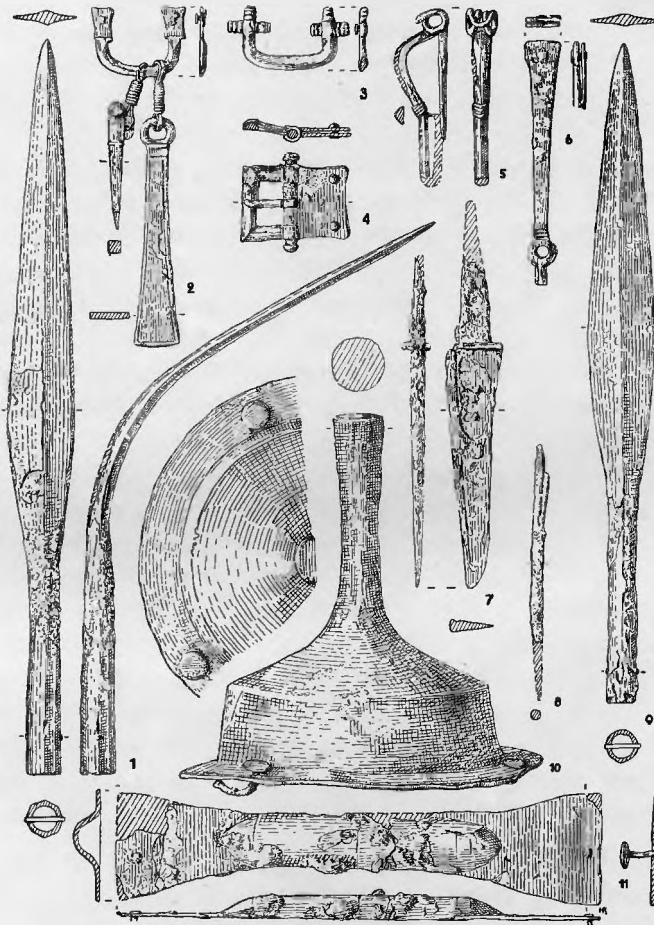


Abb. 1. Beigaben aus Grab 2 von Sedschütz. 1 und 9 in  $\frac{2}{3}$ , das übrige in  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.  
Nach: Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 20 S. 57

die mit auf den Scheiterhaufen des Toten gesetzt worden waren und die bei der Leichenfeier Verwendung gefunden hatten. Auf religiöse Bedeutung könnte schon das einzigartige und ungewöhnliche Vorkommen von Schriftzeichen auf dem Tongefäß weisen, da bekanntlich Runen als Zauberzeichen bei den Germanen eine besondere Rolle gespielt haben<sup>5)</sup>.

<sup>5)</sup> G. Raschke, Heilszeichen auf wandalischen Altertümern Oberschlesiens. 4. Die ältesten germanischen Schriftzeichen aus Oberschlesien. Aus Oberschlesiens Urzeit, Heft 20 S. 56—60.

Aus den Metallbeigaben läßt sich kein besonderer, über das übliche hinausgehender Hinweis auf das geistige Leben der Wandalen entnehmen. Daß die größere Lanzenspitze vor der Niederlegung ins Grab absichtlich verbogen wurde, ist ein häufig zu beobachtender germanischer Brauch. Für die Altersbestimmung des Fundes sind die Metallgegenstände jedoch von größter Wichtigkeit. Es sind Stücke dabei, die nur innerhalb eines kurzen Zeitraumes in Schlessien in Brauch gewesen sind. So handelt es sich bei der Fibel mit umgeschlagenem Fuß um ein Stück, das überhaupt erst im 3. Jahrhundert in der hier vorliegenden einfachen Form zum ersten Male auftritt (vgl. Jahn a. a. D. S. 29 Abb. 72) und im 4. Jahrhundert reicher gestaltet wird. Dagegen ist der Stangenschildbuckel ein Fundstück, das in Schlessien nach dem vorliegenden Quellenstoff im 4. Jahrhundert nicht mehr vorkommt. Vielmehr zeigt er besonders altertümliche Züge, die ihn mit seinen Vorformen im 2. Jahrhundert verbindet (vgl. Jahn a. a. D. S. 29 Abb. 80, S. 28 Abb. 56, S. 25 Abb. 34). Im 4. Jahrhundert sind halbkugelige Buckel zum Teil sogar mit aufgenieteter kleiner Spitze üblich. Auch der Schildgriff mit den einfachen, dreieckigen Endplatten weist eine Formgebung auf, die sich aus den reichgestalteten älteren Stücken gegen Ende des 3. Jahrhunderts herausbildet. Belege hiersür und für die Abgrenzung gegen das 4. Jahrhundert liegen aus den geschlossenen Grabfunden von Chorulla u. a. genügend vor. Eine nähere Ausführung würde hier zu weit führen. Für die Zeitstellung des Grabes ist auch die Riemenschnalle von Belang. Bereits Jahn betont zwei Kennzeichen als wesentlich für das 3. Jahrhundert: „der viereckige Bügel besteht nicht mehr aus einem Stück, sondern aus zwei scharnierartig verbundenen Teilen und einer das Riemenende bedeckenden Kappe“ (a. a. D. S. 31). Auch gegenüber dem 4. Jahrhundert weichen diese Stücke wesentlich ab. Die übrigen Fundstücke des Grabes sind wie die langen schmalen Lanzenspitzen und die Riemenzunge fürs 3. Jahrhundert recht kennzeichnend, jedoch für die genauere Zeitsetzung nicht von so ausschlaggebender Bedeutung.

Zusammengefaßt läßt sich sagen: Ein Teil der Metallfunde hat sein letztes Vorkommen nach einer langen Entwicklung im 3. Jahrhundert (Schildbuckel, -griff), ein anderer Teil beginnt eine neue Entwicklungsreihe erst im 3. Jahrhundert (Fibel, Schnalle mit Riemenkappe), so daß an der Zugehörigkeit dieses Grabfundes zu den bekannten schlesischen Fundgruppen der Zeit von 200 bis 300 n. Chr. nicht zu zweifeln ist. Der Fibel wegen dürfte der Tote in der zweiten Hälfte des fraglichen Jahrhunderts bestattet worden sein.

Für die Zeitfrage sind auch die beiden Töpfe noch auszuwerten. Sie besitzen die gleiche Form „des rohen, ungliederten, rötlich-gelben Topfes“, wie sie Jahn (a. a. D. S. 31) dem 3. Jahrhundert zuschreibt. Der stark eingezogene Hals, der schwach gewellte unregelmäßige Rand ist aber gerade in Oberschlessien<sup>6)</sup>

<sup>6)</sup> Jahn, Die oberschlesischen Funde a. a. D. Taf. VII.

unter den hier hergestellten Töpferwaren in Gräbern und Siedlungen zu Duzenden zu finden (Schimischow, Kalinowiz<sup>6)</sup>, Chorulla Kr. Groß Strehlitz).

Gerade die Urnen von Schimischow zeigen auf der Außenseite eingeritzte, senkrecht herablaufende Linien, die wieder von anderen quer gekreuzt werden. Diese Ritzungen sind hier wie auch auf andern schlesischen Urnen dieses Zeitabschnittes vor dem Brennen hergestellt<sup>7)</sup>. Von diesen regellosen Ritzungen auf der Gefäßwand bis zu dem Einritzigen von Buchstaben, von Runen, war nur ein kurzer Schritt. Wiederum ist diese geritzte Töpferware nur im 3. Jahrhundert üblich. Es handelt sich um die am häufigsten in Schlesien auftretende Urnenform dieser Zeit. Sie gibt daher den eindeutigen Hinweis, daß es sich bei dem Runentopf von Sedschütz um eine von ober-schlesischen Wandalen in Ober-schlesien hergestellte Arbeit handelt. Da Prof. Krause festgestellt hat, daß auch die Schriftzeichen eindeutig ostgermanische Runen sind, ist dieser Runentopf das älteste schriftliche Denkmal der Wandalen auf ober-schlesischem Boden und darüber hinaus<sup>8)</sup> als Fundstück des 3. nachchristlichen Jahrhunderts die älteste bekannte Runenschrift der Germanen.

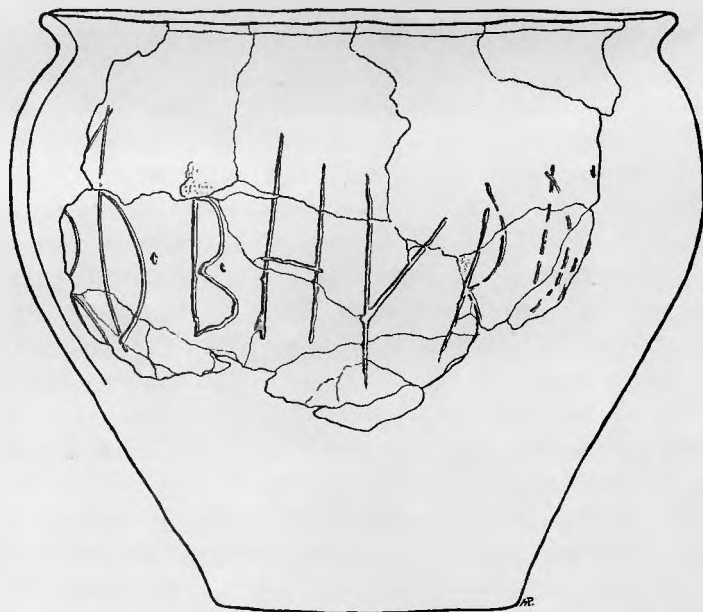


Abb. 2. Runentopf von Sedschütz.  $\frac{1}{4}$

<sup>7)</sup> A. Plettke, Germanische Gräber aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. Schles. Vorzeit N. F. VII S. 113—121 (123).

<sup>8)</sup> Die übrigen bisher bekannten ältesten Germanenfunde mit Runenschrift (Runenspeere von Müncheberg, Susyeczno, Dore Stabu, Schnalle von Bimose u. a.) gehören frühestens dem 4. Jahrhundert an.

## Die Runeninschrift von Sedschütz

Von Wolfgang Krause-Königsberg i. Pr.

Mit einer Abbildung

Nachdem G. Raschke (oben S. 376 ff.) den wandalischen Grabfund von Sedschütz Kr. Neustadt (Oberschlesien) vom archäologischen Standpunkt aus beschrieben hat, soll im folgenden der Versuch gemacht werden, die auf dem einen Tongefäß eingeritzten Zeichen, die bereits Raschke als Runen angesprochen hatte<sup>1)</sup>, zu deuten.

Die erhaltene Inschrift (Abb. 1) läuft waagrecht von links nach rechts in einer Länge von 30,5 cm auf der gebauchten Außenwand des Gefäßes entlang. Der Hauptstab des zweiten Zeichens hat eine Länge von 12,1 cm, die übrigen sind kürzer.

Es sind noch acht Zeichen erhalten, von denen das erste, sechste und achte Zeichen nur noch unvollständig überliefert sind. Außerdem sind die drei letzten Zeichen flacher eingeritzt worden als die fünf ersten.

Die beigelegte Zeichnung beruht auf einer gründlichen Nachprüfung des Originals bei sehr günstiger Beleuchtung durch meine Frau und mich am 24. Mai 1934.

Rune 1: r. Der Bogen rechts oben und das Bein rechts unten sind zum größten Teil gut erhalten. Von dem Hauptstab links ist dagegen nur noch ein in der Bruchlinie verlaufendes Stück erkennbar, und zwar von der Wurzel des Beins an nach unten zu. Da der letzte Ausläufer des Beins nach rechts unten zu noch sichtbar ist, kommt nur eine r-, nicht eine h-Rune in Frage.

Rune 2: Binderune lþ, in allen Teilen sehr deutlich erhalten. Der stark gerundete Bogen setzt 4 cm unterhalb der Spitze des Hauptstabes an und endet unten 1 cm oberhalb der Wurzel des Stabes. Dicht unterhalb der Spitze des Hauptstabes kreuzt eine gerade Linie von rechts oben (0,5 cm) nach links unten (3,3 cm). Nur der Teil nach links unten hat offenbar Bedeutung, während die Kreuzung nach rechts oben auf Ungenauigkeit bei der Ritzung beruhen dürfte. Ich erkenne in diesem Strich den Seitenzweig einer linksgewendeten l-Rune. Weshalb dieser l-Zweig nicht nach rechts gerichtet wurde, ist kaum zu erklären.

Dieselbe Binderune, jedoch durchgehend rechtsläufig, findet sich auf der kleinen Zierart von Hainspach (Nordwestböhmen). Binderunen auf deutschem Boden sind sonst nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Die angebliche Binderune auf der einen der Weimarer Runenfibeln<sup>2)</sup>, ebenso wie die auf der Scheibensfibeln von Balingen<sup>3)</sup> scheint mir in der Auffassung strittig.

<sup>1)</sup> Aus Oberschlesiens Urzeit XX, S. 56 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. S. Feist, Zeitschrift für deutsche Philologie 45 S. 120 f.

<sup>3)</sup> v. Grienberger, ebendort 40 S. 273 f.

Rune 3: h, vollkommen deutlich. Der obere Bogen ist rund, der untere etwas eckig. Die Einschnürung zwischen den beiden Bogen berührt den Hauptstab nicht ganz.

Links und rechts von der h-Rune befindet sich je ein Interpunktionszeichen: Das linke besteht aus einem strichartig ausgezogenen Punkt; der ungefähr senkrechte Strich mißt 0,6 cm. Das entsprechende Zeichen rechts hat Punktgestalt. Ich vermute, daß die durch diese beiden Zeichen eingeschlossene h-Rune als Sinn-element für sich gekennzeichnet werden soll, also weder zu der vorangehenden noch zu der folgenden Partie der Inschrift gehört.



Abb. 1. Die Inschrift auf dem Gefäß von Sedschütz.  $\frac{1}{4}$

Rune 4: h, und zwar in der gotisch-nordischen Form mit nur einem Querstrich, der hier nur sehr schwach nach rechts unten zu geneigt ist. Ziemlich dicht unter diesem h-Strich und annähernd parallel mit ihm läuft eine Rißlinie, die sich nach beiden Seiten zu noch ein Stück fortsetzt. Daß sie nicht etwa den zweiten Seitenstrich der südgermanischen h-Rune darstellt, geht sowohl aus der erwähnten Überlänge wie besonders auch aus dem Umstand hervor, daß diese Rißlinie erst nach dem Brennen des Tons entstanden ist, während die Runen schon vorher geritzt worden sind.

Rune 5: Dieses Zeichen besteht aus einem senkrechten Hauptstab von 10 cm Länge. 3 cm über der Basis zweigt schräg nach rechts oben ein gerader Strich ab, der nicht ganz die volle Höhe erreicht. Das ganze Zeichen hat also die Gestalt einer f-Rune ohne den oberen Beistrich oder der k-Rune der jüngeren nordischen Runenreihe. Innerhalb des südgermanischen Bereichs findet sich ein ähnliches Zeichen noch in der einen Nebeninschrift der Spange von Charnay, ferner auf der kleineren Nordendorfer Spange und endlich auf dem Sag von Heilsingen<sup>4)</sup>. An keiner der drei ebengenannten Stellen läßt sich die Bedeutung dieses Zeichens mit Sicherheit feststellen. Theoretisch könnte es sich entweder um eine k-Rune oder um eine l-Rune von der Form handeln, wie sie auf

<sup>4)</sup> Vgl. E. Moltke, Germania XVIII, S. 38.

nordischen Brakteaten gelegentlich verwendet wird. Die l-Rune empfängt diese Form offenbar nur durch den Duktus der Brakteatenschrift, die meist sehr kleine Zeichen verwendete. Dabei gebrauchte man die genannte Abart der l-Rune, um sie von der bei sehr kleiner Schrift ganz ähnlich aussehenden u-Rune zu unterscheiden. Unter diesen Umständen bin ich geneigt, in Rune 5 des Sedschüzer Gefäßes eher eine Form der k-Rune zu erblicken. Die k-Rune gehört ja ihrer Form nach zu den empfindlichsten Runenzeichen und weist schon früh mehrere Abarten auf. Die Scandinavier des 8. Jahrhunderts können unabhängig von den Südgermanen und Ostgermanen diese Form der k-Rune gebildet haben, die sich aus dem grundsätzlichen Bestreben erklärt, möglichst jeder Rune einen senkrechten Hauptstab zu verleihen. Immerhin sei ausdrücklich hervorgehoben, daß ich diese meine Deutung von Rune 5 für unsicher halte.

Rune 6: b. Diese Rune ist ebenso wie Rune 7 und Rune 8 schwächer gerigt. Die Spitze des Hauptstabes ist nicht mehr, der unterste Teil nur noch schwach erkennbar. Der obere Bogen ist vollständig erhalten, von dem unteren Buckel ist der untere Teil weggebrochen, doch so, daß das von der Basis des Hauptstabes ausgehende Stück in der Bruchlinie auf einer Strecke von 1,2 cm noch deutlich erkennbar ist. Damit ist die Lesung als b gesichert.

Rune 7: u. Der Hauptstab ist 6,7 cm lang und scheint in seiner vollen Länge erhalten, wenn auch im ganzen nur schwach gerigt, so daß der Stab gewissermaßen aus einzelnen kleinen Strichen besteht. Von der Spitze des Hauptstabes, diese noch um ein kleines Stück nach links zu kreuzend (vgl. den l-Strich der Binderune oben), läuft eine gebogene Linie nach rechts unten, gleichfalls in Form von einzelnen kleinen Strichen, ein Stück weit sogar gänzlich unterbrochen, doch einstmals wohl auch hier vorhanden. Diese gebogene Linie geht noch über die zu erwartende Basis hinaus, so daß sie im letzten Teil bereits wieder nach links zu sich neigt. Es läßt sich jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß sie niemals bis an die ideale Verlängerung des Hauptstabes nach unten herangereicht hat. So erscheint die Lesung als ein lateinisches D unmöglich, die als ein runisches u als sicher. Die weite Schweifung des u-Bogens nach unten erklärt sich ungezwungen aus der starken Wölbung der Topfwand.

Rune 8: l. Der Hauptstab ist in derselben Strichelform erhalten wie bei Rune 7, ungefähr 7 cm lang. Von dem Seitenzweig ist das untere Stück gut erkennbar, von dem oberen Teil aber nur noch der Ansaß am Hauptstab. (Zuerst beobachtet von Herrn H. Roesner, dem Techniker des Museums in Ratibor.) Das Ende des Seitenzweigs scheint durch den Bruch verloren zu sein. Theoretisch wäre es daher möglich, auch eine e-Rune zu lesen, deren rechter Teil weggebrochen wäre. Aus sprachlichen Gründen (s. u.) ziehe ich die Lesung als l-Rune vor.

Die gesamte Inschrift lautet also, soweit sie erhalten ist:

r lþ · b · h k b u l

Ein vollständig erhaltenes, voll ausgeschriebenes und sinnvolles Wort liegt in diesem Text offenbar nicht vor. Es bestehen nun folgende Möglichkeiten: Entweder handelt es sich um Einzelrunen ohne Bedeutung oder mit magischer Bedeutung, jedoch ohne Wortsinne. Oder die Wortbedeutung ist durch die trümmerhafte Erhaltung des Gefäßes zerstört. Oder endlich, ein oder mehrere Worte sind abgekürzt geritzt worden.

An die erste dieser drei Möglichkeiten dürfen wir erst glauben, wenn wir gar keinen andern Ausweg finden. Im übrigen ist damit zu rechnen, daß die beiden andern Möglichkeiten vereint hier vorliegen.

Die zweitgenannte Möglichkeit scheint sich mir zu bieten für die Deutung der drei letzten Runen: In dem Komplex hul, hinter dem ja das Gefäß abgebrochen ist, möchte ich den Anfang eines Wortes sehen, dessen Etymon in altschwed. bulle, altisl. bolli, ags. bolla M. „Gefäß, Becher“ (engl. bowl), ahd. hirni-holla F. „Hirnschale“ vorliegt. Die Grundbedeutung ist „bauchiges Gefäß“, was auf die Gestalt unseres vandalischen Gefäßes vortrefflich paßt. Mit dieser Erkenntnis ist erwiesen, daß es sich bei unserer Inschrift weder um bedeutungslose Zeichen noch um rein magische Buchstabenrunen handelt. Und so dürfen wir auch für die übrigen Runen der Inschrift nach Wortsinne fragen.

Die Bunderune Ip begegnet, wie schon bemerkt, auch auf der kupfernen Zierart von Hainspach in Nordwestböhmen. Die Inschrift auf dieser Zierart, die vermutlich als Amulett getragen wurde, lautet Ip s r. Sämtliche Runen sind ungemein deutlich erhalten. Ich sehe darin eine magische Inschrift mit der Wortbedeutung I(a)h(a) s(a)r „Zitation hier“. Über das auf mehreren Brakteaten bezeugte Formelwort urnord. lapu, got. laþa „Ladung, Zitation (übernatürlicher Kräfte)“ habe ich mich an anderer Stelle ausführlich geäußert<sup>5)</sup>. In dem Komplex sr der Zierartinschrift erblicke ich die abgekürzte Schreibung für das Adverb sar „hier“, das in Verbindung mit einer magischen Wortformel auch auf dem norwegischen Runenstein von Årstad (gegen 600) begegnet: sar alu „hier Abwehr“.

Ich bin nun geneigt, nicht nur in der Bunderune von Sedschütz ebenfalls das Formelwort laþa „Zitation“ zu erkennen, sondern auch in dem vorausgehenden r, vor dem ja das Gefäß wiederum abgebrochen ist, den Rest des Adverbs sar „hier“ (vielleicht nur sr geschrieben) zu vermuten. Das sar laþa von Sedschütz würde dann also dem laþa sar von Hainspach und dem sar alu von Årstad entsprechen. Mit dieser Formel wären also für den Benutzer des Gefäßes übernatürliche Kräfte zitiert worden. Vielleicht diente das Gefäß zu kultischen Zwecken. Im Altnord. hieß die Opferchale blót-bolli. Dieser feiner Bedeutung würde es entsprechen, daß es, wiewohl nur noch trümmerhaft erhalten, dem Toten mit ins Grab gegeben worden war.

<sup>5)</sup> Beiträge zur Runenforschung, zweites Heft, Halle 1934, Seite 8.

Daß die 3. Rune *h* durch die beiden Worttrenner als Komplex für sich bezeichnet wird, ist oben bereits gesagt worden. Ich vermute, daß es sich hier um abgekürzte Schreibung des Namens des Runenmeisters handelt. Vgl. z. B. den Schluß der Inschrift des norwegischen Runensteins von *By*, den man *D(aga)r r(unor) m(arke)þê* liest. Es wäre natürlich müßig, hier den mit *h* ... beginnenden Namen ermitteln zu wollen.

Unerklärt bleiben noch die Runen 4 und 5 *hk*. Hier wage ich es nur mit allem Vorbehalt, den Weg zu einer möglichen Deutung zu weisen, zumal ja die 5. Rune selbst nur unsicher gedeutet ist (s. o). Vielleicht birgt sich hinter diesen beiden Konsonantenzeichen eine Abkürzung für das Verbum mit angehängtem Pronomen personale, etwa eine Form *haba ik* „ich habe“. Dann wäre der Komplex *bul* ... als Objekt von diesem Verbum abhängig. Da das genannte Substantiv altschwed. *bulle*, altisl. *bolli* im Nord. und Angelsächsl. als schwaches Maskulinum beugt, so würde ich das Wort unserer Inschrift als *bul[an]* ergänzen, also mit einer Endung, die sowohl für das Gotische wie für das Urnordische bezeugt ist.

Die Inschrift würde also bis jetzt lauten:

[[a]]rs l(aþ)(a). B. h(aba i)k bul(l) [an]

Möglicherweise folgte auf das Substantiv *bullan* noch ein hinweisendes Pronomen, so daß wir die erschließbare Partie unserer Inschrift übersetzen können: „Hier Zitation. B ... Ich habe (dieses) Gefäß.“

Auf ostgermanische Herkunft der Inschrift weist der Vokalismus von *bul* ...; denn nur das Schwedische zeigt noch den *u*-Vokal, während die etymologischen Entsprechungen in allen übrigen germanischen Sprachen dafür ein —o— aufweisen. Das Gotische würde gleichfalls eine Form *bullan* haben. Der sprachliche Befund entspricht also vollkommen dem archäologischen.

Auch die Runenschrift weist auf ostgermanische Herkunft; denn die *h*-Rune mit nur einem Querstrich ist nur dem Gotischen und Nordischen eigen, nicht aber dem Südgermanischen, wozu sich in runologischer Hinsicht auch das Langobardische zu stellen scheint, indem die *h*-Rune der Säule von *Breza*, deren langobardischen Charakter ich nachzuweisen versucht habe<sup>9)</sup>, eine *h*-Rune mit zwei Querstrichen zeigt.

Die Inschrift von *Sedischütz* ist besonders wertvoll als das einzige selbständige ostgermanische Sprachdenkmal außerhalb des Gotischen und als die älteste, sicher datierbare Runeninschrift auf deutschem Boden.

<sup>9)</sup> Beiträge zur Runenforschung, erstes Heft, Halle 1932, S. 71 ff.

## Aurvandils tá

Von Rudolf Much-Wien

In meiner Abhandlung „Wandalische Götter“<sup>1)</sup> glaube ich gezeigt zu haben, daß Aurvandill soviel wie „der glänzende Wandale“ bedeutet und sich zu den bekannten Brunnformen von Völkernamen stellt; ferner, daß der Träger des Namens Stammesgott des vandilisch-lugischen Kulturverbandes ist und mit den nach Tacitus, *Germania* 43 von den Nahrungswerten verehrten Uci in engster Beziehung steht.

Daß er gleich den Dioskuren ein Sternheros ist, das zeigt wohl die nordische Überlieferung klar genug, die einen Stern Aurvandils tá „Aurvandils Zehe“ kennt.

Wie er zu diesem sonderbaren Namen gekommen ist, wird uns durch eine Geschichte aufgeklärt, die von Snorri, *Skaldsk.* 17 überliefert ist. Der Seherin Gró, der Gattin Aurvandils, des unverzagten, erzählt Thor, daß er südwärts über die Elivágar gewatet sei und in einem Rückenkorb den Aurvandill nach Süden getragen habe, und führt zur Beglaubigung an, daß eine Zehe von ihm aus dem Korb herausgestanden und erfroren sei; die habe Thor abgebrochen, an den Himmel hinaufgeworfen und daraus den Stern gemacht, der Aurvandils tá heißt.

Dieser Name eines Sternes hat ein Gegenstück in *piazza augu*, „den Augen (des von den Göttern umgebrachten Riesen) *piazza*“, die Thor nach *Hárbardsljóð* 50 ff. an den Himmel geworfen hat. Daß man Sterne mit Augen verglich, ist schließlich ganz begreiflich. Höchst sonderbar dagegen ist die Geschichte von der abgebrochenen, erfrorenen Zehe, die dann als Stern leuchtet, und es liegt wohl nahe, daß diese Geschichte nach dem Vorbild der anderen erfunden worden ist, um einen Namen Aurvandils tá, der ursprünglich wohl etwas ganz anderes als Aurvandils Zehe bedeutet hat, zu erklären.

Für die griechischen Dioskuren ist es kennzeichnend, daß sie Sternheroen, pferdegestaltig sind und als Pfahlgötzen verehrt werden. Das gleiche trifft auch für die germanischen göttlichen Zwillinge zu. Was dabei die Pflöckverehrung zu bedeuten hat, ist durch W. Koppers<sup>2)</sup> im Anschluß an U. Holmbergs Schrift „*Baum des Lebens*“<sup>3)</sup> dahin klargestellt worden, daß es sich dabei um den verehrten Kopfpfahl handelt. Die sehr einleuchtenden Belege aus der altertümlicheren asiatischen Glaubenswelt, die Koppers aus Holmberg 23 f. zur Stütze seiner Ansicht anführt, lauten: „Die Mongolenstämme sehen in dem Sternensystem eine große Herde Roffe, welche der im Sattel sitzende Tscholbon (Plan. Venus) und sein Knecht namens Dogedoi oder Toklok hüten (vgl. ind. *eršvin*).

<sup>1)</sup> Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde XXVII, 1926, S. 20 ff.

<sup>2)</sup> *Anthropos* XXIV, 1929, S. 1080.

<sup>3)</sup> Sonderabdruck aus *Annales Scientiarum Fennicae* XV, 1922, Heft 3.

Wir erwähnen diese Beispiele nur, um zu verstehen, warum die Weltsäule in den Erzählungen der türkisch-tatarischen Völker oft als mächtiger Kopfpfahl geschildert wird. Als solchen bezeichnen sie die Jakuten mit „Kopfpfahl Herr“ .... „Ebenso wie bei den Nomaden Mittelasiens vor den Wohnstätten ein Pfahl zum Anbinden der Pferde steht, wird erklärt, daß auch die Götter ihre Rosse am Himmelspfahle befestigen. Gewisse Tatarenstämme Sibiriens glauben, die Götter wohnen im Himmel in einem Zelte, vor welchem ein goldener Kopfpfahl ist.“

Mit Recht weist Koppers im Anschluß an das über den Sternhüter Tšolbon Gesagte darauf hin, daß es sich bei ihm ebenso wie bei den Dioskuren um den Planeten Venus handelt, der in Verbindung mit letzteren in der Aufspaltung in Morgen- und Abendstern erscheint. Auch für Aurvandill dürfen wir Gleiches voraussetzen, wenn sein Name in agf. Form als éarendel die Bedeutung aurora angenommen hat.

Die Bilder oder Symbole der Dioskuren hießen bei den Spartanern bekanntlich *δόξαρα*, was aus *δοξός* „Balken“ weitergebildet ist. Für das Germanische, das feminine o-Stämme nicht besitzt und wo dem lat. *fāgus*, griech. *γαγός*, *γαγγός* ein ā-Stamm \*bōkō gegenübersteht, ist daher als Entsprechung \*tagō zu erwarten. Nach Crameri anecdota 1, p. 223 wäre richtiger *δόξος* zu schreiben. Ob das zutrifft oder nicht, darf man doch angesichts zahlreicher Doppelformen auch innerhalb des Germanischen, die auf alte Betonungsunterschiede zurückgehen, wie got. *auhns*, anord. *ogn* „Ofen“, got. *ahana*, aisl. *ogn* „Spren“, mhd. *lohe*, anord. *loge* „Lohe“, got. *hauhs*, agutn. *haugr* „hoch“, unbedenklich auch mit ursprüngliche Stammesbetonung voraussetzendem germ. \*tahō neben \*tagō rechnen und aus \*tahō würde anord. *tá* werden, ein Homonym zu *tá* „Zehe“. Ist also Aurvandils *tá*, der Planet Venus, eigentlich der Pfahl, *δοξός*, des Aurvandill?

Es spielen aber hier noch andere Möglichkeiten herein. Griech. *δοξός* ist doppelstimmig, da das Wort, gleichwie *δοξεῖς*, *δοξίας*, *δοξίς*, auch eine Art von Meteor bezeichnet. Plinius, *H. N.* 2, 96 gibt auch solches *doxoi* durch *trabes* wieder. Bei dem Namen dieser Lichterscheinung wird man wohl die Bedeutungsentwicklung vergleichen dürfen, die engl. *beam*, *sunbeam* = agf. *béam*, *sunnebéam* „Strahl, Sonnenstrahl“ neben *béam* „Baum“, ferner deutsch *Strahl* ursprünglich „Pfeil“, anord. *geisli* „Strahl“, ursprünglich „Stoß“, lat. *radius*, „Strahl“ und „Stange“, durchgemacht haben. Sollte es tatsächlich ein vandalisches \*Auzawandilis \*taha gegeben haben und dies von Anfang an oder später als „Aurvandils Lichtstrahl“ verstanden worden sein, so wäre es noch leichter begreiflich, warum éarendel im Angelsächsischen zur Bedeutung Lichtstrahl, Morgenlicht, *jubar*, *léoma*, *aurora* gelangt ist.

# Wandalismus, eine Ehrenrettung

Von Paul Habel-Breslau

Castiores ac puriores barbari (id est Gothi et  
Wandali) quam Romani sunt  
Salvianus

Trotz aller Aufklärungsversuche können auch wir Deutschen es immer noch nicht unterlassen, die Worte Wandale<sup>1)</sup> und Wandalismus zu gebrauchen, um damit Rohlinge und die blinde und mutwillige, gegen Werke der Kunst, der Kultur und der Natur gerichtete Zerstörungswut zu brandmarken. Und doch belegt damit der Deutsche einen deutschen Volksstamm mit einem Schandmal, und besonders die Schlesier müssen sich gegen die Berunglimpfung ihrer Vorfahren wehren, da der eine Hauptstamm der Wandalen, die Silingen, Schlesien bis zur großen Wanderung bewohnt und in dem Namen dieser Grenzprovinz seinen Namen hinterlassen hat. Der Deutsche fügt mit diesen beiden Worten seinen Vorfahren ein bitteres Unrecht zu und folgt dabei dem Vorschlage eines Franzosen, des Bischofs Grégoire von Blois<sup>2)</sup>, der sich rühmt, den neuen Ausdruck *vandalisme* im Jahre 1794 „creiert“ zu haben, wenn er auch die Möglichkeit zugibt, in seiner Auffassung vielleicht das Opfer eines Irrtums geworden zu sein, und der stolz darauf ist, daß dieses Wort sofort von allen Kultursprachen Europas übernommen worden ist, so daß eine etwaige Richtigstellung nicht mehr möglich sei. Grégoire war ein angesehenener Gelehrter und Politiker; er war Mitglied der Konstituante und des Konvents, Senator, und gehörte dem Institut de France an. Während seiner ganzen öffentlichen Tätigkeit hatten die Patrias der Gesellschaft an ihm einen unermüdblichen Verteidiger, indem er dafür eintrat, „das Los der Juden, der irischen Katholiken, der Neger, der Bediensteten zu verbessern“. Er hat die Bezeichnung *vandalisme* in der großen Revolution angewendet, um, in seiner Liebe zur Kunst, dem blinden Wüten des französischen Pöbels gegen die Bibliotheken, die Kirchen, Gemälde Sammlungen, Denkmäler usw. Einhalt zu tun (je créai le mot, pour tuer la chose). Der Konvent hörte auf den unerschrockenen Bischof und beauftragte ihn, über die Zerstörungen zu berichten und Mittel zur Unterdrückung des Treibens vorzuschlagen. Zweimal erstattete er über *l'irruption vandaliqve* Bericht.

Deutsche Gelehrte erhoben sofort gegen die Beleidigung ihrer Volksgenossen entrüsteten Einspruch, indem sie betonten, daß die Wandalen Krieger gewesen seien, aber nicht Zerstörer.

<sup>1)</sup> Der Name des Volkes ist mit **W** zu schreiben. Zu den von Glombowki vortragenen Ausführungen (Mtschlesische Blätter 1927, S. 82 ff.) sei hinzugefügt, daß die Schreibweise Wandalen undeutsch und ein Zugeständnis an die lateinische Schreibart ist. Denn wenn wir Wandalen (Vandali) schreiben, müssen wir den Namen entweder deutsch = Gandalen oder lateinisch = Wandalen aussprechen. Machen wir dem Zwiespalt ein Ende und schreiben und sprechen wir deutsch Wandalen, wie es auch seit etwa dem Jahre 400 üblich war.

<sup>2)</sup> Grégoire, Mémoires. Paris 1837, I S. 345 ff.

Leider hat Schiller in seinem im Jahre 1800 entstandenen Gedichte: „Die Antiken in Paris“, in dem er die Franzosen wegen ihres Zusammenraubens von Kunstdenkmälern mit der Handlungsweise der Wandalen vergleicht („dem Wandalen sind sie [die Musen] Stein“), zu der falschen Beurteilung des germanischen Volkes beigetragen.

Offenbar durch den Einfluß des Bischofs Grégoire wurde das Wort schon 1798 von der Pariser Akademie gutgeheißen und behauptet sich seitdem bis auf den heutigen Tag in den großen französischen Wörterbüchern, auch bei Larousse; nur in der Grande Encyclopédie fehlt das Stichwort vandalisme.

Sofort schlossen sich die Gebildeten Englands dieser Auffassung an: das Wort vandalism dringt in die englische Sprache ein, und so setzen es die großen Wörterbücher und auch die große Encyclopaedia Britannica ihren Lesern vor. Schon seit dem 16. Jahrhundert finden wir im englischen Schrifttum eine Gleichsetzung von Goten, Hunnen, Wandalen und Barbaren.

Pope (1709) sagt, daß Erasmus die heiligen Wandalen (er meint die ungebildeten Mönche) von der Bühne vertrieb und so den wilden Strom eines barbarischen Zeitalters aufhielt; nach dem französischen Vorbild trug bei den Engländern den Jakobinern ihre Zerstörungswut den Namen moderne Wandalen ein, auch für die Puritaner findet sich aus dem gleichen Grunde die Bezeichnung narrow-minded Vandals.

So machen sich leider auch unsere großen Konversations-Lexika, an der Spitze Brockhaus und Meyer, diesen Begriff von Vandalismus bis in die neueste Auflage zu eigen, ohne den Versuch, ihn zurückzuweisen, und geben nur seine Erfindung durch Grégoire an, und auch der „Große Duden“ trägt in seiner neuesten Auflage (1932) zur Verbreitung des beleidigenden Vorwurfes bei.

Sehr richtig sagt Littré in seinem großen Dictionnaire, daß jeder Zeitabschnitt seinem Vorgänger Barbareien vorzuwerfen hat, und da man selber kein reines Gewissen hat, ist man übereingekommen, sie alle den Wandalen aufzubürden, die dagegen nicht mehr Einspruch erheben können. So müssen wir Deutsche unsere ungerecht beschuldigten Vorfahren rechtfertigen.

Dies ist schon zweimal in eingehenden und gewissenhaften Untersuchungen geschehen, von August Friedrich Kleinschmidt<sup>3)</sup> und von Julius Miedel<sup>4)</sup>.

Kräftig spricht sich der Führer der deutschen Vorgeschichtsforschung, Kossinna<sup>5)</sup>, gegen diese aus blindem Rassenhass geborene Verunglimpfung altgermanischer Art aus, ebenso der Wiener Vertreter der Germanistik R. Much<sup>6)</sup>.

<sup>3)</sup> A. F. Kleinschmidt, Über den sogenannten Vandalismus. Schulprogramm, Torgau 1875.

<sup>4)</sup> J. Miedel, Vandalismus, eine Ehrenrettung. Zeitschr. des Allgemeinen deutschen Sprachvereins XX, Nr. 10, 1905.

<sup>5)</sup> G. Kossinna, Altgermanische Kulturhöhe, 3. Auflage, Leipzig 1934, S. 18.

<sup>6)</sup> R. Much, Germanische Stämme in Ostdeutschland im klassischen Altertum. Der ostdeutsche Volksboden, Breslau 1926, S. 110.

Es sei auch auf die „Mtschlesischen Blätter“<sup>7)</sup> hingewiesen, die das Gewissen der Alttertumsfreunde in diesem Kampfe um die Befreiung unsrer Vorfahren von einem ihnen von den Fremden angetanen Schimpfe wachzurütteln suchen.

Gregorovius bewegt sich in seiner Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter in Widersprüchen, indem er einerseits die Berechtigung dieses Brandmales anerkennt, andererseits von der ruhigen Forschung die Fabel, daß die Wandalen die Gebäude Roms zerstört hätten, verdammen läßt. Wir folgen Ludwig Schmidt<sup>8)</sup>: „mit Unrecht ist durch das Wort dem Volke Geiserichs ein Brandmal aufgedrückt worden“. Und zwar sollen bei der Einnahme und bei der 14tägigen Besetzung der Stadt Rom im Jahre 455 die Wandalen so blindwütig gehaust haben. Sicher sind bei den Wanderzügen aller germanischer Stämme Greuelthaten vorgekommen, aber grade von einer mutwilligen Zerstörung von Kunstdenkmälern durch die Wandalen wird nirgendwo etwas überliefert. Im Gegenteil, es wird ausdrücklich berichtet, daß Papst Leo I durch seine Bitten den König Geiserich bewogen habe, von Mord und Brand abzustehen und sich mit der Plünderung zu begnügen, und in einer Chronik von 511 heißt es auch: *sine ferro et igne Roma praedata est*. Der Presbyter von Massilia Salvianus, ein grader, aufrechter Mann, der als stolzer, fein gebildeter Römer nicht etwa blind ist gegenüber der ihn umgebenden Germanenwelt<sup>9)</sup>, schildert in seinem Hauptwerk *De gubernatione Dei* (etwa 438/440) die Goten und besonders die Wandalen als reiner und sittenstrenger als die Römer und berichtet als etwas Unglaubliches, ja Un-erhörtes, daß, wo die Goten herrschen, nur noch die Römer unzüchtig seien; wo aber die Wandalen herrschen, seien es nicht einmal die Römer mehr; so stark wirke deren Eifer für Sittenreinheit, so ihre strenge Zucht. Den germanischen Fürsten wird Ehrfurcht vor der Größe und Heiligkeit Roms nachgerühmt; auch der Gote Marich war groß und trug Scheu in seinem Herzen. Als er in Athen eindrang und niemand mehr ihn aufzuhalten vermochte, senkte er angefichts der Götterburg vor der Schirmherrin Athens den Speer (Worte von Isolde Kurz).

Nein, nach Kriegsbeute trachteten die Wandalen, um sie in ihr afrikanisches Reich zu entführen. *Roma per Gensericum omnibus opibus suis vacuata est*.

Nach Cassiodorus und Procopius schleppten die Wandalen reiche Schätze an Gold, Erz und kostbaren Steinen aus den Kaiserpalästen Roms, aus Tempeln und Kirchen in ihre neue Hauptstadt; auch die salomonischen Tempelgefäße, die Titus einst aus Jerusalem geraubt hatte, mußten nach Karthago mitgehen, um später wieder durch Belisar über Konstantinopel nach Jerusalem zurückgebracht zu werden. Ein Schiff mit geraubten Bildwerken ging auf der Heimfahrt unter. Zerstörer waren die siegreichen Wandalen nicht; Werke der Kunst, die

7) Mtschlesische Blätter 1928, S. 34f., 1933, S. 5f. Letzterer Aufsatz wird auch als Merkblatt des schlesischen Landesamts für vorgeschichtliche Denkmalpflege verbreitet.

8) L. Schmidt, Geschichte der Wandalen, Leipzig 1901, S. 82.

9) Andreas Schäfer, Römer und Germanen bei Salvian, Breslau 1930, S. 83 ff.

ihnen wertvoll und bewundernswert erschienen, haben sie als Beutestücke zum Schmucke Karthagos mitgenommen. Hat Konstantin der Große anders gehandelt, als er für den Schmuck seiner Hauptstadt sorgte! Was tat der schottische Lord Elgin, der englische Gesandte bei der Hohen Pforte, als er in den Jahren 1799 bis 1803 in Griechenland, besonders in Athen, Kunstwerke sammelte! Die Explosionskatastrophe auf der Akropolis von 1687 und die Gleichgültigkeit der Griechen und Türken den Denkmälern gegenüber gab ihm die Veranlassung, einen großen Teil der Parthenonskulpturen und andre Kunstgegenstände in seine Heimat zu entführen und später für 36 000 £ an den englischen Staat zu verkaufen. Er hatte vom Sultan nur die Erlaubnis erhalten, die Bildwerke abformen, abzeichnen zu lassen und einige mitzunehmen. Aber in welchem Umfange er raubte und wie er die Kunstwerke ausbrach, diese rohe Gewalttat wurde von der gebildeten Welt, auch in England, als Wandalismus, Raub und Ehrlosigkeit gegeißelt.

Lord Byron, der einige Jahre nach diesem Raube nach Athen kam, schrieb an eine Säule des Parthenon, an der Lord Elgin seinen Namen angebracht hatte, die Worte: *Quod Gothi non fecerunt, Scotus fecit* und hat im zweiten Gesange des Childe Harold und in dem Gedichte „Der Fluch der Minerva“ die Schale seines Hornes über diese Barbarei ausgegossen und Lord Elgin und mit ihm ganz England wegen dieses und ähnlicher Gewaltakte vor ganz Europa an den Pranger gestellt. Aber, wenn auch seitdem öfters Stimmen laut wurden, die die Rückgabe der entführten Skulpturen an die Stadt Athen verlangten, schließlich hat sich die öffentliche Meinung damit abgefunden und aus mancherlei Gründen verziehen. Nur in dem großen französischen Lexikon Larousse du *XXe siècle* ist zur Brandmarkung dieses „attentat d'un barbare civilisé“ das richtige Wort gefunden worden: *Ces pratiques barbares, flétries par Byron, ont été qualifiées d'elginisme*. Dieses Wort ist natürlich von den Engländern nicht übernommen worden. Aber die Wandalen müssen noch immer unter dem mit Unrecht über sie verhängten Fluche leiden. Als im Jahre 455 die Wandalen die Hauptstadt der Welt eroberten, bot sie sicherlich einen höchst traurigen Anblick, wie die Akropolis nach der Explosion von 1687. Denn im Jahre 410 war die Stadt eine Beute der Westgoten unter Alarich geworden, und seitdem hatten die Römer selbst Raubbau getrieben und setzten ihn im Mittelalter fort. Zahlreich sind die Klagen darüber, daß die Bewohner Roms die zerfallenden öffentlichen Gebäude ausgeplündert und die Steine zum Nutzen ihrer Neubauten verwendet haben. Papst Urban VII hat sogar aus dem Metall des Dachstuhles des Pantheons Kanonen gießen lassen (*Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini*). Zwar liefen über das Mittelalter hinaus in Rom Erzählungen um, daß die Goten Rom zerstört hätten, aber von dem Brandmale, das den Wandalen aufgedrückt worden ist, sind sie verschont geblieben.

Das Wort vandalismus findet sich in der lateinischen und griechischen Sprache nicht; ein mittellateinisches Glossar gibt einfach *vandalicus* = wild an. Dem gelehrten Erfinder des Wortes, Grégoire, haben vielleicht die aus der athensischen Geschichte herübergenommenen, wenn auch begrifflich verschiedenen Worte *Μηδισμός* und *Λαζονισμός* vorgeschwebt, vor allem das schon in der Zeit Ciceros gebräuchliche Wort *barbarismus* (*βαρβαρισμός*), wenn dieses sich auch nur auf sprachliche Fehler bezieht und somit nur ein grammatischer Begriff ist.

Wir Deutschen haben also gar keine Veranlassung, unsere Volksgenossen zu verunglimpfen. Das Gerede von der völligen Zerstörung der Kultur durch die Germanen der Völkerwanderung ist längst als ein Märchen erwiesen.

Denken wir daran, was sich die Römer bei der Zerstörung von Korinth, Karthago und Jerusalem an Schandtaten geleistet haben, denken wir an die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, an die Verwüstungen der Franzosen in der Pfalz und am Rhein! Hören wir endlich auf, von Wandalismus zu sprechen, streichen wir das Wort aus unserm Sprachschatze und bezeichnen wir Kulturlosigkeit jeglicher Art einfach als rohe Zerstörungswut oder mit dem Worte Barbarei, indem wir uns bewußt sind, daß zwar das Wort Barbaren im Altertum eine andere Bedeutung gehabt hat als heute, daß aber Barbarei von jeher der Ausdruck für Unkultur und Roheit ist.





Gravierte Zinnkanne der Löwenberger Tuchknappen von 1523. Inv. Nr. 249:95.  $\frac{2}{4}$



1

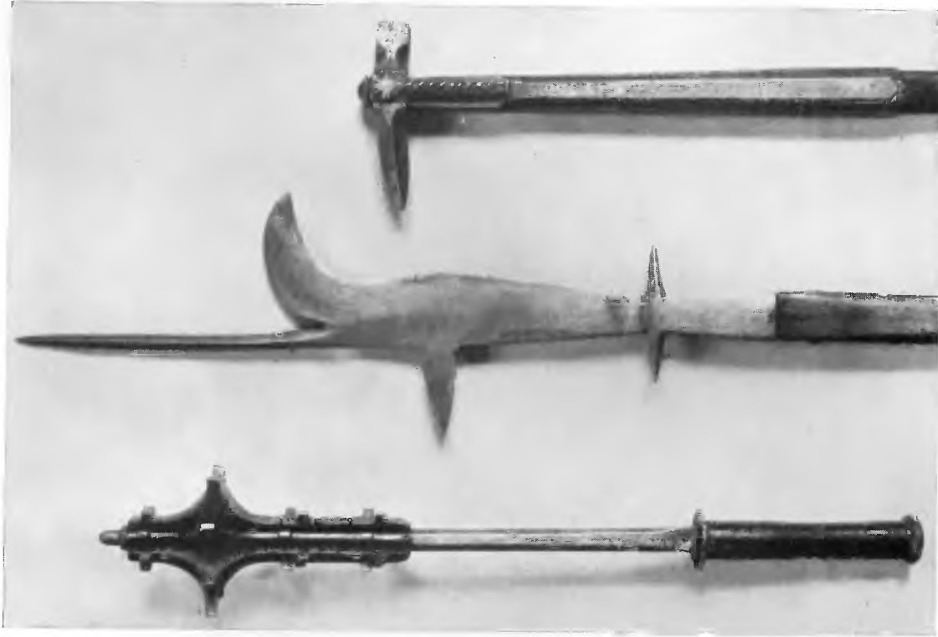


2

1-2. „Wilde Leute“, Reliefs eines rheinischen Minnekästchens um 1500. Wien, Kunsthistorisches Museum



3. Holzskulpterei, Gläzler Bauernfest. Vom Hochzeitsbitter bei der Einladung der Festgäste mitgeführt.  
Grafschaft Gläz, 18./19. Jahrh. Inv. Nr. 117 : 97. Etwa  $\frac{1}{4}$



2. Streitfolben und Giese, 15. u. 16. Jahrh. Inv. Nr. 477:27, 545:27, 464:27. Etwa  $\frac{1}{6}$



1. Chinesische Porzellanfontäne der späten Mingzeit in vergoldeter Bronzefassung der deutschen Spätrenaissance. Inv. Nr. 254:96. Etwa  $\frac{1}{3}$



1. Silberner Sargschilde der Frankensteiner Töpfer  
Arbeit des Breslauer Meisters E. G. Hasse, um 1790. Inv. Nr. 105 : 27. Etwa  $\frac{2}{3}$



2. Pietà aus Braunau Kr. Gubrau  
Ende 15. Jahrh. Inv. Nr. 129 : 28.  $\frac{1}{12}$



3. Elfenbeinstatue, Dudelsack spielender  
Narr. Süddeutschland, 2. Drittel d. 16. Jahrh.  
Inv. Nr. 325 : 98. Etwa  $\frac{1}{4}$

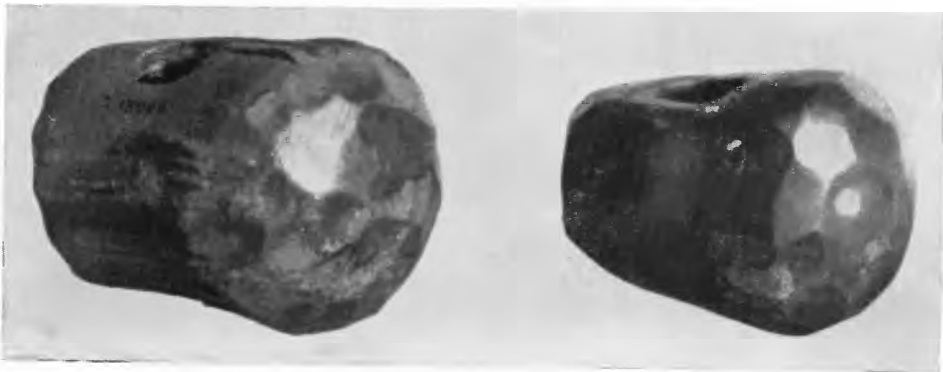


1



2

1-2. Hirschgeweihart von Meiklewood bei Stirling.  $\frac{2}{5}$   
Anatomisches Museum der Universität Edinburgh



3. Hirschgeweihhammer mit vielflächigem Raden

4. Nachbildung der Geweihart in Stein

3-4. Aus dem Themsebett bei London. London Museum. Etwa  $\frac{1}{2}$



1. Longgefäß aus Grube 9



2. Profil der Grube 9

Steinzeitliche Wohngrube 9 von Drum



1 2  
1-2. Gefäße des Grabes.  $\frac{1}{4}$



3. Blick in das Grab

### Schnurkeramischer Grabfund aus Schraplau



1. Tierzahnschmuck und Feuersteingeräte des Grabes.  $\frac{1}{2}$

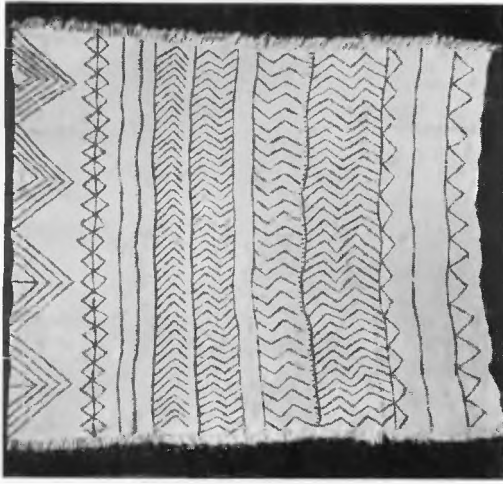


2. Verzierte Muschelschale aus dem Grabe.  $\frac{2}{3}$



3. Verzierte Muschelschale unbekanntem Fundorts zum Vergleich mit Abb. 5.  $\frac{2}{3}$

1—2. Beigaben des Grabfundes von Schraplau

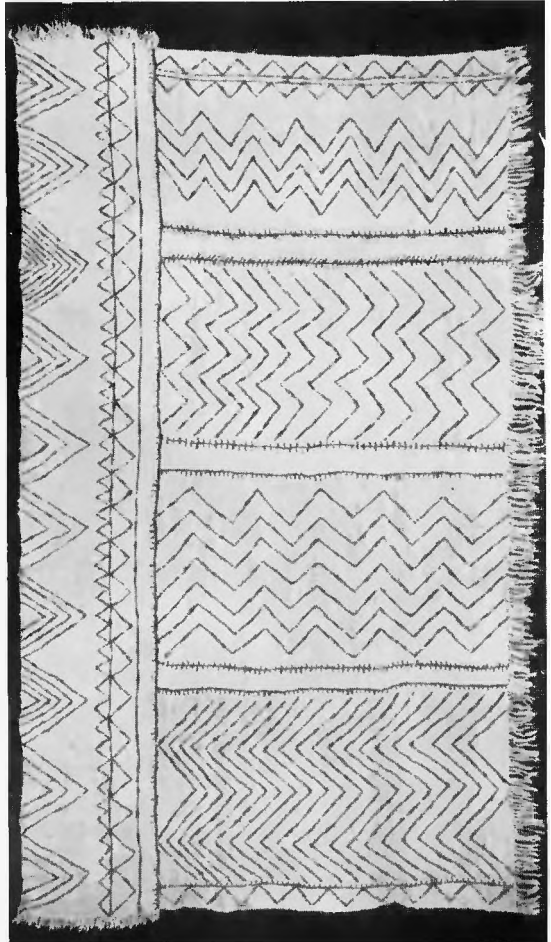


3

1. Zeichnung auf dem größeren Stein der Steinschicht von Gößlitzsch Kr. Merseburg. Nach Ebert, Reallexikon II Taf. XVI
  2. Wandbehang, nach der Zeichnung Nr. 1 hergestellt. Etwa  $\frac{1}{16}$
  3. Wandbehang, nach der Zeichnung auf dem kleineren Nordstein der Gößlitzscher Steinschicht hergestellt. Etwa  $\frac{1}{40}$
- 2 und 3. Nach Aufnahmen des Museums für Völkerverkunde in Hamburg



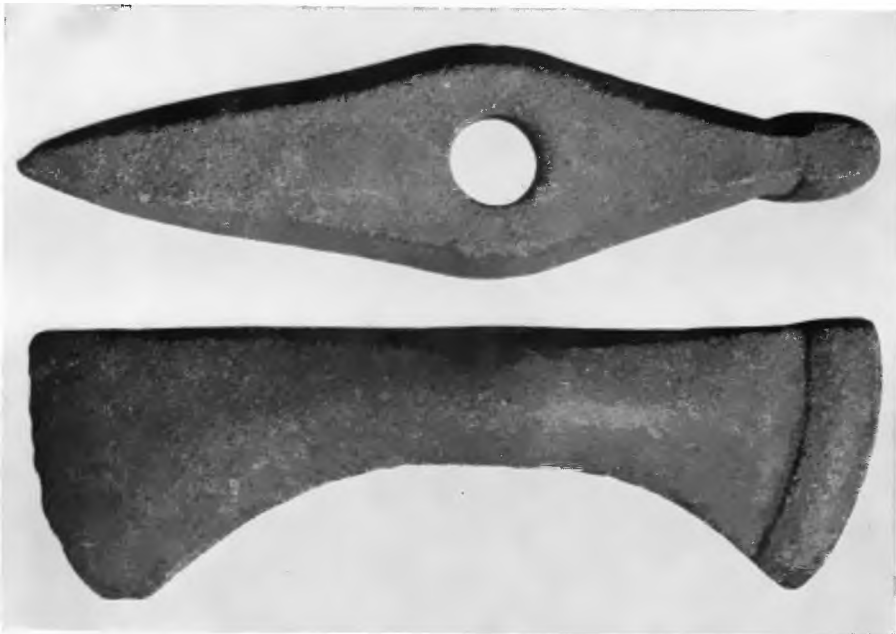
1



2



1. Kirchsø. Bevtøft, Nordschleswig (Aufnahme des Nationalmuseums Kopenhagen).  $\frac{1}{2}$



2. Alt Wansen Kr. Ohlau (Museum Breslau).  $\frac{1}{2}$

Jütländische Streitaxte aus Dänemark und Schlesien



1



2

1-2. Grab 71 von Opperau

Steinzeitliches Einzelgrab von Opperau Kr. Breslau



1



2



3



4



6



5



7



8



9



10



11

1, 3. Jordansmühl (nach Altshlesien I 205); 2. Gr. Tschansch (nach Schles. Vorzeit N. F. VII 74);  
 4, 5. Marschwitz (nach Schles. Vorzeit N. F. III 33); 6. Puschwitz (nach Schles. Vorzeit N. F. VII 73);  
 7. Peterwitz (nach Schles. Vorzeit N. F. VII 69); 8. Breitenau; 9. Dzielnitz (nach Aus Ober-  
 schlesiens Urzeit VIII S. 27); 10. Peterwitz; 11. Oberglogau (nach Aus Oberschlesiens Urzeit VIII  
 S. 27); 1-3, 9-11 in  $\frac{1}{4}$ ; 4-8 in  $\frac{1}{3}$

Steinzeitliche Mörserbecher aus Schlesien



1. Vorhallenhaus VIII. Im Vordergrund Profilschnitt durch die Vorhalle



2. Haus II. Rechts unten Türeingang

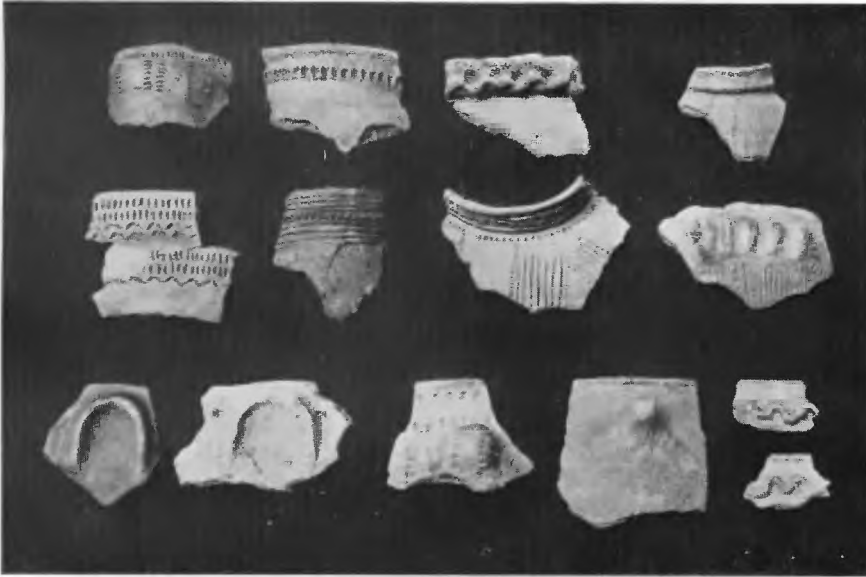
Hausgrundrisse von Succasé Kr. Elbing



1. Profilschnitt durch Haus IX



2. Haus IX. Im Vordergrund rechts Siedlungsgrube  
Vorhallenhaus IX von Succase Kr. Elbing



1. Scherben mit Linien- und Stichmustern und erhabenen Verzierungen. Etwa  $\frac{1}{6}$



2. Amphoren und Schalen mit Schnurverzierung. Etwa  $\frac{1}{6}$

Gefäßreste aus der Siedlung von Succaße Kr. Elbing



1. Schnurverzierte Schale mit zwei Paaren von Griffösen. Etwa  $\frac{1}{5}$



2-3. Vorratsgefäße mit Zapfen. Etwa  $\frac{1}{12}$

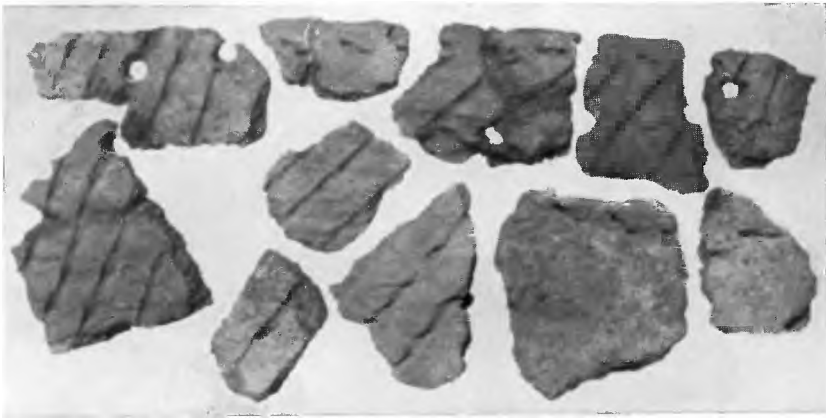


4. Schnuramphore. Etwa  $\frac{1}{6}$



5. Becher mit waagerechten Griffösen. Etwa  $\frac{1}{6}$

Gefäße aus der Siedlung von Succae Nr. Elbing



1

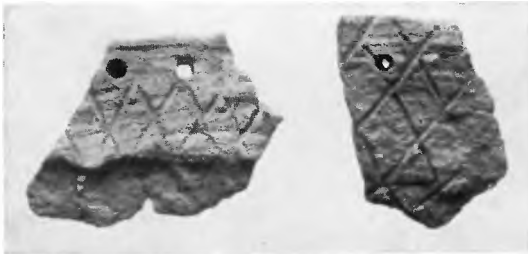


2

3



4



5

Alles in  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.

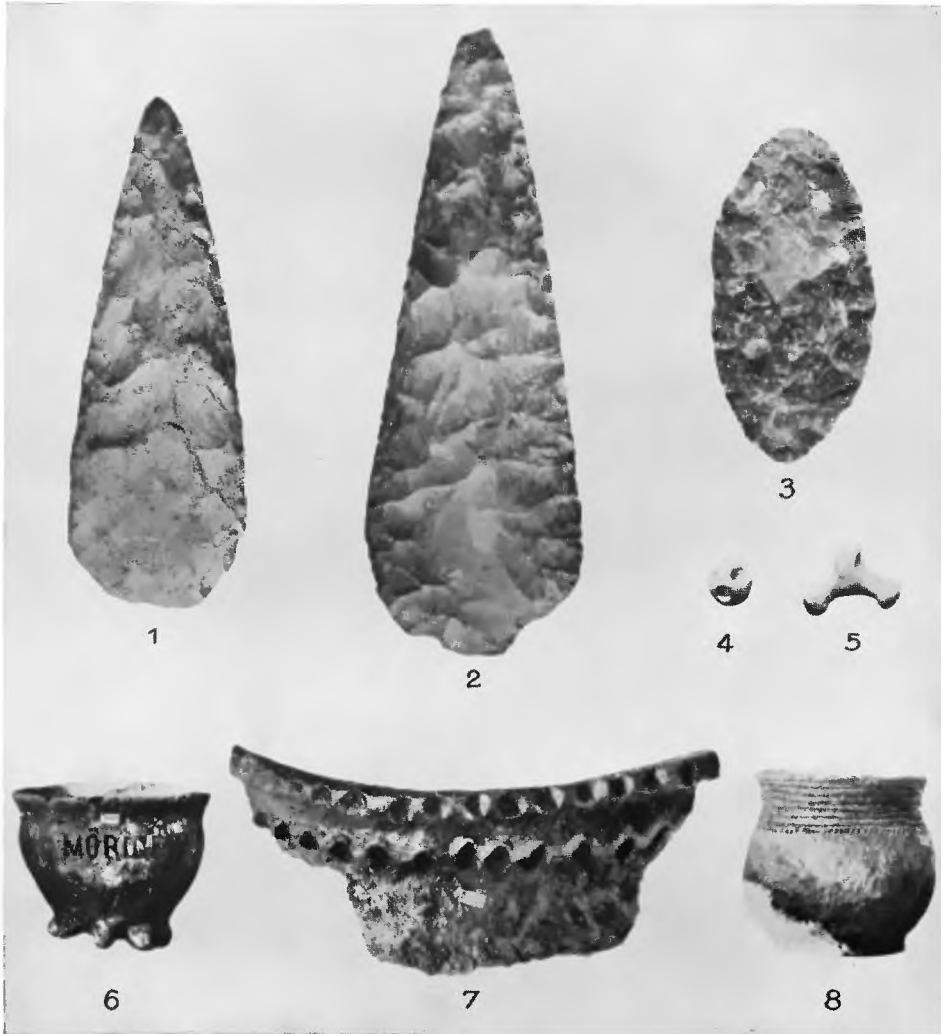
Vgl. die Textabbildungen 1, 2 und 3<sub>111, 141</sub>, 5<sub>131</sub>, 6<sub>101</sub>, 8<sub>171, 111, 12</sub>



6

1 und 3. Jellowa Kr. Oppeln; 2. Oberwitz Kr. Groß Strehlitz; 4. Brustawa Kr. Militsch;  
5. Paulau Kr. Brieg; 6. Militsch

### Schlesische verzierte Gefäßreste des nordeurasischen Kulturkreises



1. Unterstedtholz, 2. Pfahlbau Guevaux, 3-6. Pfahlbau Möriegen, 7-8. Pfahlbau Sutz.  
1-2 etwa  $\frac{1}{2}$ , 3 und 6 etwa  $\frac{1}{3}$ , 4-5 in  $\frac{2}{3}$ , 7 in  $\frac{1}{3}$ , 8 etwa  $\frac{1}{4}$  nat. Gr.

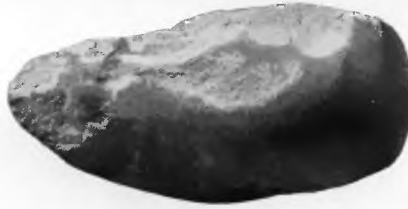
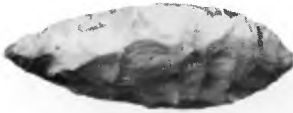
Zeitformen der jungsteinzeitlichen Chamblandes-Elis-Kultur

13



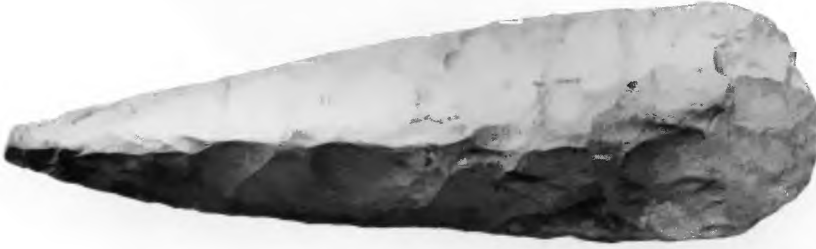
14

10

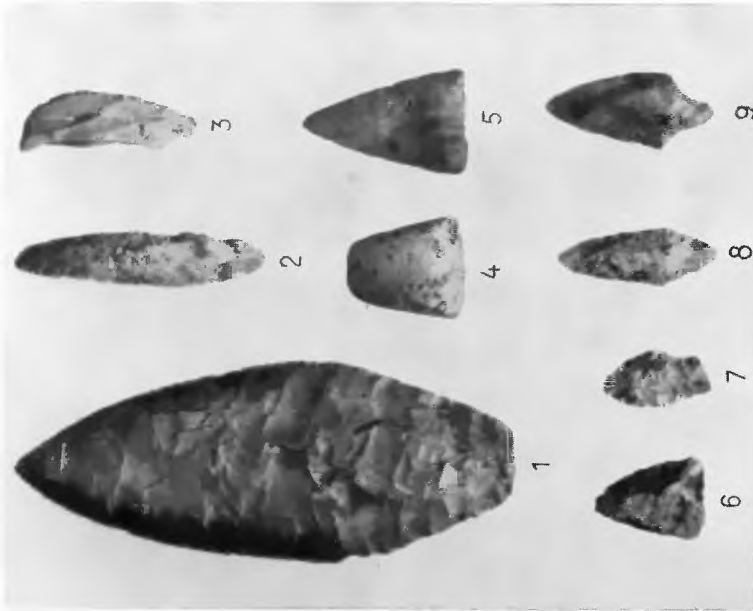


11

12

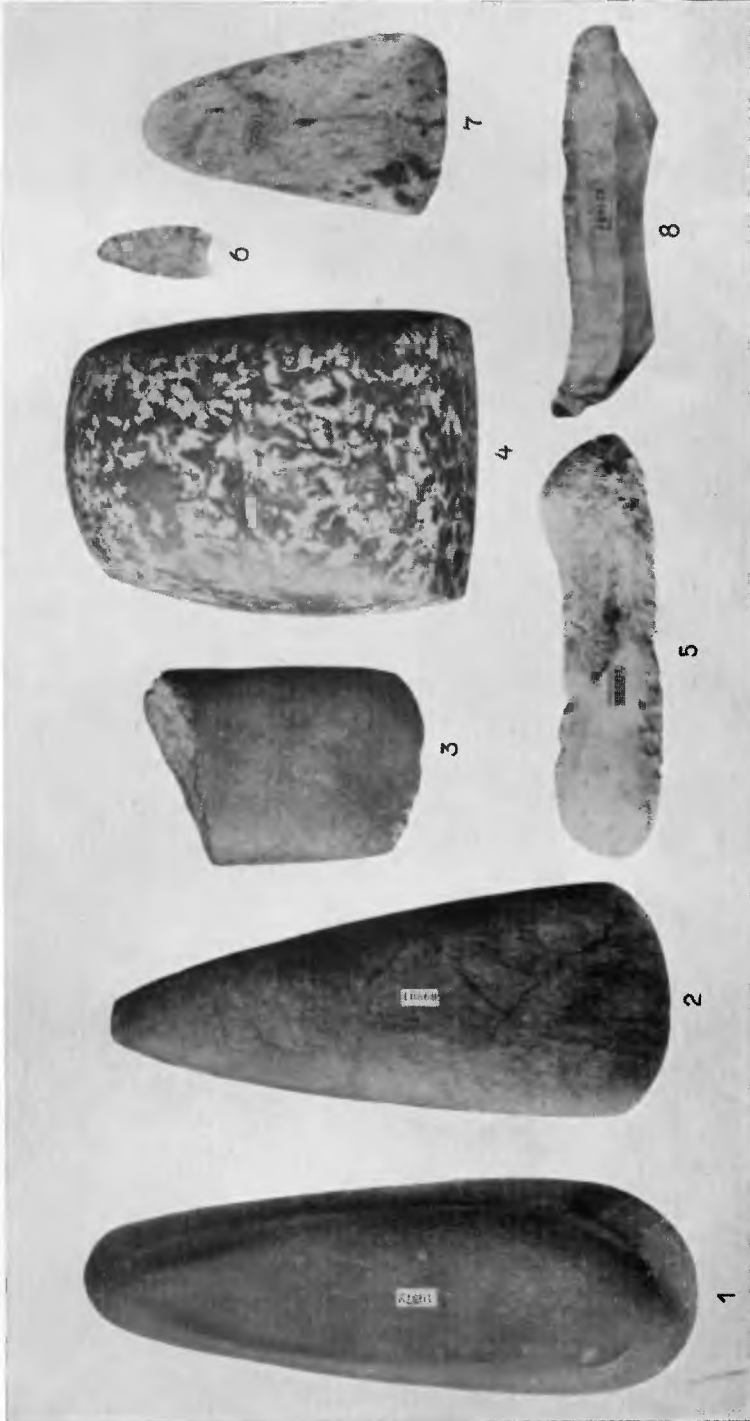


Beigaben aus Sodergräbern von Glis. Ausgrabung 1900. Etwa 1/2



Beigaben des Steinfindengrabes von Opfikon (Zürich). 1/2

Beigaben aus jungsteinzeitlichen Steinfindengräbern mit gestreckten und Soder-Steiletten



1-5. Niederried bei Marberg; 6-8. Zoppen bei Marwangen.  $\frac{1}{2}$   
Beigaben aus jungsteinzeitlichen Grabhügeln mit Totenverbrennung

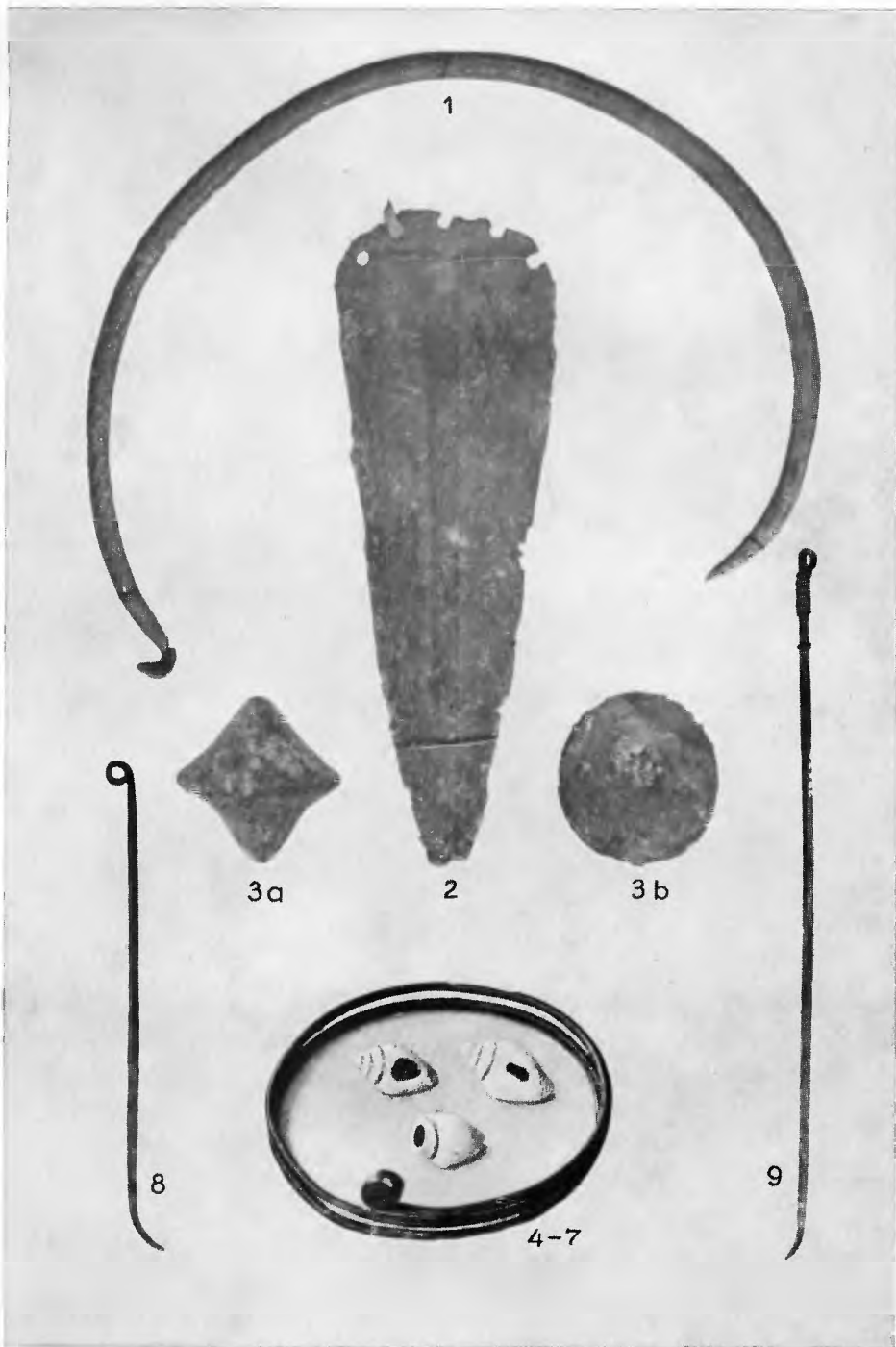


1. Grab 7. Etwa  $\frac{1}{10}$



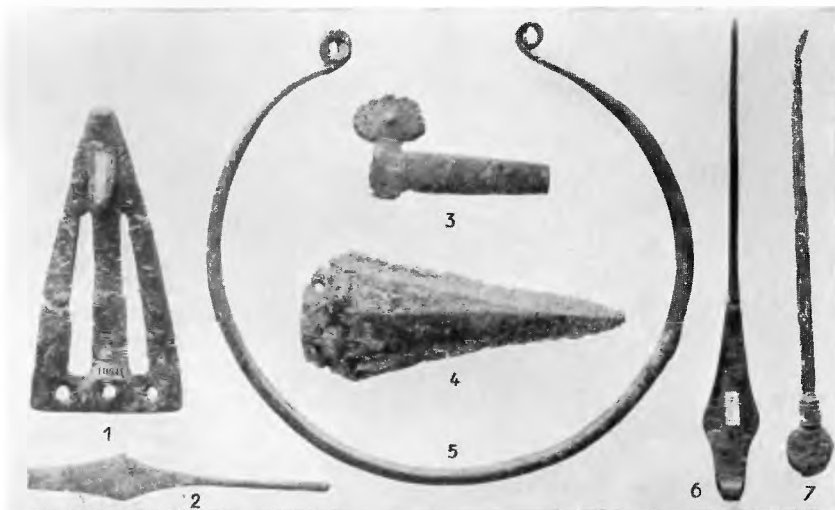
2. Tongefäßteil mit Kerbschnittverzierung aus Grab 2.  $\frac{1}{1}$

Funde aus dem Gräberfeld der Bronzezeitstufe IC von Allmendingen bei Thun



1-7. Allmendingen bei Thun; 1-2 aus Grab 1, 3a-b aus Grab 2, 4-7 aus Grab 6, 8-9 aus Spiez; 1-2 etwa  $\frac{2}{3}$ , 3a-b in  $\frac{5}{4}$ , 4-7 in  $\frac{2}{3}$ , 8-9 in  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.

Beigaben aus Gräbern der voralpinen Gruppe der Bronzezeitstufe IC



1—12. Grabbeigaben von Renzenbühl-Strättlingen. Etwa  $\frac{1}{2}$

Boralspine Gruppe der schweizerischen Bronzezeitstufe IC



1. Blick auf das Fundgelände von Lamsfeld



2. Vorratsgefäß von Lamsfeld.  $\frac{1}{6}$



1. Höckergrab 3



2. Höckergrab 5

Frühbronzezeitliche Skelettgräber von Lamsfeld Kr. Breslau

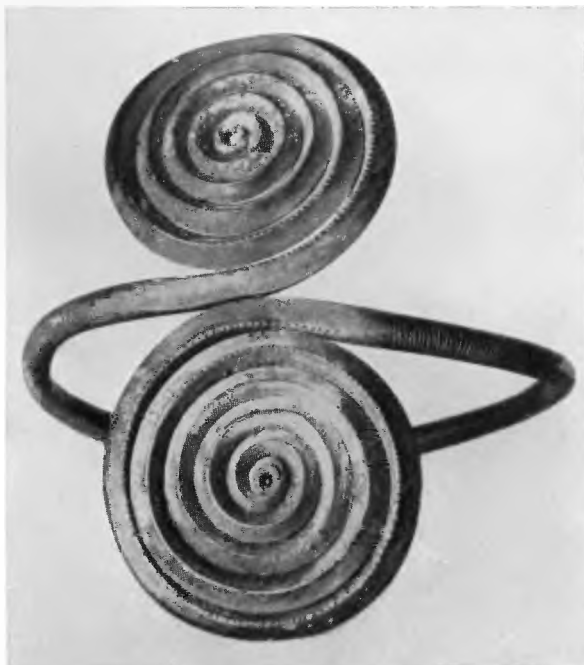


1 2  
1-2. Dąbrowa-Radliczyce Kr. Kalisz.  $\frac{1}{2}$



3 4 5  
3-5. Kaliski Kr. Skupca. Etwa  $\frac{1}{2}$

Zwei Bronzeverwahrkunde aus Westpolen



1. Etwa  $\frac{1}{5}$



2.  $\frac{1}{11}$

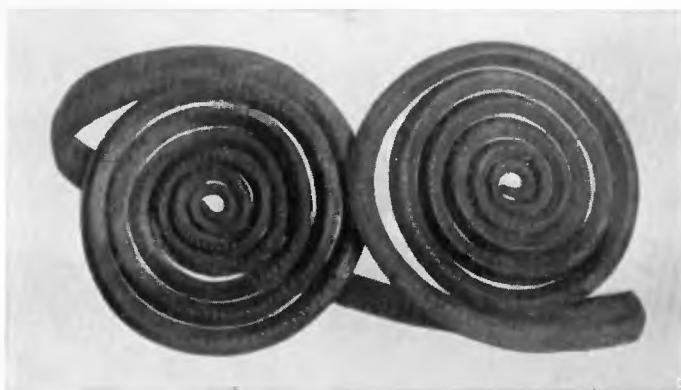


3. Etwa  $\frac{1}{2}$



4.  $\frac{2}{3}$

Teil des Verwahrfundes von Naszew Kr. Kutno, Museum Ermitage in Leningrad



1



2

3



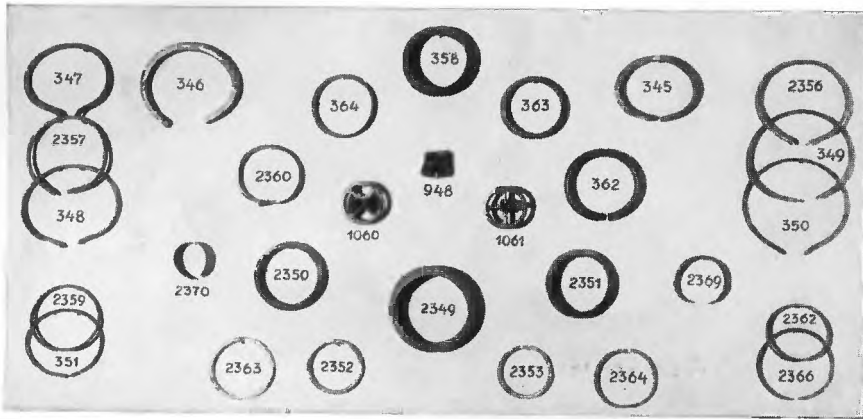
4

5

1—5. Verwahr Fund von Ciezewo Kr. Płock



Der Berwahrfund von Paulsdorf Kr. Namslau.  $\frac{1}{2}$



1. Der erhaltene Teil des Verwahrfundes.  $\frac{1}{3}$



2. Bronzering Typus d. II 358.  $\frac{2}{3}$



3. Bronzering Typus d. II 2351.  $\frac{2}{3}$



4. Bronzering Typus e. II 2350.  $\frac{2}{3}$



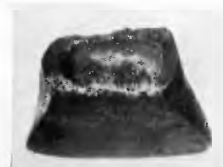
5. Bronzering Typus m. II 2369.  $\frac{1}{4}$



6. Armband Typus n. II 2370.  $\frac{2}{3}$



7. Bronzering Typus l. II 345.  $\frac{1}{2}$



8. Tüllenbeil. II 948.  $\frac{2}{3}$

Der Bronzefund von Frankfurt a. d. D.





1. Goldschale von Bönnebel. Etwa  $\frac{2}{5}$ , nach Schuchhardt, Goldfund von Eberswalde S. 16, Abb. 9



2. Goldschale von Langendorf. Etwa  $\frac{2}{5}$ , nach Schuchhardt, Goldfund von Eberswalde S. 17 Abb. 10



3. Longefäß von Duneragaig (Argyll). Etwa  $\frac{2}{5}$ , n. Abercromby, Bronze age pottery Taf. XLIII 236



4. Longefäß von Bishop's Cairn (Antrim). Etwa  $\frac{2}{5}$ , n. Abercromby, Bronze age pottery Taf. XLVI 282

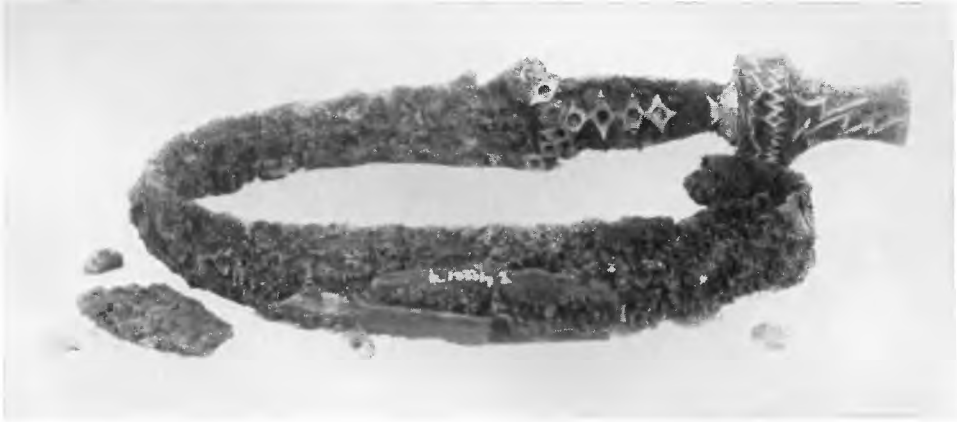


5. Boden der Goldschale 7 von Eberswalde.  $\frac{1}{2}$ , nach Schuchhardt, Eberswalde Taf. IX



6. Boden des Longefäßes von Mount Stewart Cairn (Down). Etwa  $\frac{2}{5}$ , nach Abercromby, Bronze age pottery Taf. XLIII 233 a

### Ирские Longefäße als Vorbilder germanischer Goldgefäße



1. Eisenschwert mit goldverziertem Griff.  $\frac{1}{3}$



2. Bronzesitula als Graburne.  $\frac{1}{5}$

2a. Die Situla von der Seite gesehen.  $\frac{1}{5}$

Beigaben des hallstattzeitlichen Fürstengrabes bei Dß in Holland



1. Graburne mit Beigefäßen.  $\frac{1}{5}$



2. Graburne mit anliegender dreiföpfiger Bronzenadel. Etwa  $\frac{1}{8}$

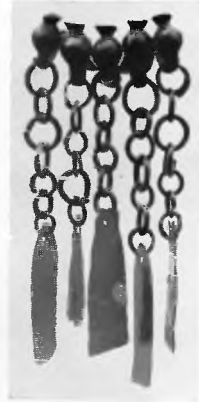
Frühheisenzeitliches Grab 6 von Steinau-Carlsruh



1.  $\frac{3}{4}$



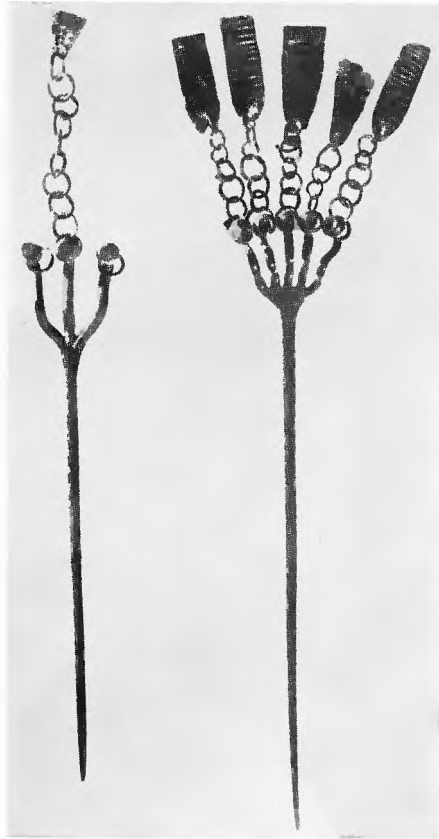
2.  $\frac{1}{2}$



3.  $\frac{1}{2}$



4.  $\frac{2}{3}$



5-6.  $\frac{2}{3}$

1 und 4. Steinau-Carlshuh, Grab 6; 2 und 5. Wohlau-Ost; 3 und 6. Verchenberg bei Glogau

Frühisenzeitliche mehrköpfige Bronzenadeln aus Schlesien



1. Das Kerngrab des Hügels



2. Das geöffnete Kerngrab des Hügels. Etwa  $\frac{1}{10}$

Grab 1 des Grabhügels von Burgheßler Kr. Eckartsberga



1. Die Steineinfassung des Hügelgrabes



IX

II

2. Bronzebeigaben der Gräber IX und II.  $\frac{1}{2}$

Der Grabhügel von Burghefner Kr. Eckartsberga



1. Klein Neundorf Kr. Görliß.  $\frac{1}{4}$  2. Pánáb, Komitat Kl. Kofel (Siebenbürgen). Etwa  $\frac{1}{5}$

3. Leibnitz (Steiermark).  $\frac{1}{4}$



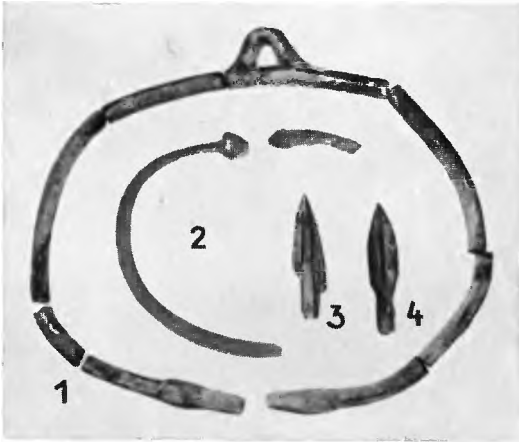
4. Griff des Dolches von Kl. Neundorf.  $\frac{1}{2}$  5. Szöny (Brigetto).  $\frac{1}{2}$

6. Scheidenbeſchlag des Kurzſchwertes von Leibnitz Etwa  $\frac{1}{2}$

Bronzene und eiferne Parierſtangen-dolche



1 2  
1-2. Gefäße aus Fürwitz Bez. Podersam.  $\frac{3}{4}$



3. Bronzebeigaben aus Fürwitz.  $\frac{1}{2}$



4. Bronzeplatte aus Schaab Bez. Podersam.  $\frac{5}{4}$



5. Knochen spitze aus Liquitz Bez. Dux  
Etwa  $\frac{1}{1}$

### Skythische Funde aus Böhmen



1. Lerchenberg Kr. Glogau; Barchlin und Trzebidza Kr. Schmiegel. Etwa  $\frac{1}{6}$

	3062		3061		3059
3065		3063	3066	3060	3064



2. Provinz Posen. Etwa  $\frac{1}{7}$

1742			1740			2279
	1747	1750		1755		
1752	1753	8897	8895	8896	1749	
					1754	1740

Gefäße der Urnenfelderkultur aus Schlesien und Posen

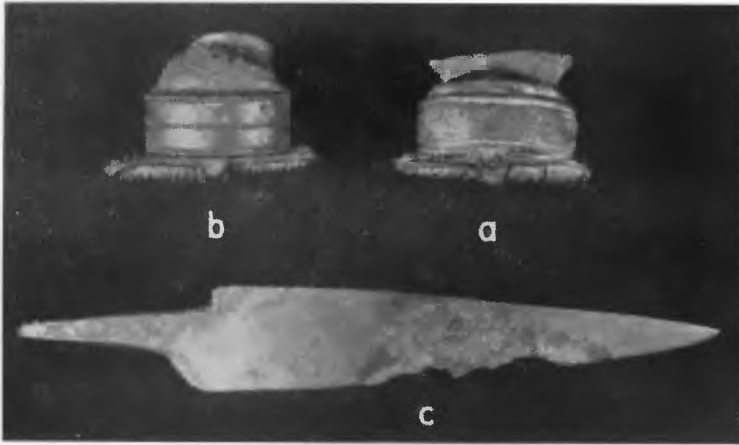


1. Seitenansicht. Etwa  $\frac{2}{5}$



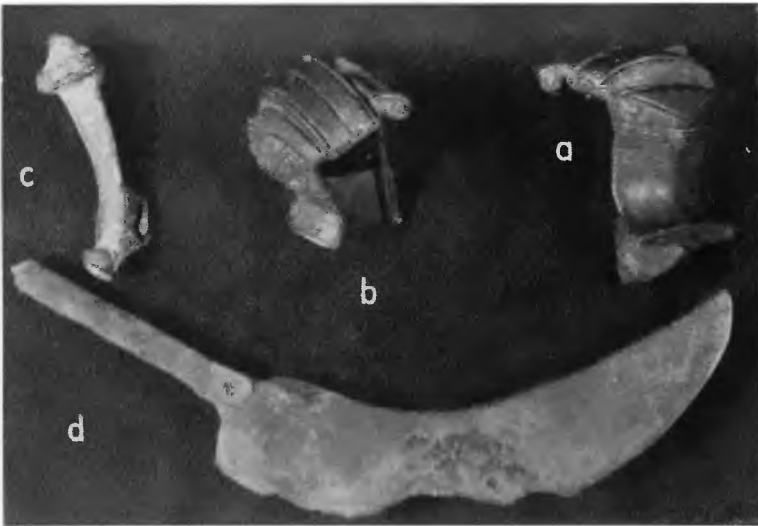
2. Ansicht von unten mit dem Fenster im Boden. Etwa  $\frac{2}{5}$

Germanisches Fenstergefäß von Mogilno?, Provinz Posen



1

$\frac{5}{6}$



2

$\frac{5}{6}$

Germanische Grabbeigaben aus Lerchenberg Kr. Glogau

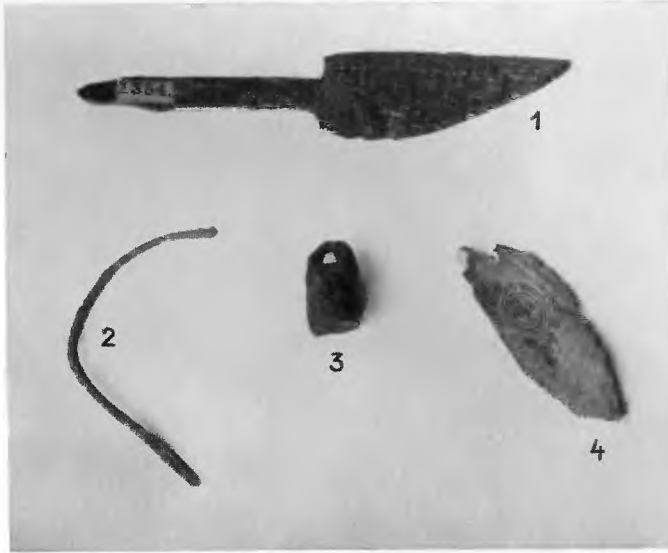


1. Brandgrubengrab nach Abdeckung der Ackerfrume



2. Dasjelbe Grab um 0,15 m tiefer freigelegt

Germanisches Brandgrubengrab von Gurschen Kr. Frauſtadt

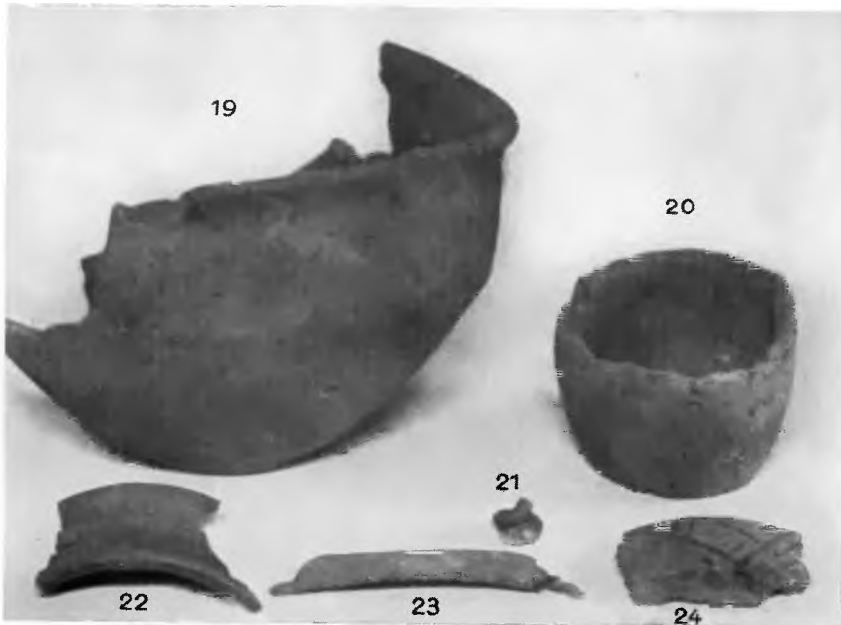


1-4. Grab von Lebus. Etwa  $\frac{3}{4}$



5-9. Grab von Clieftow Nr. Lebus. Etwa  $\frac{1}{2}$

Beigaben aus den Brandgrabengräbern von Lebus und Clieftow



1—24. Etwa  $\frac{1}{13}$

Beigaben aus dem Brandgrabengrab von Hurith Nr. West-Sternberg



1. Kunersdorf Kr. West-Sternberg.  $\frac{1}{2}$



2



3



4

2-4. Urnengrab von Golzow Kr. Uebus. 2 in  $\frac{1}{4}$ , 3 in  $\frac{1}{2}$ , 4 in  $\frac{1}{7}$  nat. Gr.



1 und 2. Sojvide auf Gotland.  $\frac{1}{4}$



3. Nörrebroby auf Fünen.  $\frac{1}{8}$



4. Hoby auf Saaland.  $\frac{1}{6}$

Frührömische Bronzeschüsseln aus Skandinavien



1. Søndre Kjörstad in Norwegen. Etwa  $\frac{1}{3}$



2. Brostov auf Seeland. Etwa  $\frac{1}{3}$



3. Eskilstrup auf Fünen. Vgl. Taf. II. 1. Etwa  $\frac{1}{3}$



4. Harv in Schweden. Etwa  $\frac{1}{3}$   
Spätromische Bronzeschüsseln aus Skandinavien



1. Boden der Schüssel von Estilstrup auf Fünen. Fast  $\frac{1}{1}$ . Vgl. Taf. XLVIII 3



2. Hantelöse von Hammerum auf Fünen.  $\frac{1}{2}$



3. Tragring von Avalsnes (Norwegen). Etwa  $\frac{1}{2}$

Teile von Bronzeschüsseln aus Scandinavien



1. Silberbecher von Džtrópata (jetzt Ostroviansy in der Slowakei)



2-3. Teildarstellungen von der Silbervase von Čertomlyk (Südrußland). Nach den Antiken Denkmälern



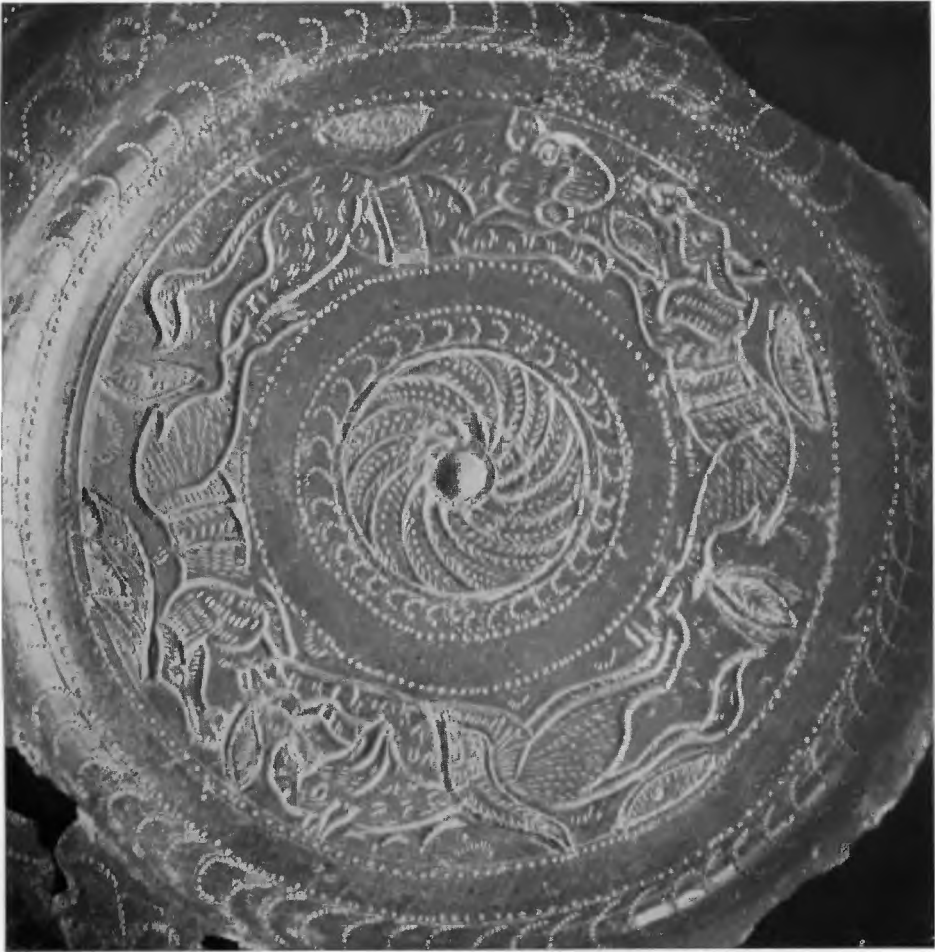
4. Intaglio von Carnuntum. Etwa  $\frac{2}{1}$   
Museum Deutsch Altenburg



5. Römische Bronzefibel. Etwa  $\frac{1}{1}$   
Museum des reformierten Kollegiums  
in Hódmezővásárhely



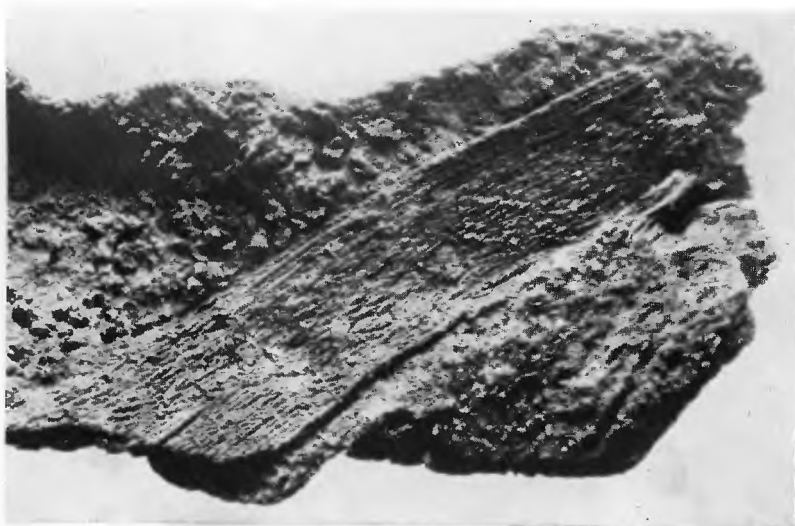
6. Silberschüssel aus dem Gouvernement Perm  
Nach Matulewitsch



Innenteil des Bronzetellers mit Tierfries von Sacrau Kr. Dels, Grab 1.  $\frac{1}{4}$

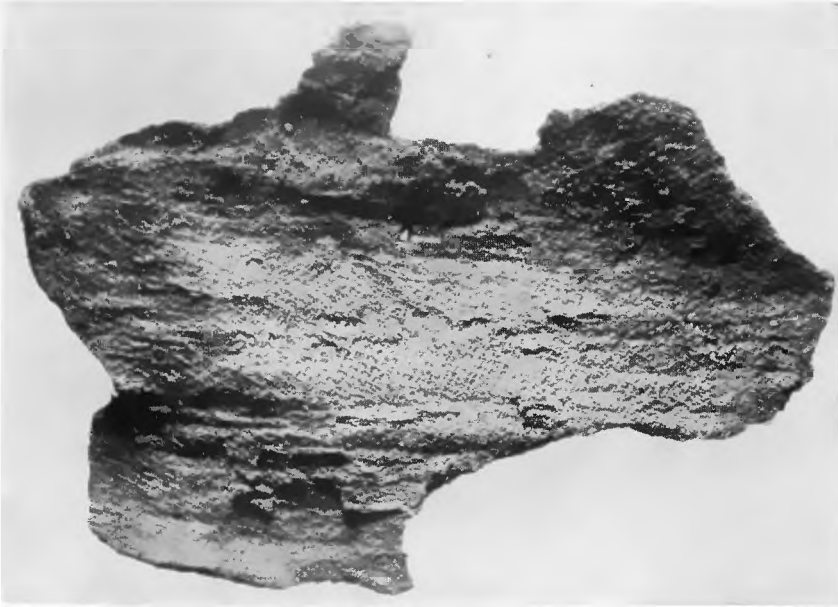


1. An Körper angewebte Kante in Brettchentechnik.  $\frac{5}{2}$   
Rückseite siehe Taf. LV 2



2. Wollband in Brettchentechnik.  $\frac{2}{1}$

Brettchengewebe aus Sacrau, Grab 3

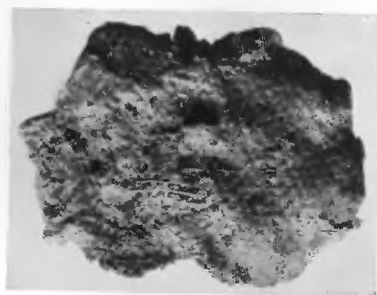


1. Grobes wollenes Schleiertuch.  $\frac{3}{2}$



2. Grobes Wolltuch.  $\frac{3}{2}$

Border- und Rückseite einer Gewebeschicht aus Sacrau, Grab 3



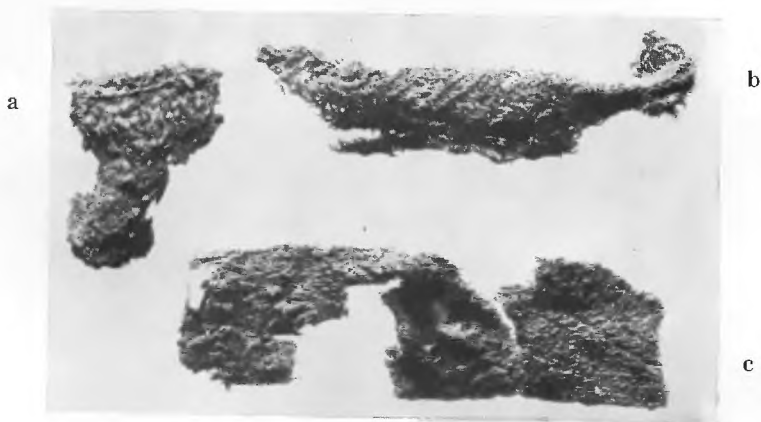
1. Wollrest.  $\frac{1}{1}$



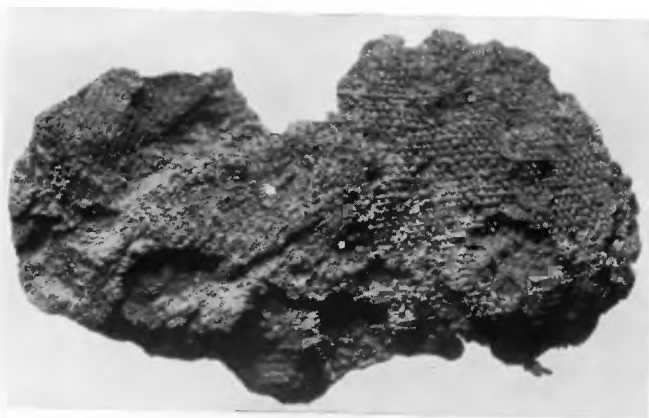
2. Wollnäuel.  $\frac{1}{1}$



3. Loses Körpergewebe.  $\frac{2}{3}$



4. Wollföper aus Grab 2. Etwa  $\frac{2}{1}$

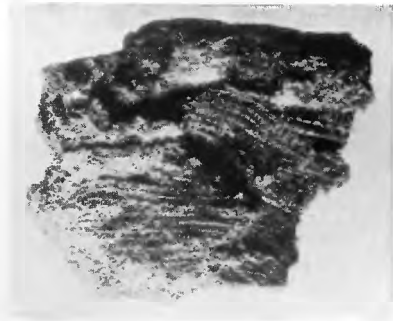


5. Grobes Wollgewebe. Fast  $\frac{1}{1}$   
1-3, 5 aus Grab 3

Geweberefte aus Sacrau, Grab 2 und 3



1. Leinwandrest. Faß  $\frac{1}{1}$



2. Rückseite des Stoffrestes Taf. LII 1.  $\frac{4}{8}$



3. Thorsberg, Hemdärmel mit Brettchenkante  
Faß  $\frac{1}{1}$ . Nach den Mitt. des Anthrop. Ver. in  
Schleswig-Holstein XIX Taf. IX



4. Wollföperreste.  $\frac{1}{1}$   
1, 2, 4 und 5 aus Sacrau, Grab 3

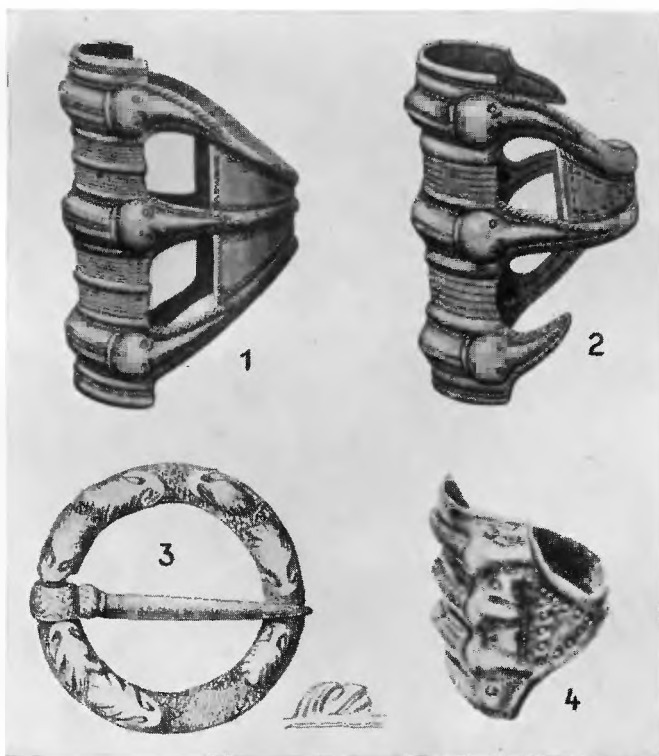


5. Wollföper und grobes Wolltuch.  $\frac{3}{2}$

Gewebereste aus Sacrau und Thorsberg



1. Goldfingerring von Königsberg Kr. Ostprignitz.  $\frac{2}{1}$



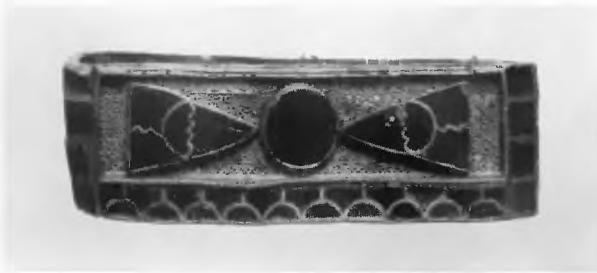
2,1-4. Skandinavische Schmuckstücke mit Tierkopferzierungen.  $\frac{1}{1}$

2,1-2. Goldringe aus Småland (Schweden) nach Salin; 2,3. Ringfibel aus Westermanland (Schweden) nach Hildebrand; 2,4. Goldring von Oppland (Norwegen) nach Bee



1

2



3a

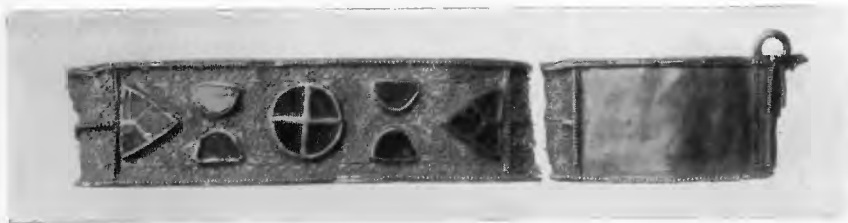
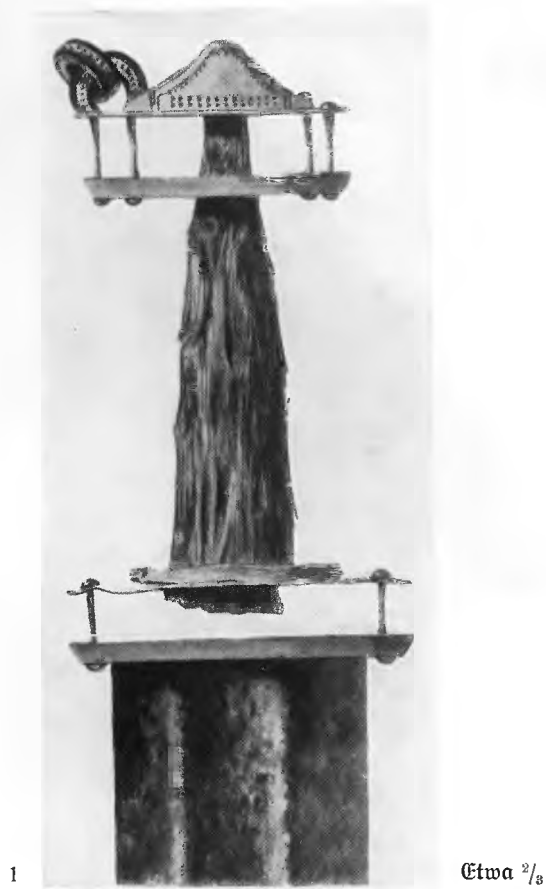


3b



4

- 1-3. Fund von Friedrichsthal bei Schwedt a. O. Museum Berlin.  $\frac{1}{2}$   
1-2. Knaufsteile, 3. Scheidenmundstück von Schwertern  
4. Fibel von Grönby, Schonen, Museum Lund.  $\frac{3}{4}$



1. Griff eines Schwertes von Gilton, Kent. Museum Liverpool. Nach Lindenschmit, *Altentümer unserer heidnischen Vorzeit V* Taf. XXX Nr. 512 d  
2a-b. Scheidenmundstück von Skjoldelev, Jütland. Museum Kopenhagen.  $\frac{1}{2}$



1. Schreyheim, Bayern.  $\frac{1}{2}$   
Nach Jahresbericht des Hist.  
Bereins Dillingen VIII, 1895  
Taf. IV 3b



2. Herbrechtingen  
Württemberg.  $\frac{1}{2}$   
Vgl. Veef, Germania 1930  
S. 74



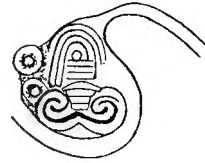
3. Soest, Westfalen.  $\frac{1}{2}$   
Vgl. Stieren, Germania 1930  
Taf. VI



4. Tübingen, Württemberg.  $\frac{1}{2}$   
Vgl. Veef, Germania 1932, Taf. IV



A



B



C

4a-c. Einzelmuster der  
Tübinger Fibel.  $\frac{4}{5}$

Fibeln der Merowingerzeit aus Süd- und Westdeutschland



1. Grabkammer aus Eichenbohlen. Grab 2



2. Grabkammer aus Eichenbohlen mit Resten der Totenbettflatt. Grab 3

### Grabkammern von Oberflacht, Oberamt Tuttlingen



1. Totenbaum Grab 72, gehoben und gereinigt



2. Bohlendecke über Grab 72

Grab 72 von Oberflacht

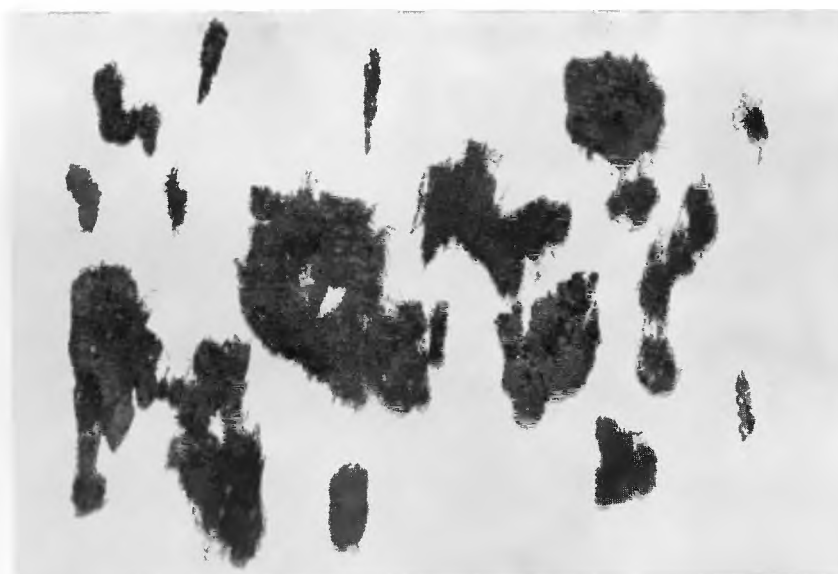
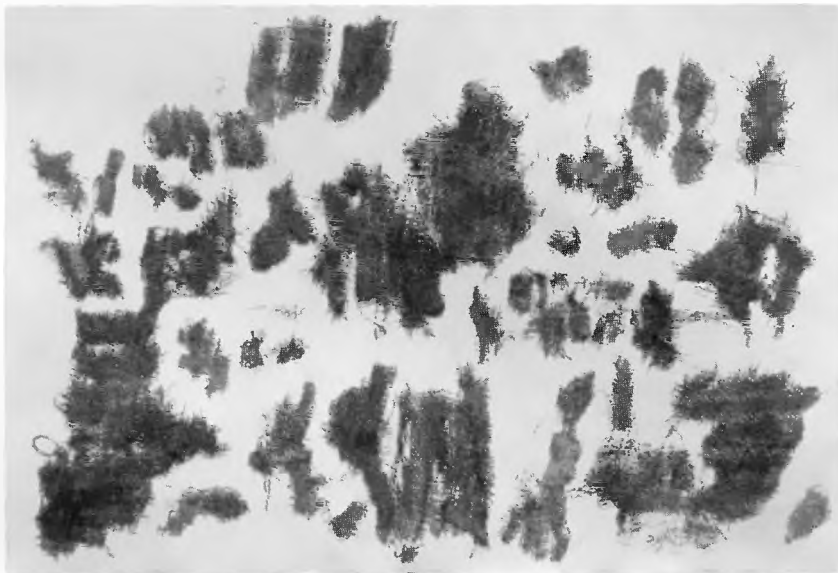


1. Totenbaum Grab 72, noch geschlossen



2. Totenbaum Grab 72, geöffnet

Baumsarg des Grabes 72 von Oberflacht



Gewebereste aus den Gräbern 36 und 72 von Oberflacht



1—2. Tongefäße aus Grab 16 und 53. Etwa  $\frac{1}{3}$



3 und 5. Holzgefäße aus Grab 72; 4. Holzgefäß aus Grab 59. Etwa  $\frac{1}{3}$

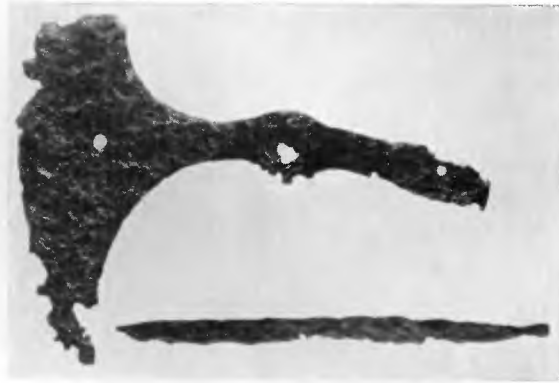


6—8. Holzgegenstände aus den Gräbern 59, 16 und 74. Etwa  $\frac{1}{5}$

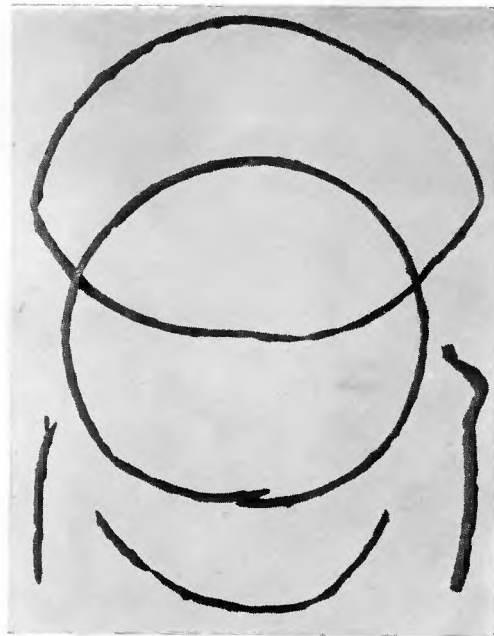
Holz- und Tongefäße aus Oberſlacht



1



2-3



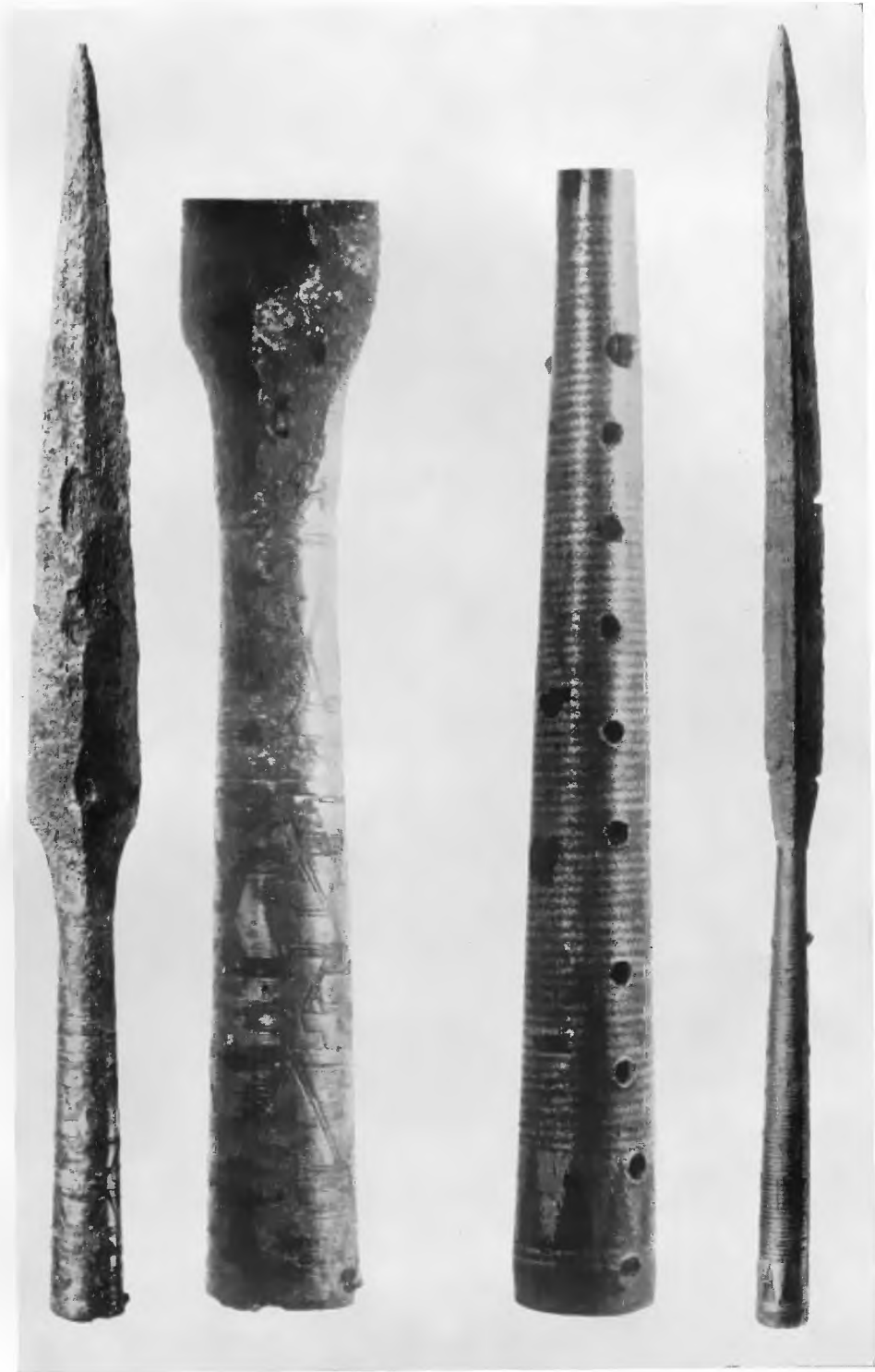
4

1 und 4 in  $\frac{1}{3}$ , 2-3 in  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.

Der Fund aus Libau Kr. Gnesen



Die verzierte Stille der Lanzenspiße von Libau in drei Ansichten.  $\frac{1}{4}$



1

1a

2

2a

Lanzenspitzen mit verzierter Stille aus Porež Kr. Osthavelland und aus der Oder bei Stettin



1. Grab 120  
Etwa  $\frac{1}{2}$



2. Grab 161  
 $\frac{1}{2}$

Vorwikingzeitliche Lanzgefäße aus Bjärs, Asp. Hejnum, Gotland



1. Stora Häftnäs, Landesgem. Wisby Grab 5.  $\frac{1}{2}$



2. Bjärs, Ksp. Hejnum Grab 162.  $\frac{1}{2}$

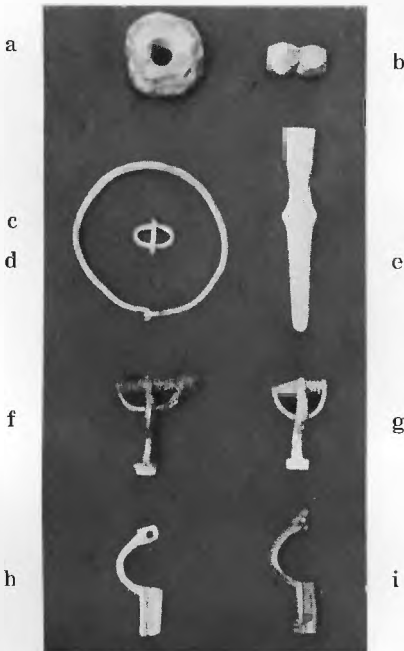
Vorwingerzeitliche Tongefäße aus Gotland



1. Grav 4. Brandgrube mit Urne. Etwa  $\frac{1}{12}$

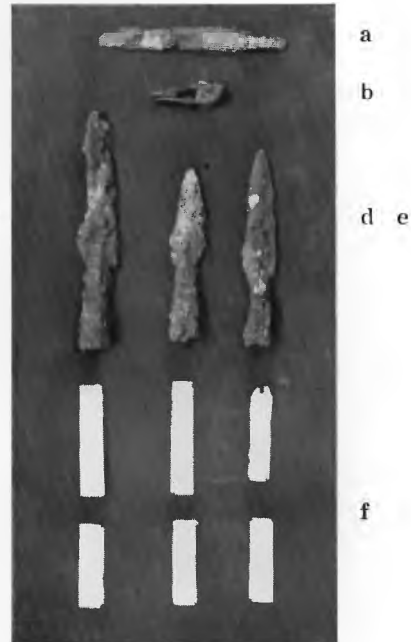


2. Grav 18. Brandgrube. Etwa  $\frac{1}{17}$



3. Etwa  $\frac{1}{3}$

3b aus Grav 6; 3g aus Grav 5;  
die übrigen Beigaben aus zerstörten Gräbern



4. Etwa  $\frac{1}{6}$

4b aus Grav 18; d und e, f Einzelfunde zwischen den  
Gräbern; die übrigen Beigaben aus zerstörten Gräbern



a b c d e f g h i

5. Longefäß c aus Grav 9; d aus Grav 4; die übrigen aus zerstörten Gräbern. Etwa  $\frac{1}{7}$

Gräber und Grabbeigaben von Conradswalde Kr. Elbing



1. Südweſthang des Schloßberges, zu unterſt die ſlawiſche Siedlungsjchicht



2. Bohlweg und Hausgrundriß von Weſten

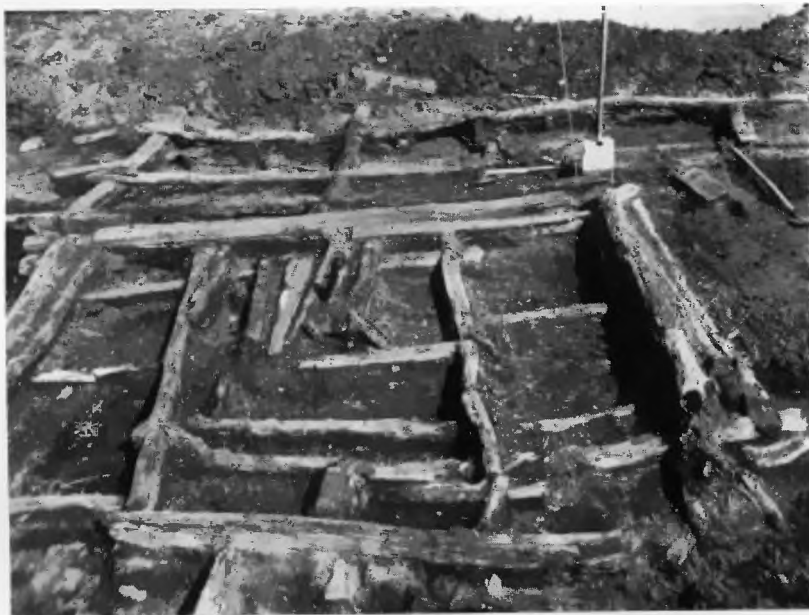
Der Burgwall (Schloßberg) von Güzkow in Vorpommern und ſlawiſche Hausgrundriffe



1. Haus A von Süden



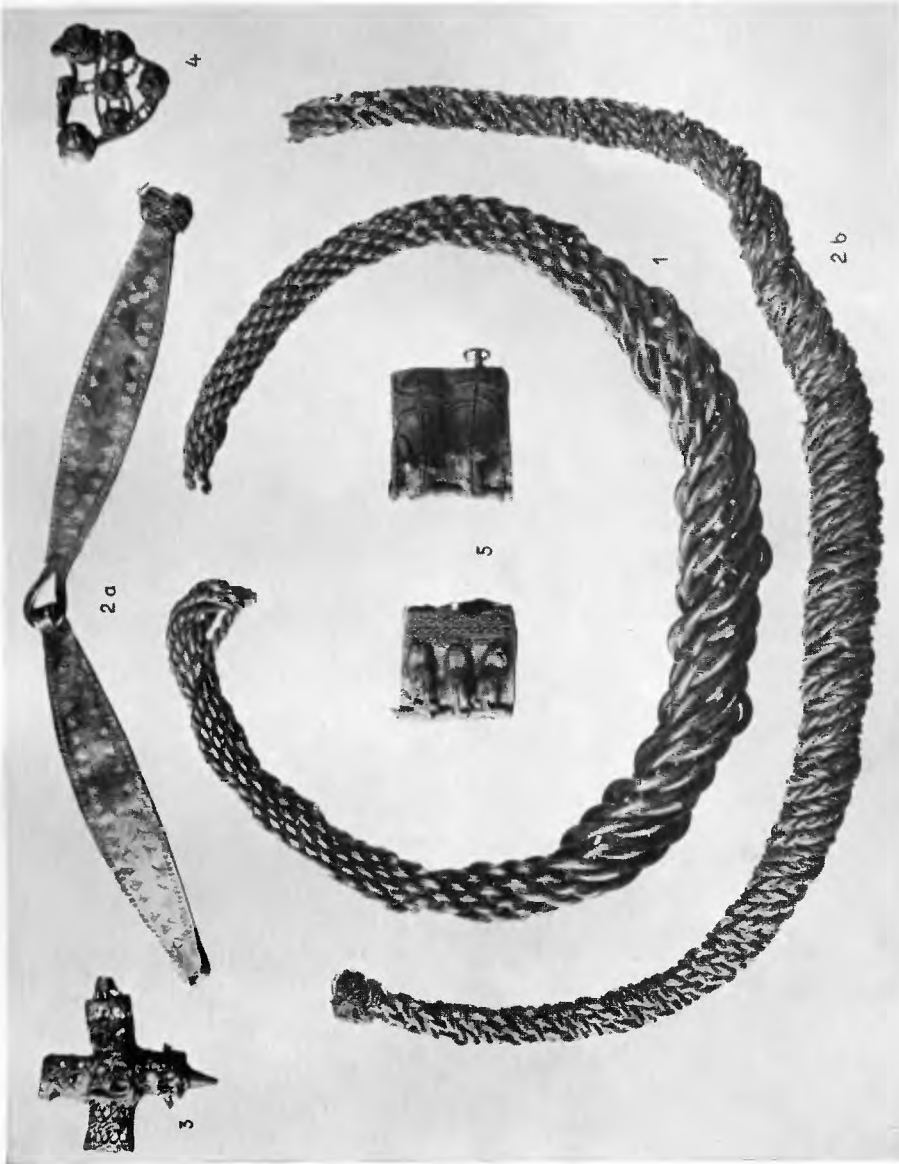
2. Südostende des Hauses A und Ostwand der Häuser B und C



1. Haus B von Süden



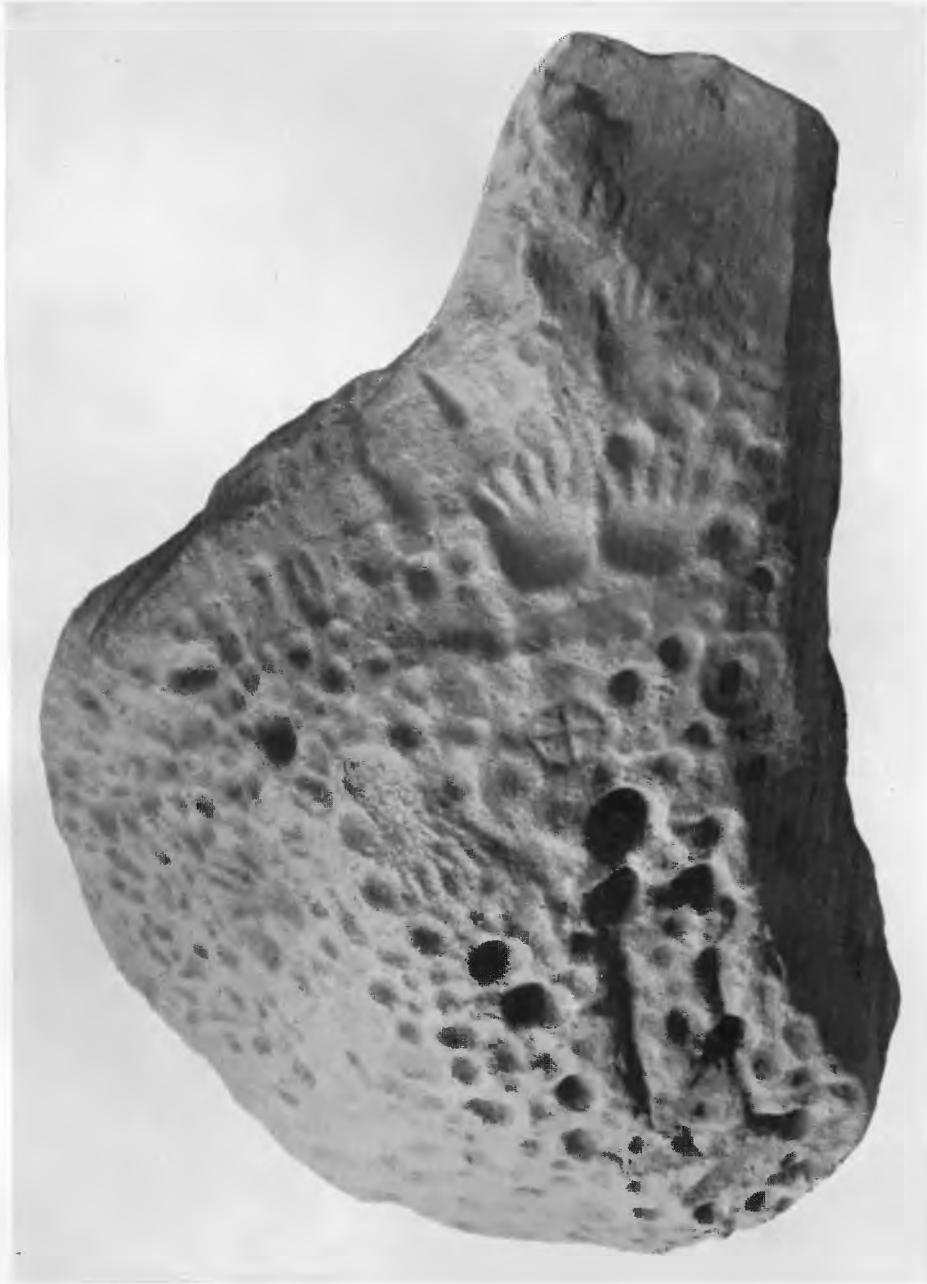
2. Nordwestecke des Hauses B mit Verzahnungen



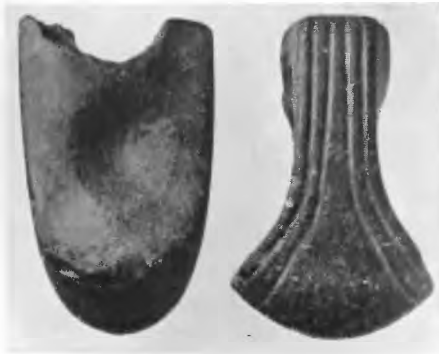
Schmuckstücke aus dem Hachsülberfund von Łącz-Mühle im Vorgeschießlichen Institut Göttingen. <sup>7/4</sup>



Schmuckstücke aus dem Hadſilberfund von Łącz-Mühle  
im Vorgeſchichtlichen Inſtitut Göttingen.  $\frac{1}{4}$



Schalenstein von Bunsloh in Dithmarschen.  $\frac{1}{13}$



1a-b. Priesholz Kr. Flensburg. 1/2



2a-b. Niendorf Kr. Segeberg 7926. 1/2



3. Buchholz Kr. Süder-Dithmarschen 11668. 1/2



4a-b. Dithmarschen 1702. 1/2



5. Deversee Kr. Flensburg 15174. 1/2

Steinart und Geröllsteine mit schalenartigen Vertiefungen



1. Rügumkloster 10083



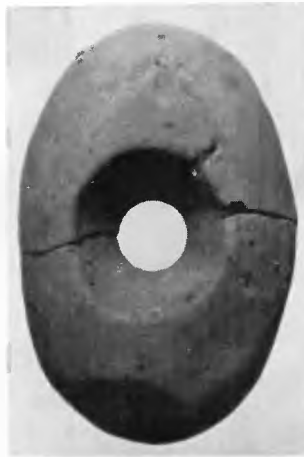
2. Sacksdorf Kr. Rendsburg 9998



3. Hönkys Kr. Alpenrade 12493



4. Malente 505



5. Schleswig-Holstein



6. Hoppnrade Kr. Osthavelland  
Mus. Berlin I E 6814

1, 3, 4, 6 in  $\frac{1}{3}$ , 2 und 5 in  $\frac{1}{2}$  nat. Gr.

Beile und Äxte mit Bohrungen ohne oder mit ungewissem Gebrauchszweck



1 a-c. Norder-Dithmarschen.  $\frac{1}{2}$

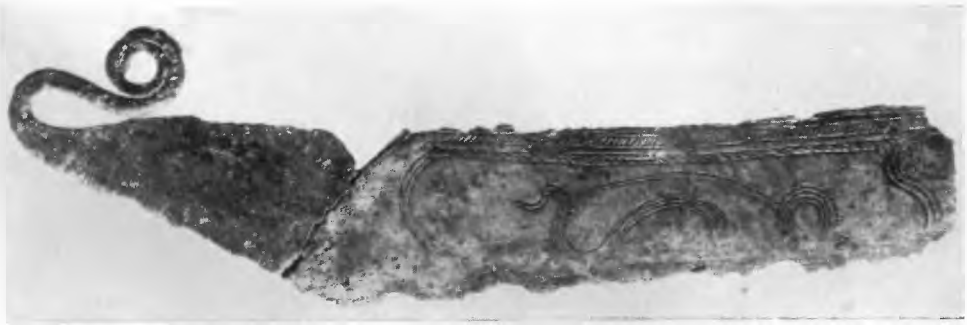


2 a-c. Schleswig-Holstein 667.  $\frac{1}{3}$

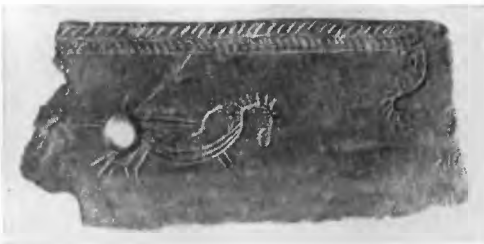


3 a-c. Böhren Kr. Rendsburg 15327.  $\frac{1}{2}$

Geröllsteine mit schalenartigen Vertiefungen



1. Rasiermesser von Kettinge auf Lolland (Dänemark).  $\frac{1}{1}$



2. Rasiermesser von Vester Lem in Jütland.  $\frac{1}{1}$



3. Staffelde kr. Randow.  $\frac{2}{8}$



4. Premnitz kr. West-Havelland.  $\frac{1}{2}$ . Vgl. Abb. 1



5. Schmarjow kr. Demmin.  $\frac{1}{4}$

### Dänische Bronzemesser und norddeutsche Tongefäße mit Tierdarstellungen



Beigaben aus dem jungbronzezeitlichen Friedhof von Depetok Nr. Salzwedel.  $\frac{1}{4}$



1. Gefäß mit Runenschrift. Etwa  $\frac{1}{4}$   
Nach: Aus Oberschlesiens Urzeit Heft 20, Taf. VIII



2. Graburne.  $\frac{1}{4}$

Die Gefäße des wandalischen Grabes von Sedschütz Kr. Neustadt



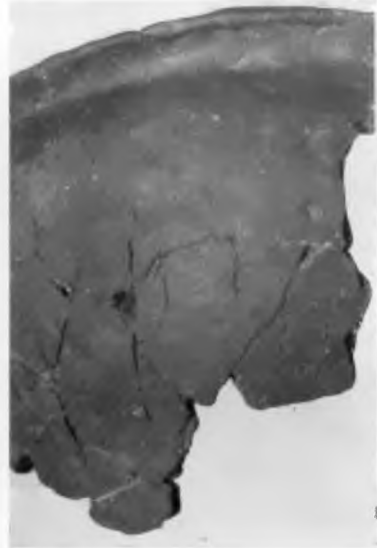
1



2



3



4

1-4 in  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.

Teilaufnahmen der Runenschrift auf dem wandalischen Gefäß von Sedschütz in Oberschlesien